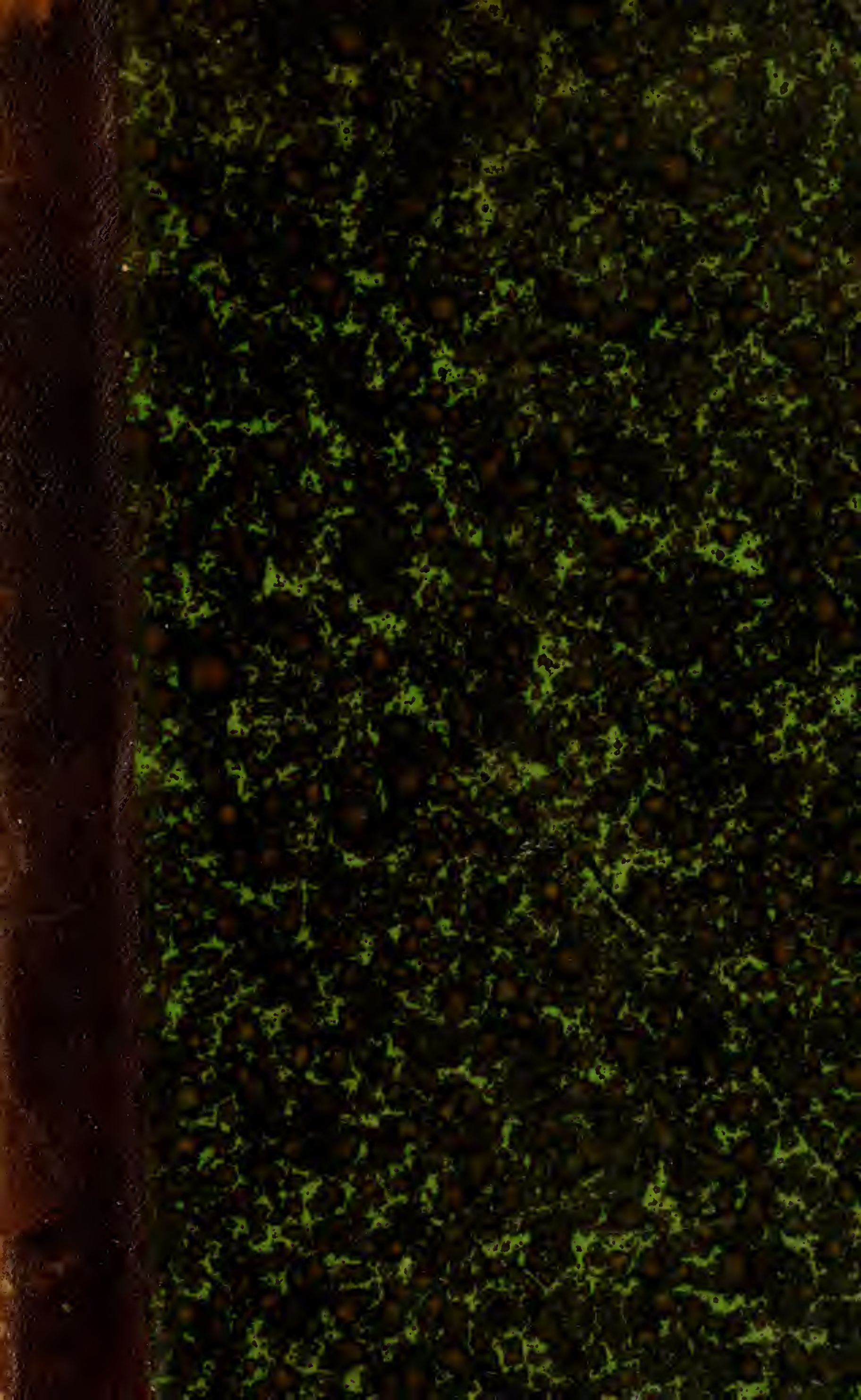




ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XVI. JAHRGANG, 29. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1861.

Inhalts-Verzeichniss des XXIX. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Der standhafte Prinz

(el principe constante).

Trauerspiel von Calderon.

Als das Trauerspiel, der standhafte Prinz, vor dreissig bis vierzig Jahren auf der Berlinischen Königlichen Bühne nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel erschien, erregte es die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in höherem Grade als gewöhnlich, setzte die Federn der Kunstrichter in Bewegung und gab zu einem nicht unbedeutenden geschichtlichen Werke „Leben des standhaften Prinzen nach der Chronica seines Geheimschreibers F. Joam Alvares u. a. Nachrichten, Berlin 1827“ Veranlassung. Seitdem ist es fast wieder in Vergessenheit gerathen, und es möchte desswegen wohl an der Zeit sein, an dieses Schauspiel, dem von mehreren Kennern unter den Bühnenwerken Calderons der erste Platz eingeräumt wird, aufs neue zu erinnern, seine Eigenthümlichkeit und seine Vorzüge zu besprechen, wiewohl auch seine Mängel nicht zu verschweigen.

Der Stoff ist aus jenem Abschnitte der Geschichte Portugals entlehnt, wo die afrikanischen Mauren von den Königen dieses Landes bekriegt wurden. Diese Kriege waren Religionskriege. Die Mauren hatten einen bedeutenden Theil der pyrenäischen Halbinsel früherhin nach den Grundsätzen ihrer Religion durch Feuer und Schwert eingenommen; sie waren endlich aus Spanien und Portugal vertrieben und hatten in dem gegenüberliegenden Afrika Staaten gegründet; aber sie blieben doch heimliche und offenbare Widersacher des Christenthums, sie waren Seeräuber, führten oft von den europäischen Küsten Menschen durch plötzlichen Ueberfall hinweg, machten sie zu Sklaven und

liessen sie die gröbsten und niedrigsten Arbeiten verrichten, und in einem kummervollen Leben hinschmachten, dem der Tod weit vorzuziehen war, und wovon sie meistens nur dieser befreien konnte. Kriege waren also von Seiten der Europäer in doppelter Hinsicht edel als Vertheidigungskriege nicht bloss der irdischen Güter, sondern auch des höchsten Kleinods, der Religion. Zur grösseren Sicherheit musste den Spaniern und Portugiesen viel darauf ankommen, in Afrika selbst festen Fuss zu fassen, und die räuberischen, grausamen Muhamedaner weiter zurückzudrängen. Dies war dem portugiesischen Könige Eduard gelungen. Er hatte die Seestadt und Festung des Königes von Fez, Ceuta, erobert, es war ein christlicher Ort geworden, christliche Kirchen waren erbaut, christlicher Gottesdienst wurde gehalten. In der Hoffnung, das Glück werde ihm noch ferner hold sein, und mit der Absicht, noch eine maurische Stadt, nämlich Tanger, einzunehmen und zugleich gefangene Christensclaven zu befreien, schickte er seine Brüder Fernando und Enrique mit einer bedeutenden Flotte ab. Bei dem ersten Angriff siegen sie auch, und Fernando nimmt sogar den Anführer des Königs von Fez gefangen, schenkt ihm aber grossmütig die Freiheit. Kaum jedoch ist dies geschehen, so erscheint ein neues doppeltes Heer von Fez, sowie von Marokko, dessen König Tarudante sich um Phönix, die Tochter des Königes von Fez bewirbt, und der jenen desswegen mit seinen Truppen unterstützt. Die Portugiesen werden umzingelt, geschlagen und die beiden Prinzen selbst gefangen genommen. Der König von Fez schickt den einen derselben, Enrique, nach Portugal an dessen Bruder, den König, zurück, und ist bereit unter der Bedingung, dass Ceuta wieder ausgeliefert werde, den Fernando frei zu lassen. Enrique berichtet bei seiner Zurückkunft nach Afrika, König Eduard sei vor Kummer über das gescheiterte Unternehmen und über die Gefangenschaft seines Bruders Fernando gestorben, habe aber in seinem letzten Willen geboten, die Bedingungen des Feindes einzugehen. Fernando will aber um diesen Preis nicht frei sein, obgleich er voraussieht, dass er von nun an die grössten Leiden zu ertragen haben werde. Der erzürnte König von Fez befiehlt auch sogleich, dass man ihn den geringsten Sklaven gleich halte, und so erliegt der

Prinz, noch ehe Hülfe kommt. König Alfonso nämlich, der seinem Vater auf den portugiesischen Thron gefolgt ist, erscheint mit einem grossen Heere, besiegt die Feinde, empfängt aber statt des lebenden Fernando nur dessen Leiche.

Dies ist der Inhalt des Trauerspiels, der freilich von der Geschichte in einigen Punkten abweicht, indem der Verfasser sich seinem Zwecke gemäss der dichterischen Freiheit mit Recht bediente. Das Benehmen des Prinzen in seiner Gefangenschaft und sein Tod ist der eigentliche Kern des Stücks. Fernando ist der Christ im Leiden, er stirbt den Märtyrertod, er ist ein vollkommener Charakter, er ist rein und unbescholten als Mensch, in allen Lagen, worin er uns vorgeführt wird, als Krieger, Bruder, Unterthan, Freund, Genosse, er ist mehr als das, er ist echt christlich, und ich wüsste nicht einen einzigen Gedanken, eine einzige Rede des Fernando anzuführen, die nicht dieser Bezeichnung entspräche. Die Untadelhaftigkeit und Christlichkeit des Zuges, welchen er befehligt, ist schon vorher erwähnt. Dem gemäss spricht er bei seiner Landung in Afrika, es sind seine ersten Worte:

> Ich muss der erste sein, die sandgen Fluren,
> Du schönes Afrika, dir zu berühren,
> Auf dass, gedrückt von meiner Tritte Spuren
> Die starke Macht dein Nacken möge spüren,
> Die dich soll zähmen.

Da indess die Rechtmässigkeit des Krieges als unbestritten angenommen wird, so ist in dem Stücke nicht weiter davon die Rede.

Fernando ist demnach der Held der Tragödie. In der kleinen vorher angeführten Schrift „Leben des standhaften Prinzen“ lautet der Schluss so: „Don Fernando von Portugal, Grossmeister des Avizordens, starb in einem Alter von 40 Jahren, 8 Monaten und 7 Tagen, von welchen er 5 Jahr, 9 Monat in der Gefangenschaft zugebracht hat. Das schöne Ebenmass seines zartgebauten Körpers, die Klarheit seiner Farbe, der Adel seiner Züge, das stille Feuer seines Auges gewannen einen Jeden, der ihn sah, bevor Krankheiten und Leiden, denen wol ein Stärkerer ohne Hülfe von oben nicht so lange widerstanden hätte, die schöne Hülle zertrümmerten und die Bande des un-

gern hienieden weilenden Geistes löseten. Von diesem keuschen, frommen, tapfern Ritter hat Niemand je ein böses oder unlauteres Wort gehört. Der sich in Demut vor Gott einen strafwürdigen Sünder nannte, erschien in den Augen seiner Mitmenschen, selbst seiner Feinde, als ein Gerechter, ein Heiliger. Ja mit voller Wahrheit darf man von ihm sagen: sein ganzes mühevolles Leben war der klare Wiederhall seines einfachen innigen Wahlspruches: Le Bien me plait."

So weit der portugiesische Berichterstatter, dessen Schilderung zufolge man sich Fernando als einen innerlich und äusserlich ausgezeichneten Mann zu denken hat. Von dem Aeusserlichen hat Calderon nun wol kaum einen Wink gegeben, weil Vorzüge dieser Art für den Hauptgedanken des Trauerspiels zu geringfügig und unwesentlich waren, innerlich ihn dagegen mit jener glücklichen Mischung von Lebendigkeit, Kraft, Heiterkeit und Milde ausgestattet, die zu jedem Geschäft fähig macht, von Unentschlossenheit und Bedenklichkeit wie von Uebermut und Leidenschaftlichkeit abhält, und ihm alle jene schönen menschlichen Tugenden des Mitleidens, der Grossmut, der Wohlthätigkeit, der Selbstverläugnung, ja auch alle geselligen Vorzüge und zwar mit jenem einnehmenden Gepräge der damaligen Ritterlichkeit und Verehrung des schönen Geschlechts mitgetheilt. Er übertrifft in allen diesen Eigenschaften seine Begleiter sowie die Feinde; und doch ist es dies nicht, was seinen wahren Werth ausmacht, sondern die Frömmigkeit ist es, die sich in seinen Reden wie in seinen Thaten zeigt, und wodurch diese auch ihre besondere Farbe erhalten. Obgleich aber dieser Hauptcharakter, wenn irgend einer, edel und erhaben ist, so hat ihn der Dichter doch nicht, etwa wie schlechte Maler die Lichtpartien ihrer Gemälde, durch schwarze Schatten zu heben gesucht, er hat vielmehr auf eine feinere Art ihm einige an und für sich betrachtet gleichfalls edlere Gemüter entgegengesetzt. Ja noch ein anderer und stärkerer Gegensatz scheint sich mir als rother Faden durch das ganze Gewebe zu ziehen, nämlich der Gegensatz des Christenthums und des Muhamedanismus und die Verklärung des ersteren. Das Ungöttliche und Irdische des letzteren ist die Verbreitung seiner Lehren durch Gewalt und Zwang. Diesen Charakter hat der

König von Fez, sowie Tarudante, der König von Marokko und Freier der Phönix. Das Religiöse ist bei dem Einen wie bei dem Andern bereits erloschen, und es ist etwas rein Irdisches und Sinnliches übrig geblieben. Es ist nur Eroberungssucht, was den König von Fez mit Halsstarrigkeit auf die Herausgabe von Ceuta erpicht macht. Tarudante unterstützt ihn, bloss um Phönix zur Gemahlin zu erhalten. Ueberhaupt finden sich in dem ganzen Stücke nur wenige Erinnerungen an den Islam und an die Religiosität ihrer Bekenner, und diese wenigen sind überdies unbedeutend. In der ersten Abtheilung sagt Phönix: „Steh mir Allah bei!“ und Muley: „Wohl nach unsers grossen Mahoms des Propheten billgem Zorne“ und derselbe zu Fernando beim Abschiede: „Allah woll' Dich schützen, Spanier,“ worauf Fernando antwortet: „Dir, wenn Allah Gott ist, helf er!“ In der dritten Abtheilung lehrt Brito den Fernando auf muhamedanische Art betteln: „Sprich,

Mohren lasst euch doch erflehen
Einem Armen beizustehen,
Dass er kann den Hunger stillen,
Um des heilgen grossen Zehen
Des Profeten Mahom willen.“

Weit stärker zeichnet Tieck im „Kaiser Octavian“ den Religionseifer des muhamedanischen Kaisers, der sein Götzenbild erst anbetet und dann verflucht und zerschlägt. Die Ausführlichkeit jenes Gedichtes liess dies eher zu. Calderon hätte freilich auch mit wenigen Strichen seine Muhamedaner eben so zeichnen können, aber eben dadurch, dass er es nicht thut, will er uns vielleicht zu verstehen geben, dass seine Muhamedaner es nur noch sind, insofern sie den Christen gegenüberstehen. Sie hegen kaum einen Hass gegen die Christen als Christen, dieser ist ihnen nur noch angeerbt. Sie haben nur noch einen Schatten von Religion. Sobald aber der Mensch dies höchste Gut aufgibt, so gebricht es selbst dem Bessern an wahrem Adel. Das Recht und die Gerechtigkeit reichen nicht aus. Sonst könnten wir auch den König von Fez und Tarudante nicht tadeln. Denn was ist endlich Recht im Länderbesitz? Ceuta ist dem Könige von Fez von den Portugiesen genommen. Wer mag es ihm verdenken, wenn er es wieder haben will, wenn

er es als Lösegeld für Fernando fordert? Ist er selbst halsstarrig, so dünkt er sich durch Fernando's Halsstarrigkeit dazu berechtigt. Darum antwortet er seiner Tochter, die eine Bitte für den Gefangenen einlegt:

„Nein, halt inne, Phönix, halt!
Sucht er selbst nicht sein Verderben?
Thut Fernando'n wer Gewalt,
Dass er müsste schmählich sterben?
Wenn, weil grausam er und hart
Beim gegebnen Wort verharrt,
Er so harte Strafe duldet,
Wie hätt' ich an ihm verschuldet,
Was von ihm beschlossen ward?
Steht es nicht bei ihm zu wenden
Dieses Elend und zu leben?
Steht es denn in seinen Händen,
Mag er Ceuta übergeben,
Und all seine Qual wird enden."

Er glaubte sich vollkommen gerechtfertigt und durchaus schuldlos, wenn er dem Fernando auf seine Bitte um Erbarmen antwortet:

„Weil gebracht ums Leben dich
Deine eigne Hand, nicht ich,
Hoff' Erbarmen nicht von mir:
Habe Mitleid du mit dir,
Dann, Fernando, rührst du mich."

Und von seinem Standpunkte aus angesehen, hat er Recht. Darum sagt er bei dem Leichnam des durch die harte und sklavische Behandlung gestorbenen Fernando zu den Christensklaven:

„Christen, seht ein Denkmal hier,
Das den kommenden Zeitaltern
Die Gerechtigkeit verkünde,
Die ich übe: denn für Thaten
Wider königliche Häupter
Heisst nicht Grausamkeit die Rache.
Komm' Alfonso jetzt, er komme
Trotzig aus den Sklavenbanden
Ihn zu lösen! Sind mir schon
Grosse Hoffnungen entgangen,
Dass Ceuta das meinige würde,

Damit sie dem Trotzgen fallen
Auf dess Freiheit, so erfreuts mich
Ihn zu sehn in engen Schranken.
Auch im Tode nicht entgeh' er
Meines Grimms denkwürdgen Strafen,
Und so soll er dastehn Jedem,
Der vorübergeht, zur Schande."

Darum bereut er auch seine That nicht, sondern klagt nur, als Alfonso ihn besiegt, die Unbeständigkeit des Glückes an. Ja er zeigt sogar Charakterstärke, als er die Bedingung, Fernando für Phönix zu tauschen und in Freiheit zu setzen, nicht erfüllen kann, da dieser schon todt ist. Er sagt zu Alfonso:

„Gib den Tod der schönen Phönix,
Nimm mein Blut für deins zur Rache!"

Und da Alfonso auch mit der Leiche zufrieden ist und sie zur feierlichen Bestattung nach den Schiffen tragen lässt, ruft der König aus: „Ihn begleiten sollen Alle!" Er hat keinen Groll mehr gegen seinen Feind, er verherrlicht seine letzten Ehren. So ist denn der König von Fez durchaus kein unedler Charakter. Als König hat er recht gehandelt, und auch als Mensch, aber nicht als Christ. Auch in seinen übrigen Verhältnissen gegen seine Tochter, gegen Muley und Tarudante zeigt er sich untadelhaft. Er ist königlich und voll Mut. Er sagt zu Muley:

„Was du weisst, verkünde mir,
Denn bei einem festen Mute
Findet Böses wie das Gute
Immer gleiche Mienen."

Er ist ruhig und höflich in dem Wortwechsel des Alfonso und Tarudante, selbst milde und väterlich gegen seine Tochter, soweit es ihm seine Absichten als König verstatten.

Wenn sich so in dem Könige von Fez der Muhamedanismus als Gegensatz des Christenthumes ausspricht, und gleichsam als Mittelpunkt des ersteren zu betrachten ist, bilden Tarudante und Muley die beiden Pole, welche den Islam einschliessen. Tarudante ist die gröbere, Muley die feinere Eigenthümlichkeit desselben. Jene durfte nicht übergangen werden, aber sie ist mit vieler Schonung behandelt. Theils spielt Ta-

rudante eine weit geringere Rolle und tritt nur ein paarmal auf, theils ist auch er nicht von allen edlen Gefühlen verlassen. Als Fernando ihn anfleht, äussert er sein Mitleid mit den Worten; „Welch kläglich Wehe!“ Seine Liebe zu Phönix ist freilich etwas gewöhnlich und hastig, ohne doch gemein und roh zu sein. Am stärksten tritt seine Eigenthümlichkeit in dem Benehmen gegen den König Alfonso hervor. Er ist leidenschaftlich, zornig, ja fast grob; und wenn Alfonso es nicht minder scheint, so hat der Dichter es doch verstanden, den christlichen König zu heben, indem dieser Anfangs des Muhamedaners hochtrabende Reden echoartig wiederholt, und von dem König von Fez dennoch zuerst zum Sprechen aufgefordert wird, sodann aber Heftigkeit nur mit Heftigkeit erwiedert, um seiner Würde und seinem Mute nichts zu vergeben, und endlich weit edlere Beweggründe hat zum starken Ausdruck seiner ihn fast überwältigenden Empfindungen.

Tarudante tritt beinahe noch mehr in Schatten, wenn man ihn mit Muley vergleicht, mit diesem tapfern und ritterlichen, für Liebe und Freundschaft gleich empfänglichen, feinsinnigen, von Eifersucht und Dankbarkeit, von Pflicht und Gefühl gepeinigten Muhamedaner, der für Phönix eigentlich zu gut ist, und dem zur Vollendung nichts fehlt, als ein Christ zu sein. Muley Scheik ist von hoher Geburt, des Königs von Fez Neffe, sein Geschlecht zählt viele Pascha's und Beglerbey's. Seine Tapferkeit wird nicht bloss von seinem Könige anerkannt, der ihn sehr ehrenvoll behandelt, und, als ein Kanonenschuss ihn meldet, ausruft: „Billig ist's ihn zu begrüssen,“ und ihm, seinem bewährten Feldherrn aufträgt, den Feind zu empfangen, sondern von dem Feinde, von seinem Ueberwinder Fernando, gleiche Anerkennung empfängt, indem dieser sagt, Muley allein habe nach Ueberwindung des muhamedanischen Kriegsheeres sich ihm noch gestellt, sei zwar gefangen, mache aber ihn, den Sieger stolz auf seinen Sieg. Und aus seiner weitern Erzählung geht hervor, dass Muley sich nicht von seiner Kühnheit hinreissen lässt, sondern die Gefahr mit Besonnenheit ermisst, indem er sich vor der Uebermacht zurückzieht. Da heisst es: „Denn zu fliehn gehörig wissen Hat oft auch für Sieg gegolten.“ Aber mit dieser Tapferkeit ist Empfänglichkeit für die Reize

des weiblichen Geschlechts verbunden; und diese hat schon früh in seiner Nachbarin ihren Gegenstand gefunden. Seine Liebe ist durch gemeinschaftliche Erziehung mit seiner Angebeteten genährt und endlich durch Gegenliebe belohnt, die sein innerstes Wesen so erfüllt und durchglüht, dass ihn die Gefangenschaft weniger als die Trennung von der Geliebten und die Eifersucht beunruhigt und niederschlägt. Die Eifersucht zumal gibt seinem lebhaften aber doch milden Gemüt eine gewisse Fieberglut, die sich besonders in den Unterredungen mit Phönix und schon bei der Ahnung eines Mitbewerbers, noch mehr bei der Gewissheit desselben, in abgerissnen Worten, in Wunsch und Furcht, in Hoffnung und Verzweiflung, in Vorwürfen gegen die Geliebte, in Bitten um Verzeihung und abermaligen Ausbrüchen der gekränkten Liebe über die Mangelhaftigkeit der Erwiederung kund gibt. Es ist aber schön, dass der Dichter den Muley diese Glut seines liebenden Herzens gleich im ersten Aufzug aussprechen lässt, und dass sie im Anfang des zweiten nur noch leise wieder auflodert. Denn wenn gleich die Liebe das süsseste Gefühl ist, so muss sie doch als Genuss vor der Pflicht weichen; und so wird auch Muley durch das Verhältniss, in welches er zu Fernando tritt, erhöht und veredelt. Er nimmt die ihm von seinem grossmütigen Ueberwinder geschenkte Freiheit mit der zarten Gegenrede an:

„Nichts erwiedert meine Stimme,
Denn man kann den freien Geber
Einzig durch Empfangen schmeicheln.“

Er fühlt sich zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet, nicht bloss bei seinem Abschiede gleich darauf:

„So in gut als übler Zeit
Hast du mich zum ewgen Knechte. — —
Einst noch hoff' ich dir in Zukunft
So viel Gutes zu vergelten,“

sondern auch nachher, als Fernando in Fez Gefangener ist. Bei dem Mitleid desselben gegen die Christensklaven, und den Versprechungen an sie lernt ihn Muley immer mehr bewundern:

„Ich steh hier und seh die Liebe,
Womit ihr das harte Joch
Dieser Sklaven sucht zu mildern,“

und macht ihn zum Vertrauten seiner Liebe, hält sich jedoch wegen der Bewerbung des Tarudante für unglücklicher als den Fernando, der, wie er vermutet, bald in Freiheit gesetzt sein wird. Als aber dessen Schicksal sich plötzlich verschlimmert, verzichtet er sogar auf ein Gespräch mit seiner Geliebten, um seinen Befreier, selbst mit eigener Gefahr zu befreien.

„Denn es ist gewiss, erfährt
Diess der König und bestraft mich
Als Verräther nach dem Recht,
So wird mich der Tod nicht kümmern."

Er hält dies für seine Pflicht: er wolle eine Schuld abtragen, die Fernando ihm vorgestreckt habe. Er nennt sich seinen Knecht, der einmal doch habe vergelten müssen, was ihm Grosses geschehen sei. Als freilich der König dazu kommt und aus Verdacht ihn verpflichtet, den hohen Gefangenen zu bewachen — „auf alle Fälle musst du für ihn Rede stehn," da erhebt sich ein Kampf in seiner Brust zwischen der Freundschafts- und der Unterthanenpflicht; aber, obgleich sein Freund ihm räth, dem Könige zu dienen, und so seine Ehre rein zu erhalten, so bleibt er doch dabei, seinen Vorsatz in's Werk zu richten, jenen in Freiheit zu setzen und selbst den gewissen Tod zu leiden, und nur als Fernando schärfer auf ihn einspricht, wird er wieder wankend, und das Unternehmen bleibt unausgeführt. Hier ist denn auch der Punkt, wo der Muhamedaner hinter dem Christen zurücksteht, wo Muley zum zweitenmale und auf eine edlere Art besiegt wird. Hier ficht nicht Schwert gegen Schwert, sondern Grossmut gegen Grossmut. Es ist sehr zu bezweifeln, ob Fernando in einem gleichen Falle eben so gehandelt haben würde, wie er hier den Rath gibt, ob er die Frage, die er hier selbst aufwirft:

„Soll ich von dem Freiheit nehmen
Der, um für mich auszustehn,
Dann zurückbleibt? Soll ich dulden,
Dass an seiner Ehre wer
Grausam handle mir zu Gunsten?"

nicht anders beantwortet hätte als Muley. Freilich streiten hier zwei Pflichten; aber edler war es auf jeden Fall, das eigne Leben aufzuopfern; und er hätte in der That hartnäckiger darauf

bestehen können, Fernando würde es wahrscheinlich doch nicht zugegeben haben. Aber der Dichter hat grade durch diese Mangelhaftigkeit, diese Unschlüssigkeit und Schwachheit die Kennzeichnung des Muley fortgesetzt und festgehalten. Um den Kampf der Grossmut mit dem Beschluss der Aufopferung zu beenden, musste er den Liebhaber vergessen und Christ sein. Daher kann er sich nun auch nicht höher erheben; er hat im dritten Aufzug freilich ein tiefes aber doch kraftloses Mitleid mit dem Dulder, und wird endlich zum zweitenmal mit Tarudante und Phönix von den Portugiesen gefangen. Durch das Fürwort wird ihm zwar bei dem Austausch der Gefangenen gegen die Leiche Fernando's von Alfonso die Hand der Phönix als Belohnung für die Freundschaft mit Fernando bedungen; aber wie gering ist dieses irdische Glück gegen das erhabnere, dessen sich Fernando durch seine Leiden für die Religion würdig gemacht hat, durch die Glorie, welche ihn schon auf Erden noch im Tode umstralt. Ja wir können uns Muley kaum durch die Erreichung seines höchsten Wunsches beglückt denken, wenn er sich dessen erinnert, was er für seinen Freund hätte thun können und sollen.

Welch ein wenig ausgezeichnetes Weib ist auch diese Phönix! Die Schönheit scheint ihre Hauptzierde zu sein. Hohe geistige und sittliche Eigenschaften werden wir eben nicht an ihr gewahr. Sie liebt den Muley, aber ohne grosse Zärtlichkeit. Er sagt zu Fernando von ihr:

„Durch ein ewiges Beharren
Haben so auch meine Thränen
Sich in ihres Herzens Stein,
Dem der Demant weicht an Härte,
Eingegraben, und mit nichten
Durch Gewalt vollkommnen Werthes;
Bloss durch meine grosse Liebe
Liess sie sich erweichen endlich.

Sie nimmt zwar das Bild des Tarudante, das der Vater ihr gibt, mit Widerwillen an, aber mehr wol, weil sie den Muley zu beleidigen fürchtet, als weil sie ihn innig liebt. Daher hat sie auch nicht die Kraft und den Mut, es zurückzuweisen, und dem Zorn ihres Vaters Standhaftigkeit entgegenzusetzen. Als

Muley ihr sagt, dass sie lieber hätte sterben müssen, wie er es für sie thun würde, antwortet sie, Noth und Gewalt hätten sie gezwungen, und fügte ziemlich kühl hinzu, dass sie sich für jetzt trennen müssten, dass er nach Tanger ziehen solle. Wie wenig ihr Herz von der Liebe erfüllt ist, wie wenig Befriedigung sie darin findet, sieht man besonders aus dem Anfang des Stücks. Muley ist abwesend, ist in den Krieg gezogen, also Gefahren ausgesetzt; aber sie denkt auch nicht entfernt an ihn, und dennoch ist sie unmutig, es ist eine Leere in ihr. Sie sagt zu ihrer Dienerin:

„Wenn ich wüsste,
Zelina, was mich betrübt,
Weiss ich auch, dass gern geübt
Selbst der Schmerz es lindern müsste.
Doch von meinen Leiden, sieh,
Kenn ich nicht die Art genauer:
Das sonst wäre wahre Trauer,
Was nun ist Melancholie.
Nur zu quälen weiss ich mich,
Nicht, warum ich mich nur quäle,
Es sind Täuschungen der Seele.“

Bald nachher sagt sie:

„Gross gewisslich ist mein Schmerz,
Da nicht lindern die Beschwerde
Flur und Himmel, Meer und Erde.“

Woher diese Schwermut? Hat sie wirklich eine Liebessehnsucht, und wird diese durch Muley nicht gestillt? Hat sie das Bild ihrer Gedanken noch nicht gefunden? Hat sie wirklich ein solches? Ich glaube nicht. Vielmehr ist diese Aengstlichkeit ein Vorgefühl dessen, was ihr im zweiten Aufzug widerfährt. Eine alte Zigeunerin weissagt ihr im Walde:

„Armes Weib, ach, welche Pein!
Schrecklich Los, um das ich stöhne!
Muss denn wirklich diese Schöne
Preis für einen Todten sein?“

Dies Orakel gilt ihr für eine Auslegung ihrer Ahnungen, und sie versinkt nun in eine völlige Betrübniss, um so mehr, da sie diese räthselhaften Worte nicht zu enträthseln weiss. So erscheint

sie nachher im Gespräch mit ihren Dienerinnen und mit Fernando. Sie hat weder Stärke des Gemüts noch Zartheit des Gefühls. Sie bebt vor dem Tode am Schluss des Stücks, sie legt dabei erstaunlichen Werth auf sich selbst und macht ihrem Vater Vorwürfe in den stärksten Ausdrücken:

„Herr, was ist dies? Da du siehest
Dies mein Haupt in solchem Drange,
In Gefahren so mein Leben,
Meine Ehr' in solchem Kampfe,
Zweifelst du noch um die Antwort?
Kann zu zögern dir gestatten
Nur Minuten, Augenblicke,
Die Begier mich frei zu machen? — —
Meine Brust vor deinen Augen
Siehst du bloss dem krummen Stahle:
Und du duldest, dass die mein'gen
Heisse Thränen fliessen lassen:
Als ein König warst du Raubthier,
Als ein Vater wurdst du Natter,
Als ein Richter bist du Henker:
Nicht mehr König, Richter, Vater."

Die Nähe ihres Liebhabers Muley tröstet sie dabei auch nicht im geringsten, sie erwähnt seiner nicht einmal, und man sieht auch hieraus, wie schwach ihre Liebe ist. Sie ist schwach genug, dem Tarudante eine halbgünstige Antwort zu geben. Sie legt zwar eine Bitte ein für Fernando bei ihrem Vater; aber diess ist mehr Schauder vor seinem Elend als wahres Mitleiden. Sie sagt:

„Der Infant Fernando
Macht erstarren Aller Blut,
Die ihn sehn so schwer geplagt."

Vorher ist sie wenigstens in ihrer Furcht vor dem Orakel ziemlich hart gegen ihn gewesen.

„Ich will dich nicht sehn noch hören:
Sei der erste, welcher leidet,
Den ein Leidender vermeidet."

Als Fernando sie bittet, den König für ihn zu erflehen, wendet sie sich endlich mit den Worten von ihm ab:

„Graun erregt ein Laut von dir,
Und dein Athem schlägt mir Wunden.

Lass mich, Mensch, was willst du mir?
Alles Weh hab ich empfunden.“

Am wenigsten macht ihr Ehre, was eine ihrer Dienerinnen zu den Christensklaven sagt, indem sie das Stück eröffnet:

„Singet hier, weil unsre schöne
Phönix, während sie sich kleidet,
Manchmal gern ihr Ohr geweidet
An dem klagenden Getöne
Eurer Lieder, wenn sie her
Vom Gefängniss drüben hallen.“

Darüber wundern sich die Christensklaven mit Recht:

„Kann Musik, wozu das Schallen
Unsrer Ketten, klirrend schwer
Die Begleitung scheint zu spielen,
Sie erheitert haben? “

Nimmt man an, dass Phönix an dem Gesange der Christensklaven bloss Vergnügen finde, ohne zugleich davon gerührt zu werden, so ist es kaum zu begreifen, wie Muley sie lieben kann; aber wir wollen sie glimpflicher beurtheilen und glauben, dass sie diese Klagegesänge liebt, weil sie ihrer eignen Melancholie eine schmerzlichsüsse Nahrung geben. Bei alle dem bleibt sie ein sehr gewöhnliches Weib, an der man allenfalls bewundern kann, was die Natur für ihre körperlichen Reize gethan hat, aber an der man nichts zu achten findet. Und dennoch ist sie der Mittelpunkt des Hofes von Fez, zwei Liebhaber drängen sich um sie, eine zahlreiche Dienerschaft folgt ihr, die Christensklaven, auch Fernando, müssen sie bedienen, sie ist endlich der Preis für die Leiche Fernando's. So wird sie zur Allegorie oder zur Stellvertreterin des Islam, der den Himmel nur mit den reizenden Huris schmückt. Darum hat selbst Muley kein höheres Streben, lässt sich von der körperlichen Schönheit der Prinzessin bestechen, und widmet ihr ein Verlangen, eine Sehnsucht, deren nur die höheren Reize des Geistes und Herzens und eine geprüfte Sittlichkeit würdig sind.

Ihr gegenüber steht als Stellvertreterin der christlichen Religion die Stadt Ceuta, das Kleinod, um welches es sich in diesem Bühnenwerke handelt, und mit ihr Fernando, er, der sich für diese Stadt aufopfert, deren Herausgabe an die Muhame-

daner er für den grössten Frevel, für einen Verrath an der Sache Gottes hält, und darüber in die edelste Leidenschaft, in einen heiligen Zorn geräth. Ist er doch gekommen, um Tanger noch dazu zu erobern. Und so kehren wir zu dem Helden des Stücks zurück, um ihn seinen einzelnen Zügen nach näher zu betrachten. Er ist der tapferste Ritter, er hat die Anführung des Zuges mit seinem Bruder Enrique übernommen. Sein Mut wird besonders durch die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines Unternehmens erzeugt und genährt. Er sagt:

„Nicht frevelnd kommen wir, als seine Treuen:
Christen ja seid ihr, wohl, so thut wie Christen!“

Er befiehlt, dass man die Einwohner von Tanger warne, sich nicht zu widersetzen, ruft den Seinigen zu, die anrückenden Feinde zu empfangen, und besiegt den tapfersten derselben, Muley, mit eigener Hand. Ja, sein Mut verbindet sich sogar mit Scherz und heiterer Laune, denn als Enrique bei der Landung hinfällt mit den Worten: „Stets müssen üble Zeichen mich begleiten“ und die widrige Witterung und der drohende Anblick des Himmels ihn mit Bangigkeit erfüllt, bietet Fernando seinen Scharfsinn auf, um ihn von abergläubischer Furcht zu befreien und sucht seinen Stolz zu beleben, ohne doch übermütig zu sein:

„Dergleichen schnöde Zeichen überlisten
Mit leerem Schreck die Mohren, die drauf bauen,
Nicht irre machen wollen sie die Christen.
Wir beide sind's. Kein eitles Selbstvertrauen
Lockt uns, hier unsre Waffen zu erproben,
Damit der Menschen Augen mögen schauen
Den grossen Sieg im Buch des Ruhms erhoben.
Wir kommen, Gottes Glauben zu verbreiten,
Ihn preisen müssen wir, ihn einzig loben,
Wenn triumphirend diesen Kampf wir streiten.“

Dennoch ist er gefasst auf einen übeln Ausgang.

„Doch soll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode schreiten.“

Aber er verliert nicht den Mut; denn gleich nachher sagt er: „Ziehn wir aus, sie zu empfangen!“ Als die Portugiesen dar-

auf von beiden Seiten angegriffen werden, und Enrique ruft: „Was solln wir thun?“ antwortet er:

„Was? Sterben wie die Braven,
Als unerschrockne Geister.
Sind wir Infanten nicht, sind Ordensmeister?“

Und als Don Juan sagt: „Die Landung ward zum Unheil unternommen,“ antwortet er:

„Jetzt ist nicht Zeit zu Mitteln,
Die Arme müssen einzig es vermitteln,
Da beide Heer' uns in die Mitte raffen.“

Die Portugiesen werden überwunden, aber nur durch die Uebermacht der Feinde, und nach der tapfersten Gegenwehr kann die Gefangenschaft den Fernando nicht beschimpfen. Er gibt dem Könige von Fez seinen Degen mit den Worten: „Verzweiflung wär's noch widerstreben,“ und sagt zu Enrique, als er gefangen wird:

„Enrique, hemme dein wehklagend Bangen,
Denn in des Zufalls Reiche
Sind dies des Glückes widerwärtge Streiche.
Mich solln die Strahlen meiner Sphäre leiten. —
Enrique, hier gefangen
Macht weder Uebel mich, noch Glück erbangen.
Doch unserm Bruder sage,
Dass er sich wie ein christlich Haupt betrage
Bei meinem Unglücksfalle.“

Da Enrique sagt: „Wie? kennen wir nicht seine Grossmut alle?“ wiederholt er:

„Dies heiss' ich dich betreiben:
Er handle wie ein Christ.“

Er fühlt nun zwar sein Unglück: „Ich bin gebeugt, bekümmert!“ Aber er wird auch jetzt nicht mutlos, und als Don Juan sich den Tod herbeiwünscht, ruft er ihm zu:

„Nicht so muss klagen in den Nöthen
Ein Edler: lass uns auf den Himmel bauen!
Der Mut, die Weisheit, kühnes Selbstvertrauen
Muss jetzt sich lassen sehen.

Dieser Mut ist eben so weit entfernt von stoischer Gleichgültigkeit gegen den Schmerz und stolzem Trotze wie von weichlicher

Verzweiflung und niedriger Unterwürfigkeit. Er behält seine Ruhe und Besonnenheit, seine Milde und Freundlichkeit. Ritterlichkeit, Verehrung der Frauen, Empfänglichkeit für Liebe und Freundschaft, zartes Mitleid treten, besonders die beiden letzteren Eigenschaften, während seiner Gefangenschaft recht eigentlich bei ihm hervor. Schon vorher, als er den Muley gefangen genommen und dieser ihm von Phönix erzählt hat, sagt er:

„Tapfrer und gewandter Mohr,
Wenn du, wie du sagst, anbetest,
So vergötterst, wie du schilderst, —
Und so wie du trauerst, liebest,
Wohl so leidest du glückselig.
Keinen Preis für deine Lösung
Will ich, als dass du sie nehmest.
Kehre heim, sag deiner Dame:
Ihr zum eignen Sklaven sende
Dich ein portugies'scher Ritter;
Und wenn dankbar sie begehret,
Mir den Preis für dich zu zahlen,
Sei mein Lohn dir abgetreten:
Nimm die Schuld in Lieb ersetzt,
Und um ihre Zinsen werbe. —
Weil ich weiss, was Lieben heisst,
Und was Zögrung bei Entfernten,
Halt ich dich nicht länger auf;
Schwing dich auf dein Pferd und gehe."

Ist dies nicht die Sprache der feinsten Ritterlichkeit? Sehr zart drückt er sich auch gegen Phönix aus:

„Wenn die Göttlichkeit der Milde
Seel' ist in der Schönheit Bilde,
Zeigt es, Herrin, sie erflehe
Mir den König!"

Dies hindert ihn jedoch nicht, der Prinzessin ein ernstes Wort zu sagen, und sein eignes Selbstgefühl an den Tag zu legen:

„Wenn ihr gleich euch von mir kehrt,
Und hinweg zu eilen trachtet,
Dennoch, Herrin, seid belehrt:
Ob ihr noch so schön euch achtet,
Ihr seid mehr als ich nicht werth
Und vielleicht ich mehr als ihr!"

Hinsichtlich seiner Ritterlichkeit verdient auch noch sein kurzes Selbstgespräch, als ihn Muley verlassen hat, erwähnt zu werden.

„Wen er liebt, hat er erklärt
Zart und mit gefällger List.
Wenn sein Leiden Phönix ist,
Sei der Vorrang ihm gewährt.
Meins ist ein gemeines Leiden,
(er meint seine Gefangenschaft)
Keinen Anspruch will ich wagen.
Viele haben es ertragen,
Seine Last wird niemand neiden."

Er erkennt ferner die Artigkeit des Königs von Fez an, der ihn zu einer Tigerhetze einladet:

„Stündlich sinnst du neu Ergetzen
Mir zu schaffen; wenn du so
Deine Sklaven feierst, können
Sie ihr Vaterland nicht missen."

Die Aeusserungen seiner Freundschaft sind nicht selten. Zu Muley sagt er: „Dein Freund bin ich." Auch ist er nicht zu stolz, Freundschaftsdienste anzunehmen. Als Muley ihm anbietet, ihn zu retten, erwiedert er: „Danken wollt' ich dir die Freiheit." Don Juan nennt er: „Treuer Freund!" und: „Freund, der's redlich meinet!" Seinen Bruder Enrique liebt er zärtlich. Er sagt bei dessen Abreise zu König Eduard, dem Bruder Beider: „Lass dich umschlingen!" und trägt ihm auf:

„Sag du dem König, aber nicht ihm sage:
In tiefem Schweigen bringt das bange Wähnen
Dem König, meinem Bruder, diese Thränen."

Und als er bei dessen Zurückkunft erfährt, dass Eduard aus Gram über die Gefangenschaft Fernando's gestorben sei, ruft dieser aus:

„Weh mir, mein Gefängniss, kömmt es
Ihm so hoch zu stehn?"

Eben so theilnehmend wie ermutigend ist sein Benehmen gegen seine Mitgefangenen. Er ruft ihnen zu: „Freunde, kommt, mich zu umarmen!" Er wünscht ihnen mehr als sich selbst die Freiheit, er will sie alle befreien, er will nicht ohne sie befreit sein, er gibt ihnen religiöse Trostgründe:

„Ihr müsst denken,
Dass es Gunst des Himmels war,
Wenn sein Spruch euch so gebunden.
Bessern wird er euer Loos;
Denn ein Unglück, noch so gross,
Wird durch Weisheit überwunden.
Duldet denn zu ihrem Ruhme,
Was die Zeit will und das Glücke."

Aber er schliesst seine Anrede mit den Worten:

„Geht mit Gott zur Arbeit! Schafft,
Dass euch eure Herrn nicht schelten!

Dennoch bedauert er es, dass er ihnen nichts Besseres geben kann, als Trost:

„Die Seele
Ringt, wie sie den Gram verhehle,
Da ich euch muss von mir lassen
Ohne Gabe. Dass mir doch
Etwas, euch zu helfen, bliebe!"

Bei dem Mitleid mit ihnen ahnet er sein eigenes künftiges Schicksal und waffnet er sich mit Standhaftigkeit:

„Ihr Geschick geht mir zu Herzen,
An dem Stand voll Noth und Schmerzen,
Den mir diese Sklaven schildern,
Lern' ich selbst das Unglück tragen;
Auch die Zeit wohl kommen dürfte,
Dass ich ihrer noch bedürfte.
Als Infant zur Welt gekommen
Ward ich Sklav: das lehret mich,
Dass aus diesem Zustand ich
Könnt' in tiefres Elend kommen.
Ist ja vom Infantenrechte
Bis zum Knecht viel weiter hin,
Was ich schon geworden bin,
Als vom Knecht zum ärmern Knechte.
Tage rufen andre Tage
Und verketten je und je
Klag' um Klage, Weh um Weh."

In dem Kampfe der Grossmut mit dem Muley schliesst er das Gespräch:

„Es soll
Mich mein Gott und mein Gesetz
Als standhaften Prinzen kennen
In der Sklaverei zu Fez."

Aehnlich sagt er vorher:

„Ein standhafter Prinz befestigt
In Bedrängnissen und Nöthen
Heute den katholischen Glauben.“

Die längere Rede Fernando's, in welcher diese Worte vorkommen, ist der Glanzpunkt des Stücks und gehört überhaupt zu dem Schönsten, was dem Helden in dieser Lage in den Mund gelegt werden konnte. Enrique bringt die Nachricht, dass Eduard in seinem Testamente den Befehl gegeben habe, den Infanten gegen die Uebergabe von Ceuta auszuwechseln, und dass er mit der Vollmacht des neuen Königs Alfonso komme, die Stadt auszuliefern. Fernando lässt seinen Bruder nicht ausreden:

Nicht weiter! Höre
Auf, Enrique! denn dieses sind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kroninfanten
Portugals, und der erhöhet
Ward zu Christus' Ordensmeister,
Nein, sie wären's eines schnöden
Wilden, den der ewige Glaube
Nie erleuchtet des Erlösers.

Mit Scharfsinn legt er den letzten Willen seines Bruders, Ceuta für ihn zu vertauschen, dahin aus, dass dieser dadurch nur seinen innigen Wunsch ausgedrückt habe, ihn auszulösen, aber auf andre Weise. Eduard habe ja Ceuta selbst erobert, sie sei nun eine christliche Stadt, habe Kirchen und Altäre. Die Feinde würden, wenn man ihnen die Stadt ausliefere, die Altäre zu Krippen, die Kirchen zu Ställen oder gar zu Moscheen machen. Das heisse ja, Gott aus seinem Hause verjagen; die dort lebenden Christen würden ihrem Glauben untreu werden.

„Und so soll die edle Vollmacht
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt
Nur wie Stäubchen an der Sonne,
Nur im Feur wie Funken stöbern.
Doch nein, ich verschlinge sie,
Dass kein Buchstab bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe
Lusitanische Heldengrösse
Dies gewollt.“

Mit diesen Worten, in denen zugleich eine hohe Vaterlandsliebe sich ausspricht, übergibt er sich der Sklaverei und wünscht tausend Leben für die Kirche verströmen zu können. Als der König ihn bedroht, dass er ihn nun auch völlig als Sklaven behandeln werde, sagt er:

„Dankbar sein muss ich dir mehr
Als dich schelten; denn du öffnest
Mir Richtsteige, worauf eher
Ich der Ruhe Ziel gewönne.“

Und als Jener ihn schrecken will: „Tod sei dein!“ antwortet er: „Das ist mir Leben.“ — „Dass er dir's nicht werden möge, Lebe sterbend! Ich kann wüten“ ruft der König darauf, und Fernando erwiedert: „Ich zum Dulden mich gewöhnen.“ Der König denkt ihn durch schmähliche Behandlung umzustimmen:

„Ich will sehn, Barbar, will sehn
Ob dein Dulden mehr wird können
Als mein Wüten,“

aber er spricht zum Schluss, eh er abgeführt wird: „Ja, das sollst du, Jenes wird sich nie erschöpfen.“ Er erscheint von nun an als christlicher Märtyrer, er verrichtet alle Sklavendienste, die ihm aufgetragen werden. Durch Arbeit, durch dunkle und ekle Wohnung entkräftet und krank wird er auf die Strasse gebracht, um frische Luft zu schöpfen. Hier freut er sich, den blauen Himmel zu sehen, und vergleicht sich ohne Ruhmredigkeit mit dem Hiob, der seine Geburt verflucht habe, weil er kein Christ gewesen sei, dagegen er seine Geburt preise, weil Gott durch das Tageslicht dem Menschen seiner Gnaden Ueberfluss verleihen wolle.

„Jeder schöne Morgenschein
Jeder Strahl der Sonne muss
Eine Feuerzunge sein,
Die ihn lobzupreisen diene.“

Und so dankt er Gott noch besonders für die Sonnenwärme, die ihm zu Theil wird. Er ruft den sich entfernenden Mitgefangenen zu: „Kinder, geht mit Gott!“ und freut sich über die Beiden, welche bei ihm bleiben, mit der sanften Frage: „Ihr Beiden, Wollet doch bei mir verweilen?“ Und da auch Don Juan weggeht, um einige Nahrungsmittel anzuschaffen,

wie schwer es auch halten werde, so wünscht er seine Stimme noch mit recht rührender Bitte um eine Gabe erheben zu können: „Um in Leiden länger noch Einen Augenblick zu leben.“ Als der König mit Gefolge vor ihm vorbeikommt, bittet er auf's inständigste:

„Schenkt doch eine kleine Gabe,
Und bedenkt den kranken Armen,
Seht, ich bin ein Mensch und habe
Nichts, das meinen Hunger labe:
Habt doch Mitleid und Erbarmen,
Menschen, es erbarmt ja sich
Wohl ein Thier am andern Thier.“

Als der König ihn zum Sprechen auffordert, nimmt er seine letzten Kräfte zusammen, erhebt sich und hält eine lange Rede an ihn. Er erinnert ihn, dass er als König Milde haben müsse. In der ganzen Natur, bei den Thieren, selbst bei Pflanzen und Steinen sei mit der Macht die Milde verbunden, das zeige Löwe, Delphin, Adler, Granate, Diamant. So müsse es auch unter den Menschen sein; auch der König müsse als Mensch, wenn er gleich kein Christ sei, diese Eigenthümlichkeit des Königs nicht verläugnen. Nicht um das Leben bitte ich, fährt er fort, denn ich bin todtkrank; überhaupt kann Niemand, der da bedenkt, dass er sterblich ist, das Leben suchen, sondern den Tod.

„Um diesen bitt' ich,
Dass der Himmel meinem Wunsche
So willfahren mag, zu sterben
Für den Glauben; und vermutest
Du vielleicht, es sei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Busse,
So ists doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel' im Bunde.“

Wenn aber nicht die Milde bei dem Könige siegen könne, so möge er die Härte versuchen.

„Denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde, — —
Doch im Glauben fest verharr' ich,
Weil er Sonn' ist, die mir funkelt,
Weil er Licht ist, das mich leitet,

Lorbeer, der mir dient zum Ruhme.
Nicht die Kirche sollst du, mich
Magst du führen im Triumphe.
Gott wird meine Sache schützen,
Da ich seiner stritt zum Schutze.“

Welche Herzhaftigkeit und welche Demut! Er verschmäht es nicht, sich mit Bitte noch an Tarudante und Phönix zu wenden, aber vergebens. Juan kommt zurück mit einem Brote, das er mit Mühe und Gefahr sich verschafft hat. „Adams Erbtheil ist die Noth,“ tröstet ihn Fernando. Das Brot kann er nicht mehr essen, er fühlt den herannahenden Tod, und bittet den Freund, seinen Leichnam in dem Ordenskleide zu versenken.

So heisst denn Fernando mit Recht der standhafte Prinz, und wie er überhaupt ein vollkommener Charakter, ein Musterbild ist, so überragt er insbesondre auch alle seine Glaubensgenossen. Sein Bruder Enrique und sein Freund Juan sind allerdings auch edle Menschen, aber es fehlt ihnen doch die Seelenhoheit Fernando's. Enrique ist etwas abergläubisch und zweiflerisch, und lässt sich leicht mutlos machen, obgleich er keine Gefahr scheut, den Prinzen zu befreien. Den Aberglauben zeigt er gleich im Anfang, als er bei der Landung hinfällt, den Zweifelmut bei der Erscheinung Fernando's am Schlusse. — Juan steht etwas höher, er ist ein edler Freund, er verlässt den Prinzen auch im Tode nicht. Als der König ihn fragt, wer er sei? sagt er:

„Ich? ein Mensch,
Der, ob sie mich schon erschlagen,
Von Fernando nie wird weichen,
Und, ob ich vor Jammer rase,
Will ich doch, als treuer Hund,
Ihn begleiten bis zum Grabe.“

Er wagt es, dem König zu sagen, obgleich er in dessen Gewalt ist:

„Bald wird deine Strafe kommen,
Denn auf Feldern und Gestaden
Kann ich schon erspähn von hier
Meine christlichen Standarten.“

Seine letzten Worte sind:

„Bis zum Tode
Sein Gefährt, bis ich ihn sahe

Frei nun, todt und lebend blieb ich
Bei ihm, seht ihn da im Sarge!"

Eben so wacker wie Juan handelt der Nachfolger Eduard's auf dem Thron, Alfonso, gegen den Prinzen. Er kommt selbst verkleidet nach Fez, er bietet den Werth von zwei Städten in Gold und Silber für die Befreiung Fernando's, und da der König diesen Antrag verwirft, kündigt er ihm den Krieg an, reist schleunig ab und kehrt bald mit einem Heer zurück. Er übertrifft den Enrique an Kühnheit, und besonders an Begeisterung und Glauben. Als dieser ihm vorstellt, die Nacht breche herein, antwortet er, und seine ersten Worte erinnern an den Spartaner Leonidas:

„So fechten wir im Dunkeln,
Denn diesen mutigen Glauben,
Der mich beseelt, kann Zeit und Macht nicht rauben.
Wenn bei dem Märterthum, das du erlittest,
Fernando, du für Gottes Sache strittest,
So muss der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre bringen."

Da Enrique ihn nochmals zurückhalten will, ruft er:

„Zum Angriff! —
Wohlauf, Enrique! Mutig denn gestürmet!
Uns schirmt gewiss der Himmel.

Enrique zweifelt bei der wunderbaren Stimme, die ihnen ertönt, aber Alfonso nicht.

„Ich glaub' und gehe,
Und ist es Gottes Glorie,
So ruf nicht Waffen mehr, nein, ruf Victorie!"

Dieser Glaube täuscht ihn denn auch nicht; er siegt, und erhält wenigstens die Leiche seines theuern Oheims.

Erwähnung verdient auch der Vater des Alfonso, König Eduard. Er kommt zwar nicht als sprechende Person vor, aber er wird in wenigen Zügen sehr klar gezeichnet. Er hat Ceuta erobert:

„Eine Stadt, um die verströmet
Ward sein Blut, da er der erste
War, der ihrer Zinnen Höhe,
Bloss bewehrt mit Tartsch' und Degen,
Selbst mit den fünf Schildlein krönte."

Er ist ferner aus Gram über die Gefangennahme seines Bruders Fernando gestorben:

„Von der Stunde nun, wo solchen
Tragischen Vorfall Eduard hörte,
Ward von einer Traurigkeit
Dergestalt sein Herz umwölket,
Dass er, bald die erste Schwermut
In Ermattung aufgelöset
Starb, und Jeden Lügen strafte,
Der da sagt, dass Gram nicht tödte.
Eduard starb. Lohn' ihm der Himmel!"

Es lässt sich demnach vermuten, dass Eduard im gleichen Falle eben wie sein Bruder Fernando gehandelt haben würde; aber dieser steht doch höher, insofern er gewürdigt wird, als Märtyrer zu sterben; und wenn sein Tod so wenig glänzend und untheatralisch erscheint, so hat der Dichter doch verstanden, ihm eine eben so theatralische wie christliche Glorie zu geben. Fernando's Geist erhebt des Alfonso Mut unsichtbar durch seinen Zuruf: „Zum Angriff, Held Alfonso! Waffen! Waffen!" und tritt sodann im Ordensmantel mit einer Fackel auf:

„Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub und Eifer, fromm auf ihn gerichtet,
Er will die Sache führen,
Und mich aus meiner Sklaverei entführen;
Denn mir (seltenes Exempel)
Gibt Gott für so viel Tempel einen Tempel.
Mit dieser Fackel Bränden,
Am Orient entnommen, in den Händen,
Will ich stets leuchtend schreiten
Vor deinem stolzen Heer und so dich leiten,
Dass du heut nach Verlangen,
Grosser Alfonso, mögst Trophä'n erlangen.
Gen Fez! Du sollst mich jetzo dort nicht krönen,
Mein Untergehn im Morgenroth verschönen."

So geht er ihm voran zum Siege und verschwindet mit den Worten:

„In der Nacht geheimem Grauen
Führt' ich dich auf unbekannten
Pfaden her, da an der Sonne
Graue Wolken schon verdampfen.
Siegreich bist du, Held Alfonso,

Mit mir her nach Fez gewandelt:
Dieses ist die Maur von Fez,
Hier um meine Lösung handle!“

Dies ist die herrlichste Geistererscheinung auf der Bühne, die ich kenne. Ich stehe nicht an, sie über den Geist von Hamlets Vater, über das Schattenbild Banquo's an Macbeths Tafel, über die drei Hexen, welche dem Macbeth und Banquo auf der Haide prophezeien, über die Freiheitsgöttin in Klärchens Gestalt, die sich über Göthe's schlafenden Egmont hinneigt, zu stellen. Begründet ist sie in dem christlichen Wunderglauben, und sie ist erhaben wohlthuend; denn sie deutet auf die Verherrlichung Fernando's disseit des Grabes, denn Alfonso verspricht, ihm den gewünschten Tempel zu erbauen, sowie jenseit des Grabes, ja sie ist fast nothwendig; ohne dieselbe würde diese Bühnendichtung ein Trauerspiel sein, durch dieselbe wird sie ein Triumphspiel.

Wenn wir nun auch nichts weiter von Calderon hätten als dieses einzige Stück, so würden wir ihn doch in die erste Reihe der Bühnendichter setzen müssen, ja vielleicht um so mehr, da keines seiner übrigen diesem gleich kommt. Viel trägt der Stoff dazu bei; aber dass er ihn wählte, dass er ihn so benutzte und bearbeitete, wie er es that, kommt ihm doch zu gut. Nur ein von der Religion aufs höchste erfülltes Gemüt konnte ein solches Gedicht schaffen. Dabei ist der Kern beinahe rein christlich, wenngleich die Ausdrücke katholischer Glaube und katholische Kirche vorkommen. Bei weitem katholischer sind mehrere andre seiner Stücke, z. B. die Andacht zum Kreuze, und der wunderthätige Magus. Aber auch in Rücksicht der übrigen Kunstbedingungen ist es für eines der vollkommensten zu halten, die jemals geschrieben sind, und darf sich kühnlich den edelsten Hervorbringungen der Griechen, wie der Engländer und Deutschen an die Seite stellen. Dass die Charaktere sehr bestimmt und scharf gezeichnet sind, geht schon aus dem Vorigen hervor. Aber auch die dramatische Anordnung ist vortrefflich, die Wahrscheinlichkeit nirgends verletzt, eine Scene folgt zwanglos und zweckmässig auf die andre, keine ist zu viel, und keine zu wenig. Die Oertlichkeit verändert sich nicht zu bunt und häufig, im ersten und zweiten Aufzuge nur einmal,

im dritten dreimal. Die Eröffnung stellt sehr schön ein Bild des Ganzen dar, den leidenden Zustand der christlichen Religion in den gefangenen Christen, und den Triumph der muhamedanischen in der Prinzessin Phönix, der Alles huldigt, und der zu Gefallen sogar die Christensklaven singen müssen, und zugleich einen Gegensatz des Schlusses, wo die Muhamedaner besiegt sind, Phönix selbst gefangen ist, ein christlicher Leichnam, der des standhaften Prinzen ihr und dem Muley und Tarudante an Werth gleich geachtet wird, den Christen als Siegern die Stadt Ceuta verbleibt, und die Könige von Fez und Marokko sich vor ihnen demütigen, ja zur Verherrlichung der Leichenbestattung selbst sich erbieten. — Zu bemerken ist ferner, wie geschickt der Dichter einflicht, was zum Verständniss gehört, z. B. die frühere Einnahme Ceuta's durch die Portugiesen in der ersten längeren Rede des Muley:

„Jener endlich, die der Himmel
Hat entrissen deiner Krone
Wohl nach unsers grossen Mahoms
Des Propheten billgem Zorne;
Und zur Schmach für unsre Waffen
Müssen wir nun sehn, dass dorten
Portugiesische Paniere
Auf den Thürmen sind erhoben,
Allzeit vor den Augen habend
Eine Schranke, welche spottet
Unsers Ruhmes, einen Zügel,
Der zurückhält unser Trotzen,
Einen Kaukasus, der deiner
Siege Nil in seinem Strome
Aufhält, und dazwischentretend
Spaniens Zugang uns verschlossen.“

Die portugiesische Tapferkeit wird gepriesen. Einige Soldaten eines portugiesichen Schiffes geben sich gefangen,

„Obwohl Andre sie verspotten
Mit dem Wort, dass ewig leben
Leben sei mit Ehr' und Lobe,
Und auch so noch widerstehen.“

Die früheren Kriege der pyrenäischen Halbinsel mit den afrikanischen Muhamedanern erwähnt Muley in der Unterredung mit Fernando im 1. Aufzug:

„So sehr war ich Sohn des Unglücks
Seit des Tages erstem Dämmern,
Dass ich in des Todes Armen
Lag schon an des Lebens Schwelle.
Ein verödetes Gefilde,
Das von Spanien ein mächtges
Grabmal war, hatt' ich zur Wiege:
Gelves, damit du's erkennest,
Sah mich in dem Jahr geboren,
Wo ihr untergingt in Gelves."

Auch fehlt es nicht an Vorbereitungen, Andeutungen, Beziehungen. Das Unglück nicht bloss der Portugiesen, sondern auch des Fernando liegt schon in den Worten der ersten Rede des Muley an den König:

„Waffne, Herr, dich selbst im Zorne,
Dass in deinem tapfern Arme
Mahoms Geissel werd' erhoben,
Und das reichste Blatt von allen
Aus des Todes Buch entrolle.
Denn vielleicht wird heut erfüllt
Jenes Morabiterwortes
Heldenmütge Prophezeiung,
Welche sagt, am sandgen Borde
Afrika's werd' einst zu Theile
Ein unglücklich Grab der Krone
Portugals."

Ferner wird dies Unglück angedeutet durch den bereits erwähnten Fall des Enrique, als er den Boden Afrika's betritt, und durch die bösen Ahnungen desselben, wiewol er sie mehr auf sich selbst deutet:

„In Aengsten ist die Seele mir befangen,
Ich wähne wider mich das Loos gefallen,
Seit, eben von Lisboa nur gewichen,
Ich um mich sah des Todes Bilder wallen.
Kaum dass zu den barbar'schen Himmelsstrichen
Der Fahrt Beschluss uns Beiden sich erfüllte,
Als selbst Apollo, wie im Krampf erblichen,
Ins Leichentuch der Wolken tief verhüllte
Sein goldnes Antlitz, und das Meer im Brausen
Zertrümmernd wider unsre Flotte brüllte."

Zuletzt ist noch an die ebenfalls bereits angeführten Ahnungen Fernando's und der Phönix nach der Prophezeiung der afri-

kanischen Alten zu erinnern. Bestimmt und dennoch leicht zu übersehen ist die Erfüllung dieser Prophezeiung ausgesprochen als Phönix ausruft:

„Schon dünkt mich mein Unglück hier:
Eines Todten Preis?
Eines Todten muss ich sein?
Wer ist dieser Todte?"

und Fernando herbeikommend anfangen will zu sprechen, bei dem ersten Worte „Ich" aber unterbrochen wird, und doch hiemit die Antwort gibt.

Glückswechsel oder Peripetieen werden zu den Vorzügen eines Bühnenstücks gerechnet, und an diesen fehlt es dem „standhaften Prinzen" nicht. Im ersten Aufzug wird Fernando, nachdem er eben noch Sieger war, gefangen, im zweiten bereitet er selbst, statt befreit zu werden, sich ein noch härteres Loos, im dritten sehen wir ihn gleich nach seinem Tode als Geist das portugiesische Heer zum Siege führen.

Um nicht parteiisch zu erscheinen, darf ich jedoch nicht verschweigen, was an diesem Stücke missfällt oder wenigstens auffällt, und dies betrifft zuvörderst etwas, das es freilich fast mit allen zumal ernsten spanischen Schauspielen theilt. Die Spanier lieben gleich den Arabern, vielleicht in Folge der langen Nachbarschaft der Mauren, das Erzählen; daher die ausführlichen Reden, welche nicht selten, besonders im Anfang vorkommen, wie denn in diesem Stück die erste Rede des Muley mehr als zweihundert Verse enthält. Nächst den Erzählungen finden sich aber auch ganz lyrische Stellen in nicht dramatischen Sylbenmaassen, in diesem Stücke z. B. zwei Sonette, da doch in einem Drama weder das Epische noch das Lyrische gesondert hervortreten darf. — Im Ganzen herrscht aber auch eine zu grosse Wortfülle und Pracht des Ausdrucks. Die Spanier leben unter einem warmen Himmelsstriche, daher ihre lebhafte, blühende Einbildungskraft, durch die sie sich aber oft zu einer für den deutschen Geschmack zu grellen Farbengebung hinreissen lassen, die den Eindruck eher schwächt als stärkt. In der ersten Rede des Muley heisst es:

„Um die Stund' an einem Morgen,
Wo, die westlich ruhnden Schatten

Scheuchend vor sich her, die Sonne,
Halb im Schlaf noch, blonde Haare
Auf Jasminen und auf Rosen
Breitet, die mit goldnem Tuche
Der Aurora Thränen trocknen,
Welche, Feur und Schnee in Perlen,
Vor der Sonne Blick zerronnen.“

Welch eine schöne aber unnütze Beschreibung des Morgens, zumal da hier auf die Schönheit des Morgens, nicht einmal auf den Morgen überhaupt etwas ankommt. In den bald darauf folgenden Versen werden die Schiffe, die man nicht gleich erkennen konnte, verglichen.

„Erstlich schien uns, da wir sahn,
Wie den Himmel ihre obern
Spitzen rührten, Wolken wärens,
Derer, die, aufs Meer gezogen,
In Sapphir empfangenen Regen
In Krystall gebären wollen;
Und wir dachten so mit Recht,
Denn das Meer schien ja gesonnen
Einzuschlürfen den unzähl'gen
Schwarm bis auf den letzten Tropfen.
Bald von Meeresungeheuern
Schien es eine irrnde Horde,
Die Neptunen zu begleiten
Käm' aus ihren tiefen Grotten:
Denn wie ihre Segel wallten,
Spielend mit des Windes Odem,
Glaubten wir, sie liessen wallen
Auf den Fluten ihre Flossen.
Nun uns näher schon erschien es
Ein gewaltges Babylonien,
Dessen Hängegärten waren
Wimpel, sich dem Wind' entrollend.
Endlich aus dem Trug gerissen
Hatte das Gesicht als Flotte
Sie erkannt schon, denn wir sahn,
Wie die Schnäbel Furchen zogen,
Wovon die geschlagnen Schäume
Kräuselnd sich in sich verworren,
Berg' aus Silber aufgeschichtet,
Felsen aus Krystall erschwollen.“

Ist dies nicht zu viel, und doch nicht genug, um die Furchtbarkeit einer herannahenden Flotte zu malen? Nicht minder weitläufig ist die Schilderung eines Pferdes von Fernando im ersten Aufzug. Aber selbst in kleineren Partien wird das Mass überschritten. Phönix sagt von einer Quelle:

„Schmeichlerisch bot sie sich dar,
Weil sie sprach und nicht empfand,
Süss, weil Täuschung sie erfand,
Frei, weil Keinem sie verstummte,
Schalkhaft, weil sie heimlich summte,
Undankbar, weil nichts sie band."

Fernando sagt zu Muley:

„Wenn du, wie du sagst, anbetest,
So vergötterst, wie du schilderst,
Wenn du liebst, wie du's erhebest,
Wenn du eiferst, wie du seufzest,
Wenn du fürchtest, wie du wähnest,
Und, sowie du trauerst, liebest" —

und derselbe im letzten Aufzug zu dem König:

Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte sehe,
Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bussen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib schon diese Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuste:
Doch im Glauben fest verharr' ich —"

Zu der Breite kommt noch bisweilen etwas Gesuchtes, z. B. in der Vergleichung der Wiege und des Sarges nicht weit vorher:

„Endlich, dass ich sterblich bin,
Und dass sicher keine Stunde:
Wesshalb auch bei gleichem Stoffe
Gleiche Formen und Figuren
So dem Sarge wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wusste.
Als natürliche Geberde
Pflegt der Mensch, der etwas suchet
Zu empfangen, seine Hände
Zu erheben, so verbunden:

Will er's wieder von sich werfen,
Dann auf gleiche Weise thut er;
Denn der Last sie zu entledgen,
Wendet er sie bloss nach unten.
So die Welt bei der Geburt,
Zum Beweis, dass sie uns suche,
Will uns in der Wieg' empfangen,
Und thut sie zu unserm Schutze
Auf, gewandt nach oben; aber
Wenn mit Grimm sie oder Trutze
Weg von sich uns werfen will,
Wendet sie bloss die verbundnen
Händ', und eben jenes Werkzeug
Tauscht die Form zu dem Behufe;
Denn was Wiege war nach oben
Wird zum Sarg, gewandt nach unten."

Ein nicht sonderliches Wortspiel ist im ersten Aufzuge:

Jetzt ist nicht Zeit zu Mitteln,
Die Arme müssen einzig es vermitteln,"

und nicht lange darauf, wo Fernando zu Enrique sagt: „Lass dich umschlingen!" und Enrique antwortet: „Du bist Gefangner und legst mich in Schlingen!" — Uebertrieben sind überhaupt viele Schilderungen, z. B. die der Schönheit der Prinzessin, nicht weit vom Anfang:

„Prale nicht die reine Frühe,
Dass dem Garten sie verliehen
Licht und Luft in holdem Schoosse,
Noch den Purpur auf der Rose,
Noch die Weisse dem Jasmin,"

nämlich im Vergleich mit den den Reizen der Phönix. Gesucht scheint uns Deutschen auch die Vergleichung zwischen Meer und Garten, aber für den Spanier ist sie es nicht, wenn wir uns die Lage der Gärten an den spanischen Seeküsten ganz nahe dem Meere denken. Daher kommt sie auch in andern Stücken vor. So sagt Phönix hier:

„Nein, es kann mich nicht erfreun,
Wettstreit zwischen See und Matten,
Wie sie in verlornen Schatten
Ferne Widerscheine streuen,
Wann auf den bestralten Räumen,
Prangend wie in Heiligthumen,

Schäume ringen mit den Blumen,
Blumen ringen mit den Schäumen:
Weil der Garten voller Neid,
Wie er sieht des Meeres Wellen,
Nachzuahmen strebt ihr Schwellen;
Und der linde Zephyr leicht
Farb' und Schmelz, dort eingesogen,
Wieder ihm, und so umsäuselt,
Bildet Blum' und Laub, gekräuselt,
Einen Ocean von Wogen:
Wann das Meer, betrübt zu sehen,
Wie der Garten zierlich pranget
Von Natur, nun auch verlanget
Ihm an Schmuck nicht nachzustehen,
Muss, vom fremden Schein versucht,
Die gewohnte Pracht es dämpfen;
Und so sieht man lieblich kämpfen
Blaue Flur und grüne Bucht:
Da sie beid' an krausen Säumen
Der gemischten Farben warten,
Wird ein Blumenmeer der Garten,
Und das Meer ein Beet von Schäumen.

Ueberflüssig scheint mir eine sich freilich eben nicht breitmachende Person überhaupt, die des portugiesichen Soldaten Brito. Er ist die lustige Person, der Hanswurst, der vor Gottsched auch auf den deutschen Bühnen nicht leicht fehlte. Calderon wollte sich von dieser einheimischen Sitte auch in diesem ganz tragischen Stück nicht ganz losmachen. Dass er es gekonnt hätte, leidet keinen Zweifel, denn Brito hat so wenig und so Unbedeutendes zu sprechen, dass man die Rolle unbeschadet des Zusammenhangs streichen kann. Nur im ersten Aufzug macht er den Kurzweiligen, wo er sich freut, wieder auf dem festen Lande zu sein:

„Mein liebes Land, ach lass mich nicht verderben
Im Wasser, noch bis zu den letzten Tagen
Lass auch auf festem Lande mich nicht sterben" —

nachher während der Schlacht zurückbleibt und sich versteckt; da die Feinde ihm näherkommen, sich für todt niederwirft, getreten wird; endlich, da ihn zwei Mauren in's Wasser werfen wollen, aufspringt, und sie mit vaterländischem Stolze verjagt und verfolgt. In dem zweiten Aufzug kommt er gar nicht vor,

und im dritten nur mit wenigen Worten, wo er überdiess beinahe mit tragisch wird, und nur, als er den Fernando betteln lehren will, einigermassen in seine eigentliche Rolle zurückfällt. Einige Kunstrichter halten freilich diese Einmischung des Komischen in das Tragische für eine Schönheit, und für eine Eigenthümlichkeit des Romantischen, und berufen sich dabei auf das Mittelalter und besonders auf Shakspeare, aber in der Tragödie kann sie wol nur da für eine Zierde gelten, wo der tragische Eindruck dadurch erhöht wird. Dies ist hier aber bei dem Brito gewiss weniger der Fall als bei dem Pförtner in Shakspeare's Macbeth. Jedenfalls wäre diese Rolle eher einem Mauren als einem Christen zuzutheilen, damit der Ernst der christlichen Religion und der Heldenmut der Portugiesen unbefleckt bleibe.

Endlich ist noch der Schluss des Stückes dem deutschen Leser auffallend:

„Bei der lieblichen Trompeten
Und gedampften Trommeln Klange
Zieh das Heer zu der Bestattung
Feier, und solch Ende habe,
Demutsvoll Verzeihung bittend
Für so manchen grossen Mangel
Der standhafte Prinz im Glauben
Don Fernando Lusitaniens."

Ein solcher Schluss, wo der Schauspieler aus seiner Rolle heraustritt, und als Schauspieler spricht, ist nicht zu billigen. Calderon bequemt sich auch hier der Sitte seiner Zeit, grade wie Plautus und Terenz mit den Schlussworten des Stückes die Zuschauer zum Klatschen auffordern lassen.

Diese angeführten Mängel haben vielleicht dazu beigetragen, dem „standhaften Prinzen" bei der zu Anfang erwähnten Aufführung in Berlin trotz der ausgezeichneten Darstellung der Hauptrolle durch den verstorbenen Schauspieler Pius Alexander Wolff nicht den allgemeinen Beifall zu erwerben, welchen diese Dichtung verdient. Indess haben doch auch vielleicht noch zwei andre Eigenschaften darauf Einfluss gehabt, von denen die eine Calderon nicht vermeiden konnte, die andre ihn vollends gar nicht trifft. Die erstere besteht in der Fremdartigkeit des spanischen Verses auf der deutschen Bühne. Statt des auf

derselben seit Göthe und Schiller herrschend gewordenen fünffüssigen reimlosen Jambus liebt der Spanier Wechsel des Sylbenmaasses, der Hauptvers ist der vierfüssige Trochäus, indess treten nicht selten längere und kürzere jambische Verse ein, auch besondere Formen, z. B. das Sonett; bald sind die Verse reimlos, bald gereimt, besonders lässt sich der Halbreim oder die Assonanz gern hören, z. B. in der ersten langen Rede des Muley „Bloss mit zweien Galeassen Lief ich aus, wie du geboten" hat jeder zweite Vers den Selbstlauter o zum Halbreime. Diess ist nun für das deutsche Ohr kaum bemerkbar, wenn es nicht darauf aufmerksam gemacht wird. Selbst der reimlose vierfüssige Trochäus, obgleich ihn Müllner in seiner „Schuld" gebrauchte, ist seitdem von unsrer Bühne so gut wie verschwunden. — Was sodann zweitens dem Stücke geschadet hat, ist die Beschaffenheit der Uebersetzung von A. W. Schlegel. So verdienstlich sie sein mag, so genügt sie für die Bühne nicht. Sie ist nicht selten steif, und besonders wenn man sie bloss hört, nicht liest, oft schwer verständlich. z. B.

„Es berichtet mich ausführlich
Derer, die an Bord gekommen
Einer nun, dass von Lisboa
Ausgelaufen jene Flotte
Wider Tanger, das sie denke
Zu belagern, mit heroisch
Festem Vorsatz, dass du sehen
Auf den stolzen Zinnen sollest
Die fünf Schildlein, die auf Ceuta
Jeden Tag bescheint die Sonne.

Die Wörtchen dass und das machen diese Schilderung schon für den Leser unangenehm, für den Hörer aber ganz unverständlich. Sollest steht des Halbreims wegen am Schluss statt am Anfang des Verses. In den Worten Fernando's mit Rücksicht auf Muley:

„Wenn sein Leiden Phönix ist,
Sei der Vorrang ihm gewahrt.
Meins ist ein gemeines Leiden,
Keinen Anspruch will ich wagen,
Viele haben es ertragen,
Seine Last wird niemand neiden —

kann sich Seine im letzten Verse sowohl auf Leiden wie auf Muley beziehen. — Muley sagt im Anfang des dritten Aufzuges:

Dann auf dürftger Matte raffen
Ihn die Sklaven auf, und schaffen
Ihn an einen Ort, es ist —

Sag' ich's nur? — ein Haufen Mist;
Denn so ekel ist beschaffen
Sein Geruch, dass niemand ihn
Kann bei seinem Hause leiden,
So dass Alle vor ihm fliehn,
Ihn nicht hören, noch bescheiden,
Und dem Mitleid sich entziehn.

Hier weiss man zuerst nicht, ob man die Fürwörter der dritten Person sein, ihn, ihm, auf den Prinzen oder auf den Ort beziehen soll.

Diese Stellen liessen sich leicht vermehren. Besonders haben die langen Satzverschlingungen bei den kurzen Reihen, wenn der Sinn von der einen in die andere übergeht und im Anfang des letzteren abbricht oder unterbrochen wird, etwas für das Verständniss Quälerisches. Schlegel hat sich in dieser Rücksicht eine ängstliche Treue auferlegt. Die Beibehaltung der Sylbenmaasse und Verse konnte oder wollte der Uebersetzer freilich nicht aufgeben, sie geben der Urschrift ihre besondre Kennzeichnung, aber er ist auch hierin zu weit gegangen. Vielleicht war es nicht einmal nöthig, die Reime überall beizubehalten, geschweige die Halbreime. Endlich scheint mir eine Kürzung der langen Reden unerlässlich. — So bleibt es denn eine schwierige Aufgabe für den Uebersetzer, die rechte Mitte zwischen Treue und Lesbarkeit oder Verständlickeit zu treffen. Schreyvogel (mit Schriftstellernamen West) hat hierin bis jetzt am meisten mit Rücksicht auf spanische Stücke befriedigt. Seine Uebersetzungen oder Bearbeitungen des „Don Gutierre“ und „das Leben ein Traum“ von Calderon, und besonders der „Donna Diana“ von Moreto, erhalten sich fortwährend auf der Bühne.

Zum Schluss möchte ich den Wunsch aussprechen, dass die deutschen Bühnendichter weniger als bisher religiöse Stoffe verschmähten. Im Mittelalter waren sie auch bei uns vorherrschend; in den neuern Zeiten hat sich das Oratorium ihrer ausschliessend bemächtigt. Unsre grossen Bühnendichter, Lessing, Göthe, Schiller haben sich nicht daran gewagt, man müsste denn Einzelnes, etwa den letzten Aufzug der „Maria Stuart“ dahin rechnen. Der Protestantismus bietet überdiess weniger für die Einbildungskraft dar, aber er schöpft aus dem Herzen, und diess ist nicht minder reich. Der Reformationsgeschichte fehlt es nicht an einladenden Aufgaben. Aber Schauspiele wie Werner's „Weihe der Kraft“ sind freilich nicht zu wünschen; und in der jetzigen Zeit der religiösen und kirchlichen Zerwürfnisse und Streitigkeiten lässt sich kaum erwarten, dass ein deutsches Schauspiel wie „der standhafte Prinz“ gedichtet werde.

Berlin. K. L. Kannegiesser.

Der gestürzte Marggraf von Ancre.

Trauerspiel von Christian Weise. 1679.

Wir treten in den Actus-Saal des Zittauschen Gymnasiums. — Wir wollen hier Zeugen einer theatralischen Aufführung sein, die der Rector des Gymnasiums, Christian Weise, am 14. Februar 1679 durch die Zöglinge der Anstalt besorgte: — der Aufführung seines Trauerspiels „der gestürzte Marggraf von Ancre."

Es ist bekannt, dass dergleichen dramatische Aufführungen damals mit den lateinischen Schulen gemeinhin verbunden waren, dass namentlich Chr. Weise während seiner 30jährigen Rectoratsführung (1678-1708) sichs besonders angelegen sein liess, seine Schüler in derartigen Kunstproduktionen zu üben. Er hatte dabei, — was den Zweck anbetrifft — nach der Vorrede zum „Zittauischen Theater" vom Jahre 1682 besonders den Adel des Landes im Auge, der seine Söhne zahlreich seiner Anstalt anvertraute und als Patronat von ihm verehrt wurde.*) Weise rechtfertigt hier diese Bühnen-Uebungen mit durchaus interessanten Gedanken: zuerst indem er im Allgemeinen meint,

---

*) Die Sammlung Theaterstücke, in der sich der „gestürzte Marggraf" befindet, von Weise unter dem Titel „Zittauisches Theater" 1682 herausgegeben, ist namentlich den „Hoch-Edelgebohrenen Herrn von Schweinitz und von Pannewitz, seinen Patronen" gewidmet. Die Anrede an diese Herrn ist in einem ausserordentlich schwülstigen Tone geschrieben. Zum Schluss heisst es: „Der höchste Urheber aller hochadligen und ritterlichen Tugenden wolle an Dero allerseits preiswürdigsten Personen ein vollkommenes Exempel der menschlichen Glückseligkeit sehen lassen, auch Dero höchstgeliebte Familien mit solchem Wachsthum erhöhen, als Dero eigner Wunsch und die gegenwärtige Zeit vertragen kann."

dass „gelehrte, und adligen Qualitäten zugethane Personen dies Werk nicht verwerfen können, dabei die adlige Jugend zu einer geziemenden hardiesse aufgemuntert, hiernebenst auch zu einer curieusen Betrachtung menschlicher und politischer Begebenheiten angeführt wird.“ Er vergleicht bei dieser Gelegenheit die Schule mit dem „schattichten Ort, da man dem rechten Lichte gar selten nahe kommt,“ und betrachtet die Spiele als das beste Mittel, um sich „nach und nach des Lichtes zu gewöhnen,“ in das man später treten soll. Er sagt ferner, dass er wohl fürchten müsse, „das Studiren könne bei manchen Gemüthern einen Ekel erwecken, wenn die Bücher selbst mit dergleichen gelehrten Annehmlichkeit nicht rekommandiret werden,“ — und schliesst endlich mit dem Ausruf: „Wie könnte ich einen zukünftigen Cavalier von meiner Hand wegziehen lassen, wenn er zwar das Gemüthe mit lateinischen Gedanken, hingegen aber die Zunge mit keiner anständigen Beredtsamkeit, vielweniger das Gesichte und den Leib zu keiner leutseligen Mine disponirt hätte!“ —

Wir wollen Weise's Dramen nicht auch unter diesen Gesichtspunkt stellen. Wir wissen, dass Weise sich nicht bloss als Regisseur für das Theater des Cavalierlebens, oder als maître de plaisir für die Schuljugend fühlte. Er fühlte sich als Dichter, ja als Dichter, der gegen die herrschende Richtung der Zeit, gegen die Künstelei der gelehrten Poeten, ein Gegengewicht zu halten bemüht und sich bewusst war. Er hatte ein Gefühl von dem Werthe der Natur und Einfalt in der Kunst; er hatte die Einsicht, von dem „rechten Ton“ zu sprechen, — wir würden sagen: von der inneren Gefühlseinheit, — die ein Gedicht haben müsse, wenn es nicht „sein halbes Leben verlieren solle;“ er hatte Studien in der Volksdichtung, der weltlichen und geistlichen, vor Opitz gemacht, und wusste davon zu reden, dass ihm „viel Dings dabei gewahr worden sei, welches Manchem in seinem Lorbeerkranze verborgen sei.“ In Gedanken dieser Art beruhte sein angestrengter Kampf gegen alles störende Beiwerk und Machwerk in der Poesie, gegen die Verirrungen, welche durch die pedantische Gelehrsamkeit in die Poesie eingeführt waren. Schon vor der Zeit, da er das Rectorat in Zittau antrat, hatte er diese Gedanken in sich ausgebildet. Also — sein ästhetischer Standpunkt

war in ihm sicher und vollendet, als er das Drama schrieb, das wir näher betrachten wollen.

Dennoch — es wäre ungerecht, den Massstab dieser allgemeinen Gedanken, die wir so eben von Weise selbst gehört haben, und der Consequenzen, die in ihnen liegen, auch an seine Dramen zu legen. Das Drama existirte in jener Zeit noch nicht als eigne Gattung mit bestimmtem innerem Charakter, mit Anforderungen an Entwicklung der Seelenzustände und an Zusammenfassung der Handlung. Das Drama der deutschen Literatur jetzt vor 200 Jahren war nichts als einerseits — eine andre Form statt der epischen Erzählung, eine Form, deren Glieder mit den Namen „Acte und Scenen“ benannt wurden, — andrerseits ein geselliges Spiel, das mit möglichst vielen und verschiedenartigen Mitteln unterhaltender Conversation und Action ein paar Stunden füllen sollte. Die Grundidee der dramatischen Poesie, dass ein Kampf zweier, in verschiedenen Voraussetzungen begründeter Kräfte entsponnen, entwickelt und entschieden wird, ist namentlich in Weise's „gestürztem Marggraf von Ancre“ auch nicht von weitem erkennbar. Der Titel spricht ganz richtig vom gestürzten Marggraf. Denn gleich beim Beginn des ersten Akts ist der Marggraf von Ancre vom Volke beschimpft, im Felde überwunden, beim Könige verdächtigt, zur Flucht genöthigt. Natürlich, da die Entscheidung bereits fertig vorliegt, kann ein Drama nicht mehr geschaffen werden; es können nur Scenen gedichtet werden, die den Ausgang anschaulich machen und ins Breite ziehen. Der Marggraf kommt nirgend zur Entfaltung seiner Kräfte; er kommt nur dazu, dass er flieht, später dazu, dass er zurückkehrt und erschossen wird.

In dieser vollständigen Mangelhaftigkeit der Weiseschen Dramen liegt der Grund des Schicksals, das sie überall, selbst in den grösseren Literaturgeschichtswerken gefunden haben. Während man sich mit Weise's Romanerzählungen, ebenso mit seinen lyrischen Gedichten oft ziemlich umständlich beschäftigt, erinnere ich mich nicht, irgend wo eine einigermassen eingehende Analyse seiner Dramen gelesen zu haben. Selbst das Urtheil Lessing's über eines derselben, über Masaniello, dass sich „Funken des Shakespeareschen Genies hin und wieder“

in ihm zeigen, konnte ihn in der Achtung der Kritiker nicht sonderlich heben. Und in der That, wenn von „Funken Shakespeareschen Genies“ die Rede sein soll, so denke man nicht an sprühende und zündende, sondern an schnell erlöschende und verglimmende. Lessing drückt sich auch vorsichtig genug aus, indem er nur von einem „Hin und Wieder“ solcher Funken redet.

Wenn wir dennoch unternehmen, auf eines seiner Trauerspiele näher einzugehen, so geschieht es natürlich nicht, um den ästhetischen Gesichtspunkt ausführlich an ihm geltend zu machen, sondern um einen Beitrag zur Cultur- und Bildungsgeschichte des deutschen Volkes zu geben. In dieser Hinsicht bietet der Marggraf von Ancre allerdings einige charakteristische Ausbeute. —

Die Fabel des Stückes haben wir schon kurz angedeutet. Der Florentiner Concinus Concini, der mit Maria von Medici, der Gemahlin Heinrichs IV, nach Paris gekommen, d. i. der im Stücke als Marggraf von Ancre auftretende Held, hat sich nach Heinrichs IV. Tode in der Gunst der Königin Wittwe behauptet, und führt während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. die Regentschaft völlig eigenmächtig. Gegen seine Anmassungen verbinden sich alle Parteien des Landes, die Katholischen und Reformirten, die Prinzen und das Volk. Eine List des Herzog von Luynes, der den durch die Gunst des Volkes ausgezeichneten Prinzen von Condé gefangen nehmen lässt, dieser Gefangenschaft aber den Schein giebt, als ob sie vom Marggraf von Ancre veranlasst sei, bewirkt den Sturz des letzteren. Der junge König ermannt sich aus seiner Unthätigkeit, giebt den Befehl zur Hinrichtung des Günstlings seiner Mutter und — der Staat ist gerettet.

An diese Handlung reiht sich eine Menge von Scenen, — Scenen im bunten Gewirr. Es ist interessant, zu beobachten, wie der Dichter alle Mittel dramatischer Unterhaltung erschöpft, um etwas den Zuhörerkreis Interessirendes zu schaffen. Er weiss sehr wohl, dass der Zuhörer in keinem Augenblick über dasjenige in Spannung ist, was das Drama eigentlich bieten soll: das Mittel des grossen, in Aufregung haltenden Konfliktes fehlt ihm. Natürlich! so hält er sich an die geringeren Mittel

des Drama's, an die Abwechslung der Dialoge in Art und Charakter, in Zweck und Haltung.

Aus einer Analyse des Stückes gehen namentlich, — um einen Ausdruck zu gebrauchen, den wir von Weise selbst schon gehört haben, — vier Töne hervor, in deren Anwendung er soviel wie möglich abwechselt. Wir können sie kurz mit folgenden Namen bezeichnen:

1. der moralische Ton,
2. der heroische,
3. der witzige, und
4. der frivole.

Wir wollen die bedeutendsten Scenen, die zur Charakterisirung dieser 4 Töne dienen können, näher hervorheben.

Was zuerst den moralischen Ton betrifft, so kommt er im Vorspiel und Nachspiel überwiegend zur Geltung. Der Dichter erfindet für ihn eigene Personen, die ausserdem im Zusammenhang des Stücks nicht auftreten: symbolische Genregestalten, die, was sie sind, schon auf dem Personenzettel verrathen, — den Astutus, den Prudens und den Probus. Diese drei kommen in aufgeregter Geschwätzigkeit zusammen und führen einen Dispüt über die Streitfrage: ob List oder Klugheit oder Tugend in Werth und Erfolg besser sei. Da man sich durch logische Gründe nicht einigen kann, so wird nach einem Beispiel gefragt, das den Ausschlag geben soll. Astutus schlägt den Marggraf von Ancre als seinen Helden vor, an dem er beweisen will, dass List den Vorzug verdiene. Da aber Prudens und Probus an demselben Beispiel nachweisen können, dass Leichtsinn und Lasterhaftigkeit zum Verderben führen, so sind die Disputanten von neuem in Verlegenheit. Um die Sache gründlich und gerecht abzumachen, übergeben sie die Entscheidung dem Publikum, welches glücklicher Weise versammelt ist. Der Prologus tritt auf, informirt die hochgeschätzten Anwesenden, da er sie nicht „Alle der Begebenheiten aus den französischen Historicis kundig“ glaubt, über den Vorfall mit dem Marggrafen von Ancre. Und das Stück beginnt. — So wie es eingeleitet wurde, so schliesst es auch. Denn der Epilog übernimmt nach dem 5. Akt an Stelle des Publikums den Richterspruch, indem er für erwiesen hält, dass „Glückseligkeit nicht in hohen Ehrenstufen, sondern

in kluger und tugendhafter Sicherheit bestehe." — Mit diesen moralisch untadelhaften Gedanken rechtfertigt der Dichter alle Ausschweifungen leichtfertigen Witzes und frivoler Sinnlichkeit, denen er sich im Verlauf des Stückes hingiebt. —

Den zweiten Ton nannten wir den heroischen, diejenige Redeweise, in der die historische Action sich vorträgt und in der namentlich die erlauchten Personen und, die ihnen zunächst stehen, reden. — Weise zeigt im Allgemeinen nicht die geschraubte Art seiner Zeitgenossen. Die Sprache ist im Ganzen prosaisch, aber nicht gerade gewöhnlich. Was bei Hoffmannswaldau-Lohenstein herrschende Manier ist, kommt bei ihm nur als Abwechselung und Steigerung vor. Als eine Abwechselung von untergeordnetem Werth können wir erwähnen, dass die Sprache zuweilen, wenn vom Marggraf von Ancre die Rede ist, mit Schimpfwörtern gewürzt wird; aber nicht übermässig und nicht durchaus anstössig. „Der italienische Hund, der hochmüthige Fantast," in dieser mässigen Art macht sich der Grimm gegen ihn Luft. — Edler ist die Erhebung der Sprache, wenn sie in geistvollen Antithesen eines belebten Dialogs einen gewissen Kunstcharakter anstrebt. Die Königin Wittwe, Maria, tröstet z. B. im 5. Akt die Gemahlin des Marggrafen von Ancre, Leonore, die für den Ausgang fürchtet. „Wer kann allezeit errathen," sagt Leonore, „was auf der andern Partei vor Fallstricke aufgelegt werden." Die Königin meint: „Dergleichen Fallstricke werden von Spinneweben gewirket;" Leonore hingegen: „Eine schwache Fliege ersticket auch in der Spinnewebe." Die Königin: „Wer die königliche Gnade zum Mahlzeichen träget, der muss sich einer Wespe vergleichen." Und Leonore: „der Himmel helfe, dass der Ausgang unsre Furcht zu Schanden macht." Dergleichen wohlstilisirte Redeübungen kommen nicht selten zwischen Personen hohen Ranges vor. — Am meisten Anstrengung endlich zeigt die Rede, wenn Weise die Frauen des Drama's auf Veranlassung grosser Ereignisse auftreten lässt. Charlotte, die Mutter des Prinzen von Condé, z. B. hört von der Verhaftung ihres Sohnes. Sogleich erscheint sie, — und zwar hier das einzige mal, — auf der Bühne, und in Einem Athemzuge spricht sie Folgendes: „Ach, Verrätherei! Verrätherei! der italienische Hund hat meinen Sohn aufgeopfert.

— Ach, mein Sohn! Ach, wer weiss, wo dein Körper dem italienischen Sklaven zu Spotte wird! Ach, vielleicht stecket Dein theures Haupt schon auf einem Spiesse, und muss dem verfluchten Ausländer zum Spektakul dienen! Ach, ihr Fürsten, wie glückselig ist mein Sohn, dass er vor dem zukünftigen Unglücke dahin gerissen wird. Ihr, ihr habt eurem Prinzen nicht recht beigestanden: nun mögt ihr auch Ketten und Fessel tragen, welche der hochmüthige Tyrann um eure Glieder schliessen wird.“ Aeusserungen so hoher Extase hält der Dichter niemals lange aus; sie werden gewöhnlich schnell mit einer meistens lächerlich klingenden Plattitüde abgefertigt. Die Aufregung der Prinzessin Charlotte wird von einem der gegenwärtigen Edelleute mit dem kurzen Wort beschwichtigt: „Madame, hat man denn so gewisse Zeitung?“ Damit ist die Sache abgethan; und sie konnte füglich damit abgethan sein, denn das Publikum wusste ja, dass der Prinz von Condé von seiner eignen Partei nur zum Schein gefangen gesetzt und nichts für ihn zu fürchten war. — Ebenso leichtsinnig werden wirkliche und begründete Schmerzensempfindungen behandelt. Nachdem der Marggraf von Ancre erschossen und sein Leichnam gemisshandelt ist, tritt die Königin Wittwe der verzweifelnden Gemahlin des Marggrafen mit der kühlen Aufforderung entgegen: sie möchte „den Verdruss als einen nothwendigen Zufall der Menschheit annehmen.“ Der Dichter zeigt wenig Mitempfindung mit den in seinen Tragödien leidenden Personen. — Schon in diesen Zügen erscheint Weise den ästhetischen Gegnern seiner Zeit sehr ähnlich. Wenn er aber endlich zur besonders erhabnen Rede sich des Alexandriners bedient, — wenn er z. B. nach dem Tode des Marggrafen die Fürsten und Gesandten dem jungen Könige Ludwig XIII. mit folgenden Versen gratuliren lässt:

„Spiess, Pulver, Stahl und Blei verbergen ihre Macht,
Weil Liebe, Treu und Furcht am Königsthrone wacht.
Der Adel steigt empor, wodurch sein Reich bestehet,“

u. s. w., so ist ein Merkmal des Unterschiedes zwischen ihm und Hoffmannswaldau-Lohenstein kaum noch vorhanden. —

Mehr eigen ist Weise der witzige Ton, den wir oben als drittes Element in der Tragödie bezeichneten, — ein Element, das sich sehr breit und wohlgefällig in dem Stücke vorträgt.

Zur Vertretung dieses Tones sind 2 lustige Personen neben die historische Handlung gestellt: Potage, und dessen kleiner Sohn Courage. Courage ist, beiläufig gesagt, ein so kleines Kerlchen, dass er sich, um gelegentlich einen Spass zu machen, unbemerkt in dem „Schiebsack“ verkriechen kann, in welchem sein Vater einen „Schubkegel, eine alte Fidel, eine Drummel, ein Blaserohr, einen Weinkrug und andre Händel“ mit sich herumträgt. Diese beiden Personen treten in jedem Akt drei, auch viermal auf, haben ihren Spass meistens gegenseitig miteinander, binden aber gelegentlich auch mit den andern Personen des Stückes, besonders mit dem Dienstpersonal, an. Die Sphäre des Witzes, in der sie sich bewegen, ist die gewöhnlichste, die sich auf den Brettern denken lässt. Ihr Entrée ist folgendes. Potage erscheint auf der Bühne, Courage hinter ihm her. Der Vater will seinen Sohn auf dem Gange, den er vorhat, nicht mitnehmen: „ich geh an einen Ort, da du nichts nütze bist.“ „Ei, lieber Vater,“ sagt Courage, „es leben viel unnütze Leute in der Welt; lasst mich nur immer mitlaufen.“ Natürlich will der Papa sein Söhnchen für diese unartige Bemerkung schlagen; Courage aber läuft vor seinem Vater einher und lässt sich wacker von ihm jagen, bis er endlich mit einer geschickten Wendung dem Vater auf den Puckel springt. „Ei, Vater, lasst die Possen bleiben!“ sagt er zu ihm, „was haben wir davon, dass ein Narr den andern jagt?“ „Willst du mir vom Puckel bleiben?“ droht der Vater. Und der Sohn erwiedert: „Ei, Vater, geht ihr immer euren Weg vor euch der Nase nach, der Puckel soll nicht irre gehen.“ „Ich laufe mit dem Rücken wider die Mauer,“ droht der Vater. Und der Sohn: „So kehre ich euch beim Ohre herum“ u. s. w. Als der Herzog von Luynes, der, unterdessen mit seinen Plänen beschäftigt, daneben steht, ohne die beiden Narren zu bemerken, durch den Lärm dennoch auf sie aufmerksam wird, fragt er den Vater, ob der Kleine sein Sohn sei, und Potage, der nicht weiss, womit er's beweisen soll, besinnt sich eine Zeit lang, dann aber fällt's ihm ein: „Herr, ich muss ihm ja zu fressen geben; so kann ich nicht anders muthmassen, als dass er mein Sohn ist.“ Dem Sohn hingegen ist's an den vielen Prügel, die er von Potage empfängt, klar, dass dieser sein Vater sei.

In die Handlung des Stücks werden Beide nur auf die äusserlichste Weise eingeschoben. Dass unter andern der kleine Courage in die Dienerschaft des Königs aufgenommen wird, geschieht mehr, um den komischen Gegensatz zwischen Vater und Sohn zu erhöhen, als um ihren Witz an die politischen Charaktere des Stückes anzuknüpfen. Kaum dass Courage Spassmacher des Königs, also ein bedeutender Mann, geworden ist, so kommt Potage als Supplikant zu ihm. Natürlich fühlt sich das Knäblein nicht wenig seinem Papa gegenüber. Bisher hat zwischen ihnen die Etiquette gegolten, dass der Vater seinen Sohn geduzt, der Sohn aber den Vater mit „Ihr“ angeredet hat. Jetzt will der Sohn die Ehre des „Ihr“ auch geniessen. Da sich des Vaters Autorität dagegen sträubt, so macht Courage den andern Vorschlag, dass Beide Brüderschaft trinken. Und weil er entschlossen ist, nur unter dieser Bedingung seine Gönnerschaft dem Papa zuzuwenden, so bequemt sich Potage sein väterliches Privilegium aufzugeben. Also Brüderschaft soll getrunken werden. Der Kellermeister aber hat den Zapfen verlegt und muss die Hand vor dem Loche halten; es kann leider kein Getränk beschafft werden. Courage weiss Rath zu geben. Aus dem Schnee, der in einer Grube des Kellers noch liegt, macht er einen Ball, und lässt seinen Vater zur Besieglung der Brüderschaft hineinbeissen. Kaum aber dass der Vater das Widerwärtige gethan, so erzählt Courage, dass der Kellermeister den Zapfen wiedergefunden habe, und beantwortet des Vaters Zutrunk mit einem Glase spanischen Weines. — Mit Spässen dieser Art füllen sich umständliche Scenen in allen 5 Akten. Der Prolog vergleicht sie mit „einigem Zucker, den der Dichter auf harte Speisen streue.“

Ausser dass der König selbst einmal von Courage mit der Grobheit traktirt wird, dass er der grösste Narr im Lande sei, weil er, wiewohl ein reicher und mächtiger Mann, doch Alles an den Marggrafen von Ancre weggiebt, und bei denen betteln geht, die er mächtig macht, — ausserdem kommt nur noch einmal eine Benutzung ihres Witzes für die Situationen der Tragödie vor. Potage sagt gelegentlich dem am Hofe mächtigen Sekretair des Marggrafen von Ancre: „Wer an einem Hofe was gelten will, der kommt mir vor wie ein Kühschwanz.“

„O ein albernes Gleichnüss,“ replicirt der Sekretair. Und Potage dessgleichen: „O ein alberner Sekretarius! Gleichwie aber ein Kühschwanz nicht weiter reisen kann als von einem Hinterviertel auf das andre, so muss ein Hofmann, wie unser Herr Marschall ist, bald in des Königs, bald in der Königin Vorgemach sein. Kommt er weiter, so ist er einem Schwanze zu vergleichen, der von dem Leibe abgehackt wird.“ Der Witz erhält seine Anzüglichkeit dadurch, dass eben dieser Sekretarius dem Marggrafen von Ancre den Rath gegeben hat, sich aus Paris zu entfernen. —

Der letzte Ton, der als ein besonderes Element in der Tragödie hervortritt, ist der frivole. — In einem Schuldrama — ein „frivoler“ Ton! Es ist wirklich der Fall. Ja, man muss sagen: wenn Weise allerdings den kindisch spasshaften Ton der beiden Narren vielleicht aus Rücksicht auf die Schuljugend mit besonderer Breite behandelt hat, so hat er dagegen den frivolen Ton trotz der Schuljugend mit unverkennbarer Auszeichnung vorgetragen. Alle Mittel dramatischen Effekts werden auf diese Scenen gehäuft, — Decoration, Beleuchtung, Musik und Gesang. Hier wird nicht etwa von weitem angedeutet, zweideutig angespielt; sondern was der Dichter sagen will, trägt er unverholen vor: er leitet es ein, führt es aus und schliesst es ab. Wir würden von einem frivolen Ton nicht sprechen, wenn er sich auf vorübergehende Wendungen, z. B. darauf beschränkte, dass die Königin Wittwe dem erschossenen Marggrafen unter andern nachruft: „Ach, Ancre, Du getreuester Diener! Dein Leib wird mir nun ferner nicht wieder zu Gesichte kommen! Ach, ist es möglich, so vergönne mir Deinen Schatten, dass ich durch denselben zu Deiner Beiwohnung bis in jene Welt gezogen werde!“ dergleichen Ausdrücke, die ohnehin mehr der unbeholfenen Sprache und dem Schwulst jener Zeit als gerade Weise zur Last fallen, sind neben dem, was der Dichter in grösserem Massstabe durch die Anlage eines ganzen Aktes beabsichtigt, völlig charakterlos. In der That, der vierte Akt gründet seinen Bau, mit dem Auftreten der ersten Personen, auf Spässe zweideutigen Inhalts und kulminirt ihn in einer geheimen Boudoir-Scene der nacktesten Art.

Zwei Knaben, Kammerjunker der Prinzessin von Condé, sind auf der Bühne, und machen anzügliche Bemerkungen darüber, warum wohl die Prinzessin zu ihrem Gemahl in's Gefängniss gehen mag: „wer weiss, was vor ein hoher Prinz dieser geheimen Zusammenkunft seine Geburt wird zu danken haben!“ Sein Gesellschafter beruhigt ihn und meint: „sie sind bei guter Zeit unfruchtbar gewesen, werden auch im verdriesslichen Gefängniss schlechte Hoffnung erwecken.“ So geht das Gespräch weiter. Margarita indessen, voll Liebessehnsucht nach ihrem Gemahl, nimmt Abschied von ihrem Hausstand und entfernt sich. Bald darauf erscheint sie vor dem Thürsteher des Gefängnisses, um diesem den Wunsch auszusprechen, ihren Gemahl zu besuchen. Potage ist der Thürsteher, in dessen Charakter es nicht liegt, zu schweigen, wo er sich verfängliche Gedanken machen kann. Bevor der Prinzessin der Wunsch gewährt wird, erblicken wir in einem geheimen Gemach den Prinzen Condé im trotzigen Gespräch mit seinem Feinde, mit dem Kanzler Mangot, einer Kreatur des Marggrafen. Das Gespräch ist bald vorüber, und ein Vorhang fällt vor dem Gemach, so dass die Bühne leer ist.*) Da ertönt von innen Gesang, —

*) Dies ist, beiläufig gesagt, die einzige Art des Decorations-Wechsels, die in Weise's Trauerspiel angedeutet ist. Die Bühne hat für gewöhnlich keine Abzeichen eines bestimmten Aufenthalts. Gleichviel wo die Personen gedacht werden sollen, ob auf der Strasse oder in der Stube, im Palast oder im Gefängniss, — es wird auf der Bühne desswegen gewöhnlich nichts geändert. Nur in wenig Fällen, wenn etwas entweder besonders Feierliches oder besonders Heimliches dargestellt werden soll, zieht sich die Handlung von dem grossen vorderen Raum der Bühne mehr in den Hintergrund zurück, und trägt sich in dem sogenannten „innersten Schauplatz“ oder der „innersten Scene“ vor. So lange diese innerste Scene nicht benutzt wird, ist sie durch einen Vorhang von der vorderen Bühne getrennt. Wenn sie sich öffnen soll, giebt Weise auch immer zugleich an, was sie repräsentirt: „des Königs Zimmer, der Königin Gemach“ u. s. w. — Um einer andern Aeusserlichkeit zu erwähnen! Weise nennt, was heute „Aufzug“ oder „Akt“ heisst, „Handlung.“ Die Scenen oder Auftritte dagegen bezeichnet er mit dem Namen „Aufzug:“ vielleicht in dem Sinne, dass ein neuer Aufzug von Personen stattfindet; wenigstens ist nicht ersichtlich, dass immer ein Vorhang beim Scenenwechsel aufgezogen würde.

eine Arie, zu der Weise auch die musikalische Composition mittheilt, — sie lautet:

„Du stilles Gemach,
Wer eilet Dir nach?
In dem die schönsten Strahlen
Den Dampf bemahlen.
Was leuchten vor liebliche Blicke,
Welche das Glücke
Dem Schatten ertheilt,
Der zu der Freiheit eilt.

Die Liebe verricht
Die heilige Pflicht,
Und will mit heissen Küssen
Das Band versüssen.
Ach, nehmet das süsse Verlangen
Immer gefangen,
Und führet die Ruh
Den zwei Verliebten zu.

Die Könige sind
Verrathen und blind,
Dass sie den Venuskindern
Ihr Spiel verhindern.
Denn ihnen zur trotzigen Schande
Werden die Bande
Zum Bette gemacht,
Worin die Venus lacht.

Das fröhliche Paar
Verbindet sich gar;
Und will zu neuen Früchten
Sein Amt verrichten.
Die günstigen Sterne verleihen
Stilles Gedeihen
Und lassen den Schein
Verliebt und fruchtbar sein."

Der Vorhang erhebt sich nach dieser Arie wieder. Prinz und Prinzessin von Condé befinden sich in dem Gemach; und dem Zuschauer wird der Genuss, dem Liebesgeflüster eines ehelichen Beilagers lauschen zu können. Margarita beginnt sogleich: „Glückselig sei die Stunde, da mein liebster Prinz

das Zeugniss seiner Liebe aus meinen Armen empfangen soll.“ Und der Prinz erwiedert ihr: „Ich merke wohl, Deine Fruchtbarkeit hat sich so lange verzogen, bis die Liebe in ihrem Unglück soll bewähret werden. Komm, meine Seele, wir wollen im Gefängniss einen Prinzen zeugen, der unsre Nachkommen wegen dieser Injurie bestrafen soll.“ Nach wenig anderen Worten wird die Hin- und Wiederrede der Liebenden immer wärmer, und in kurzen Ausrufen schliesst der Dialog wie folgt. Prinz: „O süsse Zuflucht!“ Margarita: „O angenehmer Aufenthalt!“ Prinz: „Ich lebe, weil mein Leben zu mir kömmt.“ Margarita: „Und ich kann nicht sterben, weil meine Traurigkeit getödtet ist.“ — „Hier hast Du meinen Geist!“ — „Und hier wird meine Seele durch Deinen Mund zurückgesendet.“ — „Ich umfasse Dich!“ — „So werden die Könige getrotzet.“ — „Ich küsse Dich!“ — „So wird des Königs Grimm verachtet.“ — „Ich führe Dich zu Bett.“ — „So triumphirt man über die Feindschaft.“ — Nach diesen Worten fällt der Vorhang vor dem geheimen Gemach wieder zu, und verbirgt beide Personen. —

Im Hinblick auf manche andere Erzeugnisse der Zeit, selbst auf dem freieren Felde der poetischen Literatur, — namentlich im Hinblick auf die Didaktiker und Satiriker, die wohl ein würdiges Wort in Betreff der Kindererziehung, der Zucht und Sitte in allen Verhältnissen, zu sprechen wissen, — erscheint die nackte Anstandlosigkeit dieser Scenen als völlig unerklärlich. Mochte Hoffmann von Hoffmannswaldau sich aller galanten Schlüpfrigkeit des Ausdrucks hingeben, mochte Johann von Besser mit Frechheit Alles entschleiern, was dem Auge des öffentlichen Lebens verborgen ist: — sie sind gewissermassen gerechtfertigt, denn sie fanden die Bildung ihrer Zeit, den Ton ihrer Kreise, zumal der Höfe, an denen sie verkehrten, vor, und es war natürlich, dass sie den Elementen derselben nicht widerstrebten. Christian Weise aber schrieb für die Jugend. Er fand keinen fertigen Ton vor, sondern sollte den geziemenden — bilden. Selbst „die dem Adel zustehende hardiesse,“ von welcher Weise in der Vorrede spricht, giebt doch wohl keine genügende Aufklärung für alles Unschöne, was er vorträgt.

Das Urtheil steigert sich noch, wenn schliesslich gerade an diese Scenen der ästhetische Gesichtspunkt des Drama's gelegt wird. Denn von diesem letzteren aus ist nicht die geringste Veranlassung, geschweige denn Rechtfertigung, für sie vorhanden. Es wird dem Fortschritt der Handlung auch nicht der kleinste Dienst geleistet. Am Anfang des vierten Akts befindet sich der Prinz von Condé im Gefängniss, am Schluss desselben ebenso; es ist Alles beim Alten geblieben. Auch für die Zukunft wird nichts eingeleitet. Ja, wir müssen in dieser Hinsicht dem Dichter wohl gar Dank wissen, dass er die Konsequenzen des Aktes nicht ausbeutet, dass er Geburt und Erziehung des Prinzen, der den Vater rächen soll, nicht abwartet. Der ganze Akt mit all seinen Scenen ist bloss um dieser letzteren willen da, — nicht für das Ganze.

Hierin liegt das eigentliche Urtheil über Weise's dramatische Poesie überhaupt. Sie ist im Wesentlichen Scenendichtung, — Genremalerei soviel wie möglich verschiedner Situationen, Gespräche und Aktionen. Weise repräsentirt die Kunstfertigkeit auf dem Standpunkt eines Schülers, der in dem Atelier eines Malers seinen Kursus begonnen hat, und, während er damit beschäftigt ist, Studien in einzelnen Gliedern, in Augen, Ohren, Händen und Füssen zu machen, auch schon versucht, durch äussere Verbindung derselben ein menschliches Ganze zu bilden. Man ermisst nach der Plan- und Taktlosigkeit, die Weise bei diesem Versuch zeigt, die Schwere der Aufgabe, die Gottsched eine Generation später sich stellte: die Regeln des französischen Kunstdramas auf der deutschen Bühne zur Anerkennung zu bringen.

Werner Hahn.

Somaize.

Im Jahre 1659 geriethen eines Abends zu Paris die Besucher des Theaters Petit-Bourbon in nicht geringe Aufregung und in nicht geringes Erstaunen, als Molière, der bisher eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, dasjenige, was damals unter ihnen als guter Ton galt, die seltsame geschraubte und räthselhafte Sprache, welche zu jener Zeit in den von Frauen, „den sogenannten Pretiösen" geleiteten Zirkeln geredet wurde, den Einfluss, den die unerlässliche Lectüre damaliger Lieblingsromane auf die Anschauungsweise übte, auf der Bühne getreu abconterfeyte und damit in's Lächerliche zog. Ménage, der an jenem Abend im Theater war und als habitué des Hôtel Rambouillet die Abenteuerlichkeit der damaligen Sitte und Sprache mit durchgemacht hatte, war von jenem Spiegelbilde der Bühne überrascht und ging sofort in sich; denn, als er das Theater verliess, sagte er zu Chapelain: „Welche feine Satyre auf das, was wir bis jetzt für schön gehalten. Wir müssen verbrennen, was wir angebetet haben, und, setzte er später hinzu, an diesem Abend begann die Umkehr vom Galimathias und dem forcirten Styl." — Mit einer einaktigen Posse hatte Molière die Sprache und die Lectüre Frankreichs verspottet und umgestaltet. Das Stück muss eine ungeheure Wirkung gemacht haben; denn sofort wurde Molière ausgebeutet, man druckte die Précieuses ridicules nach. Herr Somaize (nicht Saumaise, wie wohl irrig geschrieben wird), ein Bücherfabrikant, von dem ich hier reden will, plünderte ihn aus, indem er erstens theilweise aus Molière sein grand dictionnaire des précieuses zusammenstellte, zweitens eine alberne Comödie „les véritables précieuses" beging, deren

ganze Anlage er von demselben Molière entlehnte, den er fortwährend in seinen Werken als einen Plagiarius zu verhöhnen suchte, indem er drittens des von ihm verhöhnten Molière Précieuses ridicules in grauenhafte Verse brachte und so aufführen liess. Ein wie grosser literarischer Charlatan dieser Somaize war, geht unter anderm aus dem breitspurigen Titel seines kleinen, in der zweiten vermehrten und verbesserten Ausgabe ungefähr einhundertundneunzig Ausdrücke enthaltenden Wörterbuchs: „Le grand dictionnaire des prétieuses ou la clef de la langue des ruelles“ hervor. Unter diesen 190 Ausdrücken habe ich noch dazu gegen 40 gefunden, die er mit der unbefangensten Unverschämtheit verbo tenus aus Molière's précieuses ridicules abschreibt, und die in beifolgender Liste zusammengestellt sind.

In derselben folgen auf die in ihrer ursprünglichen Orthographie mitgetheilten Artikel aus dem Dictionnaire des Somaize die entsprechenden aus Molières Précieuses ridicules entwendeten Stellen.

Man sieht, dass Somaize sein Wörterbuch alphabetisch geordnet hat oder vielmehr in alphabetischer Unordnung verfasst hat, denn oft ist nicht ersichtlich, was ihn gerade veranlasste, diesen oder jenen Artikel unter diesen oder jenen Buchstaben zu stellen. So ist der erste der angeführten Artikel unter A nur erklärlich durch die Annahme, dass ihm statt Seyez das Wort Asseyez vorschwebte. Man wird ferner ersehen, dass er in jedem Artikel dem in pretiösem Französisch gegebenen Ausdruck den erklärenden, einfacheren Ausdruck vorangehen lässt.

A.

Somaize: Seyez-vous, s'il vous plaist: Contentez, s'il vous plaist, l'envie que ce siege a de vous embrasser.

Molière: Sc. 10. Cathos. Ne soyez pas inexorable à ce fauteuil qui vous tend les bras il y a un quart d'heure; contentez un peu l'envie qu'il a de vous embrasser.

S. J'ayme beaucoup les gens d'esprit: J'ay un furieux tendre pour les gens d'esprit.

M. Sc. 12. Cathos. J'ai un furieux tendre pour les gens d'esprit.

S. Vous avez l'ame matérielle: Vous avez la forme enfoncée dans la matiere.

M. Sc. 6. Cathos. Mon Dieu, ma chère, que ton père a la forme enfoncée dans la matière!

B.

S. Cette odeur est tout à fait bonne: Cette odeur est tout à fait de qualité.

M. Sc. 10. Elle (l'odeur) est tout à fait de qualité.

C.

S. Ces gens-là ne font pas les choses comme il faut: Ces gens là ont un procédé tout à fait irregulier.

M. Sc. 5. Madelon: Quelle estime, mon père, voulez-vous que nous fassions du procédé irrégulier de ces gens-là?

S. Les choses que vous dites sont fort communes: Les choses que vous dites sont du dernier bourgeois.

M. Sc. 5. Madelon: Ah! mon père, ce que vous dites là est du dernier bourgeois.

S. Il faut avouer que vous dites les choses comme il faut: Il faut avouer que vous donnez dans le vray de la chose.

M. Sc. 5. Cathos: En effet, mon oncle, ma cousine donne dans le vrai de la chose.

S. N'avoir point de canons: Avoir la jambe toute unie.

M. Sc. 5. Cathos: Venir en visite amoureuse avec une jambe tout unie.

S. Ils n'ont point de conversation: Ils sont secs de conversation.

M. Sc. 5. Cathos: Quelle sécheresse de conversation.

S. Crotter ses souliers: Imprimer ses souliers en boue.

M. Sc. 8. Mascarille: Voudriez-vous que j'allasse imprimer mes souliers en boue?

S. Nous ne sçaurions respondre à la douleur de vostre compliment: Nous ne sçaurions donner de nostre serieux dans le doux de vostre flatterie.

M. Sc. 10. Madelon: et nous n'avons garde, ma cousine et moi, de donner de notre sérieux dans le doux de votre flatterie.

S. La chaise empesche que l'on ne se crotte: La chaise est un admirable retranchement contre les insultes de la boue et du mauvais temps.

M. Sc. 10. Madelon: — la chaise est un retranchement merveilleux contre les insultes de la boue et du mauvais temps.

S. Concevoir mal les choses: Avoir l'intelligence espaisse.

M. Sc. 6. Cathos: que son intelligence est épaisse.

D.

S. Il dance bien: Il dance proprement.

M. Sc. 13. Cathos: — — a la mine de danser proprement.

S. Vous dites de belles choses: Vous faites despense en beaux discours.

M. Sc. 12. Cathos: Il fait une furieuse dépense en esprit.

S. Je ne me suis point divertie jusques icy: J'ai été jusques ici dans un jeûne effroyable de divertissement.

M. Sc. 10. Madelon: Nous avons été jusqu'ici, und dann ganz ebenso.

S. Estre enjoué: Estre un Amilcar.

M. Sc. 10. Madelon: C'est le caractère enjoué. Cathos: Je vois bien que c'est un Amilcar.

S. Il faut encore un fauteuil: Il faut le surcroist d'un fauteuil.

M. Sc. 12. Madelon: Voyez-vous pas qu'il faut le surcroît d'un fauteuil.

F.

S. Ces personnes-là ne sont point frizées: Ces personnes-là ont la tete irregulière en cheveux.

M. Sc. 5. Cathos: . . . . . une tête irrégulière en cheveux.

S. Conter fleurettes: Pousser le dernier doux.

M. Sc. 5. Madelon: — — pousser le doux. — —

G.

S. Ils ne savent pas du tout la galanterie: Ils sont tout à fait incongrus en galanterie.

M. Sc. 5. Cathos: Le moyen de bien recevoir des gens qui sont tout à fait incongrus en galanterie.

S. Vous allez surpasser tout ce qu'il y a de plus galand dans Paris: Vous allez faire pic, repic et capot tout ce qu'il y a de plus galand dans Paris.

M. Sc. 10. Mascarille: Wörtlich ebenso.

S. Je vous ay une grande obligation: Je vous ay la derniere obligation.

Hierzu macht S. eine Bemerkung über den häufigen Gebrauch dieses dernier im Munde der Pretiösen, wie durch Molière's Stück bestätigt wird, z. B. Ce que vous dites là est du dernier

bourgeois. Nous vous serons obligées de la dernière obligation. Cela sera du dernier beau.

S. Ma garniture vient-elle bien à mon habit? Ma garniture est-elle congrnante à mon habit.

M. Sc. 10. Mascarille: Que vous semble de ma petite oie? La trouvez-vous congruente à l'habit?

L.

S. Un laquais: Un necessaire, ou un fidelle.

M. Sc. 7. Madelon tadelt ihr Mädchen Marotte: nicht Nécessaire, sondern laquais gesagt zu haben.

S. Votre complaisance fait que vous nous louez de la sorte: Votre complaisance vous fait pousser ainsi la liberalité de vos louanges.

M. Sc. 10. Madelon: Votre complaisance pousse un peu trop avant la libéralité de ses louanges.

M.

S. Il ne sçait pas du tout la maniere de faire les choses: Il ne sçait pas du tout le bel air des choses.

M. Sc. 5. Madelon: vous devriez un peu vous faire apprendre le bel air des choses.

S. Je n'ay jamais senti une meilleure odeur: Je n'ay jamais respiré d'odeur mieux conditionnée.

M. Sc. 10. Cathos: Je n'ai jamais respiré une odeur mieux conditionnée.

P.

S. Ces personnes-là n'ont point cet air qui plaist: Ces personnes-là n'ont point cet air qui donne bonne opinion des gens.

M. Sc. 5. Cathos: ils n'ont point cet air qui donne d'abord bonne opinion des gens,

S. N'avoir point de plumes à son chappeau: Avoir son chappeau desarmé de plumes.

M. Sc. 5. Cathos: un chapeau désarmé de plumes.

S. Peupler un bal: Remplir la solitude d'un bal, ou remplir ses vuides.

M. Sc. 13. Madelon: et nous vous avons envoyé quérir pour remplir les vides de notre assemblée. (Es ist ein Ball gemeint.)

R.

S. Leurs habits n'ont pas assez de rubans: Leurs habits souffrent indigence de rubans.

M. Sc. 5. Cathos: un habit qui souffre une indigence de rubans.

S. Ces mots-là sont tout à fait rudes à l'oreille: Une oreille un peu delicate patit furieusement d'entendre prononcer ces mots-là.

M. Sc. 5. Cathos: ganz ebenso, nur à entendre.

S.

S. Les sieges: Les commoditez de la conversation.

M. Sc. 10. Madelon: Vite, voiturez-nous ici les commodités de la conversation.

S. Sentez un peu ces gands là: Attachez un peu la reflexion de vostre odorat sur ces gands là.

M. Sc. 10. Mascarille: Attachez un peu sur ces gants la réflexion de votre odorat.

T.

Unter tout-à-fait, welches er mit furieusement übersetzt, macht S. die Bemerkung, dass es eine prétieuse mehr denn hundertmal an einem Tage gebrauche, ebenso wie épouvantablement, terriblement. Molière legt in seinen Précieuses Zeugniss davon ab.

S. Il est de belle taille: Il a la taille tout à fait elegante.

M. Sc. 13. Madelon: Il a tout à fait la taille élégante.

V.

S. Le procédé de ces messieurs est tout à fait vulgaire: Le procédé de ces messieurs est tout à fait marchand.

M. Sc. 5. Madelon: il ne se peut rien de plus marchand que ce procédé.

S. Dites-moy, si vous plaist, si l'on peut voir Madame: Dites-moy, si vous plaist, si Madame est en commodité d'être visible.

M. Sc. 7. Madelon: voilà un nécessaire qui demande si vous êtes en commodité d'être visibles.

S. Les violons: L'ame des pieds.

M. Sc. 13. Madelon: Ces messieurs ont eu fantaisie de nous donner les âmes des pieds.

Als einen ächten Bücherfabrikanten, den stets die Flüchtigkeit und Gewissenlosigkeit seiner Leistungen kennzeichnen wird, ist dem Somaize mancher ächt pretieuse Ausdruck Molière's entgangen wie z. B. venir chez quelqu'un en visite amoureuse, ne soyez pas inexorable à ce fauteuil, und für „der Parfüm dieser Handschuhe ist sehr fein," le sublime en est touché délicieusement. Es ist mithin unbegreiflich, wie die Herausgeber Molière's das dictionnaire des Somaize, das nach den précieuses ridicules erschienen ist, zur Erläuterung Molière's haben benutzen mögen, während sich doch nur Somaize aus Molière erläutern lässt. So z. B. steht bei ihm unter E. Etre enjoué: estre un Amilcar. Hier hat er den pretiösen Ausdruck sowohl être un Amilcar wie dessen Erklärung, estre enjoué beides aus der 10. Sc. Molière's abgeschrieben, wo Madelon, die eine précieuse, nach faden Schmeicheleien Mascarille's zur andern sagt: Ma chère, c'est le caractère enjoué und Cathos, die andere, ihr erwidert: Je vois bien que c'est un Amilcar. Wie vermöchte man auch aus dem Molière zu erläutern, der bei seiner Flüchtigkeit Molière sogar falsch erklärt. Madelon sagt z. B. in der 13. Scene: Ces messieurs ont eu fantaisie de nous donner les âmes des pieds, was offenbar soviel ist als de nous donner un bal, de nous faire danser. Somaize, der in der vorhergehenden Scene gelesen hatte, dass Mascarille zu diesem Zwecke Musikanten, des violons, holen lässt, schreibt nun in sein Wörterbuch: les violons, l'âme des pieds. — Nicht aber Molière allein schrieb Somaize ab. Wir finden in seinem Wörterbuch die Phrase: „Ce mot-là est tout à fait rude et il n'y a pas moyen de le prononcer" durch folgende pretieuse Ausdrücke wiedergegeben: „Un passage de gens de guerre n'est pas plus rude à pauvres gens; il faut avoir humé l'air du Rhin et respiré à l'allemande pour le prononcer." Diese Ausdrücke sind nun wieder dem Anfange des Romans des von Boileau so verspotteten Abbé de la Pure entnommen: la Prétieuse, ou le mystère des ruelles, der im Jahre 1656 erschienen war und mehrere Auflagen erlebte. Der Abbé de la Pure hatte ausserdem kurz darauf eine Comödie les Prétieuses geschrieben, die auf der damaligen sogenannten italienischen Bühne: les Italiens zur Aufführung gekommen war, eine Comödie, die ein Herausgeber Molière's, Aimé Martin,

gesehn zu haben vorgiebt, die aber vor und nach ihm Niemand sonst zu Gesichte bekommen hat. Ich bin fest überzeugt, dass, wenn man das erstere Werk des Abbé näher prüfte, wozu ich leider bisher keine Gelegenheit fand, und wenn man das letztere, welches nicht erhalten zu sein scheint, prüfen könnte, es sich ausweisen würde, dass das grosse Wörterbuch der Precieusen nichts als eine Compilation aus diesen drei Werken, in keinem Falle aus fleissiger und eigener Beobachtung des Treibens der Pretieusen entstanden ist. Es ist also die Arbeit des Somaize eine Schöpfung, insofern man dies Substantiv nicht mit dem Infinitiv schaffen, sondern mit dem Infinitiv schöpfen zusammenbringt, also eine Schöpfung in dem Sinne von Abschöpfung. Nichtsdestoweniger ist, in Ermangelung jenes verlorenen Werkes des Abbé jenes Sammelsurium von Wörterbuch für uns immerhin heut zu Tage eine Quelle.

Natürlich konnte Molière nicht sehr erfreut über diese Benutzung seiner Werke durch den Privatsecretair der Frau Connétable Colonna — denn das war Somaize — sein, und dass er sich in diesem Sinne ausgesprochen haben muss, geht aus den nicht sehr edlen Angriffen hervor, die der unbedeutende Scribent in seinen Schriften von nun an gegen ihn richtete. So bezeichnete er ihn nie mit seinem Namen, sondern nennt ihn stets nur mit Rücksicht auf die von Molière selbst in den Précieuses gespielte Rolle den Marquis de Mascarille. Wenn man bedenkt, dass die Stellung eines Schauspielers damals, wenn auch nicht in den Augen des Hofes und der wenigen Aufgeklärten, doch bei der grossen Mehrzahl des Publikums für eine entehrende galt, ferner dass Mascarille in den Stücken Molière's eine stereotype Rolle war, die er immer selber spielte, so begreift man die Elendigkeit eines Angriffs dieser Art. Nach dem Ausspruch eines englischen Dichters trifft ein Spott am empfindlichsten „when a blockhead points the dart,“ und daher erklärt es sich, dass die Mascarillerollen nun dem Molière verleidet waren, dass sie in allen späteren nach den Précieuses ridicules geschriebenen Stücken nie wiederkehrten, und die Charakterrollen Molière's von nun an den Namen Sganarelle trugen. Anderswo nennt Somaize, wiederum mit einer niedrigen Anspielung auf die Profession, Molière den ersten Farceur

Frankreichs, oder vielmehr jemanden, der gern für den ersten Farceur Frankreichs gelten möchte, und, da die unverschämte Grobheit gegen das Verdienst stets ein Merkmal des bloss mercantilen Literaten ist, so werden wir uns nicht wundern, wenn er eine seiner Vorreden also beginnt: „Seitdem Bescheidenheit und Frechheit Gegensätze sind, hat man sie nie besser vereint gesehen, als in dem, der sich für den Autor der prétieuses ridicules ausgiebt“ u. s. w. Allem aber setzt die Krone auf, was er in einer Vorrede einen Freund, der offenbar er selbst ist, über sich sagen lässt: „Nie hat ein so junger Mann so viel Aufsehn erregt.“ Ferner: „Er (d. h. Somaize) ist sehr wenig eigennützig, obgleich ihm seine Feinde das Laster des Eigennutzes vorwerfen.“ Ferner: „Ich überlasse dem Leser zu denken, ob alle Werke, die er (S.) künftig verfassen wird, nicht Alles übertreffen werden, was er bis jetzt geschrieben, weil, abgesehen von seinem eigenen grossen Scharfsinn, der Verkehr mit den grössten Männern des Landes ihm noch mehr Kenntnisse geben wird.“ Dabei ist zu bemerken, dass der Name Somaize bei zeitgenössischen Schriftstellern nie und nirgend erwähnt wird. Aber das geht auch aus seinen Vorreden hervor, dass er es verstand, sich eine mächtige Patronage zu verschaffen. Nach diesen Zügen zu einem Bilde eines Helden der Reclame damaliger Zeit folge hier Einiges über seine zwei Dictionnaire.

Eine solche Besprechung lässt sich dadurch rechtfertigen, dass diese Werke einmal untergeordneter Natur sind, so dass nur Wenige davon Einsicht zu nehmen sich geneigt finden möchten, und sie andrerseits bei Alledem, was wir von vornherein gegen ihren Verfasser zu sagen fanden, doch nicht ganz unwichtig für die Kenntniss der pretiösen Ausdrucksweise sind. Es kam in derselben vor Allem darauf an, einfache Dinge des alltäglichen Lebens durch Umschreibungen gleichsam in eine höhere Sphäre zu erheben. Solche Ausdrücke hat nun Somaize in seinem oben erwähnten Wörterbuch zusammengestellt, und es folgen hier einige Auszüge aus demselben. Man schämte sich: Besen zu sagen, und sagte dafür: Werkzeug der Reinlichkeit, der Kalender hiess: Verzeichniss der Zukunft, der Buchhändlerladen: der Kirchhof der Lebendigen und der Todten, das Licht: das Brennende, oder auch das Supplement der Sonne,

das Gehirn: das Erhabene, Sänftenträger: getaufte Maulthiere, der Fächer: der Zephyr, die Haare: die Zuthaten des Kopfes, der Hut: der Elemententrotzer, l'affronteur des temps, der Himmel: der Veränderliche, Kamin: der Sitz Vulcan's, das Hemde: der beständige Begleiter der Lebenden und Todten, Stecknadeln: Blutigel, ein Glas Wasser, ein inneres Bad, Fenster: Thür des Lichts, die Zunge: die Dolmetscherin der Seele, oder die Schelminn, die Hand: la mouvante, ein Liebesbrief, ein Unschuldiger, die Perrücke: die Jugend der Greise, die Füsse: die theuren Dulder, es regnet: das dritte Element fällt nieder, der Kamm: ein Dädalus, das Portrait: der Gefühllose, der Pfeffer: das Feine, le Pont-Neuf: die Pariser Alpen, ein Stadtsergeant: der böse Engel der Verbrecher, ein Tisch: die allgemeine Bequemlichkeit, die Augen: der Spiegel der Seele, die Nase: die Schleuse des Gehirns. Mitunter gränzen die Ausdrücke an's Räthselhafte. Das Compliment heisst: le paquet sérieux, ein Lavement: un agrément, oder le bouillon des deux soeurs, die Gemälde: les divinités des curieux, die Pferde: les pluches, u. s. w. Manche Ausdrücke, die heute alltäglich sind, gehörten damals noch in dieses Gebiet; so wird der Ausdruck: Ne vous éloignez pas de la portée de ma voix als pretiös verzeichnet, ebenso selon moi für: meiner Meinung nach.

Zuletzt haben wir noch um Entschuldigung zu bitten, einer Klasse von Ausdrücken erwähnen zu müssen, mit denen obscoene oder für weniger anständig gehaltene Dinge umschrieben werden. Aus dem Raffinement, mit dem man dabei verfuhr, wird man immer wieder darauf zurückgeführt zu meinen, dass man sich mit Dingen, die man so entsetzlich fand, eigentlich sehr gern beschäftigte. Entsetzlich fand man le mariage und man umschrieb es mit amour permis, entsetzlich das Wochenbett; und man umschrieb es mit les contre-coups de l'amour permis, entsetzlich sich verheirathen, man sagte, donner dans l'amour permis, die Schwangerschaft hiess le mal d'amour permis etc. Ja, die Prüderie ging so weit, dass manche Personen niemals wegen der zweiten Silbe un écu statt soixante sous gesagt haben würden, und dass andre jedes mit c. o. n. gebildete Compositum vermieden. Man sagte bien pensé, wo bien conçu richtiger ge-

wesen wäre. Leur raison, sagt eine Schriftstellerin jener Zeit, leur raison de cette insigne manière de parler, c'est que le terme conceu met de laides images dans le coeur. Wir citiren ferner aus dem Lexikon noch folgende Dinge: la chaise percée hiess la soucoupe inférieure. Für: Mademoiselle une telle est allée aux lieux communs sagte man: Mademoiselle une telle est allée à la lucarne des antipodes, nach der Luke der Gegenfüssler, für le cul: le rusé inférieur, für votre chien fait son ordure: votre chien s'ouvre furieusement, für Nachtgeschirr: l'urinal virginal. Somaize lässt in seinen Véritables précieuses einen Widersacher der Modesprache ausrufen: Et seriez-vous bien assez opiniâtre pour me vouloir soutenir que le pot de chambre que vous nommez l'urinal virginal l'est encore quand les filles et les garçons ont donné dans l'amour permis, le mariage?

Das gelesenste Werk des Somaize, über das ich schliesslich nur wenige Worte sagen will, war nicht das eben besprochene Wörterbuch, sondern folgendes: le grand dictionnaire des précieuses historique, poétique, géographique, cosmographique, chronologique et armoirique où l'on verra etc. Alphabetisch sind in demselben die Namen der Frauen und Männer jener pretiösen Richtung, mit kürzeren oder längeren Biographien begleitet, zusammengestellt, jedoch nicht die wirklichen Namen, sondern die sie, wie es damals allgemein Mode war, in ihren Kreisen führten. (Von der Kanzel herab nannte Fléschier in seiner Leichenrede auf Mme de Montausier die Mutter derselben, Mad. de Rambouillet mit ihrem nom de précieuse „l'incomparable Arthénice." Auch Cathos und Madelon entsetzen in Molière's Précieuses ridicules ihren Vater mit dem Begehren, von nun an Aminte und Polixène genannt zu werden.) Es geht aus unsrem Wörterbuch hervor, dass Valère d. h. Voiture der Rädelsführer des damaligen pretiösen Frankreichs war und dass nach seinem Tode Sésostris d. h. Sarrasin seine Rolle übernahm. Schon aus diesen beiden Namen geht hervor, dass der Unterschied, der von Einigen zwischen wahren und falschen, ursprünglichen und späteren Pretieusen, Originalen und Nachahmerinnen gemacht wird, ein ziemlich willkürlicher ist und dass Molière nur des lieben Friedens halber äusserlich einen solchen Unterschied machte, während er die ganze Richtung auf's Ent-

schiedenste bekämpfte. Dies näher auszuführen, will ich mir ein andermal erlauben, muss jedoch hinzusetzen, dass diese Zeilen vor dem Erscheinen des Buches des verdienten Livet über die Précieux und Précieuses niedergeschrieben worden sind. Von demselben sind auch die Abdrücke der beiden Dictionnaires in der Bibliothèque Elzevirienne besorgt worden. Es ist auffallend, dass dieser feine und unterrichtete Kenner nicht gesehen zu haben scheint, wie Somaize sich mit fremden Federn zu schmücken verstand, was nachzuweisen ein Hauptzweck dieser so wenig abgeschlossenen Arbeit war.

G. Büchmann.

Americanismen.

Die gegenwärtig in rascher Folge bei Appleton & Co. in New York erscheinende New American Cyclopædia, welche George Ripley in Verbindung mit Charles A. Dana herausgiebt, enthält in dem Artikel Americanismen Manches, was den Lesern dieser Zeitschrift nicht uninteressant sein dürfte, und Ref. entlehnt deshalb nachstehende Bemerkungen. Die Verschiedenheit in der Sprache wird daraus erklärt, dass die Bevölkerung so dünn, sehr viele Gegenstände, die ganze Lebensweise, das Regierungssystem völlig neu waren, dass die Einwandrer mit Personen aus den verschiedensten Völkerschaften verkehren mussten, dass es an einer Hauptstadt, an mächtigen, einflussreichen Familien fehlte und die Herausgeber von Zeitungen eine grosse Anzahl von Ausdrücken des gemeinen Volkes in ihre Blätter aufnahmen. Eine gute und durch und durch populäre Erziehung sei indessen in America mehr verbreitet, als in irgend einem anderen Lande der Welt; es werde nirgends so viel gereist und gelesen, nirgends das Wörterbuch so viel zu Rathe gezogen, und die Folge davon sei, dass die englische Sprache fast überall in America in gleicher Weise gesprochen werde und jeder Americaner die Sprache seines Landsmannes vollkommen verstehe. Die Behauptung „as a people the Americans speak English better than the English themselves“ wird nur durch den Zusatz eingeschränkt: „the standard of the correct language still remains in the use of the learned and educated people of England, whose noble literature and polished society possess an authority which the Americans have not yet been able to equal.“ — Die Americanismen werden nun in verschiedene Klassen eingetheilt, nämlich 1) Ganz neue Wörter

z. B. sparse, township, caucus; 2) englische Wörter in einer neuen Bedeutung gebraucht, z. B. block = Land oder Häuser, welche von 4 Strassen in einer Stadt eingeschlossen sind, section = Quadratmeile Land; 3) englische Provinzialismen, die in America allgemein in Gebrauch kamen, z. B. wilt für wither; 4) Wörter, welche in America ihre alte, ursprüngliche Bedeutung behielten, die sie im Laufe der Zeit in England längst verloren haben, z. B. sick; 5) Wörter, die in England gegenwärtig gar nicht mehr im Gebrauch sind, z. B. tarry, freshet; 6) neue Methode der Aussprache z. B. ew und u ausgesprochen wie oo in constitution und newspaper; 7) Neue Accentuation, z. B. epicúrean statt des englischen epicuréan. In New England und Canada kommt die Sprache der des Mutterlandes am nächsten, während im Westen, Süden und in den mittleren Staaten die Verschiedenheit am grössten ist. Als die bemerkenswerthesten Americanismen, welche am häufigsten vorkommen, sich in Büchern und Zeitungen finden und auch bei den Gebildeten zur Anwendung kommen, verdienen die folgenden im Auszuge aufgeführt zu werden:

Advantage, used as a verb instead of profit.

ambition, used as a verb instead of aspire.

approbate, used instead of approve.

autumn, meaning the months of September, October, and November, whereas, in England, that word comprises August, September, and October.

bad, used in the sense of ill.

baggage, used to signify the trunks, boxes etc. of a traveller. The English say luggage, and consider baggage pretentious.

balance, = remainder.

bogus = counterfeit, false, fraudulent.

border = a greens ward, bordering on a walk in a garden or yard.

boss = an employer or superintendent of laborers.

buggy = a light four-wheeled waggon; in England it means two wheeled carriage.

calico = printed muslin goods; in England it means muslin goods generally.

caption = the heading of a chapter, section, or page.

captivate = take captive.

clever = good-natured, obliging.

conclude = determine (I have concluded to go).

in this connection = in connection with this subject.

corn means only maize in the U. States.

creek = a small river; in England it means a small arm of the sea.

dead-head = a person who gets something of commercial value without special payment or charge.

declination = the refusal to accept a nomination to office.

elect = to choose (he elected to go to Europe).

endorse = approve, confirm.

eventuate = to result in.

fall = autumn.

fall, used instead of fell (to fall a tree).

fancy, used as an adjective to signify fantastic, various.

fishdealer = fishmonger.

fix = to put in order.

freshet = a flood.

gallowses = braces to support the trowsers.

hack = hackney coach.

hardware merchant = iron monger.

help = servant.

hold on = stop.

homely = plain featured, ugly.

improve = to open a farm on wild land.

improvements = the buildings and fences.

kool-sla = cabbage salad.

loafer = lounger.

lobby = to exercise an influence on members of a legislative body.

to lobby through = to get a bill adopted by such an influence.

locate = to determine and designate the place of, to settle in.

log-roll designates a system of management by which a member of a legislative body attempts to secure the adoption of a favorite measure, by inducing other members to vote for it, by assisting or promising to assist them in carrying their several pet measures.

lumber = sawn wood, intended for building.

mad frequently used for angry.

notify = to give notice to; in England it means to make known.

pantaloons = trowsers.

pipe-laying = fraudulent voting. The word had its origin in New York, at the time of the construction of the Croton waterworks. Some leaders of the whig party were charged with having made arrangements to bring a large number of men from Philadelphia, ostensibly to lay pipes for the water, but really to vote at an approaching election.

politician = a person who busies himself with the management and contests of a political party. In England it means a statesman.

posted up = well informed.

quite = very.

raise = rear, cultivate, cause to grow.

rapids = that portion of a river where the current is so swift that the surface of the water is broken by short waves or by low falls.

reliable = trustworthy.

ride, either in a carriage or on horseback.

roil = to render turbid.

rooster = a cock, a male barn-door fowl.

school, in the U. St., means a place where elementary instruction is given.

sleigh = sledge.

span = pair, applied only to horses or mules (Gespann).

stage = stage-coach.

stall = stick fast (the horses are stalled).

store = shop.

suspenders = braces.

suspicion (as a verb) = to suspect.

transpire = to happen.

Ausserdem finden sich eine Menge von Wortbildungen, die man in England gar nicht gebraucht, z. B. to necessitate, night-fall und after-night, to obligate, welches in England für ganz gemein gilt wie auch to narrate. Schliesslich sei noch erwähnt, dass in America zwei Sammlungen von Americanismen erschienen sind, die eine von John Pickering in Boston 1816, die andere von John Russell Bartlet in New York 1848; in neuerer Zeit ist derselbe Gegenstand auch von dem Herausgeber des Archivs in seiner Abhandlung über die Entwickelung der englischen Sprache und Literatur in Nord-America behandelt worden.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Zur Faustliteratur.

I) Dr. Karl Köstlin, Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger. Tübingen, 1860.

II) F. Blanchet, le Faust de Goethe expliqué d'après les principaux commentateurs allemands. Paris, Strassbourg, 1860.

Wieder liegen zwei neue Schriften über den Goethe'schen Faust vor. Das Gedicht ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, aber kaum weniger merkwürdig ist diese unermüdliche Ausdauer der Erklärer, diese immer sich wiederholenden Versuche eindringenden Studiums. Doch sind wir weit entfernt, die auf die Erklärung des Gedichts verwandte Mühe zu bedauern. Goethe's Faust verdient die aufmerksamste Betrachtung, und seine Dunkelheit fordert den Scharfsinn des Interpreten heraus. Fortgesetzte Arbeit aber fördert hier, wie auf jedem andern Gebiete. Das beweisen auch die beiden vorliegenden Werke durch den wohlthätigen Gegensatz, in welchem sie zu früheren Versuchen auf demselben Gebiete stehen. Die ersten Commentare des Faust nahmen auf guten Glauben das Gedicht als ein Ganzes hin, und da ihm jede andre Einheit sichtbar abging, so sollte ihm die Durchführung irgend einer abstrakten Idee oder die Systematik irgend einer Philosophie eine solche Einheit verleihen. Man legte also in naivem Glauben seine eignen Gedanken in das Gedicht und interpretirte so wacker in dasselbe hinein und aus demselben heraus ganze Systeme, jeder auf seine Weise und nach den Anschauungen, die er dazu mitbrachte. Dadurch, dass man so grosse Gedanken in dem Gedicht fand, — gross mussten sie sein, denn man hatte sie ja selbst, — glaubte man demselben eine ungemeine Ehre anzuthun und es zum Gipfel aller Dichtung zu machen; man bedachte nicht, dass Gedankensysteme wohl den Werth einer Abhandlung, aber nicht einer Dichtung begründen könnten, dass man vielmehr den Faust dadurch gradezu aus der Zahl der Gedichte strich. Wir wissen jetzt, dass das Gedicht kein System darlegt, aus wie verschiedenen Bestandtheilen, zu wie verschiedenen Zeiten es entstanden ist, welche verschiedenartigen Einflüsse und Stimmungen seine Gestaltung bedingt haben. Das Gedicht als eine Thatsache liegt vor, aber immer noch als eine so dunkle Thatsache, wie nur je eine dem Forscher zu denken gegeben hat. Es übt eine unbegrenzte Macht auf die Nation, und eine grosse Wirksamkeit selbst im Auslande. Worin also, wenn doch nicht im Gedankensysteme, besteht die eigentliche Macht dieser Dichtung? Die Antwort darauf hängt von der Erklärung des Gedichtes ab.

Die Erklärung eines Gedichtes hat drei wesentliche Momente. Es muss zunächst der Wortsinn und die Geschichte des Textes festgestellt

werden durch eine wesentlich philologische Arbeit; es fordert sodann die ästhetische Betrachtung die Reflexion über die innern gestaltenden Prinzipien des Kunstwerks, über das also, was man die Idee eines Kunstwerks zu nennen pflegt; es soll endlich jedem bedeutenden Dichtwerk seine literargeschichtliche Stellung zur Vergangenheit und Zukunft der Literatur und zu dem inneren Entwicklungsgange des Dichtergeistes, dem es entsprang, angewiesen werden. Diesen letztern Punkt haben diejenigen, welche über Geschichte der deutschen Literatur und über Goethe's Leben schrieben, gründlich erörtert. Aber eine vollkommen befriedigende Lösung dieser Aufgabe hängt von einer befriedigenden ästhetisch-kritischen Betrachtung des Werks ab, wie sie noch nicht geliefert ist. Es ist nicht zum Vortheil der Erklärung des Gedichts gewesen, dass die philosophisch-ästhetische Betrachtung der philologischen Forschung vorauseilte. Die Philosophen glaubten eben auch hier, wie anderswo, der historischen Arbeit sich entschlagen zu können, und es passirte ihnen hier, was ihnen auch sonst wohl passirt ist: sie gaben statt der Sache sich selbst, und Faust wurde nur ein Anknüpfungspunkt für die Darlegung beliebiger Spekulationen aus dem Gebiete der Rechtsphilosophie oder Theologie in mehr oder minder systematischer Form. Schon Weisse und Leutbecher, besonders aber Meyer und mit grossem Fleisse Düntzer haben dann die rein philologische Arbeit für die Erklärung des Goethe'schen Faust so sehr gefördert, dass auch die ästhetische Kritik jetzt auf sicheren Grundlagen bauen darf. Sowohl Herr Köstlin, der besonders die ästhetische Würdigung des Werks im Auge hat, wie Herr Blanchet, der auch die Erklärung der Dunkelheiten im Einzelnen anstrebt, haben das so Gefundene gewissenhaft sich zu Nutze gemacht.

Was nun die Schrift des Herrn Köstlin anbetrifft, so ist sein Ziel nicht sowohl eine ausführliche Erklärung alles Einzelnen, als vielmehr die Darlegung der inneren Einheit des Gedichtes und die Feststellung seines ästhetischen Werthes vermittelst einer Entwicklung des Ganges der Handlung in beiden Theilen des Werkes. Seine Darstellung ist klar und bestimmt, und in einigen Beziehungen scheint er die Erkenntniss dessen, was für die Beurtheilung des Faust wesentlich ist, in der That um ein Bedeutendes gefördert zu haben.

Für das gesunde Urtheil des Verf. zeugt es, dass er das Werk nicht als den „Inbegriff aller göttlichen und menschlichen Weisheit" fasst, wie die meisten älteren Schriften über den Faust, dass er „alles nutzlos abstracte Philosophiren über denselben vollends verabschieden" will. Der Standpunkt, den er dem Gedichte gegenüber einnimmt, zeichnet sich am bestimmtesten darin, dass er p. 151 erklärt: nicht um eine Idee, sondern um einen Charakter, um ein allerdings die allgemeinsten und tiefsten Interessen der Menschheit berührendes Lebensbild sei es dem Dichter zu thun. Das ist ein wahres und treffendes Wort, — was den ersten Theil anbetrifft. Aber für den zweiten Theil möchten wir es nicht eben so gelten lassen.

Das Geschlecht, das den Faust zuerst las, fühlte sich, wenn es sich von dem mächtigen Eindruck, den das Gedicht machte, Rechenschaft ablegen wollte, zumeist durch den Gehalt an spekulativen Ideen angezogen. In Wirklichkeit hat gewiss die Wirkung des Faust so wenig, wie die irgend eines andren grossen Dichtwerks, auf der Bedeutsamkeit abstrakter Theorien beruht. Aber es war das die Redeweise der damaligen Zeit, insbesondre die Form der ästhetischen Kritik, den Geist künstlerischer Schönheit auf „Ideen" zu ziehen. Wir bestreiten nicht, dass das Kunstwerk nur dadurch die Vollendung schöner Form erreicht, dass ein inneres, schöpferisch gestaltendes Prinzip als Einheit und Allgemeines die Gestaltung aller Einzelheiten bedingt. Wir meinen auch, dass „Idee" der treffendste Ausdruck für diese innere organische Einheit des Kunstwerks ist. Nur verstehe man unter solcher Idee nicht irgend ein abstractes Philosophem oder gar eine beliebige moralische Sentenz. So weise eine solche auch sei, den innern Gehalt eines rechten

Kunstwerks wird sie nimmermehr erschöpfen. durch sie allein wird sich ein Werk nimmer als Kunstwerk ausweisen; im Gegentheil: wo sie der Zweck wäre, auf den Alles hinausläuft, würde augenblicklich durch die lehrhafte Absicht alle Poesie vernichtet werden. Die Idee eines dramatischen Dichtwerks, — und von einem solchen ist hier zunächst die Rede, — kann nur in der Einheit des Charakters, also näher in der eigenthümlichen Bestimmtheit der dichterischen Phantasie und ihrer sittlichen Anschauungen im Ganzen und Grossen, also in der Form des dargestellten Ideals liegen. Dem Faust gegenüber benahm man sich aber so, als ob er ein Lehrgedicht wäre voll tiefsinniger Theorien über göttliche und menschliche Dinge. Das war eine durchaus naive Stimmung. Allerlei, was im Geiste des spekulativ gebildeten Lesers beim Lesen des Gedichtes anschoss, legte man frischweg in das Gedicht selbst hinein, und noch mehr, in solchem sollte der eigentliche ästhetische Werth des Gedichtes liegen. Herr Köstlin hat dem Faust den Charakter eines Gedichtes zurückgegeben, als er denselben für die Darstellung eines Charakters erklärte, seinen Gegenstand als die Zeichnung eines Lebensbildes bezeichnete.

Aber, wie gesagt, wir möchten die Geltung dieses Satzes für den zweiten Theil bestreiten. Dieser in der That ist ein Lehrgedicht in dialogischer Form, und kein Drama. Und damit wären wir zu der heikelsten Frage in Betreff der Auffassung des Goethe'schen Faustgedichtes, zu der Frage über den Zusammenhang des ersten und zweiten Theils, gelangt. Wir wollen kurz unsre Meinung sagen: uns scheint, dass der erste und zweite Theil nichts mit einander gemein haben, als die Namen einiger in beiden auftretenden Persönlichkeiten und einige ganz äusserliche Anknüpfungspunkte in der Handlung. Weder die Charaktere, noch die Situationen, noch der innere Gang der Handlung, noch die dichterische Auffassungsweise, noch die poetische Composition scheinen uns in beiden Theilen in irgend einem tieferen Zusammenhange zu stehen. Wir haben es in der That mit zwei ganz verschiedenen Gedichten zu thun, die auch der Zeit der Entstehung nach, wenigstens in der Form, wie sie vorliegen, durchaus auseinanderfallen. Ganz mit Unrecht hat sich der zweite Theil, ein in mancher Beziehung trotz schöner Einzelheiten so verfehltes Werk, ein Werk des unproductiven Alters, in die Nähe jenes wundervollen Products der Jugendbegeisterung und Manneskraft gedrängt; für die ästhetische Beurtheilung sind beide durchaus auseinanderzuhalten.

Das scheint uns nun Herr Köstlin verfehlt zu haben. Auch nach ihm bilden beide Theile zusammen ein Werk, und der ganze Plan scheint ihm grossartig, wahr, folgerichtig, harmonisch angelegt. Er giebt nur zu, dass in diesem Lebenslauf das Moment des Schönen unverhältnissmässig hervortritt und das Politische zurückgedrängt wird. Aber wie denn? Kann, wenn der erste und zweite Theil als ein Werk gefasst werden, kann dann noch der Charakter als inneres Prinzip der Einheit gefasst werden? Seit wann ist es ein Moment der Charakterschilderung, den Helden durch alle möglichen Lebenslagen und Tendenzen hindurchzujagen. ihn symbolisch sich verlieben, als Symbol mit einem Symbol sich verheirathen, symbolische Kinder zeugen zu lassen, die symbolisch sterben? Was fehlt denn noch zur Charakterschilderung des Faust am Ende des ersten Theils? Und welches neue Moment käme im zweiten Theile hinzu? Hat denn der Faust als Staatsmann und Feldherr, der Faust als Festordner am Hofe, der Faust als fränkischer Ritter und als lebensmüder Greis noch eine Aehnlichkeit mit Faust, dem Denker und dem Liebenden? Und wenn er sie hätte: heisst das Einheit des Charakters, dass ein Held auf seinem Wege von der Wiege bis zum Grabe uns vorgeführt wird, um alle möglichen Metamorphosen durchzumachen und die verschiedensten Gestalten anzunehmen? Nein, so wäre die Einheit des Gedichts immer nicht in einem Charakter, sondern in einem abstrakten Schema, in der Reflexion des Dichters zu suchen, der das Verhältniss eines

strebenden Geistes zu den bedeutsamsten Lebensbeziehungen darlegen wollte, und Faust wäre wieder nicht ein Drama, sondern ein Lehrgedicht. Der erste Theil des Faust aber ist ein wirkliches, ächtes Drama. Rauben wir ihm den Anspruch auf diese Bezeichnung nicht durch die auch philologisch ungerechtfertigte Annäherung des zweiten Theils: sondern überlassen wir, weil wir müssen, diesen zweiten Theil sich selbst, oder mit andren Worten: geben wir ihn als Ganzes und Eines Preis.

Dies Letztere nun, das eben möchte Herr Köstlin nicht. Zwar ist sein Urtheil auch hier besonnen und nüchtern. Er kann die Sprache des zweiten Theiles nicht loben. Die klassische Walpurgisnacht, die Tragödie Helena scheinen ihm ganz verfehlt. Aber gegen das schlechthin verwerfende Urtheil Vischers über den zweiten Theil möchte er doch Verwahrung einlegen. Nun ja, Vischer in seiner energischen, durchschlagenden Weise ist allerdings sehr hart mit dem Gedicht umgegangen, und wir möchten Bedenken tragen, das Urtheil des ausgezeichneten Mannes so ganz zu unterschreiben. Aber wollte man dem zweiten Theil gegen diesen eindringenden und kräftigen Geist beispringen, so gab es nur ein Mittel. Auch dem zweiten Theil ist es verhängnissvoll gewesen, dass er in eine Nähe zum ersten Theil gerückt wurde, auf die er keinen Anspruch hat, grade so, wie auch ein hellleuchtender Stern durch den Glanz der Sonne verdunkelt wird. Nicht bloss dem ersten Theil kann sein rechtes Verständniss nur gesichert werden, wenn man ihn als abgeschlossenes Kunstwerk in sich betrachtet: sondern auch gegen den zweiten Theil wird man weniger ungerecht sein, wenn man den Zusammenhang mit dem ersten aufgiebt. Wir möchten selbst des Herrn Verf. strenges Urtheil noch in einigen Beziehungen mildern. Man muss sich dieser Tragödie gegenüber nicht zum Einigen, sondern zum Zerreissen entscheiden. Der zweite Theil vor allem ist ein Stück, das wahrhaft aus Stücken besteht. Nur am Einzelnen wird man sich recht freuen dürfen: die Composition im Ganzen, die Haltung des Ganzen als eines einheitlichen Kunstwerks kann schwerlich als harmonisch und folgerichtig bezeichnet werden. Aber vieles Einzelne in seiner Art mag man gelten lassen, und darunter sogar die „klassische Walpurgisnacht“ und die „Helena.“

Der zweite Theil des Faust zum ersten verhält sich etwa, wie Meisters Wanderjahre zu den Lehrjahren. In Schiller's Don Carlos erkennt Jedermann zwei nach Absicht und Auffassung wesentlich verschiedene Theile, weil Anfang und Vollendung des Drama's um wenige Jahre auseinanderliegen. Diese Verschiedenheit ist so gross, dass der ästhetische Eindruck und die künstlerische Einheit des Werkes dadurch wesentlichen Abbruch leiden. Beim Faust aber sind die erste Conception und der endliche Abschluss durch mehr Jahrzehnte getrennt, als durch Jahre beim Don Carlos. Und Goethe sollte so mumienhaft, so entwicklungslos geblieben sein, um ein Werk in gleichem Sinne durch sechszig Jahre fortzuführen? Oder von seinen mannigfachen inneren Prozessen, von der Verschiedenheit der Lebensalter, Anschauungsweisen, künstlerischen Prinzipien sollte dies Werk im Wesentlichen unberührt geblieben sein? Was den Gegensatz der Behandlung anbetrifft, so brauchen wir ihn nicht erst auseinanderzusetzen. Das blödeste Gefühl empfindet ihn. Gegen die Lebhaftigkeit der Empfindung im ersten Theil, gegen die übersprudelnde Fülle der Produktivität diese Knappheit der Motive, die sich nur an der Krücke der Reflexion müde fortschleppen; gegen lebensvolle menschliche Charaktere diese blassen allegorischen Schemen, die der Dichter gelegentlich selbst ironisirt; statt jener reichen und tiefen Anschauung menschlichen Schicksals einen Abschnitt aus der Literaturgeschichte und der Politik in poetisch-allegorischem Gewande und eine neu erfundene Theorie der Erlösung und Rechtfertigung; es ist auch nicht eine Spur von Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit zu finden. Aber auch die Charaktere des ersten Theils sind verschwunden; nur die Namen sind zum Theil geblieben. Faust wird zum Abstractum und bedeutet stellenweise etwa:

der moderne Mensch, und stellenweise gar nichts. Und Mephisto? Wo ist der übermüthige, sprudelnde, geistreiche, bei aller Hassenswürdigkeit so anziehende Geselle geblieben, den wir im ersten Theile kannten? Verschwunden ist er, und unter seinem Namen narrt uns ein Ding, es lässt sich gar nicht sagen, was für eins, eine Art von redender Theatermaschinerie, die verschiedene Formen anzunehmen vermag. Weder der Satan ist mehr da, noch sein Humor. Zu allen guten Dingen lässt er sich gebrauchen; er ist nicht mehr der Verführer, sondern ein gehorsamer Diener ohne eigenen Willen zum Guten oder Bösen. Und was die Handlung anbetrifft: kann man ernstlich von dieser noch im zweiten Theile reden? Es bedeutet ja alles etwas, nur mit Begriffen sehen wir im Grunde etwas vorgehen, und nichts hat seinen Sinn in sich, nimmt baare Wirklichkeit für sich in Anspruch. Im ersten Theile Menschenschicksal und Leidenschaft, grosse tragische Conflikte; im zweiten ein blosses witziges und scharfsinniges Spiel mit Begriffen und Vorstellungen, wo unser Mitleid und Mitempfinden in keinem Augenblicke in's Spiel kommt. Was ist hier noch von einem Drama übrig geblieben?

Man hat es also mit zwei grundverschiedenen Werken zu thun. Ueber Sinn und Bedeutung des Ganzen wird man sich so lange nicht einigen können, als man den zweiten Theil als legitime Fortsetzung des ersten ansieht. Weil der zweite Theil so offenbar die Einheit seiner Composition nur in abstrakten Reflexionen hat, wird man geneigt sein, auch dem ersten Theil ein solches System von Gedanken unterzuschieben und ihm damit seinen poetischen Werth zu rauben. Wenn der Dichter am Schluss des zweiten Werks ängstlich bemüht gewesen ist, den Zusammenhang mit gewissen Motiven des ersten wieder anzuknüpfen, so hat er offenbar zu dem Irrthum Anlass gegeben: aber nichts desto weniger bleibt es ein Irrthum. Sätze, wie der, dass ein guter Mensch sich nie ganz vom rechten Wege abwende trotz aller Abirrung, oder dass Streben und Irren nothwendig verbunden seien, oder dass jedes ernste und beharrliche Streben die Erlösung möglich mache, könnten, auch wenn sie minder falsch wären, die Einheit eines Gedichtes nicht begründen, eben weil sie abstrakte Sätze sind. Wenn aber Goethe an die Bedingung der Wette zwischen Faust und Mephisto, dass Faust diesem erst gehören solle, wenn er in irgend einer Weise durch ihn eine volle Befriedigung erlangt hätte, den Ausgang seines Werks knüpft, so darf uns auch das nicht täuschen. Es ist offenbar, dass Goethe, als er jene Vertragsscene dichtete, nur an die Unmöglichkeit der Erfüllung dachte und jene ganz äusserliche Befriedigung, die er dem Greise später zu Theil werden lässt, auch nicht von fern ahnte.

Haben wir es also mit zwei verschiedenen Kunstwerken zu thun, so bedingt jedes für sich ein eignes Urtheil. Der erste Theil bedarf keiner Lobsprüche. Manches Fremdartige mag in demselben stören; die literarischen Anspielungen, manche Episoden mag man im Einzelnen hinwegwünschen; in manchen Punkten mag eine Inkonsequenz nachweisbar sein. Nichts desto weniger bleibt das Ganze ein Werk von unvergleichlicher Gewalt und Bedeutung. Als ein Werk der frischsten übersprudelnden Genialität erscheint der erste Theil des Faust grade unter dem Gesichtspunkt des Herrn Köstlin. Es sind die Charaktere, Figuren von einziger Vollendung, und nicht irgend welche Theorien, die den Reiz des Werkes ausmachen. Es ist die wunderbar erzählte Geschichte eines menschlichen Innern, die in einziger Vollendung gezeichnete tragische Verwicklung, in welcher die herrlichsten Individuen untergehen, was uns immer wieder anzieht. Faust und Mephisto, Wagner und der Schüler, Margarethe, Marthe und Valentin: diese Gruppe von Characteren bildet den Werth des ersten Theils, und die Geschichte, die sich vor unsren Augen entfaltet, könnte nicht reicher an Inhalt sein. Es ist aber eben ein Theaterstück, wie andre auch. Man könnte es „die Kindesmörderin“ betiteln. Die verzweifelnde Sehnsucht eines nach absolutem

Wissen ringenden, oder da dies unerreichbar ist, wenigstens nach realer, praktischer Befriedigung strebenden Geistes, der eben dadurch von dem Quell seines eignen und alles Daseins abgeleitet und dem Bösen in die Arme getrieben wird, und der Untergang der natürtichen Unschuld und ihrer idealen Triebe an den Schranken der ewigen Satzungen der Sitte, gleichsam das Urbild des Sentimentalen und des Naiven in das gemeinsame Verderben getrieben: das ist die einfache Geschichte, die als Theaterstück eine Wirkung von einziger, hinreissender Art übt, wie die Aufführung es tausendfach bewiesen hat.

Also keine Ideentragödie, sondern ein dramatisches Lebensbild ist der erste Theil des Faust. Den einen Hauptcharakter hat Herr K. vortrefflich gezeichnet. p. 162. sqq. „Die tiefempfundenen Bedürfnisse, die hochgehenden Wünsche, die weitgreifenden, den ganzen Kreis des menschlich Erreichbaren durchschreitenden Strebungen und Unternehmungen, die dabei hereinbrechenden gefahr- und leidvollen, jedoch der rettenden und versöhnenden Rückkehr zum wahrhaft Menschlichen wiederum weichenden Ueberstürzungen und Verirrungen eines ächt und voll menschlich fühlenden und strebenden, aber in diesem Streben auf Hemmungen stossenden, durch sie verbitterten, auf das Extrem gewaltsamer Aneignung des versagten Lebens- und Weltgenusses getriebenen Charakters, eines ganzen und vollen Menschen, der die Befriedigung seines alles Menschliche mit leidenschaftlicher Gluth umfassenden Sehnens in seiner Zeit und seiner Lage nicht fand, darüber Zufriedenheit, Haltung und Maass verlor, aber auch wieder gewann, das ist es, was Goethe's Faust an uns vorüberführt." etc. Wenn es dem Verf. nur auch gelungen wäre, den anderen Hauptcharakter des Stücks, den Mephisto, eben so befriedigend zu zeichnen! Es ist merkwürdig, wie selbst diejenigen, die am feinsten urtheilen, hier irre gehen. Selbst dem tiefblickenden Vischer ist es widerfahren, dass er, nachdem er alle eitel philosophische Theoriemacherei aus der Erklärung des Faust weit verjagt hatte, doch zu Aeusserungen kam, wie die, dass Faust „ein Held sei, der in seinem Streben unverkennbar die Menschheit und in seinem Schicksal ihre Bestimmung repräsentire," dass „die eigentlichen Prinzipien seines Handelns, obwohl in Faust's Innerem sich zum Kampfe begegnend, doch aus ihm hinausgestellt seien in mythischen Figuren," (was doch wieder auf die blosse Allegorie hinausliefe, auf die Ideentragödie, deren Helden nicht Menschen, sondern Begriffe sind), dass „Faust mit Mephisto zusammengenommen der Mensch sei," dass „die Idee der Negativität des Geistes, der sich der Beschränkung durch sein Andres, durch das Einzelne, Sinnliche der ersten Negation (Mephisto nämlich) nicht entziehen kann und darf, aber diese Beschränkung durch seine unendliche Natur wiederaufhebt und so die erste Negation durch die zweite zur Bejahung zurückführt: diese Idee im Vertrage des Faust mit Mephisto ausgesprochen sei." Das klingt immer noch abstract und philosophisch genug, und ist doch für den Reichthum der Charaktere und der Handlung nicht einmal recht bezeichnend, geschweige denn erschöpfend. Aber Herrn Köstlin ist es, mit dem Mephisto wenigstens, kaum mehr gelungen. Ist der „Charakter," das „menschliche Lebensbild," also eine wirklich poetische, nicht eine philosophische Aufgabe der Gegenstand dieser Dichtung: so müssen die Charaktere eben auch nicht als Symbole, als personifizirte Begriffe, als allegorische Gliedermänner, sondern als volle menschliche Persönlichkeiten gefasst werden. Und wie erklärt H. Köstlin den Mephisto? Als „den Vertreter des überall wirksamen Keimes des Verderbens, der Gefahr des Unterganges, des Schicksals der Vernichtung," also wieder als den Begriff der Negativität, und zwar nicht als den Geist, der aus sittlichem Entschluss stets verneint, sondern als die Abstraction der Verneinung selbst. Nein, so meinen wir nicht, dass der Mephisto zu fassen wäre. Das ist Goethe's grösste poetische That in der Behandlung der Faustsage, dass er aus dem Teufel ein vollständiges, sittlich kommensurables Wesen, einen höchst diabolischen Menschen,

aber immerhin einen Menschen und nicht einen Begriff gemacht hat. Nicht als das Prinzip der Negativität, sondern als ein recht böses, aber seinen sittlichen Anlagen nach uns ähnliches Wesen handelt er. Er hat viel Humor, sprudelnden Witz, einen reichen und tiefen Geist, denkt scharf und spricht klar: aber er hat kein Herz, keine Sehnsucht, keinen Glauben und kein Streben; er verachtet die Menschen, er kennt nur das Gemeine und Böse; von Verstande überlegen, hat er kein Gemüth und kein Erbarmen; er kennt keine Ideale und dem tiefsten Sehnen gegenüber kennt er nur Spott und Hohn. Ich denke, solche Käuze kennen wir mehr, und ihren verderblichen Einfluss hat man unter Menschen mehr als einmal beobachtet, ähnlich gesinnte sogar auf Thronen gewisser Kaiserreiche sitzen sehn. Es ist allerdings die Kehrseite des Faust, zum Idealisten der Realist in einem zugleich ergötzenden und erschütternden Bilde, ein innerlich gesteigerter Carlos aus dem „Clavigo,“ eine Menschengestalt, hart an der Grenze spielend, wo der Mensch in den Dämon übergeht, aber ein Mensch, d. h. ein Wesen von einer uns ähnlichen sittlichen Anlage. Das Diabolische ist die Form der Einkleidung, der sagenhafte Stoff: der Inhalt des Gedichts ist ein Conflikt menschlicher Charaktere. Um es noch einmal zu sagen, der Faust ist eben ein Theaterstück von derselben Gattung, wie andre auch, nur höchst vollendet. —

Wir könnten mit dem Verf. noch über manches Einzelne rechten, aber an dem Meisten dürfen wir uns freuen. In den beiden Momenten, die den Charakter des Faust im ersten Monolog kennzeichnen, in der Verzweiflung an der Wissenschaft und dem Drange nach realem Lebensgenuss einerseits, und in dem Streben nach absolutem Wissen, dem Glauben also an die Möglichkeit des Wissens andrerseits, vermögen wir keinen Widerspruch zu erblicken. Ist das nicht beides in innigster Beziehung und entspringt eines aus dem andern? Kennzeichnet es nicht ganz die Stimmung des deutschen Geistes am Ausgange des vorigen Jahrhunderts? — Dass Faust nach dem ursprünglichsten Plane in Margarethens Liebe Befriedigung finden sollte, können wir nicht glauben. Das Stück war von vorn herein auf die Kindesmörderin angelegt. Das Entgegengesetzte widerspräche auch dem Charakter Faust's selbst. Wäre für solchen Geist nicht eben jene Befriedigung zu gering, so fiele die ganze Anlage des Drama's. Faust konnte sich auch in der Liebe wohl versuchen: aber darin aufgehen, für immer und mit vollständiger Ausfüllung seines Innern — das konnte er nicht. — Der Contrast ferner des zweiten Monologs gegen den ersten, die ruhigere, reflectirende Stimmung mag immerhin aus dem späteren Ursprunge abzuleiten sein: wir können ihn aber durch die Situation nur wohl begründet finden, und die Errettung vom Selbstmorde durch den ahnenden Anklang religiöser Empfindung kann uns nicht als ein unpassendes Motiv erscheinen. Ein Mensch, so edel und so ganz menschlich, sollte grade den Tröstungen der Religion unzugänglich erscheinen? So verhärtet in seinem Gefühls- und Verstandespantheismus, wie ihn manche Leute wünschen möchten, ist nun eben der Goethe'sche Faust nicht, und sein Unglaube erscheint als ein böses Element, das ihn direkt dem Bösen in die Arme treibt. — Wiederum möchten wir einem so phantastisch angelegten Werke nicht so peinlich die Chronologie seiner einzelnen Scenen nachrechnen, damit auch die neun Monate für die Geburt von Gretchen's Kinde herauskommen möchten. (Vgl. p. 61—62). Besonders aber scheint uns die auf Weisse's Ansicht beruhende Vermuthung nicht gerechtfertigt, als ob Mephisto ursprünglich nicht der Satan, sondern ein dem Faust vom Erdgeist beigegebner Diener gewesen sei. Das läge viel zu weit von den Motiven der Sage ab, von denen Goethe gewiss nicht so weit abgewichen ist. Die Spuren, besonders in der Scene „Wald und Höhle“ sind dafür nicht ganz beweiskräftig. Der Geist, der Faust Alles gab, liesse sich auch wohl noch anders deuten, als auf den Erdgeist, und meinte man, es könnte wirklich nur der Erdgeist gemeint sein, so vergleiche man Düntzer,

(Goethe's Faust. Bd. 1. p. 248 sqq.), um zu sehen, dass man nicht nothwendig jenen schwersten Widerspruch zu allem Früheren anzunehmen braucht. Beim ersten Entwurf, dem jene Scene nicht einmal angehört, besonders in dem Drama von Margaretha, brauchte Goethe den Mephisto. Er nahm ihn also frischweg aus der Sage herüber, ohne sich über die Motivirung seines Zusammentreffens mit Faust viel Kopfzerbrechens zu machen. Diese Motivirung war ihm erst später nothwendig geworden, als das Fragment zu einem ersten Theile der Tragödie anwuchs, und da behandelte er sie im Geiste der Sage, freilich in eigenthümlicher, gesteigerter und vertiefter Auffassung.

Was nun die Art und Weise anbetrifft, wie der Verf. den zweiten Theil der Tragödie behandelt, so müssen wir ihm auch hier entschiedene Verdienste zugestehen. Mit Recht hebt der Verf. das opernhafte Element hervor, das eine Menge phantastisch-romantischer Motive erzeugt, in denen man vergebens einen tieferen Sinn suchen möchte. So ist denn der Verf. auch ein Feind des allzuvielen Deutens und Deutelns. Fast scheint es uns aber, als ob er hierin schier zu weit ginge, wie man meist nach der entgegengesetzten Richtung hin übertreibt. Wenn er z. B. im Mummenschanz des ersten Aktes nur dies finden will, dass die Gelegenheit zur Schilderung eines grossartigen Hoffestes benutzt sei, so scheint uns hingegen hier die zwingende Nothwendigkeit vorzuliegen, eine durchgehende Allegorie im Ganzen, wie in allem Einzelnen anzunehmen. Die Deutung hat der Dichter freilich sehr schwer gemacht. Aber hätten wir nicht einen tieferen Sinn dahinter zu suchen, so bliebe uns nichts als der baare Unsinn übrig, Unsinn, der nicht einmal als ein wesentliches Moment in der Schilderung des Bösen und Verkehrten gerechtfertigt wäre, wie in manchen Scenen des ersten Theils, sondern der gradezu als ein kindisches Spiel mit Worten und Vorstellungen erschiene, das wir denn doch Goethe's für unwürdig halten. Uns scheint also doch die Deutung auf die Zustände des Staats und der Gesellschaft und schliesslich auf die Revolution nothwendig. Die Mütter sind vom Verf. gewiss richtig gedeutet auf den ewigen Verstand, der die Urbilder der Dinge in sich trägt, und das Hinabsteigen zu ihnen auf das Hinabsteigen in die Tiefe der Dinge, nicht der Gedanken. Dass Faust sich in die Helena, die er selbst von den Schatten heraufbeschworen; also in „eine blosse Vorstellung, ein Bild" verliebt, soll wohl nicht bloss „die sinnberaubende Macht der Schönheit veranschaulichen." Es ist ein nothwendiges Motiv in der Fortbewegung der Handlung, für die Sehnsucht des Faust nach klassischem Boden, und bedeutet eben gar nichts weiter als den Anknüpfungspunkt für die weitere Handlung. Für die Deutung des Homunculus hat der Verf. ein wesentliches Moment mit Recht hervorgehoben. „Die Gelehrsamkeit liefert den hilfreichen Geist, der Faust zum Klassischen führt." Es ist „die Flamme der Begeisterung, die Liebe zum Schönen, die die Gelehrsamkeit wider Wissen und Wollen erzeugt." Aber alle in den Homunculus gemischten Elemente sind auch so schwerlich erschöpft. Er ist und bleibt ein Räthsel, vielleicht nur aus seiner Absonderlichkeit als einer gesuchten und aus Goethe's alchymistischen Studien abzuleiten. — Wenn dann aber der Verf. über die klassische Walpurgisnacht und die Tragödie Helena so bittern Tadel ausspricht, so ist es um so weniger begreiflich, wie der Plan im Ganzen als so gelungen bezeichnet werden kann. Im Gegentheil: um solch einen Plan handelt es sich gar nicht. Man muss nur beachten, wie Goethe am Faust gearbeitet hat. Es ist immer die Sage, die das Thema seiner Schöpfung bildet. Er greift die Elemente heraus, die ihm in jeder Epoche seines Denkens am nächsten liegen, und macht daraus, was er je nach dem Stande seiner poetischen Productionskraft und seiner wissenschaftlichen und sittlichen Interessen und Anschauungen zu gestalten vermag. Die Einheit der ganzen Schöpfung liegt in der Sage und in der sich entwickelnden Persönlichkeit des Dichters, bei Leibe nicht in einer abstracten Idee oder einem vorgefassten Plan, einem

Schema des Dichters. Wenn er wirklich schon vor 1780 an der Tragödie Helena gearbeitet hat, so hatte sie nothwendig eine ganz andre Form und Anlage, als die ihr der Dichter nachher gegeben hat, einfach aus dem Grunde, weil der Dichter damals noch nicht die literaturwissenschaftlichen Interessen gehegt hat, die ihn nachher das in der Sage gegebene Motiv in so eigenthümlicher Weise ausführen liessen unter der Herschaft der Literaturgeschichte und des Romantizismus.

Es handelt sich also um eine Idee im ersten Theile gar nicht, im zweiten nicht eigentlich, nämlich hier nicht um eine Idee, sondern um viele Ideen, d. h. eine neue in jedem neuen Hauptheile. Der erste Theil des Faust, wie wir ihn nun vor uns haben, ist ein im Ganzen einheitliches Werk, ein Gedicht scheinbar wie aus einem Guss, wenn auch zu verschiedenen Zeiten entstanden. Mancher Widerspruch mag sich dem geübten Auge nicht entziehen; manches Fremdartige mag in demselben stören; die literarischen Anspielungen, manches Episodische mag man hinweg wünschen, wenn man schwach genug ist, sich den Totaleindruck dadurch verkümmern zu lassen. Wir möchten das Werk nicht viel anders, weil wir auch den jugendlichen und männlichen Goethe nicht viel anders möchten. Etwas romantische Willkühr, — nun wohl! Wir lassen's gelten. Aber das Werk als Ganzes bleibt ein Werk von unvergleichlicher Gewalt und Bedeutung, nicht durch seine Ideen, sondern als lebendiges Bild des vollen Menschenlebens. Der weite Rahmen phantasievoller Erfindung, der alle diese durch keine ängstliche Verknüpfung der Motive in's Kleinliche gezogenen Scenen und Gestalten umfasst, erträgt auch diese Ausschreitungen und giebt der Phantasie nur einen um so weiteren Spielraum. —

Der zweite Theil besteht aus zwei Hauptabtheilungen: wir haben zunächst die Vermählung des Romantischen und Classischen, und sodann die Erlösung des Faust. Der erste und zweite, und dann wieder der vierte Act dienen nur zu innerer und äusserer Motivirung dieser beiden Haupthandlungen. In der ersten Abtheilung bleibt uns die Persönlichkeit des Faust ganz gleichgültig; es handelt sich um etwas ganz Anderes, nämlich um ein Kapitel aus der Literaturgeschichte der neueren Zeiten. Was der Tragödie Helena vorausgeht, ist nur vorbereitendes Motiv für diese selbst, aber als solches mit aller Behaglichkeit ausgesponnen. Der Aufenthalt am Hof und das Heraufbeschwören des Schattens der Helena sind in der Sage gegeben, der zweite Act ist freie Erfindung, aber offenbar als Gegenstück zu Scenen des ersten Theils und insbesondere zur Walpurgisnacht gedacht. Den inneren Zusammenhang, in welchem die Erschaffung des Papiergeldes, der Homunculus und die geologischen Theorien zu der Composition des Ganzen stehen, haben wir noch nicht einsehen können. Die ehrlichsten Versuche, einen solchen Zusammenhang nachzuweisen, müssen scheitern. Der Dichter hat sich mit Behaglichkeit mehr in die einzelnen Scenen, als in den Geist des Ganzen hineingedacht, und ausgedrückt, was ihm zunächst am Herzen lag. Sieht man also nicht auf diese problematische Idee des Ganzen, so ist doch Manches vortrefflich und höchst gelungen. Selbst die Sprache, die so viel gescholtene, hat auch ihre Vorzüge, in die man sich bei wiederholter Lectüre immer mehr hineinlebt. Es ist gewiss keine klassische Sprache, und man hüte sich nur, dabei an den Dichter des ersten Theils zu denken. Aber sie zeichnet doch in ihrer Schnörkelhaftigkeit, stellenweise in ihrer vornehmen Eleganz, in ihrem Behagen, ja in ihren sprachwidrigen Bildungen eine eigenartige Persönlichkeit, die nicht ohne ihren Reiz ist. Es gelingt ihr doch, Manches ganz vollendet auszudrücken, und selbst der Humor gebricht ihr nicht. So persönliche und absonderliche Interessen die Gestaltung manches Einzelnen bedingt haben, die poetische Meisterschaft bleibt dem Dichter bis zur letzten Zeile getreu, und eine gewisse mystische Tiefe passt vortrefflich zu dem universellen Ideengehalte der einzelnen Scenen. Ein Geschick wahrhaft plastischer Darstellung zeigt sich dabei überall, wo es dem

Dichter darauf ankommt. Es ist nicht bloss literar-historisch interessant, zu erfahren, wie Goethe über manche Dinge gedacht hat: an mehreren Punkten ist ein wahrhafter Genuss möglich. Etwas Grossartiges ist auch hier entstanden; aus Faust's Hofleben und Umgang mit der Helena liess sich gewiss nichts Besseres machen, und Niemand hätte es auch hierin dem Dichter gleich gethan. Nur verderbe man sich nicht die Stimmung durch Vergleiche mit dem ersten Theil und durch die Aufsuchung einer durch das Ganze leitenden Idee. Es ist kein Mittelpunkt vorhanden, als des Dichters Persönlichkeit mit ihren Interessen und Bestrebungen, und in dieser liegt wahrhaft die Bedeutung des Kunstwerks. Goethe ist in diesem Sinne ein ganz subjektiver Dichter mindestens in seinem Alter, subjektiv fast bis zur Willkühr.

Die zweite Hauptabtheilung des zweiten Theils dagegen darf uns besonders in einem Punkte höchst ungenügend erscheinen. Der vierte Act, der wieder nur vorbereitende Dinge für das äusserliche Geschehen enthält, mag durch die heitere Ironie und die grossartige Anschauung von Menschenleben und Staatsverhältnissen, wie es auch Herrn Köstlin erscheint, sehr anziehend sein. Aber dieser fünfte Act, in welchem Goethe den höchsten Doctrinen der Religion Concurrenz macht, mag uns wahrhaft befremden. Faust gelangt zur Seligkeit dadurch, dass er schliesslich noch ein „nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft" wird. Eine umfassende Thätigkeit im Dienste der praktisch-materiellen Interessen ist das Höchste, was er erreicht, der Abschluss seiner gewaltigen geistigen Entwicklungen. Der grossartig angelegte Mann, den die mystische Tiefe der Speculation und das energische wissenschaftliche Streben, das Süsseste des Liebesglücks und das höchste Ideal der Schönheit, die überraschende Fülle eines abenteuerlichen, wechselvollen Lebens nicht schliesslich befriedigte. wird endlich ein „Holländer" in grösstem Maasstab, — und nun erklärt er sich auf einmal für beruhigt. Ist es die Abschwächung, die Ermattung des Greisenalters, was Faust so in das Triviale hineintreibt? Oder ist es wirklich Goethe's Ernst gewesen, dass eine solche bürgerliche Profession nun schliesslich das Höchste sei, was ein idealer Mensch erreichte? Und hätte er selber etwa seine Ministerthätigkeit höher geschätzt, als seine Poesie? Wir glauben's nimmer, und es bleibt uns keine andre Lösung, als: die Sache musste doch irgend einmal ein Ende nehmen, Faust musste auf die Seite geschafft werden, und so musste denn der erste beste Ruhepunkt den Ausgang vertreten. Aber noch sind wir nicht am Ende. Faust's Seele ist ja der Hölle verkauft. Der Dichter fühlt ein menschlich Erbarmen mit seinem Helden und spricht ihn von der Hölle los. Er lässt ihn der ewigen Seligkeit theilhaftig werden, worauf doch Alles nothwendig hinauslaufen musste. Aber wie beginnt er das nun? War es dem Dichter wirklich nicht möglich, eine tiefer ergriffene Gemüthslage darzustellen, als die dieses lebensmüden Greises? War es Theorie von ihm, dass man um so spottbilligen Preis in den Himmel käme? War ihm das Ideal der Demuth, der inneren Umwandlung des bloss der Welt zugewandten Menschen, das Sichbesinnen auf seine göttliche und ewige Bestimmung so ganz unzugänglich? Es scheint so, und es ist, als ob sich hier der Mangel, an dem die schönste Zeit unsrer Literatur noch leidet, so recht deutlich offenbarte. Hier sehen wir ein unendlich Wahres, dem einfachsten Kinderverstande Zugängliches, und doch von dem grössten Geiste bis an sein spätes Lebensende nicht Vernehmbares als unerfüllte Forderung durchblicken. Und doch, die Art, wie Alles zugeht, ist gar zu äusserlich und oberflächlich, als dass wir des Dichters Ueberzeugung darin wiedererkennen möchten. Es war ein äusserer Abschluss um jeden Preis nöthig, — er hat ihn genommen, wie er sich ihm eben bot, so dass nun der Prozess der Rechtfertigung ein dem Faust ganz äusserlicher bleibt, gar nicht auf dem Boden seiner eignen Seele vorgeht. In seiner Sünden Blüthe, an dem eiteln, vergänglichen Thun und Sein eine kümmerliche und thörichte Befriedigung findend, die er, der

blinde, sorgen- und gramgebeugte Greis doch auch nur mit dem Munde bekennt, nicht mit dem Herzen fühlt, damit nur das Wort des Vertrages wahr werde: so wird er hinweggerafft und durch fremde Fürbitte selig gesprochen. Kaum dass sich eine Spur von Reue noch in dem Bekenntniss des Abscheus vor dem düstren Elemente der Magie findet, wobei nun noch sonderbarerweise diese Magie als ein Verbrechen im buchstäblichen Sinne aufgefasst wird, während sie doch im ganzen Stücke im Grunde nur eine poetische Figur war. Und als ob Faust, der Faust wenigstens des ersten Theils, an den sich hier wieder Alles anknüpfen soll, nicht schwerere Sünden zu büssen hätte! Das alles ist in der That nicht Theorie, — es steckt viel Muhamedanismus darin, — nein, es ist offenbar Unvermögen, das tiefer Erfasste auch tiefer zu gestalten. Aus Unvermögen flüchtet sich Goethe zum katholischen Himmel. Es wäre kindischer Aberglaube, wäre es ernst gemeint, — aber Goethe benutzte offenbar nur die erste beste mythische, möglichst mystische Fiction, um nur einen Abschluss zu finden, und Scherz und Ernst verweben sich an dieser wichtigsten Stelle seines Gedichtes zu einem unerquicklichen Ganzen. Grade hier also, wo es sich um den Abschluss handelt, die Einheit, der Alles zustrebt, hier ist das Gedicht schwach. Lassen wir daher die Einheit, und geniessen wir das Einzelne als Einzelnes.

* *
*

Wir wenden uns zu dem französischen Faust-Commentar des Herrn Blanchet. Hier wollen wir uns auf eine kurze Charakteristik des hübschen Buches beschränken, was wir um so eher dürfen, als H. Blanchet nicht den Anspruch erhebt, wesentlich neue Resultate zu geben. Herr Blanchet schreibt für französische Leser. Wenn er diese in Stand gesetzt hat, aus eigner begründeter Kenntniss über den Werth des Gedichtes zu urtheilen, das man in Frankreich bisher beurtheilt hat, ohne es genügend zu kennen und zu durchdenken, so ist sein Ziel erreicht. Im Wesentlichen stützt er sich auf die tüchtigsten deutschen Commentatoren; aber wie schon zur Auswahl und Kritik der verschiedenen Auffassungen eigenes Urtheil nöthig ist, so begiebt er sich keineswegs des Rechts einer eigenen Ansicht. Und allerdings beweist Herr Blanchet durch die vorliegende Schrift, dass er ganz der Mann ist, sich mit Liebe in ein Werk der Dichtung zu versenken und verschlungenen Ideengängen mit Verständniss nachzugehen. Das Buch ist klar und ohne rednerischen Prunk ansprechend geschrieben, athmet überall innige Liebe für den Gegenstand und giebt Zeugniss von gesunder Urtheilskraft. Herr Blanchet giebt eine Einleitung über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Commentare für das in vieler Beziehung so dunkle Gedicht. Es folgt sodann eine Darlegung der Faustsage und der Geschichte ihrer Bearbeitungen besonders in der deutschen Literatur vor Goethe, sodann eine Geschichte der Entstehung des Goethe'schen Werkes. Darauf giebt der Verf. einen fortlaufenden Commentar zu dem ersten und zweiten Theile, so dass er den Gang der Handlung und die Entwicklung der Charaktere verfolgt und im Einzelnen die Anspielungen und Allegorien erklärt. In einem Schlusskapitel sucht darauf der Verf. den Ideengehalt und die Einheit des Werkes darzulegen. Wir haben somit in Herrn Blanchet's Buch einen kompendiösen, aber vollständigen Faustcommentar, der im Wesentlichen sich auf die einschlagenden deutschen Forschungen begründet, im Thatsächlichen zuverlässig ist und mit Geschick die ansprechendsten Erklärungen auswählt. Am meisten folgt Herr Blanchet dem Commentar von Düntzer in seinem Gange; doch finden wir vor Allem auch Weisse, Weber, Vischer erwähnt und zweimal an entscheidender Stelle hält sich der Verf. an Schnetger, bei der Erklärung des Mummenschanzes und der klassischen Walpurgisnacht. So dürfen wir das Buch auch deutschen Lesern, nämlich solchen, die eine übersichtliche und gedrängte Fausterklärung wünschen, als ein zweckmässiges empfehlen,

und hoffen, dass es seinen nächsten Zweck, gesundere und richtigere Urtheile über die Dichtung Goethe's in Frankreich zu begründen, erreichen werde.

Was den Standpunkt des Herrn Verf. im Einzelnen anbetrifft, so hält auch er den Faust für ein wesentlich philosophisches Gedicht. Goethe habe sein ganzes reiches Gedankensystem in demselben niedergelegt. Jede andre Einheit des Gedichts sei zweifelhaft: aber die Einheit des Gedankens sei offenbar vorhanden. Dante und Goethe haben die Dichtung für eine rechtmässige Form der Philosophie betrachtet. Danach gestaltet sich auch die Auffassung der Charaktere. Faust ist ein Vertreter der ganzen Menschheit und seine Seele ist die unsrige. Goethe hat es unternommen, die menschliche Seele überhaupt und im Allgemeinen darzustellen; sein Faust könnte sich auch die Menschheit nennen. Ja der Herr Verf. geht so weit, zu erklären, Faust müsse der Sünde unterliegen, müsse Gretchen verführen, weil er sonst nicht den Menschen im Allgemeinen symbolisiren würde! Wir meinen freilich, Faust sei ein einzelner Mensch und nicht die Menschheit, und vertrete einen allgemeineren Inhalt nur in sofern, als jede wahrhaft poetische Gestalt, weil sie eben eine poetische ist, einen allgemeinen Gehalt in sich fasst der schlechten und singulären Concretheit gegenüber, wie sie in den Charakteren des gemeinen Lebens erscheint. Richtiger scheint es uns zu sein, wenn der Verf. sagt: was Goethe im Faust habe schildern wollen, das seien die Qualen eines edlen Geistes, der von dem Trieb nach Wahrheit verzehrt, von dem Bedürfniss des Glaubens ergriffen und in den Zweifel versenkt ist, die Qualen eines Menschen, der getheilt sei zwischen Herz und Vernunft, von denen jenes nach dem Unendlichen sich sehne, dieses dasselbe nicht erreichen könne. Das ist denn aber doch die Stimmung eines Individuums, nicht der Menschheit. Dagegen begreifen wir nicht, dass Herr Blanchet dem Faust bestreitet, dass er, wenigstens im ersten Theil, ein Ideal verfolge: wo er es zu thun scheine, folge er nur seinem natürlichen Drange. Ist denn das ein Gegensatz, und kann man nicht von Natur auf ein ideales Streben angelegt sein? Ja, ist ein solches Streben ohne die entsprechende Naturanlage auch nur denkbar? Nicht von der gemeinen Leidenschaft lässt sich Faust hinreissen, die bloss auf Sinnliches ginge. Kann man nicht mit edler Leidenschaft auch Idealen nachjagen? Mephisto sodann ist nach dem Verf. der Vertreter des Bösen in allen seinen Formen, des sittlich Bösen wie des physischen Uebels. Mit einer solchen Allegorie, meinen wir, könnte ein dramatisches Gedicht nicht zu Stande kommen. Mephisto ist ein Charakter, nicht ein Begriff.

Was den Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Theile anbetrifft, so will der Verf. die Verschiedenheit in der Behandlung nicht leugnen; aber er meint, dass sie die innere Einheit der beiden Theile nicht aufhebe; diese liege vielmehr nothwendig in der Sache selbst. Es darf uns nicht wundern, das Faustgedicht bei dem Franzosen vor Allem wegen seines Gedankeninhalts, seiner mystischen Tiefe bewundert zu sehen. Denn nichts bewundert man so leicht, als das Fremdartige, Dunkle, Ahnungsvolle. Den ersten Theil lobt der Verf. ohne Einschränkung: nur die literarischen Anspielungen überlässt er der Strenge der Kritik um so eher, als er in ihnen einen Fehler des Geschmacks sieht. Dass Goethe einen philosophischen Gegenstand poetisch behandelt hat, will er nicht tadeln. Er möchte das Werk nicht als ein Drama, am ehesten als eine grosse Epopöe betrachten, etwa Dante's Werk ähnlich. Er gesteht zu, dass Goethe's Allegorien Räthsel ohne Klarheit sind und leitet diese Dunkelheit zum Theil aus Goethe's Verachtung des Publicums ab. Aber gleichwohl wäre es unsinnig, das Gedicht für einen Ausfluss kindischer Geheimthuerei anzusehen. Faust hat aufgehört, ein Räthsel zu sein, wenigstens für die Gelehrten und für Diejenigen, welche die Zeit gehabt haben, ihre dicken Commentare zu lesen. Der Wortverstand wenigstens ist überall gesichert. An Dunkelheit mag das Gedicht der Apocalypse gleichen. Aber wie diese enthält es ein Wort des Lebens: nämlich die Ansichten des Dichters über die Natur, die Kunst, das

menschliche Leben. Auch die Sprache kann Herr Blanchet loben. Im Einzelnen findet er eine ganz voltairische Schärfe und Bestimmtheit. Niemals, ausser in der Braut von Messina, habe die deutsche Sprache so viel Biegsamkeit, Reichthum, Harmonie entfaltet. In welchen Punkten wir dabei mit dem Verf. nicht übereinstimmen, geht aus dem früher Auseinandergesetzten hervor.

Was die Erklärungen des Verf. im Einzelnen betrifft, so scheint er uns in dem Streben zu deuten mitunter zu weit gegangen zu sein. So kann man des Verf. Betrachtungen über die Bedeutung des Pentagramms (p. 90), über den Teufel in Faust's Kleidern (p. 97) höchst ergötzlich nennen. Missverständniss scheint es, wenn die Worte: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst," erklärt werden: allerdings nicht dem niederen Erdgeiste, sondern dem allerhöchsten Gotte, dem Herrn der Geister. Gliche er diesem, so hörte Faust's weiteres Streben auf. Ebenbildlichkeit ist nicht Gleichheit. Faust aber will eben den ganzen Inhalt des göttlichen Geistes ausschöpfen und ist nicht einmal einem der niederen Diener der Gottheit gewachsen, geschweige denn dieser selbst. Das ist seine Verzweiflung. — Lilith in der Walpurgisnacht wird sonderbarerweise auf die jüdischen Frauen gedeutet, die im Anfang dieses Jahrhunderts in der romantischen Schule eine Bedeutung gehabt hätten! Faust's Schlaf im 2. Theil im Anfang des dritten Akts soll die einsame Meditation bedeuten, das Studium, die Sammlung! Dagegen ist die Erklärung des Mummenschanzes und der klassischen Walpurgisnacht durchaus geschmackvoll, ohne indess natürlich den Zweifel auszuschliessen. Der Mummenschanz enthält eine Theorie der Revolutionen unter Goethe'schem Gesichtspunkt, ein allegorisches Gemälde der Gesellschaft, in dem das Gold eine doppelte Rolle spielt, als ideales Gold der Poesie, und als reales Gold des Besitzes, mit dem sich die gemeine Begierde verknüpft. Im Homunculus scheinen uns doch nach dieser Erklärung unvereinbare Momente zusammengefasst zu sein: er sei eine Ausgeburt der falschen Gelehrsamkeit, bedeute den Menschen der modernen Civilisation, zugleich aber das Streben der ganzen Natur zur Schönheit mit besondrer Anwendung auf Faust. Das reimt sich schwerlich zusammen. — Die geologischen Theorien der Walpurgisnacht sind nur die Verhüllung tieferer Philosopheme über Grund und Art jedes Werdens und aller natürlichen Prozesse. Seltsamerweise werden die Greifen noch hier auf die Etymologen, das Gold, um das sich Ameisen und Arinaspen streiten, auf die Wissenschaft oder die Hypothesenwuth besonders der Deutschen gedeutet. Es ist doch wohl richtiger, hier an symbolische Bezeichnung der ältesten Gestaltungen der griechischen Kunst zu denken. Doch wir wollen nicht weiter auf das Einzelne eingehen. Es ist dies ein Gebiet, wo man über das Meinen und Scheinen nie weit hinauskommen wird. —

Herr Blanchet scheint zu grösserer Bequemlichkeit sich der Faustübersetzung von Henry Blaze bedient zu haben, aus der er fast immer wörtlich citirt, wohl zu grösserer Bequemlichkeit seiner französischen Leser. Man sieht aber auch hier, wie misslich es ist, sich auf Andre zu verlassen. Mehrere arge Missverständnisse sind aus jener Uebersetzung in den Commentar des Herrn Blanchet übergegangen.

„Und weil mein Fässchen trübe läuft," puisque mon tonneau fuit trouble (p. 122) ist nicht zu verstehen. — „Heut' schau' ich euch im Schwedenkopf." Der Schwedenkopf gilt Herrn Blanchet, wie Herrn Blaze, für ein bonnet suédois (p. 165). — „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n." La trace de mes jours terrestres ne peut s'engloutir dans l'Oeone. Was ist l'Oeone? — „Das Unzulängliche — Hier wird's Ereigniss." L'insuffisant arrive jusqu' ici. Nein, vielmehr das Unzulängliche ist das, wozu wir nicht gelangen, das irdisch Unerreichbare, das Unvergängliche, Unbeschreibliche, und dieses wird im Himmel ein Ereigniss, eine Wahrheit. Das Ungenügende dringt eben nicht zum Himmel, sondern ist

von dort ausgeschlossen. — Die Imsen am oberen Peneios sind mit Imses übersetzt, so dass sie sich unter Daktylen, Pygmäen, Greifen wie eine andre Art klassisch mythologischer Wesen ausnehmen, während sie Ameisen bedeuten, aber kleinere, als die ausser ihnen genannten Ameisen.

Encyklopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen. Von Dr. Bernhard Schmitz. 8. VIII. 474. Greifswald. 1859. C. A. Koch. (Th. Kunike.) Dazu: Erstes Supplement. 1860 (X. 135).

In einem frühern Aufsatze dieser Zeitschrift (XXVI, 399 — 411) haben wir die zwei ersten Theile des vorliegenden Buches bereits besprochen und kommen hier darauf zurück, theils weil unsere Erwartung, dasselbe anderweit eingehend beurtheilt zu sehen, bisher nicht erfüllt worden ist, theils weil der Verfasser selbst in dem obengenannten Supplemente Ergänzungen und Berichtigungen seiner Schrift herausgegeben hat, welche zur Betrachtung einladen. Dass er darin auf unsere Beurtheilung mehrfach Rücksicht nimmt, legt es uns noch näher, unsern damals abgebrochenen Bericht fortzusetzen. Wir werden demnach im Folgenden zunächst die zwei letzten Theile der Encyklopädie und die zu ihnen gehörenden Bemerkungen in dem Supplemente behandeln, aber auch, wo dieses dazu Veranlassung gibt, auf frühere Stellen in soweit noch einmal eingehen, als es für die Sache selbst erspriesslich scheint. Der dritte Theil der Encyklopädie enthält die Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen p. 270 — 336 in vier Capiteln, nämlich 1. der Gegenstand des Studiums überhaupt; 2. die Aussprache; 3. die Lectüre und die Literatur; 4. der mündliche und schriftliche Gebrauch der Sprachen. Der Verfasser geht dabei aus von dem Reglement, nach welchem in Preussen die Königl. Wissenschaftlichen Prüfungscommissionen bei der Prüfung in den neueren Sprachen verfahren, und begleitet dasselbe mit Bemerkungen, welche wir als richtig anerkennen müssen. Die Hauptsache ist jedenfalls, dass, bevor das Studium der neueren Sprachen angemessen geregelt und von praktischem Gesichtspunkte aus empfohlen werden kann, dasselbe als ein selbständiges und vollberechtigtes anerkannt werden muss. In ähnlicher Weise, wie jetzt der zukünftige Lehrer bei dem Examen entweder die alten Sprachen oder die historischen oder die mathematischen Wissenschaften als sein Fach bekennen darf, in dem er vorzugsweise seine Kenntnisse nachzuweisen hat, ohne dass eine völlige Unbekanntschaft mit den andern vorausgesetzt oder gestattet wäre, muss ein viertes, die neueren Sprachen umfassendes Fach aufgestellt werden. Jenes Reglement, davon weit entfernt, sucht nur einerseits die Schulen vor den ungenügenden Sprachlehrern zu schützen, ohne andererseits die volle Berechtigung einer modernen Philologie zuzugeben. Es leuchtet ein, dass dieser Gegenstand mit der ganzen Einrichtung unserer Schulen, dem Verhältniss der Gymnasien und der Realschulen, ja mit der Universitätsbildung auf's Engste zusammenhängt, dass selbst trotz der neuern günstigern Wendung in dieser Angelegenheit, hier auf eine schnelle Verwirklichung unserer wohlberechtigten, wenn auch in gewissem Sinne idealen — weil der hergebrachten Praxis zuwider laufenden — Erwartungen kaum zu rechnen ist. Wie die Sachen eben liegen, scheint es uns grade recht angemessen, abweichend von Herrn Schmitz (s. Suppl. VIII.) die deutsche Philologie mit in das Fach der modernen Philologie als eines besondern, zum Lebensberuf gemachten Studiums hineinzunehmen; mag man auf die wissenschaftliche Bedeutsamkeit oder auf den für die einmal bestehenden Einrichtungen

nöthigen Bedarf sehen, durch die Vereinigung des Studiums der deutschen, französischen und englischen Sprache wird die moderne Philologie am ersten und besten die Geltung erringen und die Achtung erzwingen, welche ihr zu versagen die classische Philologie hin und wieder noch immer hochmüthig genug sein mag. Unsere Ansicht darüber weiter zu entwickeln, so viel es hier der Ort erlaubt, werden wir bei Besprechung der Thesen noch Gelegenheit haben, in denen Herr Schmitz zu Anfang seines vierten Theiles die brennenden Fragen über Real- und Gymnasialbildung und so weiter mehrfach berührt.

In den drei weitern Capiteln des dritten Theiles wird sodann die Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes, so wie die Art und Weise entwickelt, wie der Lernende am sichersten sein Ziel erreichen werde, also eine gute Aussprache, umfassende Kenntnisse der Literatur und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck gewinnen könne. Wir dürfen sagen, dass uns dabei sowohl der Ernst strenger Anforderungen wohlthuend gewesen ist, als die Besonnenheit, mit welcher z. B. vor der Eitelkeit gewarnt wird, in der fremden Sprache als Schriftsteller auftreten zu wollen. Die Vorschläge der Bücher, welche bei dem Studium vor allen zu Grunde zu legen seien. die verschiedenen Winke und Bemerkungen über Uebungen in der Aussprache oder über Collectaneen und Analysen zeugen alle von Erfahrung und sind praktisch brauchbar; man wird in einzelnen Fällen anderer Meinung sein, kann aber die allgemeine Richtung und Weise der Belehrung anerkennen. Nur eine allzugrosse Breite, zuweilen Wiederholung ist uns störend gewesen. Wir wissen zwar recht gut, dass gewisse Dinge kaum oft genug gesagt, stark betont und deutlich gemacht werden können; allein davon ausgehend, dass die Encyklopädie doch nicht für den gewöhnlichen Schüler, vielmehr für den angehenden Lehrer berechnet ist, scheint uns des Guten hin und wieder zu viel gethan. So behandelt der Verfasser die Aussprache des englischen R, abgesehen von den Verweisungen auf seine früheren Bücher, an fünf oder mehr verschiedenen Stellen immer von Neuem in ziemlich denselben Worten. Cf. p. 13. 189 ss. 279. 283. Suppl. p. 63. In der Sache selbst hat er freilich Recht, wenn wir auch auf die von ihm erfundene Bezeichnung — uvales R für gutturales — einen so grossen Werth wie er nicht legen möchten; so lange überhaupt von Gaumen- und Kehllauten, besonders von letztern, also gutturales, die Rede ist, scheint auch das gutturale R so sehr unrichtig nicht, weil der Name wenigstens von keinem andern Laut als dem gemeinten verstanden werden kann. Dieser wird doch, wenn auch durch Vibration der uva, jedenfalls in der Gutturalgegend hervorgebracht.

Die Inhaltsangaben des Polyeucte von Corneille, der Métromanie von Piron, des King John und Hamlet von Shakspeare, zumal da sie nicht als Muster, sondern nur als Beispiele dienen sollen, würden wir nicht aufgenommen haben; für den Zweck des Buches genügte statt der umfangreichen Beigabe p. 299 — 318 gewiss eine kurze Andeutung, so wie Verweisung auf bekannte und anerkannte Muster. Sehr richtig und angemessen hebt Herr Schmitz in dem letzten Capitel unter andern Punkten hervor, wie der Aufenthalt im fremden Lande keineswegs als das einzige und unfehlbare Mittel zur Erlernung der Sprache angesehen werden darf, wie ferner allerlei oft von dem Philologen verachtete Hilfsbücher als Dialogensammlungen, Briefsteller durchaus nicht zu verachten seien. Ueberhaupt fehlt es in dem ganzen Abschnitte nicht an trefflichen Winken; Einzelnes davon zu bestätigen oder zu bezweifeln würde uns zu weit führen. Nur das können wir nicht verschweigen, dass wir die ganze Darstellung gern viel gedrängter, schärfer, correcter gesehen hätten. Wie in der Anordnung und Behandlung des Stoffes. so lässt in der Sprache selbst der Verfasser sich hin und wieder mehr als billig gehen. Dieser Mangel der letzten Feile ist allerdings keineswegs so merklich, dass wir ihm Einzelnes als Schnitzer gegen die Gram-

matik und den guten Stil aufstechen möchten, wie es von anderer Seite geschehen ist. Auch kommen wir hier nur deshalb darauf zurück, weil Herr Schmitz in seinem Supplemente einige Ausdrücke halb oder ganz zu rechtfertigen unternimmt, die eben einfach als Flüchtigkeiten anzuerkennen und von dem billigen Beurtheiler als solche zu entschuldigen waren. Wir meinen die Bemerkungen über die Construction: „in Chevallet seinem Kopfe." Suppl. p. 43 und „Erschrocken und erschreckt." Suppl. p. 103.

Was jenen eigenthümlichen Gebrauch des Possessivpronomens anlangt, so möchten wir ihn wenigstens für die Schriftsprache der Wissenschaft weder empfehlen noch vertheidigen, finden es dagegen sehr erklärlich, wenn er einem Schriftsteller einmal entschlüpft, da er im Munde des Volkes so gäng und gäbe ist. Uebrigens erscheint uns der Idiotismns für die historische und vergleichende Grammatik sehr interessant, so dass wir eine eingehendere Besprechung desselben wünschen und gelegentlich wohl selbst versuchen. Einzelne Beispiele werden sich fast bei allen unsern Classikern nachweisen lassen, vgl. die Mittheilung von Teipel, Archiv VII, p. 243 ss. Hier möge es genügen, darauf aufmerksam zu machen, dass die einschlagenden Stellen bei Schiller z. B. ziemlich alle sich da finden, wo Leute aus dem Volke redend eingeführt werden. (Aus Wallenstein's Lager IV, 31 „auf der Fortuna ihrem Schiff." 45 „des Teufels sein Angesicht." Die Piccolomini IV, 161 „des Friedrich's seine Königskrönung." 165 „des Illo seinem Stuhl." Jungfrau von Orleans V, 328 „der Pariser ihrer" — allerdings auch im Munde der Gräfin IV, 261 „nach der Mutter ihrem" und in der historischen Darstellung XI, 210 „des Cornillon seine." Doch scheint auch der letzte Fall noch charakteristisch für den leichten, bequemen Stil der Memoiren. Aus Goethe cf. auser dem bekannten „meiner Lili ihre 2, 90, noch 33, 275 „des Euripides seine habe ich doch ganz ausgehört.")

P. 313 der E. hatte der Verfasser die Wendung gebraucht „wie Hamlet sie erschrocken habe" und gibt dies p. 103 des Suppl. als einen Irrthum seines Sprachgefühls zu. Wenn er aber hinzufügt: „ich finde aber, dass unsere Grammatiker jetzt kurzweg „das Transitivum schwach biegen und nur das Intransitivum (nebst dem Reflexivum!) als starkes Verbum kennen," so klingt das, als ob ihm das wahre Sachverhältniss auch in dem Augenblicke nicht recht klar gewesen sei. So viel wir uns erinnern, ist nicht erst durch pedantische Festsetzung der Grammatiker, wie sonst zuweilen, sondern ganz organisch und stets die starke Form nur in intransitivem Sinne gebraucht worden; diesen hat sie nämlich auch in dem reflexiven „ich habe mich erschrocken," neben welchem dann ein transitives Reflexivum ich habe mich erschreckt (während ich einen Andern erschrecken wollte) vorkommen kann. Dieser Unterschied, nach welchem „ich erschrecke mich" neben „ich erschräke mich" und wohl „er hat sich erschreckt," aber nie „er hat ihn erschrocken" statthaft wäre, hat ohne Zweifel dem Herrn Verf. dunkel vorgeschwebt, cf. Grimm Gr. IV, 28.

Der vierte Theil, „die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen," behandelt in drei Capiteln „den Lehrgegenstand überhaupt, den Elementarunterricht, den höhern Unterricht." In einer ersten Abtheilung ist zunächst der Werth der neueren Sprachen als Unterrichtsgegenstand höherer Bildungsanstalten in der Art besprochen, dass die grosse zusammengesetzte Frage der Reform der Gymnasien etc. in einzelne Punkte zerlegt und unter Aufstellung von vier und zwanzig einzelnen Thesen behandelt wird. In einem Lectionsplane fasst zuletzt Herr Schmitz die Resultate seiner Untersuchung und seine Ansicht zusammen. Wenn er dabei mit grosser Entschiedenheit dem Glauben an die alleinseligmachende Kraft des bisherigen Unterrichts, der Ueberschätzung der classischen Studien, der anmassenden Verachtung der realen Studien entgegentritt, so erklären wir uns gern im Ganzen mit ihm einverstanden. Allerdings aber würden wir, wenn wir ihm in der Besprechung der einzelnen Thesen hier folgen könnten, gegen Manches Zweifel

und Einspruch erheben müssen. Dadurch dass er den Gegenstand in so viel getrennte Theile zerlegt hat, ist er, wie er selbst fühlt und fürchtet, in mancherlei Wiederholungen und Widersprüche gerathen, wenigstens insofern er einseitigen Behauptungen nicht selten die entgegengesetzten und darum in ihrer Einzelnheit nicht minder einseitigen Sätze gegenüberstellt. Freilich will er ausdrücklich mehr das Material zu weiterer Betrachtung als eine systematisch entwickelte Ansicht geben; aber dies verleiht eben dem Buche auch in diesem Theile den Charakter des Unfertigen und Willkürlichen. Je mehr wir zugeben, dass die Gegner ihrerseits für die Vorzüge, bildende Kraft, Schwierigkeit der alten Sprachen, für die nothwendig aus den Originalen zu schöpfende Kenntniss der classischen Literatur und Welt oft leere Phrasen statt triftiger Beweise vorbringen, dass ihre Verachtung der neueren Sprachen, ihre Ansicht von deren Leichtigkeit meistens auf der gröbsten Unkenntniss beruht: um so unangenehmer berührt es uns, wenn nun der Verfasser auch seinerseits zuweilen sich zu einem ähnlichen Verfahren hinreissen lässt, wenn auch er wohl das Kind mit dem Bade ausschüttet, wenn er, um hier gerecht zu werden, dort ungerecht wird. So wenig es schadet, wenn er selbst glaubt, dass augenblicklich grade nicht der günstige Zeitpunkt für die Verwirklichung seiner Pläne da sei, wenn er eine ideale Ansicht von dem künftigen Unterricht aufstellt: so schlimm ist es doch, wenn diese Idealität hin und wieder jene schlechte Idealität ist, welche nicht bloss dem Herkommen und der lange Jahre gewohnten Praxis, sondern auch den berechtigten, historischen Bedingungen und den begründeten Verhältnissen rücksichtslos entgegentritt. Wir sind eben auch der Ansicht, dass die grosse Frage ihre Lösung noch erwartet; einen neuen Anstoss, wenn es dessen bedarf, mag Herr Schmitz in seinen Erörterungen gegeben haben, aber der Entscheidung, dem Frieden nach dem Kampfe scheint er uns dadurch die Sache noch um keinen Schritt näher gebracht zu haben. Wir glauben es ihm und uns schuldig zu sein, das Gesagte wenigstens an einigen Beispielen zu erhärten, indem wir uns nur ausdrücklich gegen die Voraussetzung verwahren, dass wir selbst hier die einzelnen Punkte genügend und entscheidend zu erörtern denken, oder dass wir Alles unterschrieben, wogegen wir nicht besondern Widerspruch erheben.

So gern auch wir dem Spruche beistimmen non scholae sed vitae, so glauben wir doch, dass der Unterschied zwischen den Gebieten der Schule und des Lebens nicht ohne Nachtheil für die Entwicklung der grossen Mehrzahl allzusehr verwischt werden darf, dass es allerdings einen guten Grund hat, wenn vom Lernen-Lernen gesprochen wird. Freilich „lernt man," wie die erste These lautet, „um zu wissen, um zu behalten und zu benutzen;" allein worin eben der Nutzen jedesmal bestehen solle, kann sehr fraglich werden; es gibt eben bei dem Lernen sehr verschiedene, nähere, entferntere, letzte Zwecke, und so schlimm es ist, wenn der Lehrer den Endzweck je aus den Augen verliert, so bedenklich ist es, den Gesichtskreis des Schülers zu früh und zu sehr zu erweitern, weil er gar zu gern Etwas als ein blosses untergeordnetes Mittel geringschätzt, was für ihn zunächst Zweck sein soll und muss. „Die beste Schule," sagt Herr Schmitz, „ist die, welche am meisten Behaltenswerthes und Nützliches lehrt." Gewiss! wenn man den Satz richtig versteht, nämlich zugleich festhält, dass auf einer höhern Stufe Vieles vergessen werden darf, ja muss, was auf einer niedern mitgetheilt wurde; in seiner ersten Form vergessen, meinen wir natürlich. Die Regeln der Aussprache, über das Genus, über die Biegung, über die Rection sollen, das versteht sich, genau gelernt werden, um angewendet zu werden; aber es tritt doch ein Zeitpunkt ein, wo die Uebung und Geschicklichkeit in der Anwendung die Regel als solche ganz in den Hintergrund treten und vergessen lässt. „Je nützlicher, desto bildender!" Ja aber auch je bildender, desto nützlicher." Es kann und wird Etwas, das als rein geistige Gymnastik auf der Schule getrieben, keinen augenfälligen Nutzen zu haben scheint,

durch die bildende Kraft, die ihm innewohnt, im höchsten Grade nützlich werden. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir nicht zugeben, dass der Zweck bei Erlernung der neueren Sprachen so ganz derselbe sei wie bei dem Studium der alten; und die vorzugsweise bildende Kraft dieser letztern wird man nicht leugnen dürfen, ohne darum den Werth jener herabsetzen zu müssen. Gewiss kann man aus einer guten Uebersetzung ein Werk besser kennen lernen, als wenn man das Original nur stümperhaft zu lesen vermag. Nur hätte hier Schmitz nicht in der Art, wie er es p. 343 thut, grosse Exempel für seine Ansichten anführen sollen. Wenn Männer wie Shakspeare und Schiller ohne Originallectüre der alten Autoren nicht bloss grosse Dichter geworden sind, sondern auch grade den Geist des Alterthums zu erfassen und wiederzugeben gewusst haben, so beweist dies eben nur, dass dem Genius Vieles möglich ist, was die gewöhnliche Begabung kaum auf anderm längern und mühsamern Wege erreichen kann. Ja man darf sagen, dass es auch ihnen schwerlich möglich gewesen wäre, wenn nicht die ganze Bildung ihrer Zeit eine humanistische, wesentlich auf dem Studium der Alten beruhende gewesen wäre. Ob Schiller mit einer gründlichern Kenntniss der griechischen Sprache ein vollkommenerer Schiller geworden sein würde, scheint uns weniger zu bezweifeln, als eine müssige Frage zu sein, die man ruhig bei Seite lassen kann. Warum ihn aber auch das Studium der griechischen Sprache an einer Schöpfung wie „die Glocke" gehindert haben sollte, vermögen wir nicht einzusehen, und andererseits wissen wir das gewiss, dass er die Mangelhaftigkeit seiner classischen Bildung lebhaft genug bedauert hat. Cromwell, Karl XII., Friedrich der Grosse, Napoleon mögen auch keine umfassende Originallectüre der alten Autoren getrieben haben, während man allerdings von ihnen sagen muss, dass sie zum Theil recht bedeutende classische Studien gemacht haben. Aber das Alles beweist doch nur, dass unter gewissen Bedingungen die Kenntniss der Originale nicht unentbehrlich sei; ob im Durchschnitt, für die Gesammtbildung der Zeit und bei der grossen Menge derer, welche auf höhern Schulen unterrichtet werden, es gerathen sei, lediglich oder bedeutend mehr als bisher es bei der Kenntniss der Alten durch Uebersetzungen bewenden zu lassen, ist eine ganz andere Frage.

Wir können nur wiederholen, dass wir im Grundprincip mit ihm übereinstimmen, dass wir aber bedauern, ihn öfter gegen Schatten mit allzugrossem Eifer kämpfen zu sehen. Er sagt p. 367: „Ich bin nicht der Meinung, dass die Verehrer der alten Sprachen und Literaturen diese zu hoch stellen; sie stellen die neuern zu niedrig." Hätte er daran festgehalten, dies bei seinen Argumentationen wirklich immer im Auge gehabt, so würde er sich gewiss zu manchen Aussprüchen nicht haben hinreissen lassen. So muss man, unserer Ansicht nach, und darf getrost zugeben, dass die Formenlehre und das Verständniss des Schriftstellers in den alten Sprachen ungleich schwerer ist als in den neuen, dass jene zur Einsicht in die grammatischen Kategorien ungleich geeigneter, deshalb für gewisse Stufen allerdings bildender sind. Wenn grade unter den Philologen, wie Herr Schmitz hervorhebt, eine Menge eigenthümlicher Untugenden zu finden sind, so beweist das doch gegen die geistig bildende und sittlich erziehende Kraft des Studiums der alten Sprachen im Ganzen so wenig wie etwa die Einseitigkeit mancher Mathematiker gegen den Werth der Mathematik, oder die Oberflächlichkeit so vieler Sprachmeister gegen die Bedeutung und Bildungsfähigkeit der modernen Sprachen.

Es soll gar nicht geleugnet werden, dass Vieles in den herkömmlichen Urtheilen über Schönheit, Kraft, Reichthum oder ursprüngliche Lebendigkeit einer Sprache, leere Redensart ist und auf blindem Vorurtheil beruht; gewiss hat jede Sprache ihre besondern Vorzüge, dieselben sind, wenn auch oft nicht leicht, im Einzelnen nachzuweisen; eben darum scheinen aber auch die herrschenden Ansichten z. B. über die Schönheit der griechischen, über

die lebendige Ursprünglichkeit der deutschen keineswegs so aller guten Begründung zu entbehren, wie Herr Schmitz meint Encykl. p. 356. Suppl. p. 110. Um wenigstens bei dem letzten Punkte noch einen Augenblick zu verweilen, so kann man ja freilich in unserer deutschen Sprache eine Menge einzelner Wörter aufzählen, die nicht durchsichtiger, selbst für den Gebildeten nicht lebensvoller sind als die entsprechenden französischen; aber wird man darum einen durchgreifenden Unterschied zwischen Stammsprachen und abgeleiteten überhaupt leugnen dürfen? Bleibt nicht, wenn wir das Deutsche mit dem Französischen vergleichen, jenem der Vorzug, dass zahllose andere Wörter noch in deutlichem Zusammenhange stehen? dass die Fähigkeit, Ableitungen, Zusammensetzungen zu bilden, eine ungleich grössere ist? Herr Schmitz brauchte sich nur an das Verhältniss von Wörtern wie mère und maternel einerseits, Mutter und mütterlich andererseits, an den ganze grosse Wortfamilien beherrschenden und verbindenden Ablaut zu erinnern, um mehr als ein blosses Vorurtheil in der Behauptung zu erblicken, dass der Franzose, zumal ohne Kenntniss des Lateinischen, die schöpferische Kraft und den lebendigen Zusammenhang in der Sprache unendlich weniger empfinden muss. Ob ihm nicht grade dadurch wieder nach einer andern Seite hin ein gewisser Vortheil, nämlich der einer grössern Fertigkeit, einer durchschnittlich schärfern Bestimmtheit des Ausdrucks erwächst, ist eine andere Frage.

Als Abschluss und Resultat der einzeln besprochenen Thesen gibt der Herr Verf. p. 383 — 385 einen Lectionsplan, in welchem er vor Allem die Grundsätze befolgt, dass die neueren Sprachen den alten, unter jenen das Französische dem Englischen vorangehen, die Bildung auf Töchterschulen, Realschulen und Gymnasien eine möglichst gleichmässige sein müsse. So beachtenswerth das darin erkennbare Streben ist, so viele und gerechte Bedenken gegen die vorgeschlagene Art der Ausführung drängen sich dabei gewiss jedem Leser auf, wie wenn Herr Schmitz für das Griechische erst in I. a einen höchstens zweijährigen Cursus von sechs wöchentlichen Stunden ansetzt, das Lateinische auch nur zwei Jahre früher in I. — Abschluss der Realschulen und Töchterschulen erster Classe — beginnen lässt, während selbst nach Hauschild dem Lateinischen vier Jahre, aber zum Theil mit zwölf wöchentlichen Stunden, dem Griechischen drei Jahre bleiben; während ferner Schmidt dem Lateinischen sechs, dem Griechischen vier Jahre lässt. Auf das hierhergehörige Werk des letztgenannten Pädagogen erlauben wir uns zu verweisen, „Gymnasialpädagogik. Von Dr. K. Schmidt. Köthen 1857," weil wir es in der Encyklopädie nicht erwähnt gefunden haben, wenigstens, beeilen wir uns zu unserer Sicherung hinzuzufügen, nicht da, wo es zu erwarten war p. 400. Von demselben Verfasser erscheint: „Geschichte der Pädagogik etc." Köthen 1860.

In der zweiten Abtheilung des ersten Capitels „die Schulen und die Methoden" handelt Herr Schmitz zunächst von dem innern Umfange oder dem Ziele des Unterrichts, dann von dem äussern Umfange oder der Zeit desselben, von der Beurtheilung der Leistungen der Schüler, von den verschiedenen Methoden des Sprachunterrichts, endlich von einigen Schriften über die Methodik des Unterrichts in den neuern Sprachen. Er gibt Auszüge aus den verschiedenen Reglements für die preussischen Gymnasien und Realschulen und begleitet sie mit seinen Bemerkungen. Mit der neuesten Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen und der höhern Bürgerschulen vom October 1859 erklärt er sich im Ganzen einverstanden, indem er nur den nun von Neuem sanctionirten Dualismus von Gymnasium und Realschule nicht gutheissen kann. Wir haben auch hier weniger gegen seine Grundanschauung als gegen die Art der Behandlung einzuwenden, wenn er ohne streng fortlaufende, gleichmässige Entwicklung bald vor, bald zurückgreift, einen Punkt — wie das Ziel des Unterrichts — mit ziemlich ausführlichen, einen andern wieder — wie den äussern Umfang — mit wenigen

Notizen bedenkt, zuweilen auch Dinge bespricht, die viel mehr in eine ausführliche Pädagogik als in eine Encyclopädie des Studiums der neueren Sprachen zu gehören scheinen, wie der Werth der Abiturientenprüfungen, die passendsten Praedicate bei Beurtheilung der Schülerarbeiten. Enc. p. 389. S. p. 117. Wir geben zu, dass die Grenze zwischen dem, was jeden Unterricht, allen Sprachunterricht und den Unterricht in den neueren Sprachen angeht, nicht immer leicht mit Schärfe gezogen werden kann, allein der Herr Verfasser hat denn doch offenbar sich zu wenig bemüht, dieselbe überhaupt zu ziehen und festzuhalten. Den jedenfalls wichtigsten Punkt der ganzen Abtheilung, nämlich die Charakteristik der verschiedenen Methoden hat er allerdings ziemlich eingehend behandelt p. 389 — 398, wobei er die scheinbar unendliche Vielheit jener auf drei Grundformen, die einseitig-practische, die einseitig-theoretische und die von vorn herein theoretisch-practische Methode zurückführt. So angemessen hier Einzelnes z. B. über Hamilton und Jacotot ist, so hätten wir doch gewünscht, es wäre eine vollständigere Uebersicht im Anschlusse an die Geschichte der Pädagogik und des Unterrichts in der neuern Zeit gegeben worden und jene Zersplitterung in der Darstellung vermieden, in Folge deren bereits p. 247 — 251, manches Hierhergehörige sich findet. Dann würde sich ebendabei statt der „Einigen Schriften über die Methodik des Unterrichts in den neuern Sprachen" die Literatur in ausreichendem Umfange von selbst ergeben haben.

Das zweite Capitel ist dem Elementarunterrichte in der Art gewidmet, dass für das Französische drei verschiedene Cursus einzeln besprochen, in einem vierten Abschnitte dagegen die Bemerkungen für das Englische zusammengefasst werden; in dem dritten Capitel endlich wird der höhere Unterricht behandelt. Auch in diesen letzten Abschnitten finden sich zahlreiche sehr praktische Winke über die verschiedenen Arten von Uebungen, die mit den Schülern vorzunehmen sind, beispielsweise über die erforderliche Anleitung zum Gebrauche des Wörterbuches, über Sprechübungen, über passende Eintheilung der Unterrichtszeit. Natürlich ist es, dass dabei auf die früher aufgestellten Grundsätze und Lehrpläne Rücksicht genommen wird; freilich je mehr sich dieselben vielfach von den bisher meist befolgten unterscheiden, desto schwerer wird es im einzelnen Falle oft sein, die gegebenen Anweisungen unter den noch bestehenden Verhältnissen wie bei dem Unterrichte an Gymnasien auch nur annähernd zu verwirklichen. Hin und wieder ist es zu bedauern, dass der Verfasser allzusehr die Kenntniss seiner eigenen Elementarbücher bei dem Leser voraussetzt, indem er bei Abgränzung der einzelnen Cursus oder bei andern Fragen der Methodik auf die Einrichtung derselben und auf das in den Einleitungen und Anmerkungen zu ihnen Bemerkte verweist. Einigermassen störend für den übersichtlichen Gang der Darstellung sind auch hier einzelne gelegentlich eingeschaltete Auslassungen wie über Griep. p. 433, über Ségur's Histoire de Napoléon etc. p. 440, über Voltaire's Charles XII p. 446. Es hängt dies mit der bereits früher von uns berührten ganzen Anlage des Werkes zusammen. Für diese ist denn auch charakteristisch das schnelle Erscheinen eines ziemlich umfangreichen Supplements mit Zusätzen und Berichtigungen, in welchem der Verfasser Alles, was ihm seit der Veröffentlichung des Hauptwerkes aufstiess und bemerkenswerth war, mittheilt, die Recensionen seines Buches, die neusten Erscheinungen berücksichtigt, und ähnliche Fortsetzungen für die Zukunft in Aussicht stellt. Sein Sammlerfleiss ist auch darin nicht zu verkennen und man darf sich, wie das Werk nun einmal ist, solche Ergänzung gefallen lassen. Etwas theuer finden wir den Preis von 1 Thlr. Wir haben den Inhalt theils schon mit berücksichtigt; und wollen nur noch einige einzelne Bemerkungen hinzufügen, welche wie wir hoffen dem Verfasser selbst erwünscht sein werden, ohne uns da auf eine weitere Polemik einzulassen, wo es sich entweder um Principienfragen oder nur um einen ungenauen Ausdruck handelt. Denn es würde zu weit führen, die Sache

genügend zu erörtern, wenn gegen unsern ersten Artikel der Verf. bei der Ausschliessung des Deutschen, überhaupt bei der Abgrenzung seines Stoffes verharren zu müssen glaubt; es ist ferner ziemlich gleichgültig, ob er eine weise Mässigung im Studium der deutschen Philologie oder der Grimm'schen Grammatik empfiehlt, denn er wird uns zugeben, dass eine Selbstbeschränkung gerade bei dem der letztern, richtig verstanden, gar nicht lächerlich ist. Wer die nordischen Sprachen, das Holländische und so weiter gleichmässig mit bewältigen will, dürfte gar leicht in Gefahr der Zerstreuung und Oberflächlichkeit gerathen. Ebenso haben wir allerdings unrichtig gesagt, dass die zweite Ausgabe von Diez mit keinem Worte erwähnt sei, allein da, wo man, und so wie man es zunächst und am meisten erwartete, ist sie nicht erwähnt. p. 141. Zu p. 18. der E. S. p. 6. bemerken wir, dass eine ausdrückliche Verweisung auf den Artikel von Pott in der Ersch und Gruberschen Encycl. „Indogermanischer Sprachstamm“ geeignet scheint, der wenn auch bereits von 1840, noch keineswegs veraltet, zwar selbstverständlich heute mancher Ergänzungen bedürftig, doch im ganzen noch immer eine treffliche Uebersicht ist.

P. 2. des Suppl. wird das fehlen von „Pferd“ bei Bauer mit Unrecht gerügt; das Wort steht §. 97 der „Grundzüge,“ wozu in der Etymol. nur Ergänzungen gegeben werden sollen.

P. 84. des S. wünscht Herr Schmitz eine genaue Erklärung der beiden Zeilen aus dem Andreas, insbesondere der Form hyldon. Wir kommen seinem Wunsche um so mehr nach, als allerdings auch seine neue Auffassung der Stelle uns keineswegs die richtige dünkt. Hyldon als eine Nebenform von heoldon als Praeteritum von healdan, halten, zu nehmen, scheint uns gerade bedenklich, weil, abgesehen von der Bedeutung, trotz des sonst häufigen Wechsels, in den ursprünglich reduplicirten Formen kaum y für eo vorkommen dürfte. Warum soll dagegen hyldon nicht das Praeteritum von hyldan sein? Formell ist gar Nichts dagegen, denn bei Ausgang des Stammes auf ld ist das Präteritum regelmässig lde. (cf: scildan = scilde); was aber den Sinn anbetrifft, so heisst allerdings hyldan zunächst transitiv „neigen“ und muss doch hier intransitiv genommen werden. Allein der Uebergang war schon bei den Angelsachsen leicht, wie er es heute noch im Englischen ist. cf. vendan. Es könnte nur die Frage sein, ob ausgelassen zu denken ist das Reflexivum oder ein bestimmtes Hauptwort. Sonst nämlich heisst es vollständig: hleor onhylde Elene 1099. oder hylde hine. Beov. 1369. (688.) hira andvlitan on eordhan hyldun Luc: 24, 5. neigte die Wange, neigte sich, neigte das Antlitz. cf. Bouterwek im Caedmon I, 295 u. 296. Die Bedeutung und Form von hylde inclinavit ist also jedenfalls gesichert: der Uebergang zu inclinavit se so oder so ganz leicht; auf den weitern Zusammenhang aber zwischen healdan (stark. Zeitw.) und hyldan (schw.) sowie hyldo kommt es wenigstens für das Verständniss der vorliegenden Stelle gar nicht an.

Köthen. E. Müller.

Deutsche Dichter und Denker. Die Schätze der deutschen Nationalliteratur in Wort und Bild, herausgegeben von Ludwig Lenz. Hamburg. 1861.

Unter diesem Titel kündigt sich ein „unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller und Künstler,“ in Lieferungen von 4 Bogen, monatlich erscheinendes Werk an. Die Idee zu dem Werke scheint dem Herausgeber bei der Jubelfeier des Schiller'schen Geburtstags gekommen zu sein. Er hatte hier Gelegenheit, die doppelte Wahrnehmung zu machen, einerseits von der allgemeinen Theilnahme für den Genius, der im schwersten Sinne des Worts

beides genannt werden muss — „Dichter und Denker“ — andererseits die Wahrnehmung, wie wenig trotzdem eine eingehende Würdigung, ja nur die Kenntniss der Leistungen Schiller's und anderer Dichter wirklich Gemeingut des Volkes geworden ist. Jener Theilnahme denkt der Herausgeber entgegenzukommen, diesem Mangel abzuhelfen, indem er dem Volke eine periodische Lectüre anbietet, in welcher die charakteristisch bedeutendsten Erzeugnisse der deutschen Dichter und Denker vorgeführt, — nicht bloss vorgeführt, sondern zugleich erläutert, gewürdigt, dem Verständniss und der Liebe näher gebracht werden sollen. Das Unternehmen geht darauf, ein „Haus- und Familienbuch“ zu schaffen, durch welches allgemeine Kenntnisse der Literaturgeschichte, in ansprechender Form vorgetragen, weiter verbreitet, und der Sinn für unsere heimathlichen Gedankenschätze gestärkt werden soll.

Das erste Heft liegt der Beurtheilung vor: 4 Bogen in gross Quart, mit sparsamem, aber deutlichem Druck. Ein abschliessendes Urtheil lässt sich über das Werk nicht geben. 12 Lieferungen sollen erst einen gewissen Abschluss, einen Band, bilden. Es lässt sich namentlich, weder aus dem vorausgeschickten Programm, noch aus dem Stoff, der in dem ersten Hefte verarbeitet ist, eine Idee von dem Plane, der befolgt wird, bilden. Es heisst zwar im Vorwort: „unser Plan ist kein unbestimmter, er ist auf innere Ordnung und gegliederten Zusammenhang gerichtet.“ Während aber einerseits dieser Ausdruck wenig Anhaltepunkte für den Gedanken bietet, — oder kann auch von einem „Plane“ die Rede sein, wenn er nur ein „unbestimmter“ ist? und ist nicht jeder Plan „auf innere Ordnung und gegliederten Zusammenhang“ gerichtet? — während in der That ein näheres Wort darüber nicht gesagt wird, in welcher Weise die Ordnung aufgefasst, der Zusammenhang gegliedert werden soll: springt der Herausgeber im Gegentheil sogleich ab und bewahrt sich die Freiheit, „bald hier einmal vor, dort einmal zurückzugreifen, ganz wie es das natürliche Verständniss der Sache erfordert.“ Was heisst in diesem Falle „natürliches“ Verständniss? und von welcher „Sache“ ist die Rede? Die Ausdrücke sind gar zu unbestimmt und begünstigen doch wohl nur die Vermuthung, dass die periodische Schrift immer das Gelegentliche und Zufällige bieten werde, wozu die Mitarbeiter grade Neigung in sich fühlen werden.

Das erste Heft ergeht sich in 5 Abhandlungen über Schiller und Goethe, in der sechsten über Wieland's Oberon, in der letzten druckt es Bürger's Leonore ab. Zwei Abhandlungen „Goethe's und Schiller's Eltern, eine Parallele;“ „Wieland und Oberon“ sind ohne Namen des Verfassers abgedruckt. Wir vermuthen also, dass sie, wie das Vorwort, von dem Herausgeber selbst sind. Zwei andere Abhandlungen, „Goethe und Schiller in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben;“ „Kabale und Liebe“ sind von Adolf Stahr. Ausserdem hat J. Rodenberg eine Schilderung der „Hohen Karlsschule,“ Josef Rank eine Abhandlung über „Götz von Berlichingen“ geliefert.

Im Allgemeinen können wir nicht sagen, dass wir etwas Neues aus der ersten Lieferung herausgelesen hätten. Wir wissen wohl, dass das „Neue“ nicht der alleinige Massstab einer Zeitschrift ist; wir erinnern uns auch, dass namentlich diese Zeitschrift den populären Zweck eines „Haus- und Familienbuches“ im Auge hat, — einen Zweck, den sie nur dadurch erreichen kann, dass sie das schon Vorhandene, das factisch und mit Recht als Gemeingut des Volkes bereits Existirende auch vorträgt. Wenn jedoch in der Unterscheidung des allgemein Bekannten und des hier und dort Unbekannten nicht eine Grenzlinie gehalten wird, so dass jedes Heft doch wenigstens einige Gegenstände berührt, die nicht so eben die Revüe des Lesepublicums passirt sind, — wenn vielmehr durchgängig Dinge vorgetragen werden, welche derjenige Theil des Publicums, der sich für Literatur interessirt, ganz vor Kurzem aus Büchern kennen gelernt hat, die sich der besten Aufnahme im Volke zu erfreuen gehabt haben, aus den neuesten Lebens-

beschreibungen Goethe's und Schiller's, und wenn zu Abhandlungen dieser Art nur noch Excerpte aus dem weltbekannten Oberon, und die eben so weltbekannte Leonore hinzugefügt werden: so lässt sich nicht absehen, für welchen Theil des Publicums die Zeitschrift noch berechnet ist. Wer überhaupt sich mit Lectüre beschäftigt, der kennt den Inhalt der ersten Lieferung ganz und gar. Wem derselbe aber unbekannt ist, der wird sich durch die Ankündigung einer neuen Zeitschrift schwerlich zur Lectüre bestimmen lassen.

In die Bearbeitung haben sich übrigens einige Fehler geschlichen. Der Verfasser der Abhandlung über Goethe's „Götz" glaubt, dass Adelheid, die Giftmischerin, glücklich „davon kommt;" Adolf Stahr zählt das Epigramm „Immer strebe zum Ganzen!" zu den Goethe'schen; in den Jahreszahlen und der chronologischen Anordnung finden sich namentlich in der biographischen Skizze über Wieland einige Verwechselungen.

Das Heft ist mit Illustrationen ausgestattet, — Holzschnitten zweiten Ranges. Eine Composition von Plockhorst zu Bürger's Leonore zeichnet sich darunter recht vortheilhaft aus.

Dr. Hahn.

Dictionary of the English Language by Joseph E. Worcester, LL. D. London, Simpson Low; — Boston, Swan, Brewer & Tileston 1860.

Auf dem Felde der einheimischen Englischen Lexicographie herrscht jetzt eine ungemeine Thätigkeit. Neue Wörterbücher, die einen Fortschritt bezeichnen, erscheinen jetzt oder sind bereits erschienen. Eine gelehrte Gesellschaft in England beabsichtigt, ein neues Wörterbuch der Englischen Sprache nach einem grossartigen Plane herauszugeben; das Webster'sche Amerikanische Wörterbuch wird in einer neuen Auflage, verbessert und vermehrt, besonders aber mit einer Umarbeitung oder vielmehr gänzlich neuen Bearbeitung der Etymologie oder Herleitung der Wörter und Vergleichung derselben mit den verwandten Sprachen erscheinen. Das neuste lexicalische Werk der Englischen Sprache ist das von dem Amerikaner Worcester, welches unter dem Titel: A Dictionary of the English Language by Joseph E. Worcester, LL. D. in Boston und London im J. 1860 erschienen ist, eigentlich ohne Angabe der Jahreszahl auf dem Titel, die Vorrede ist aber Cambridge (in Amerika), Decbr. 20, 1859 datirt. Dasselbe zeichnet sicdurch eine ungemeine Vermehrung des Wortschatzes, besonders in techh nischen Ausdrücken, aus. Hierin überholt es die bis dahin allervollständigsten Wbb., das von Johnson, Richardson, Webster, und bei uns das von Flügel, Hilpert, Lucas und anderen bei weitem. Manche Ausdrücke freilich, die bei Webster, Johnson und anderen ohne hinlängliche Autorität standen, sind weggelassen worden, was nicht zu loben ist, da sie sicher wirklich englisch und in gewissen Sphären auch gebräuchlich sind oder wenigstens waren; z. B. myriologue, pinnite, pectinite, pelopium, picra, pie-plant, pie-rhubarb, pediculous, pedipalpous, pedireme, pediluvy, etc. An dem gewöhnlichen Mangel fast aller Englischen Wbb., dass es an hinreichenden Beweisstellen aus Schriftstellern, ganz besonders aber an Beispielen aus der Sprache des gemeinen Lebens, fehlt, leidet dies Wb. auch. In der ersteren Beziehung wird es von Johnson und besonders von Richardson bei weitem übertroffen, in letzterer steht es, nebst sämmtlichen Englischen Wörterbüchern, dem in dieser Hinsicht vortrefflichen, wenn auch in jeder anderen Beziehung schwächlichen, Dictionnaire de l'Académie française nach. Die Definition der Wörter oder die Erklärung der verschiedenen Bedeutungen derselben ist klar und

verständig angegeben, wenn auch weder historisch begründet, noch immer streng logisch geordnet, oder gar philosophisch entwickelt, wozu auch eine weit höhere Auffassung der Sprache und also auch der Aufgabe eines Wörterbuches gehört als sie heut zu Tage bei unsern angelsächsischen Vettern üblich ist. In einem anderen Punkte jedoch, der aber vielen, die ein englisches Wb. gebrauchen, nur von untergeordneter Bedeutung erscheinen wird, und worauf nur die Männer der Wissenschaft oder die Esoterischen Werth zu legen pflegen, nämlich in der Etymologie, ist das Werk minder lobenswerth. Hierin steht der Verfasser wie fast alle seine englischen Sprachgenossen noch auf dem Standpunkte, welchen Skinner, Junius oder Horne Tooke einnahmen, und welcher auch noch jetzt nicht von Männern wie Trench, Hoare, Knapp, Richardson und anderen verlassen worden ist, indem sie noch immer mit gläubiger Andacht auf das hinhorchen, was diese für ihre Zeit ganz tüchtigen Männer, wenn sie noch lebten, sicherlich jetzt selbst für unhaltbar erklären würden. Eigentlich aber steht Worcester in etymologischem Wissen und Scharfsinn, sei es, dass er, was selten geschieht, selbstständig auftritt, oder dass er bloss zu wählen hat, noch tief unter ihnen. Bei seiner Auswahl von Etymologien folgt er eben so oft und eben so gern älteren und unzuverlässigeren als neueren und besseren Führern; den einen scheint er für so gut als den anderen zu halten; zwischen Menage und Roquefort auf der einen und Diez auf der anderen Seite macht er in den aus dem Romanischen stammenden Wörtern keinen Unterschied, ja er folgt lieber den ersteren als dem letzteren; oft führt er die Etymologien mehrerer an, ohne sich zu entscheiden oder nur die geringste Kritik zu üben, obgleich sie alle gleich schlecht sind. Seine eigenen Ableitungen aber versteigen sich zuweilen wirklich zu dem Range der höchsten Classisität. Es wäre daher am Ende besser gewesen, die Etymologien ganz wegzulassen, als dem Publicum solche zu bieten, auf die es sich nie verlassen kann, bei denen es stets mit dem Misstrauen erfüllt sein muss, dass das, was hier für Wahrheit ausgegeben wird, vielleicht grundfalsch ist. Um dieses hart scheinende Urtheil nicht ganz ohne Begründung zu lassen, erlauben wir uns, einige von Worcester's Etymologien anzuführen. Impropriate, to appropriate, soll vom lat. improprius, inappropriate, unsuitable, kommen, also wie canis a non canendo oder lucus a non lucendo. Inequitable, not equitable, unjust, partial, wird mit lat. inequitabilis, that cannot be ridden upon, von equitabilis, that may be ridden upon or over, verglichen, und ein lat. inaequitabilis und aequitabilis, das allein zulässlich wäre, giebt es nicht. Zu ingle, a fire, a flame, v. lat. igniculus, stellt er span. ingle, the groin, v. lat. inguen, inguinis als damit identisch. Ink, Dinte, vom franz. encre, altfrz. enque, v. lat. encaustum, und deutsch Dinte, Tinte, vom lat. tinctus, hält er für ein Wort. Insert kommt natürlich v. lat. inserere, insertum; dieses aber leitet er von serere, satum, to sow, plant, statt von serere, sertum, to join, connect, her. Intent, franz. intenté, d. i. lat. intentatus, stellt er zu intent, d. i. lat. intentus. Lantern, lat. lanterna, laterna, leitet er von lātere, to be hid, ab. Larboard entsteht nach ihm aus angels. baecbord oder franz. basbord. Die Unmöglichkeit liegt auf der Hand. Madia, eine Pflanze, ein südamerikanisches Wort, kommt nach ihm v. gr. μαδός, bald. Unter man citirt er wallis. manac, welches kein Wort dieser Sprache ist; denn man ist wallis. dyn, gŵr. Unter loan verwechselt er goth. laun, angels. leán, deutsch Lohn, mit engl. loan, angels. laen, deutsch Lehen. Unter machine steht statt ital. macchina — macine, macina, was ein Mühlstein ist. Unter list, Verzeichniss, Schranke, stellt er das goth. lists, die List, an die Spitze. Meddle, holl. middelen, deutsch vermitteln, soll auch v. frz. mêler, altfrz. mesler, mittelm. misculare, kommen. Monish, vom lateinischen monere, gleichsam monescere, leitet er v. angels. manian, monian, ab. Neighbour fälschlich von angels. bûr, dwelling, statt von gebûr, a dweller. Niggard, v. isländ. hnöggr, parcus, kommt v. lat. negare, oder v. engl. near, oder nigh, oder v. angels. neod-hyfde.

Obit, v. lat. obiit, statt von obitus, ist falsch. Unter officer führt er das span. oficiar an, welches ein Zeitwort, aber kein Substantiv ist. Olefiant, ölerzeugend, v. lat. oleum, Oel, u. facere, machen, kommt v. olere, riechen und facere. Opprobrium, v. lat. probrum, das nach ihm virtue heisst. Orgeat, Gerstenwasser, v. frz. orge, Gerste, leitet er vom gr. ὄργανον, an instrument, ab. Parachute, anstatt v. frz. parer, schirmen, vom gr. παρά. Partage, engl. u. frz., mittellat. partagium, vom lat. pars, leitet er direct von partitio ab. Patois, v. lat. pagensis, kommt von patrius. Peruse. Es ist thöricht, die Ableitung Richardson's v. frz. pourvoir für möglich zu halten, das obendrein nicht to look through, sondern to provide for, to attend to bedeutet. Pilfer, vom franz. piller, ist unmöglich, es ist das altfrz. pelfrer, v. lat. pilare, plündern, und facere. Pinch, vom franz. pincer, bringt er mit holl. pijnigen, und dieses mit deutsch pfetzen zusammen. Plash fälschlich v. frz. plisser, v. lat. plicare, plicitum, statt v. altfrz. plaissier, v. lat. plectere, plexum. Leisure, altengl. leisere, leiser, altfrz. leisir, neufrz. loisir, leitet man richtig v. altfr. lesir, leisir, loisir, lat. licere, ab. Hier stellt er nun folgendes zusammen: Fr. loisir, Lat. otium, ease, originally written in Fr. oisir, afterwards l'oisir, then loisir. Huet, Landais. — Lat. laxo; Fr. laisser, to loose. Caseneuve, Menage. — Goth. laus. free, vacant, loose. Lye. — Lat. liceo, to permit. Diez. — The Fr. loisir is perhaps, laissir. to lose. Richardson. Diese 5 verschiedenen Etymologien haben für ihn alle gleichen Werth, denn er verwirft keine und entscheidet sich für keine. Oder bestimmt etwa die Reihenfolge den Werth? Dann kommt die wahre No. 4. schlecht weg. — Und so findet sich bei ihm Unzähliges.

Trotz alle dem können wir das Werk denen, die Etymologien in einem Wb. nicht für wesentlich halten, und nur auf grosse Vollständigkeit des Wortschatzes nebst Angabe der Aussprache, und auf eine deutliche und genügende Definition der Wörter nach ihren verschiedenen Bedeutungen sehen, das Werk vor allen anderen bisher erschienenen empfehlen. Auch auf einen Punkt ist noch aufmerksam zu machen, der manchem Deutschen vielleicht sonderbar erscheinen wird, weil er in seinen Wbb. nicht daran gewöhnt ist, der aber doch seinen unverkennbaren Nutzen hat, nämlich, dass vielen Wörtern, deren Bedeutung durch eine Definition doch nicht immer ganz begreiflich ist, eine Abbildung beigegeben ist. So sind z. B. die Wörter inverted, mitre, perspective, peristyle, perigynous, mit dabei gedruckten Abbildungen versehen. Auch die meisten Thiere sind in kleinen Abbildungen beigefügt, die Vögel freilich grösstentheils nicht in voller Figur, sondern nur ihre Schnäbel, was nicht ganz ausreichend scheint.

Dr. C. A. F. Mahn.

Programmenschau.

Ueber die Einflüsse, denen die Entwicklung der deutschen Sprache ausgesetzt ist. Von Oberlehrer H. Paulsiek: Programm der Realscuhle zu Posen. 1859.

Es liegt uns hier eine mit Sachkenntniss, warmem Gefühl für die Reinheit und Würde der Muttersprache und mit Geschmack geschriebene Abhandlung vor. Der Ort, wo sie erschienen ist, rechtfertigt hinlänglich die Wahl des Gegenstandes zu einer Schulschrift. Der Zusammenstoss mit der polnischen Sprache in Posen trübt das unmittelbare Verständniss der Gesetze der deutschen Muttersprache; dazu haben die Einwanderungen aus Niedersachsen, Würtemberg, den Marken u. s. w. vielfache Abweichungen vom reinen Hochdeutsch hervorgebracht. Um so mehr ist auf die Reinheit der Sprache zu achten. Sie ist das Beste, was wir haben, die eigentliche Macht des deutschen Volkes, das Lebenselement aller geistigen Entwicklung, einer der wichtigsten geretteten Schätze unsers Volksthums. Und nächst dem Hause hat besonders die Schule diesen Schatz zu wahren, ihr ist mit dem jungen Geschlechte auch die Entwicklung der Sprache grossentheils anvertraut. Sie hat daher besonders die Einflüsse, denen die Entwicklung der deutschen Sprache ausgesetzt ist, zu beachten. Dahin gehört vor Allem die vielfache Berührung mit dem Auslande, denn keine der gebildeten europäischen Sprachen hat ein so wenig durch Naturgrenzen bestimmtes Gebiet wie die deutsche; fast auf allen Seiten ist sie von romanischen und slavischen Sprachidiomen umgeben und selbst von einer germanischen Schwester in ihrem eignen Mutterlande bedroht. Dazu kommt, dass alle geschichtlichen Strömungen Deutschland überfluthet und auch auf seinem Sprachgebiete ihre Niederschläge abgesetzt haben. Wir haben ferner noch zu berücksichtigen die innigere Berührung der Nationen in der neueren Zeit, den grossartigen Verkehr zwischen Deutschland und den Nachbarländern, die Ausdehnung der Tagespresse, das Eindringen der fremden Literaturen, den universellen Charakter der deutschen Poesie. So ist erklärlich, dass in die deutsche Sprache, besonders die Gerichts- und Militärsprache, wie in die Geschäftssprache der Kaufleute so viele fremde Bezeichnungen eingedrungen, die Ausdrucksweise der Touristen, der Tagespresse so entstellt ist. Die Oberflächlichkeit der Kenntniss der deutschen Sprachgesetze hat manche tadelnswerthe Neuerungen in der Flexion, im Reime hervorgerufen; die Wortbildungslust hat in dem Masse um sich gegriffen, dass die neuen Wörter oft nur einer mechanischen Anwendung des sprachlichen Rüstzeuges ihre Gestaltung verdanken, und in der Zusammensetzung hat die neuere Zeit zwar Ausserordentliches geleistet, aber um Wohllaut und Verständlichkeit sich oft nicht bekümmert. — Der Verfasser hat die letzten Sätze besonders durch zahlreiche Zeugnisse verständlicher gemacht. Raummangel nöthigte ihn, mitten in der Arbeit abzubrechen; hoffentlich folgt die Fortsetzung.

Ueber Burcard Waldis. Von Dr. Buchenau. Programm des Gymnasiums zu Marburg. 1858.

Der Verfasser hat seit Jahren Studien über das Leben des Burcard Waldis gemacht und unterstützt von befreundeten Gelehrten manches Dunkel aufgehellt. Da überdem die letzte Zeit sehr fleissig in Untersuchungen dieses Gegenstandes gewesen ist, war es wohl an der Zeit, alle bisherigen Resultate einmal zusammenzustellen. Die Arbeit des Verfassers ist daher mit vielem Dank aufzunehmen, und nach ihr die Hauptergebnisse gedrängt wiederzuerhalten, mag manchem Leser des Archivs nicht unerwünscht sein.

Burcard Waldis stammte aus einem angesehenen Patriciergeschlechte zu Allendorf an der Werra. Sein Geburtsjahr ist unbestimmt, wahrscheinlich fällt es in die achtziger Jahre. Er ward zu einem geistlichen Stande bestimmt und unternahm eine Reise nach Rom, vielleicht schon im Jahre 1500; er besuchte Assisi und dehnte die Reise auch nach Portugal aus. — 1522 begann, als Caspar von Linden Erzbischof von Riga war, hier die Reformation, und als der Magistrat eine Klosterreform verlangte, schickte der Erzbischof drei Mönche, darunter B. Waldis, an Kaiser Karl V. Die drei Abgesandten trafen Karl nicht in Deutschland, erhielten aber von seinem Statthalter Markgraf Philipp von Baden einen dem Rigaischen Magistrat ungünstigen Bescheid. Dann gingen sie 1524 zum Nürnberger Reichstag, wo B. Waldis den Cardinallegaten Campeggio, einen frivolen Italiener, kennen lernte. Auf der Rückkehr wurde auf Befehl des Rigaischen Magistrats B. Waldis gefangen genommen, und in diesem Gefängniss trat bei ihm, der sicher schon in Rom, noch mehr in Nürnberg dem Papstthum feindliche Ansichten gewonnen hatte, die vollständige Bekehrung ein. Nach wenigen Wochen freigelassen, liess er sich in Riga als Zinngiesser nieder und war hier ein angesehener Bürger. Am 17. Februar 1527 liess er hier sein schönes Fastnachtsspiel vom verlorenen Sohn, die Darstellung der alten und der neuen Kirche, vor versammelter Bürgerschaft aufführen. Er bearbeitete ferner einzelne Fabeln und war nicht unbetheiligt an der Rigaischen Kirchenordnung. Von dort aus machte er mehrere Handelsreisen. In die Zeit des Rigaischen Aufenthalts fällt eine unerklärbare Begebenheit, eine drittehalbjährige Gefangenschaft; wann und wo er sie erlitten, ist ungewiss; undenkbar, dass der Magistrat von Riga Schuld daran gehabt. Die Brüder unternahmen die weite Reise, ihn zu befreien. 1540 — 1541 verlebte Waldis im Kreise seiner Familie zu Allendorf. 1542 dichtete er drei politische Lieder gegen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel; 1543 ein Schmähgedicht gegen die katholische Geistlichkeit und das Buch „Ursprung und Herkommen der zwölf ersten alten Könige und Fürsten deutscher Nation.“ Darauf ward er von seinem Landgrafen Philipp als erster protestantischer Pfarrer in der reichen Pfarrei Abterode eingesetzt 1544. Er lebte nun ein stilles Leben im Wechsel der Amtsgeschäfte und literarischer Beschäftigungen. Er heirathete die Wittwe des Pfarrers zu Hofgeismar, die ihm eine Stieftochter zubrachte. 1548 erschien zu Frankfurt sein Esopus, vier Bücher Fabeln, jedes zu hundert Fabeln, voll Humor, Lebenserfahrung, echt deutscher Gesinnung. — 1551 erschien von ihm die poetische Bearbeitung einer in seiner Nähe vorgefallenen Mordthat. — 1553 der Psalter, Bearbeitung der Psalmen im dreitheiligen Strophenbau des Minnegesanges; in demselben Jahre eine Ueberarbeitung des Theuerdank. 1554 schrieb er die Uebersetzung des Regnum papisticum des Thomas Naogeorgus auf Aufforderung des Landgrafen. 1556 erschien sein letztes Werk, eine Uebersetzung des Buches: Argumenta in sacra Biblia a Rudolpho Gualtero carminibus comprehensa. Nach einer Urkunde des Kurf. Archivs zu Cassel war B. Waldis am 3. August 1556 noch unter den Lebenden, aber so schwach, dass schon ein Jahr lang der Mann seiner Stieftochter Balth. Hildebrandt seine Geschäfte verrichtet hatte;

1557 erscheint dieser als Pfarrer, und ist es nicht wahrscheinlich, dass B. Waldis das Jahr 1556 überlebt hatte. Nach seinem Tode ging seine Wittwe wieder eine Heirath ein, die über Waldis' eigne Kinder grosses Unglück brachte. Die Familie scheint gänzlich ausgestorben zu sein. — So weit der Verfasser. Er führt im zweiten Theile seiner Arbeit noch die Schriften des Dichters mit ihren vollständigen Titeln, die Vorreden, die verschiedenen Ausgaben und die Bibliotheken, in denen man sie finden kann, an, eine willkommene Zugabe zu der Arbeit Gödeke's.

Lessing und das Drama. 1. Stück. Von August Wolfrom. Programm des Domgymnasiums zu Magdeburg. 1860.

Der Verfasser hat in dieser Abhandlung kurz das Leben Lessing's, so weit es seine dramatischen Arbeiten betrifft, erzählt und dann kurz folgende Jugenddramen besprochen: Der junge Gelehrte, die alte Jungfer, der Misogyn, die Juden, der Freigeist, der Schatz, und die Fragmente: Giangir, die beiderseitige Unterredung, Tarantula, Weiber sind Weiber, Henzi, das befreite Rom, der Leichtgläubige, Pseudolus, Palaion. Er gewinnt aus der Besprechung das Resultat, dass Lessing noch auf französischem Boden stand, aber sein Verhältniss zur dramatischen Kunst doch schon ein anderes wie bei seinen Vorgängern, nämlich ein unmittelbares, war. Der Verfasser hat zu seiner Arbeit die classische Schrift von Danzel fleissig und mit Verstand benutzt.

Lessing als Dramaturg. Von Dr. Gervais. Programm des Gymnasiums zu Hohenstein. 1858.

Lessing wendete sich, sagt der Verfasser, von vornherein gegen die falschen Regeln Gottsched's und der Franzosen. Aber er stellte der deutschen Bühne nicht eine Norm als die allein berechtigte; er fand überall classische Gedichte. Er dachte überall nicht daran, die Alten selbst, den Shakspeare selbst den Deutschen auf der Bühne vorzuführen, sie sollten nur richtig nachgeahmt werden. Schon frühzeitig erschien ihm das Theater als Schule der sittlichen Bildung. Immer kehrte er zum Theater zurück. Die französische Weise griff er schon mit der Hervorhebung Diderot's an. Das Hamburger Theater, welches so viele französische Stücke vorführte, gab ihm Gelegenheit, sie ausführlich zu beurtheilen; er zeigte die völlige Uebereinstimmung des scheinbar regellosen Shakspeare mit den Anforderungen des Aristoteles. Er suchte den Geschmack des Publicums zu bilden, die Würde des Theaters ihm begreiflich zu machen, aber vergebens. Von grossem Werthe sind auch die Regeln, die er für Gesticulation und Declamation den Schauspielern gibt. — Dies ist der Inhalt der Abhandlung. Lange Auszüge aus Lessing's Schriften und Briefen sind eingeflochten.

Winckelmann. 1) Lateinische Oden auf Johann Joachim Winckelmann. Von Conr. Prof. Eichler. 2) Fragmentarische Mittheilungen aus Winckelmann's Schriften, zusammengestellt von Dir. Dr. Krahner. Stendal. 1859.

Als Vorfeier zu der am 18. October 1859 stattgefundenen Enthüllungsfeierlichkeit der zu Stendal errichteten Winckelmann's-Statue hatte

das dortige Gymnasium am 17. October einen Redeactus veranstaltet, und zur Ankündigung desselben ist das obige, genannte Arbeiten enthaltende Programm erschienen. Da durch Charakter wie durch Genie Winckelmann gleich verehrungswerth dasteht, so sind die Mittheilungen aus seinem Leben in zwei Gruppen zerlegt, von denen die eine sich auf sein Leben und seinen Charakter, die andere auf sein schriftstellerisches Wirken bezieht. Im ersten Abschnitt werden daher Auszüge aus seinen Briefen, solche namentlich, welche sich auf sein tiefes Freundschaftsgefühl beziehen, im zweiten Auszüge aus der Geschichte der Kunst mitgetheilt. Vorausgeschickt sind einige Nachrichten über Winckelmann's Lehrer, E. W. Tappert, Rector des Stendaler Gymnasiums 1698—1738, und der Abdruck der einzigen Reliquie, die das Gymnasium von seinem grossen Schüler besitzt, eines Stammbuchblattes v. J. 1738, mit der Aufschrift: *ἄνευ ἵδους καὶ πόνου οὐδὲν πρᾶγμα τέλειον.*

Schillerreden: a) Reden in der Aula des Gymnasiums zu Eisleben, gehalten von F. W. Genthe. Im Programm zu Eisleben. 1860.

Es ist sehr natürlich, dass in der Geburtsstadt Luther's bei der Schillerfeier am 10. November Luther mit hervorgehoben wurde. Mit ihm hebt der Verfasser seine Rede an: Luther's Verdienst um die Ausbildung der deutschen Sprache ist das grösste. Aber seine schöne Sprache erlitt in der folgenden Zeit grosse Einbusse, bis mit dem achtzehnten Jahrhundert auch für die Sprache eine neue Blüthe kam. Dann spricht der Verfasser von den Horen und kommt nun auf den Charakter der Schiller'schen Dichtungen. Er bezeichnet ihn als Geist der sittlichen Schönheit, die sich offenbart als reine Unschuld, als Adel der Menschennatur, als edle Leidenschaft. Seine Gedichte wie sein Leben weisen die Jugend hin zum unablässigen Ringen nach den höchsten Zielen.

b) Rede über Schiller's Bedeutung für die heutige Bildung, gehalten von A. Steudener. Programm der Klosterschule Rossleben. 1860.

Der Begriff der Bildung, sagt der Verfasser, war dem deutschen Volke nicht vor Schiller in seiner Vollkommenheit aufgegangen. Das siebzehnte Jahrhundert verwechselte Gelehrsamkeit und Bildung. Die Herder'sche Humanität erkannte in dem Menschen nur die Pflicht der Menschheit, nicht das Recht der Persönlichkeit. Die Kunst schloss die Kluft zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, zwischen irdischer Knechtschaft und geistiger Freiheit. Von nun an wird die Kunst an Stelle der Gelehrsamkeit, das Können an Stelle des Wissens zur Grundlage der Bildung. Die Kunst, d. i. die Anschauung und das Verständniss des Ideals, erhebt über das Leben und lehrt das Leben verstehen. Die heutige Methode der Bildung kann der Gelehrsamkeit nicht entbehren, aber diese ist ihr der Leib der Bildung; die Bildung ist eine Kunstübung, wir sollen selbst als Kunstwerke aus unserer eignen redlichen Arbeit hervorgehen; wir alle sind Dichter, so weit wir wahre Menschen sind.

c) Schiller als nationaler Dichter. Von K. H. Silber. Programm des Domgymnasiums zu Naumburg. 1860.

Schiller, sagt der Verfasser, ist unser nationalster Dichter, in dem Sinne, dass er von einem ausserordentlichen Einfluss auf die Hebung des National-

bewusstseins gewesen ist. Er hat besonders dazu beigetragen, die in seiner Jugendzeit aufgeregte Einbildungskraft zu schulen und den Gesetzen des Verstandes zu unterwerfen. In seiner ganzen sittlichen und dichterischen Anlage lag tief der Sinn für das Erhabene. Dieser Sinn ist namentlich in ihm auch geweckt durch Goethe und seine Frau. Dieser erhabene Sinn prägte sich in seinen Werken aus, und indem er ihn dadurch in seinem Volke weckte, ist er der nationalste Dichter gewesen. Und dieser Sinn für alles Hohe und Edele hat sich denn auch nach seinem Tode in der politischen Wiedergeburt Deutschlands bewährt. — Dies der Gedankengang des Verfassers.

d) Rede am Schillertage. Von Collaborator Bethe. Programm des Gymn. zu Merseburg. 1860.

Schiller ist an seinem Tage, sagt der Verfasser, der Ehre werth, denn er ist ein Wohlthäter seiner Nation. Schon die Betrachtung seines Lebens regt zu ernstem Ringen gegen die Hemmnisse des Lebens an, und ein Leben, welches schon im blossen Abbilde tiefe Wirkungen haben kann, ist ein unschätzbares Gut für die Nation. Die Biographien, welche das Fest hervorruft, sind schon eine schöne Feier. Aber die Feier ist eine weit allgemeinere. Der Grund ist darin zu suchen, weil Schiller der grosse Idealist ist, weil seine ideenreiche Rede dem ideellen Gange unserer Nation den treffenden Ausdruck gab. Denn wir sind ein Volk von Denkern, wir leben in den Ideen. Deshalb sind wir auch die herzlichste Nation. Weil wir darum aber auch Wünsche haben, diese Wünsche aber nur zu oft an den Gesetzen dieser Welt scheitern, so lassen wir uns von der Phantasie sittliche Ideale vorführen. In Schiller verehren wir das Symbol reinster Sittlichkeit, edelster Begeisterung. Daher auch der feierliche Ernst seiner Dichtungen, der überirdische Schein, sein Freiheitssinn, sein Schmerz über die Schranken der menschlichen Natur, die glanzvolle Pracht seiner Sprache. Höhere Ehren können wir ihm nicht erweisen, als wenn wir geloben, seinen reinen und grossen Absichten nachzufolgen, denn er setzte sein theures Leben ein, sein Volk auf die Höhen menschlich edler Bildung zu führen.

e) Rede am Schillertage. Von Professor A. Dewischeit. Programm des Gymnasiums zu Gumbinnen.

Des Verfassers Absicht war, Beiträge zur Charakteristik Schiller'scher Poesie im Allgemeinen zu geben und auf die sittliche Kraft hinzuweisen, welche den Mann wie den Dichter auszeichnete. In Schiller finden wir sittliche Grösse und Hoheit, und es ist erfreulich, dass sich die Nation ihm ganz zuwendet, so wie sie denn auch auf dem Felde der Musik von Bellini wieder zu Mozart zurückgekehrt ist. Der Vorwurf, dass Schillern die Zeichnungen von Frauencharakteren nicht gelungen seien, ist zurückzuweisen; Goethe war in seinem Leben selbst etwas leichtsinnig, daher kann er schwächliche Frauencharaktere gut darstellen; aber Schiller's Frauen sind alle edle Gestalten. Auch der Vorwurf mangelhafter Objectivität ist falsch. Der Werth seiner Poesie leuchtet recht ein, wenn man die neuern Dichter mit ihm vergleicht, da ist überall viel Schutt und Unkraut, selbst bei Goethe. In Schiller's Charakteren ist überall sittliche Energie, so auch in den Räubern; Goethesche Halbcharaktere konnte er gar nicht schaffen. Sein deutscher Stolz zeigt sich auch in seinem Leben. Liebe und Freundschaft waren die Genien in seinem Leben. Bewundernswerth ist nicht sowohl die Ausdauer in seinen Leiden, als die trotz derselben dauernde Spannung seines Gemüthes auf die erhabensten Ziele. Dabei seine Bescheidenheit, seine Uneigennützigkeit. — Also der Verfasser.

Goethe's Grösse in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea. Rede, gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge in Greifswald. Von R. H. Hiecke. Greifswald, Druck von F. Hacke. 1860.

Die Schrift, welche dem Gymnasium zu Stralsund zu seiner dritten Säcularfeier dargebracht wird, leitet der Verfasser sinnig mit dem Gedanken ein, dass zur Verherrlichung der edelsten Schöpfungen des deutschen Bürgersinnes, zu denen die evangelischen Schulen zu rechnen sind, wohl die Erinnerung an eine Dichtung geeignet sei, welche einerseits die Innigkeit des deutschen Familienlebens, andererseits dessen Verflechtung in grosse Weltgeschicke schildere, endlich aber die Wahrheit uns ahnen lasse, dass jegliche wahre Lösung grosser Verirrungen bedingt sei durch eine Gesinnung, wie sie auf festem Boden in dem Goethe'schen Gedichte sich vor unsern Augen entwickelt. Die Sinnigkeit der Anschauungsweise, welche in diesen einleitenden Worten sich ausspricht, ist es auch, welche die nun folgende Reproduction auszeichnet. Der Verfasser lässt sich, wie ein liebevoller Leser, von dem Gedichte leiten, Zug für Zug verfolgt er die einzelnen Schönheiten, macht namentlich auf die charakteristischen Unterschiede des epischen Tones gegenüber dem dramatischen aufmerksam, enthüllt auch im Kleinsten die Kunst des Dichters und bietet somit einen ästhetischen Commentar zu dem Gedichte dar, der auch für die Behandlung des Gedichtes in der Schule nicht übersehen werden darf. Die Schrift liest sich leicht wie das Gedicht weg; ihr wesentlicher Unterschied also von der Erläuterungsschrift von Becker (die von Timm ist dem Ref. nicht aus eigner Ansicht bekannt), noch mehr von W. Humboldt's Buche ist einleuchtend.

W. Wiedasch: Ueber den idealen Charakter, die künstlerische Form und den Gedankengehalt in Schiller's Lied von der Glocke. Programm des Lyceums zu Hannover. 1858.

Composition und Gedankeninhalt der Glocke ist schon oft Gegenstand besonderer Untersuchungen gewesen. Dem Verfasser vorliegender Schulschrift sind dieselben grösstentheils bekannt gewesen. Wenn er die 1845 in Frankfurt erschienene Schrift von G. v. Leinburg nicht erwähnt, so hat er vollkommen Recht dazu, da dieselbe nichts als ein Plagiat aus Viehoff's Commentar ist. Das ausführliche Buch von F. J. Günther (Elberfeld 1853) hat er vielleicht auch absichtlich nicht genannt, da es dem Zwecke, den er sich vorgestellt hat, ferner steht und schon durch seine Ausdehnung unerquicklich ist. Das Beste, was vielleicht über die Glocke geschrieben ist, die Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schiller's von Deinhardt, die Bd. I. S. 198 — 314 unser Lied behandeln, konnte ihm noch nicht bekannt sein. Indessen, so viel auch über das Gedicht geschrieben ist, immer bietet es neue Seiten für die Betrachtung dar, und der Verfasser hat das Verdienst, eine solche weniger beachtete Seite gewürdigt zu haben. — Den Zusammenhang der Sprüche und der Betrachtungen unter einander setzt er fein aus einander, in einer edlen Sprache, wie sie gleichsam das Gedicht selbst dem Erklärer dictirt. Und hier betont er besonders, dass stets jedes folgende Bild auf einen höhern Punkt als das vorhergehende hinweist, das Gesammtresultat aber die Idee ist, dass der Mensch, aus Endlichkeit und Beschränkung immer mehr heraustretend, zuletzt vom Irdischen gelöst, dem

Ewigen und Unendlichen sich zuwenden soll, dass nämlich auch nach der Auflösung des Staates die Menschheit in eine höhere Gemeinschaft, die Gemeinschaft einer universalen Religion eintritt, welche aus aller irdischen Vergänglichkeit zu einem überirdischen Gebiete, zum Reiche Gottes hinüberführt, dass aber alle Entwicklungsstufen ein gemeinschaftliches Band, das Band der Liebe, umschlingt, an ihr sich der sittliche Läuterungsprocess vollzieht. Und somit ist die Glocke der eigentliche Ausdruck des Wesens Schiller's, d. h. des unablässigen, durch die Vereinigung mit Gott unterstützten Strebens nach dem Ideale.

Herford. Hölscher.

Klopstock. Vorlesung in der Versammlung der Lübeckischen Schillerstiftung am 15. Januar 1861, gehalten von Friedrich Breier. Lübeck 1861.

Die vorliegende kleine Schrift von 38 Seiten, der Abdruck einer Vorlesung, macht, wie sie selbst gesteht, nicht die Ansprüche einer nach den Gesetzen der Composition geordneten Abhandlung. Welche Anregung hätte auch der Verf. den um ihn versammelten Damen und Herren durch eine Abhandlung geben können! Wie gründlich würde er über Klopstock in so kurzer Zeit haben handeln können!

Gut daher, dass er seine Hörer und jetzt ähnliche Leser mehr auf einen Spaziergang, als in beschwerlicher Wanderung führt. Für seinen Zweck, zu ähnlichen Ausflügen in den schönen grossen Wald der deutschen Literatur einzuladen, war es ganz passend, frei schlendernd nur hier und da eine hervorstechende Pflanze zu betrachten und nur bei den interessanteren die Lupe zu gebrauchen.

Ich gebe kurz einen Begriff von seiner Art. Zwei Gedichte hat schon Schlosser (Geschichte des 18. Jahrhunderts) benutzt, um den Gegensatz zwischen Klopstock und den Dichtern vor ihm deutlich zu machen. Triller, der leipziger Professor und Schöngeist machte 1746 ein Lobgedicht auf Opitz; 1747 dichtete Klopstock den Odencyclus: Wingolf. Diese gleichzeitigen Producte ergehen sich beide an einer Stelle lobend über die zeitgenössischen Poeten. Aber wie thun es beide? Da prangt denn freilich neben den dürren, philiströsen Reimen und Gedanken des Professors die begeisterungsvolle Gluth, der rhythmische Schwung und Wohllaut des 23jährigen Jünglings — Bei dem Gedichte Wingolf verweilt der Verf., denn wer dies nur gründlich kennen gelernt habe, der habe den ganzen Klopstock erkannt. An ihm wird gezeigt das sichere, stolze Selbstgefühl des Dichters, dessen Werke das Herz schuf, der dichtete, weil es ihn drängte. Dem Publikum angemessen, das die Vorlesung voraussetzt, das eingeladen werden soll auch in die entlegneren, unwegsameren, doch auch erquickenden Partieen des deutschen Dichterhains einzudringen, — weist der Verf., wie auch im Folgenden häufig, gleich im Eingang auf Verwandtes, aber Bekannteres von Schiller hin. Die 2. — 5. Strophe wird z. B. mit einem ähnlichen Gedanken der Macht des Gesanges verglichen, um die innere Aehnlichkeit der Dichter selbst zu zeigen. — Man sieht wie wenig es dem Verf. um planmässig fortschreitende Deduction zu thun ist. In Schiller wie in Klopstock findet er die gleiche Pracht, Fülle und Erhabenheit des Ausdrucks, nur dass Klopstock lyrischer, anschaulicher, musikalischer, Schiller reflectirender, didaktischer ist. Dass von Schillers Lyrik gilt, was Klopstock von seiner Poesie sagt, dass sie „stark“ sei u. „gedankenvoll,“ gibt Jeder zu. Aber auch bei Klopstock sind die Praedikate wahr. Das Tändelnde und Zierliche ist nämlich gar nicht in seiner Art. Von anakreontischem Gesang, den Natur ihn nicht gelehrt, ruft ihn daher in dem Hochzeitscarmen: „Die Braut“ die Muse zum Preis

von Freundschaft und Tugend zurück. Und gedankenvoll ist er, wie es nur immer Schillers am Tiefsten durchsonnene Gedichte sind. Freilich artete die Lust gedankenreich zu sein später in's Verzerrte aus. Der Verf. zeigt auch dies nebenbei, — zeigt es wieder mit fortwährendem leisen Anklingen an Schillers Aeusserungen über die Art, wie durch die schöne Form der Poesie gelehrt werden müsse. Es sind Ausartungen ähnlich wie die in dem 2. Theil von Goethe's Faust, Ausartungen, um derenwillen man den Werth der Dichter auf ihrer klassischen Höhe nicht vergessen soll. Dann weist der Verf., zurückgehend auf Klopstocks Natur, wie bei ihm, so auch bei Schiller, das Selbstbewusstsein, dem die Achtung des Publikums gleichgültig ist, nach. Klopstock blieb voll Stolz und Würde, obwohl er hinter dem fortschreitenden Jahrhundert wie der Prediger in der Wüste hinter dem erschienenen Messias zurückblieb. Das Vaterland freilich schätzte auch in dem von Seiten der Kunst Uebertroffenen bis zum Tode den Christen, den Mann, den Patrioten; — daher noch jener glänzende Leichenzug, der am 14. März 1803 nach Ottensen sich bewegte.

„Doch, wo bin ich hingerathen," ruft hier der Verf. nach seinem langen Irrgang aus. Zu dem Vergleich zwischen Schiller und Klopstock wieder einlenkend zeigt er, wie dieser schon in seiner Jugend Herr der vollendeten antiken Form war, Meister der Ordnung, des Maasses, der Strenge und Abrundung, und wie schwer das Alles Schiller errang. In der Erfindung und Verwendung poetischer Einkleidungen ist er nicht verlegen, wie sich schon im Wingolf zeige; — und so sind wir wieder am alten Platz.

Die Betrachtung des Gedichts wird kurz vollendet. Dann wird zu den zunächstfolgenden Lebensverhältnissen Klopstocks weiter geschritten, zu dem Aufenthalt in Langensalza, zu dem Verhältniss mit Fanny. Zugleich wird mit Rückbeziehung auf eine Strophe im Wingolf, wo er die Beste feiert, die er noch nicht kennt, die ihn künftig lieben wird, auf die Stelle in de- Fannyode, die von der Vereinigung am Auferstehungsmorgen handelt, hinr gewiesen, um etwas von den jenseitigen und nächtlichen Gedanken zu zeigen, die damals seine Poesie überflutheten.

Doch ich breche ab, ich begnüge mich noch zu bemerken, dass in dem Folgenden auf ähnliche Weise, wie die Ode Wingolf, die über den Zürcher See und die dem Erlöser gewidmete und der Anfang des Messias zum Ausgangspunkt gemacht werden, um von da aus in des Dichters Vorzüge und Schwächen durch Vergleichung mit Geistesverwandten und Antipoden (z. B. Voltaire) Einsicht zu geben.

Das Gegebne wird hinreichen, um deutlich zu machen, dass ein mit Klopstock wenig Bekannter durch das kleine Schriftchen eingeladen werden kann, sich näher mit dem Dichter des tiefen religiösen und patriotischen Gefühls einzulassen.

L.

Miscellen.

Fragments d'un Traité de versification française.

III.*)

Des différentes espèces de vers.

1. Des Dodécasyllabes ou Alexandrins.

Chap. VIII. De la Césure.

Forme ordinaire.

§. 106. Accents fixes. Hémistiche. Césure.

Le vers de douze syllabes ou alexandrin a deux accents fixes: l'un sur la sixième, l'autre sur la douzième syllabe. Comme ce vers est trop long pour être prononcé tout d'une haleine, on l'a divisé en deux parties égales (hémistiches), et l'on marque la division (césure) en faisant la sixième[1]) syllabe la dernière d'un pied masculin:

Celui qui met un frein | à la fureur des flots
Sait aussi des méchants | arrêter les complots. Rac. Ath. I, 1,

ou l'avant-dernière d'un pied féminin dont la dernière est élidée devant la voyelle suivante:

Oui, je viens dans son templę | adorer l'Eternel. Ibid.

Le second vers qui exige une césure, c'est le décasyllabe. Elle se fait ordinairement après la quatrième syllabe:[2])

Pour tant de biens | il commande qu'on l'aime. Rac. Ath. I, 4.
Et la lumière | est un don de ses mains. Ibid.

Comme toutes les règles sur la césure du décasyllabe sont applicables aussi à la césure du grand vers, nous traiterons ensemble ces deux césures.

Remarques: a) Les pluriels des imparfaits et des conditionnels peuvent se trouver à la césure, l'e muet n'étant jamais compté (du moins dès le XVIe siècle. Voir l'Élison chap XXXVI.):

Les prêtres ne pouvaient | suffire aux sacrifices. Rac. Ath. I, 1.

b) E muet accentué peut être admis à la césure.[3])

S'écrie: Epargne-le; | nous n'avons plus que lui. Flor. Fabl. II. 2.

---

*) Le second fragment traitait la Rime (chap. VI). J'omets: Les anciennes Rimes, c'est-à-dire genres de vers (chap. VII).

[1]) On a fait aussi des alexandrins qui ont un accent fixe à la cinquième ou à la huitième syllabe. §. 127.

[2]) Il y a aussi des décasyllabes qui ont une césure après la cinquième ou après la sixième syllabe. §. 139. 140.

[3]) Les anciens poètes traitaient souvent ce employé absolument et je

Les vers de neuf syllabes et ceux de onze, dont nous allons parler chap. XII et chap. XIV, ont encore des césures obligées, de même ceux de treize et ceux de quatorze, cités §. 43; ceux de quatorze après la sixième ou après la septième syllabe, ceux de treize après la cinquième syllabe.

§. 107. Anciens systèmes de la césure.

Le système de la césure, suivi aujourd'hui, n'a pas toujours régné sans partage.

1º Une méthode, contraire à la règle d'aujourd'hui, copiée sur la poésie italienne, exige que la quatrième syllabe du décasyllabe et la sixième syllabe de l'alexandrin soient des syllabes accentuées, mais elle ne demande point que ce soient aussi les dernières syllabes d'un pied. Cette méthode est employée dans quelques poèmes anciens (L'an des sept dames, XVe siècle). Voici le premier vers d'Athalie, fait sur le modèle italien

Oui, je viens dans son tem|ple prier l'Eternel.

Exemples:

Quand l'entrée est mauvai|se du bien spirital. Jean de Meung.
Or vous en fais|-je don de foi apprise. Christine.
Que les poë|tes nomment Aréthuse . . .
Et vous, naïa|des, déesses très-belles . . .
Bergiers là vin|drent et tardifs bouviers.
Cl. Marot. Trad. de la Xe égl.

2º Un autre système, mis souvent en usage dans la poésie ancienne, traitait la césure comme la rime. La syllabe accentuée pouvait être suivie d'une syllabe muette non élidée qui n'était pas comptée dans la mesure. Cette césure est très-usitée chez les poètes des XIIe et XIIIe siècles.

A une Paske | que li rois sa cort tient. Herrig p. 30.
„Ha! Diex,“ fait ele, „sire, | vrais rois, vrai gouvernere.“
Adenez (Id. E. II, p. 260).

Voici un exemple du XVe siècle:

Dieu et Nature | sans cause riens ne font.
Coquillart (Id. E. II. p. 167).

Jean Lemaire, contemporain de J. Marot, établit la règle de la coupe féminine, qui interdisait, pour le décasyllabe, la syllabe surnuméraire placée à la césure. Le grand vers était alors fort peu en usage; c'est pourquoi la réforme n'y fut introduite que plus tard. L'ancienne méthode se trouve encore dans J. Marot et dans les premiers essais de Cl. Marot.

Un samedi matin, de mai onzième jour,
Environ les quatre heures, | le roi, sans long séjour
Fait sonner: mettez selles, | gendarmes. à cheval.
Trompes, tabours résonnent | tant d'amont que d'aval.
J. Marot.

Accompagnées | d'Aigneaux et Brebiettes.
Et des ruynes | fort je m'estonneray.
Cl. Marot. Trad. de la Ie égl. de Virg.

Etienne Pasquier, Sibilet, Du Bellay rejettent tous unanimement la syllabe muette surabondante.[4])

---

dans la forme interrogative comme des syllabes accentuées et les plaçaient, avec l'élision omise, à la césure. Voir Élision chap. XXXVI.

[4]) Ronsard, le Bocage royal (p. 166):

Honnestement aux girons espandus
De leurs Maistresse' et de douces parolles,

pour éviter la syllabe surabondante de la césure, se permet l'apocope de s, signe du pluriel. — Les exemples de cette césure dans les poètes modernes sont vicieux:

3° Nous rencontrons, dans les vieux poètes, un autre système, abandonné de même, mais très-accrédité au XVe siècle. La sixième syllabe des alexandrins et la quatrième des décasyllabes devait bien être la dernière d'un pied, mais ce pied pouvait être féminin.

Voldrent la veintre | li Deo inimi. Cantilène (Herrig p. 26).[5])
Si com le raconte | Marie de Compiègne. Marie de France
(Id. E. I, p. 187).
Cascuns cuide | demourer toz haitiez. Thibaut
(Id. E. II, p. 23).
Se fortune | vous fait aucune injure. Al. Chartier
(Id. E. II, p. 156).

Ce système détruit tout-à-fait le principe de la césure. La coupe n'existe que pour l'œil; l'oreille repose nécessairement sur la cinquième et sur la troisième syllabe, et le rhythme languit. Le réformateur de ce système fautif fut J. Le Maire.[6])

§. 108. Système de Boileau, suivi par les poètes du siéle de Louis XIV.

Boileau, Art poétique, Ch. I dit:

Que toujours dans vos vers le sens, coupant[7]) les mots,
Suspende l'hémistiche, en marque le repos.

La critique exige un repos de sens après la césure.[8]) Il s'ensuit de là que deux mots étroitement liés par le sens ne doivent pas être séparés par la césure. De tels mots sont: le sujet et le verbe; le substantif et son complément (article, pronom, adjectif, adjectif numéral, substantif précédé d'une préposition); l'adjectif et son complément (substantif ou infinitif précédés de prépositions, adverbe); le verbe et son complément ou régime (pronom, substantif, infinitif, adverbe); le verbe auxiliaire et son participe;

Sortons d'ici, Théone; | je me sens accabler.
Regn. Sap. IV, 2.
Pour quelques paraguantes | on vous tuera votre homme.
Hugo. Le Roi s'am. II, 1.
Ne m'a-t-il pas jetée | sous tes pas comme on trouve.
Lam. Joc., p. 159.

[5]) La césure est après la cinquième syllabe. V. §. 106. Note 2.

[6]) Chez lui, les exemples de cette faute sont très-rares:
Delectèrent | les oreilles des dieux.
Et vos branches | inclinées et torses.

[7]) Ackermann, Traité de l'accent, p. 66: „Observons en passant que ce précepte est aussi peu juste d'expression que de sens, car couper les mots ce serait proprement faire la césure à la façon des anciens, c'est-à-dire mettre un mot, partie dans un pied, partie dans un autre.“ Ce blâme ne me paraît pas juste Boileau ne dit point que la césure française coupe les mots, mais que le sens coupe les mots, c'est-à-dire que le repos de sens sépare une moitié du vers de l'autre moitié. Les césures à la façon ancienne ne sont pas les coupes que la fin des pieds fait dans le corps des mots, mais les coupes que la fin des mots fait dans le corps des pieds. Dans la poésie ancienne, avec ses rhythmes réguliers, la fin des mots coupe très-souvent les pieds et la fin des pieds coupe très-souvent les mots: en français, avec son rhythme libre, la fin des mots constitue les pieds. Il faut que la fin d'un pied coïncide toujours avec la fin d'un mot. (§. 37.)

[8]) Dans les anciens auteurs, les césures insuffisantes selon la règle de Boileau sont assez fréquentes:

Et des travaux | passés plus ne se plaignent. Le Maire.
Qui d'un chapeau | de fleurs est couronnée. Marot.
Vignes, bois et | terres et praerie. Eust. Deschamps.

être et l'attribut (substantif, adjectif); la préposition et son complément; la conjonction et le mot ou la phrase qu'elle lie à un autre mot ou à une autre phrase; les deux mots qui sont liés par une conjonction; les deux parties d'une conjonction composée; les deux parties de la négation (ne-pas, ne-que).

Mais 1. la césure fut jugée suffisante, si le complément rejeté occupe le reste du vers. Le faible repos de sens à la césure n'est donc pas tout-à-fait éclipsé par un repos plus marqué. En ce cas, il est permis de séparer.

a. le sujet (substantif) et le verbe:

Je vois que l'injustice | en secret vous irrite. Rac. Ath. I, 1.

b. le substantif et son déterminatif (adjectif, substantif):

Pour attacher des jours | tranquilles, fortunés. Id. Baj. IV, 5.
As-tu tranché le cours | d'une si belle vie? Id. Androm. V, 3.

c. le verbe ou adjectif et son complément (substantif):

Avant qu'on eût conclu | ce fatal hyménée. Id. Androm. V, 1.
Où me cacher? fuyons | dans la nuit infernale! Racine.

d. des prépositions de deux ou de plusieurs syllabes et leurs substantifs:

Si toutefois, après | ce coup mortel du sort. Corn. Poly. II, 2.
Je me jette au-devant | du coup qui t'assassine.
Id. La Mort IV, 4.
J'y suis encor malgré | tes infidélités. Rac. Androm. IV, 5.

e. des conjonctions composées:

Ajoutez-y plutôt | que d'en diminuer. Corn. Hor. V, 2.
Vous est funeste autant | qu'elle nous est cruelle.
Rac. Théb. V, 3.
Embrase tout, sitôt | qu'elle commence à luire.
Id. Alex. II, 2.
Mourir en reine, ainsi | que tu mourus en roi. Ibid. IV, 1.
Quoi, Narcisse! tandis | qu'il n'est point de Romaine.
Id. Brit. II, 2.

2. Les auxiliaires peuvent être dans un autre hémistiche que le participe et l'attribut, pourvu qu'ils ne se trouvent pas précisément à la césure:

Et le jour a trois fois | chassé la nuit obscure.
Rac. Phèdr. I, 3.
Oui, ce sont, cher ami, | des monstres furieux.
Id. Esth. III, 2.

En général, on est plus exigeant pour la césure dans les genres soutenus que dans les genres simples. On y tolère, p. ex., la séparation de la conjonction de sa phrase:

Sans commencer par où | vous devez achever. Corn. le Ment.

du verbe de son régime:

Mais il n'importe: il faut | suivre ma destinée. Molière.

des deux parties d'une négation:

Crois-tu qu'un juge n'ait qu'à faire bonne chère?
Rac. les Plaid. I, 4.

de deux substantifs joints par une conjonction:

La clef du coffre-fort | et des cœurs, c'est la même.
La Font.

§. 109. Coupes après la IIe, la IIIe, la IVe, la VIIIe, la IXe, la Xe syllabe.

Comme un vers peut avoir plus d'un repos ou plus d'une coupe, il faut se demander, si Boileau a voulu que le repos de l'hémistiche fût toujours le repos le plus marqué. A en juger par les poésies de l'auteur de la règle et de ses contemporains, telle ne peut pas avoir été son opinion. Très-souvent, dans les vers à plusieurs repos, le plus grand repos n'est point celui de la césure, et, quand le vers n'a qu'un vrai repos, il n'est pas toujours placé après la sixième syllabe, qui n'est alors que la dernière d'un pied.

C'est ce qui donne à ces alexandrins, sauf leur unité, une grande variété, et c'est là justement leur beauté. Il y a plusieurs variations possibles. Un vers à hémistiches inégaux est plus harmonieux, si le second hémistiche est plus long que le premier. Quand le second hémistiche est plus court, les syllabes rejetées s'isolent et tendent à s'accrocher à l'hémistiche suivant: ce qui détruit l'alexandrin.

Il faut permettre que le seul repos ou le repos principal du vers se place aussi quelquefois

après la IIe syllabe:

Je viens, || selon l'usage | antique et solennel. Rac. Ath. I, 1.
Et tous, || devant l'autel | avec ordre introduits. Ibid.
Allez: || pour ce grand jour | il faut que je m'apprête. Ibid.

après la IIIe syllabe:

Ou même, || s'empressant | aux autels de Baal. Ibid.
Mourez donc, || et gardez | un silence inhumain. Id. Phèdr. I, 3.

après la IVe syllabe:

Sait-il déjà || son nom | et son noble destin? Id. Ath. I, 2.
J'entends déjà, || j'entends | la trompette sacrée. Ibid. I, 3.

Il ne se place pas également bien

après la VIIIe syllabe:

D'où me vient ce désordre, | Aufide? || et que veut dire.
Corn. Sert. I, 1.

après la IXe syllabe:

A des fondations | pieuses. || Mais je n'ose.
Hug. Ruy Blas IV, 3.

après la Xe syllabe:

Vous ne me donnez pas | du tout d'argent, || mon maître.
Ibid. I, 2.

La nature du rhythme ne comporte pas de pause après la Ie, la Ve, la VIIe et la XIe syllabe: car ces pauses produiraient des pieds d'une syllabe (elles isoleraient la Ie, la VIe, la VIIe, la XIIe syllabe). Un repos de sens que le poète y placerait serait donc effacé par la prononciation qui ne permet pas de s'arrêter après ces syllabes.

§. 110. Voltaire.

La critique reproche à Voltaire d'avoir outré le précepte de Boileau et d'avoir fait trop souvent coïncider le repos principal du vers avec la césure. Le résultat en est que ses alexandrins se brisent en deux vers de six syllabes et qu'ils sont monotones et fatigants.[9])

§. 111. L'école romantique.

En revanche, l'école romantique est tombée dans le défaut opposé: elle traite la césure assez négligemment et le repos y est souvent presque nul. Bien qu'elle ne se soit pas permis des vers brisés, comme

sur les ailes des a|mours elles sont parties,

elle a osé désunir par la césure:

les parties d'un mot composé:

J'ai démembré Henri|-Le-Lion de mes mains.
Hug. les Burgr. II, 6.

le pronom conjoint et le substantif:

Et la preuve est que mon | professeur s'est noyé.
Dum. Calig. prol. sc. 3.

---

[9]) C'est ce que Voltaire a senti lui-même en disant:
Observez l'hémistiche, et redoutez l'ennui
Qu'un repos uniforme attache auprès de lui.

J'avais je ne sais quelle | ambition au cœur.
Hug. Ruy Blas I, 3.

l'interjection ô et son substantif:

De l'Aigle de Suède. — O | Majesté! — Qu'est ce donc?
Dum. Christ. II, 6.

la négation et le verbe:

Bah! mes vingt ans n'étaient | pas encor révolus.
Hug. Ruy Blas I, 2.

Les mots Henri-le-Lion, mon professeur, quelle ambition, ô Majesté, n'étaient pas forment chacun un seul pied.

V. Hugo, dans le vers précité

Vous ne me donnez pas | du tout d'argent, mon maître,

a séparé d'une manière peu élégante les deux parties de la locution pas du tout.

On sera peut-être plus porté à excuser ces poètes 1) d'avoir ajouté la préposition avec au nombre des prépositions dissyllabes séparables de leur complément par la césure:

Un édifice, avec | deux hommes au sommet. Hug. Hern. IV, 2.
Je vais dormir avec | le ciel bleu sur ma tête.
Id. Ruy Blas I, 2.
Fouetter l'époux avec | les lauriers de l'amant.
Pons. Lucr. I, 2.
Que la chose aille avec | cette simplicité? Aug. la Ciguë I, 3.

Racine, les Plaid. III, 3, a déjà dit:

Voyez cet autre, avec | sa face de carême!

2) d'avoir séparé, par la césure, le verbe auxiliaire, surtout dissyllabe, placé immédiatement devant son participe ou son attribut d'avec son participe ou son attribut — licence que les poètes du siècle d'or ont déjà prise quelquefois.

Et tel mot pour avoir | réjoui le lecteur. Boil. Sat. VII.
Tout a fui; tous se sont | séparés sans retour. Rac. Ath. III, 7.
Que si la mort vous eût | enlevé Polynice. Id. Théb. V, 2.
Eh bien! mes soins vous ont | rendu votre conquête.
Id. Androm. III, 2.
Et près de vous ce sont | des sots que tous les hommes.
Molière.

Mais je veux que ce soit | effrayant! — De ce pas.
Hug. Ruy Blas I, 1.
Monseigneur, vous m'avez | plongé dans cet abîme. Ibid. III, 5.
Quand les prêtres auront | offert les sacrifices.
Dum. Calig. prol. sc. 7.

3) d'avoir désuni, par la césure, sans que le complément rejeté occupe le reste du vers,

a. le sujet et le verbe:

Ah! ah! ah! que la vie | est amusante et comme.
Dum. Calig. prol. sc. 3.

b. le substantif et son déterminatif (adjectif, génitif d'un substantif) — licence qu'on trouve aussi çà et là dans les poètes du siècle d'or, surtout dans les genres simples —:

Ma foi, j'étais un franc | portier de comédie.
Rac. les Plaid. I, 1.
Et je brûle qu'un nœud | d'amitié nous unisse.
Mol. le Mis. I, 2.

Mais que veux tu, ma pauvre | enfant? quand on est vieux!
Hug. Hern. III, 1.

Effrayantes, un air | vainqueur, des yeux ardents.
Id. Ruy Blas II, 4.
Lisez donc. — Un danger | terrible est sur ma tête. Ibid. V, 2.
Celui-là, — fût il Grand | de Castille, fût-il.
Hug. Ruy Blas I, 2.
Noire, et qui sort du feu | des passions. Voilà. Ibid IV, 3.

c. le verbe et son régime:
Je marchais en faisant | des vers sous les arcades. Ibid. I, 2.
Mais doucement détruire | une femme et creuser. Ibid.

La césure est encore plus faible, quand le verbe ne forme pour ainsi dire qu'une idée avec le substantif suivant:

(Je vous ai demandé | raison de tant d'injures. Rac. Brit. IV, 2.
Seigneur, si j'ai trouvé | grâce devant vos yeux. Id. Esth. II, 7.
Tout ce qui peut vous faire | obstacle à vous sauver. Molière.
Disant ces mots, il fait | connaissance avec elle. La Font.)

Ainsi ne parlons pas | famille. — Une marquise?
Hug. Ruy Blas I, 2.
Pour enseigne lui fait | don de sa barbe d'or.
Dum. Calig. prol. sc. 1.
Quelque chose qui prend | forme de corps humain. Ibid. sc. 3.

d. la préposition dissyllabe et son régime:
Je te retrouve après | quatre ans, toujours le même.
Hug. Ruy Blas I, 3.

Chap. IX. De l'Enjambement.

§. 112. Définition.

Le second accent fixe de l'alexandrin, c'est l'accent de la rime. Or, la rime perdrait sa grâce, s'il ne fallait pas s'y arrêter pour la faire remarquer. C'est donc une loi principale de la versification française qu'il y ait un certain repos de sens à la fin de chaque vers, surtout à la fin des alexandrins, dans les genres soutenus. Lorsque, au contraire, une phrase commence dans un vers et finit dans une partie du vers suivant, on dit que le premier vers enjambe, étend la jambe sur le second, qu'il y a enjambement ou rejet.

§. 113. Anciens poètes. Ecole de Ronsard.

Les anciens poètes, surtout les auteurs des romans de gestes, bien qu'ils terminassent souvent leurs vers par des consonnances malappariées, ne manquaient point de marquer la fin des vers par un repos de sens.[1] Ce ne fut qu'avec l'étude de la poésie des Grecs et des Romains que l'enjambement envahit la poésie française. Au XIVe siècle, dans le Roman des Trois Pèlerinages et dans les poésies de Christine de Pisan, l'enjambement paraît assez souvent; lors de la Renaissance, il devient général, et l'école de Ronsard poussa cet abus au dernier terme.[2])

---

[1]) Dans les poésies légères, où l'enjambement n'a jamais été rigoureusement interdit, on en trouve d'assez forts, p. ex.
Je m'en revins droit en la Place —
Maubert, et bien trouvai la trace. Barbaz. T. II, p. 247.

[2]) Exemples: Villon:
Comme ung larron, car il fut des
Escumeurs que voyons courir. (Id. E. II, p. 157)

§. 114. École de Malherbe.

Philippe Desportes est le premier dont l'intention d'éviter l'enjambement soit évidente: mais Malherbe purgea la versification entièrement de ce fléau, et c'est là un de ses plus beaux titres de gloire, quoiqu'il s'y montre plutôt comme régénérateur que comme créateur. Boileau, Art poét. Ch. I. dit:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence. —
Les stances, avec grâce, apprirent à tomber,
Et le vers sur le vers n'osa plus enjamber.

Les bons poètes du siècle de Louis XIV et ceux du XVIIIe ont soigneusement évité l'enjambement.[3])

§. 115. Ecole romantique.

De nos jours, l'enjambement a repris faveur. Les chefs de l'école romantique affichent le mépris pour le précepte de Boileau, et quelques-uns de ces poètes sont même près de tomber dans la manière du XVIe siècle.[4])

La Farce de Pathelin:

Ouy: véez le là qui ne sonne
Mot; mais dieu scet qu'il en pense. (Id. E. II, p. 178.)

Lisez: ce qu'il en pense, pour que le vers ne cloche pas.

Ha! sire, renvoyez l'en à ses
Brebis; il est fol de nature. (Ibid., p 185.)

Le premier vers cloche de même. Faut-il lire: Ha! sire, renvoyez le à ses?

A vous. Et me le rendrez, par le
Dieu qui voult à noel estre né. (Ibid., p. 186.)

Ronsard:

De nuict plus courageux, je traverse parmy
Les espions, couvert de la courtine brune.
Am. de Mar., p. 16.

Vous triomphez de moi, et, pour ce, je vous donne
Ce Lierre qui coule et se glisse à l'entour
Des arbres et des murs. — — Ibid. p. 60.

Et la bannit du ciel à coups d'espee, à fin
Que le ciel ne vieillisse et qu'il ne prenne fin.
Hymne de l'Éternité (Herrig, p. 141).

[3]) Quicherat cite un exemple d'enjambement dans Clitandre par Corneille:

Et la justice à tous est injuste, de sorte
Que la pitié me doit leur faire ouvrir la porte,

un autre dans Racine, Alexandre III, 3

Le feu de ses regards, sa haute majesté
Font connaître Alexandre. —

Outre cela:

Consultons un devin, un prêtre, un interprète
De songes. Regn. Trad. de l'Il.

O jeunes voyageurs, dites-moi dans quels lieux
Je puis la retrouver. Enée à la déesse
Répond en peu de mots. Delille, Trad. de l'Enéide.

[4]) Exemples:

Voir un jeune affamé s'asseoir avec des dents
Effrayantes, un air vainqueur, des yeux ardents.
Hugo. Ruy Blas II, 4.

Les uns n'ont pas assez, les autres trop. La ferme
Du tabac est à vous, Ubilla. L'indigo. Ibid. III, 1.

Quelqu'un de dévoué vous ouvrira. — J'avais

Les principes d'une versification saine s'opposent à ce qu'on admire cette licence comme un effort du génie qui brise des fers incommodes: ils doivent la condamner comme une négligence qui facilite bien la versification, mais approche en même temps le vers de la prose.

§. 116. Règles sur l'enjambement.

1° L'enjambement est défendu dans les vers alexandrins, et, pour la plupart, aussi dans les décasyllabes.

2° L'enjambement est permis, lorsque les mots rejetés ont un développement qui complète le vers:

Oui, j'accorde qu'Auguste a droit de conserver
L'empire, où sa vertu l'a fait seule arriver.
Corn. Cinn. II, 1.

Qui voit sous ses drapeaux marcher un camp nombreux
De hardis étrangers, d'infidèles Hébreux.
Rac. Ath. IV, 3.

Jupiter comme un autre. Introduisons celui
Qui porte de sa part aux belles la parole.
La Font. Fabl. V, 1.

Oh! les femmes vraiment
Sont cruelles toujours et rien ne leur plaît comme
De jouer avec l'âme et la douleur d'un homme.
Hug. les Burgr. I, 3.

3° Il est encore licite, lorsqu'il y a une suspension, réticence ou interruption:

Est-ce un frère? est-ce vous dont la témerité
S'imagine . . . — Apaisez ce courage irrité
Corn. Rodog. IV, 1.

N'y manquez pas au moins: j'ai quatorze bouteilles
D'un vin vieux . . . Boucingot n'en a pas de pareilles.
Boil. Sat. III.

4° L'enjambement n'est pas aussi rigoureusement proscrit des genres simples, tels que la comédie, la fable, le conte, l'épître badine:

Il monte, à son retour; il frappe à la porte; elle
Transit, pâlit, rougit, me cache en sa ruelle.
Corn. le Ment. II, 5.

Ce qu'on appelle vu. Faut-il vous le rebattre
Aux oreilles cent fois, et crier comme quatre?
Mol., le Tart. V, 3.

Regarde dans ma chambre et dans ma garderobe
Les portraits des Dandins: tous ont porté la robe.
Rac. les Plaid. I, 4.

5° L'enjambement, comme inévitable, a été toujours permis dans les vers de cinq et moins de cinq syllabes:

C'est à l'entour
De ce domaine. —

Oublié ce billet. Allez-vous-en! — Je vais. Ibid V, 2.
Car ses cheveux sont noirs! car son œil reluit comme
Le tien. Tu peux le voir et dire: Ce jeune homme.
Id. Hern. III, 1.

Là, tapi sous la feuille, et dérobé derrière
Les troncs de châtaigniers qui bordent la clairière.
Lam. Joc. p. 88.

Il est vrai que le complément rejeté occupe ici tout le vers suivant. §. 116, 2°.

Si le temps laisse
Durer sans cesse. Bernard I (II. Idel.).
Dans un palais j'entre,
Et je m'assieds entre
Des grands dont le ventre
Se porte un défi. Bérang. Voyage au pays de Coc.

6° Quoique l'enjambement des alexandrins soit défendu, une observation trop méticuleuse de cette règle peut faire naître une certaine monotonie. Il y a des poèmes où les vers marchent deux à deux. La loi de la variété exige que tantôt une pensée soit exprimée en un vers, tantôt en deux ou trois, quelquefois dans un seul hémistiche. Les poètes du XVIe siècle et ceux du XVIIe sont en général remarquables par la plénitude du métrème; il est presque constamment de quatre ou six vers. Au XVIIIe siècle la facture du vers se relâcha (Herrig, p. 387). Voltaire qui dit: „Il faut souvent finir un sens par une rime et commencer un autre sens par une rime correspondante" a le moins de tous joint la pratique au précepte. „Dans les vers rimés à deux," dit Marmontel, „le sens peut finir après le premier, et le second peut commencer une nouvelle période." Dans les vers entrelacés, la rime et la pensée doivent se clore ensemble. Sans cela, la pensée a parcouru son cercle, avant que l'harmonie ait achevé le sien: l'esprit est en repos, l'oreille est en suspens. Chaulieu et La Fontaine pèchent souvent contre cette règle. Voici un exemple emprunté au fabuliste:

Jadis une jeune merveille
Méprisait de ce Dieu le souverain pouvoir.
On l'appelait Alcimadure:
Fier et farouche objet, toujours courant aux bois,
Toujours sautant aux prés, dansant sur la verdure.

Chap. X. Accents mobiles. Pieds.

§. 117. Deux ou trois accents mobiles.

Outre les deux accents fixes, l'alexandrin en a deux ou trois mobiles.[1]) Lorsque le vers a cinq accents, il convient d'en placer trois dans le premier hémistiche. Les trois accents se trouvant dans le second hémistiche rendent le vers un peu dur.

§. 118. Alexandrins de trois accents.

Les alexandrins qui ont moins de quatre accents, par exemple, trois, languissent et ont un rhythme prosaïque:

D'où te bannit ton sexe et ton impiété. Rac. Ath. II. 2.
Et toute son audace a paru terrassée. Ibid. II, 2.
Fuyez tout ce tumulte, et dans votre palais. Ibid. II, 3.
De ce que je les ai si brusquement quittées.
Regn. le Légat. II, 4.

§. 119. Alexandrins de deux accents.

Ces vers approchent naturellement de la prose plus encore que les précités:

Et ce que je hasarde et ce que je poursuis. Corn. Cinn. I, 1.

---

[1]) Quicherat, p. 138, va un peu trop loin en n'admettant que deux accents mobiles, et en appelant saccadé un hémistiche de plus de deux accents, et par conséquent un alexandrin de cinq accents. Ces vers sont innombrables et assez doux, pourvu que les trois premiers accents se trouvent dans le premier hémistiche.

Dans l'obstination et l'endurcissement. Id. Poly. III. 5.
Par la fatalité la plus inopinée. Id. le Ment. II, 5.
Qui favoriserait ce que je favorise
Et ne mépriserait que ce que je méprise.
Id. Don. S. III, 4.
Que sur toute tribu, sur toute nation. Rac. Ath. I, 1.
Me réserveriez-vous pour un tel accident?
Regn. le Bal. sc. 8.
Je ne m'attendais pas à tous vos affiquets.
Muss. Louis. I, 4.
De prodigalités et de magnificence. Aug. la Ciguë I, 7.
Je le devinerai, si tu ne le dis pas. Arag. les Arist. I, 6.
Ne me remerciez, ni ne m'applaudissez. Pons. Agn. III, 3.

§. 120. Alexandrins de six accents.

Les alexandrins de plus de cinq accents sont durs. L'école romantique, pour éviter le prosaïsme du rhythme de Voltaire, a multiplié les accents. Quelquefois l'accumulation des accents peut servir à produire un effet recherché par le poète.

Alexandrins de six accents:

La reine alors sur lui jetant un oeil farouche.
Rac. Ath. II, 2.
Tremble, m'a-t-elle dit, fille digne de moi. Ibid. II, 5.
Mais Dieu du coup mortel sut détourner l'atteinte.
Ibid. IV, 3.

§. 121. Alexandrins de sept accents, de huit accents.

Alexandrins de sept accents:

Lui Joas? lui ton roi? Songez, méchants, songez.
Rac. Ath. V, 5.
Viens, mon fils, viens, mon sang, viens réparer ma honte.
Corn le Cid. I, 5.
Oui! Bon! Paix! Quoi? Monsieur . . . Je n'ai pas le loisir.
Regn. les Mén. I, 2.
Sois preux, hardi, loyal; sers ton Dieu, sers ta dame.
Pons. Agn. II, 3.

Alexandrin de huit accents:

Fais ceci, fais cela; va, viens, monte, descends.
Regn. les Fol. I, 1.

§. 122. Hémistiches de deux ou de trois accents, et de deux ou de trois pieds.

Chaque hémistiche doit contenir deux ou trois pieds et peut avoir deux ou trois accents. Quand l'hémistiche forme un seul pied, il est prosaïque, quand même il aurait deux ou trois accents. Quand l'hémistiche n'a qu'un accent, il languit; quand il y en a plus de trois, le rhythme devient dur. Nous allons donner une liste des formes différentes de l'hémistiche, que nous avons rencontrées, en commençant par les meillenres, c'est-à-dire par celles qui correspondent à toutes les exigences du rhythme et de l'harmonie.

Deux accents, deux pieds:

⏑– | ⏑⏑⏑– Je viens, | selon l'usage || antique | et solennel.
Rac. Ath. I, 1.
⏑–⏑ | ⏑⏑– Du sceptre | de David || usurpe | tous les droits.
Ibid. I, 1.
⏑⏑– | ⏑⏑– Si la chair | et le sang, || se troublant aujourd'hui.
Ibid. I, 2.

⏑⏑–⏑ | ⏑– Le sang libre | des blancs, || le sang de l'esclavage.
Lam. Touss. I, 2.
Célébrer avec vous || la fameuse | journée.
Rac. Ath. I, 1.
⏑⏑⏑– | ⏑– Et la chaleur | des jours || et la fraîcheur | des nuits.
Ibid. I, 4.

Trois accents, deux pieds:

–⏑ | –⏑⏑– Reine, | Dieu m'est témoin..— || Laisse là ton Dieu, traître.
Ibid. V, 5.
O filles de Lévi, || troupe | jeune et fidèle.
Ibid. I, 3.
–⏑– | ⏑⏑– Roi, je crois | qu'à vos voeux || cet espoir est permis.
Ibid. I, 3.
O filles de Lévi, || troupe jeune | et fidèle.
Ibid. I, 3.
–⏑–⏑ | ⏑– Né ministre | du Dieu || qu'en ce temple on adore.
Ibid. III, 3.
Par moi Jérusalem || goûte un calme | profond.
Ibid II, 5.
–⏑ | ⏑–⏑– | J'entre. | Le peuple fuit; || le sacrifice cesse.
Ibid. II, 5.
–⏑⏑– | ⏑– L'heure me presse | : adieu. || Des plus saintes familles.
Ibid. I, 2.
⏑– | ⏑–⏑– Montrons | ce jeune roi || que vos mains ont sauvé.
Ibid. I, 2.
⏑–⏑ | –⏑– Oh! tu ne m'aimes pas, || cruelle, | toi qui peux.
Dum. Calig. prol. sc. 2.
⏑–⏑– | ⏑– Le peuple saint | en foule || inondait les portiques.
Rac. Ath. I, 1.

Trois accents, trois pieds:

–⏑ | –⏑ | ⏑– Daigne, | daigne, | mon Dieu, || sur Mathan et sur elle.
Ibid. I, 2.
–⏑ | ⏑– | ⏑– L'illustre Josabet || porte | vers vous | ses pas.
Ibid. I, 1.
⏑– | ⏑– | ⏑– Huit ans | déjà | passés, || une impie étrangère.
Ibid. I, 1.

Les hémistiches suivants ne sont pas tout-à-fait aussi élégants que les premiers, parce que dans l'un il se succède plus de trois syllabes atoniques et dans les autres deux syllabes accentuées: mais la langueur de l'un et la dureté des autres est moins sensible par la petite pause qui se fait entre deux pieds:

–⏑ | ⏑⏑⏑– Quoi que | son insolence || ait osé publier.
Rac. Ath. II, 5.
Ce lévite à Baal || prête | son ministère. Ibid. I, 1.
⏑– | –⏑⏑– O roi, | fils de David! || — O mon unique mère.
Ibid. IV, 4.
Il faut que vous soyez || instruit | même avant tous.
Ibid. IV, 2.
⏑– | –⏑ | ⏑– Eh bien! | qu'est-ce? | — Berthaud. || Retirez-vous, brave homme. Muss. Louis. II, 6.
⏑⏑– | –⏑– Demeurez. — | Grande reine, || est-ce ici votre place?
Rac. Ath. II, 4.

Les hémistiches suivants sont un peu durs, contenant des pieds où il y a deux syllabes accentuées de suite:

–– | ⏑⏑⏑– Dieu, né | dans une étable || et mort sur une croix.
Lamart. Touss. V, 6.

––⏑ | ⏑⏑– Tous doivent | à la fois || précipiter leurs pas.
Rac. Ath. V, 1.
⏑–– | ⏑⏑– Peuvent-ils de leur roi || venger seuls | la querelle?
Ibid. I, 2.
⏑⏑–– | ⏑– Ce n'est pas Jean | qui peut || rétablir la balance.
Pons. Agn. I, 2.
–⏑ | ⏑⏑–– Faites | que Joas meure || avant qu'il vous oublie.
Rac. Ath. V, 7.
Nos écoles aussi || valent | qu'on ait soin d'elles.
Pons. Agn. I, 3.
⏑– | ⏑⏑–– Seigneur? | — J'entendais tout, || et plaignais votre peine.
Rac. Ath. II, 8.
⏑–⏑ | ⏑–– Madame, | voilà donc || cet ennemi terrible?
Ibid. II, 7.
Restons Français. Je dois || de même | fierté d'âme.
Pons. Agn. II, 3.
⏑⏑– | ⏑–– Reine, Dieu m'est témoin . . . — || Laisse là | ton Dieu, traître.
Rac. Ath. V, 5.
⏑⏑⏑– | –– Peu de jours se passaient || qu'il n'arrivât | mort d'hommes.
Regn. les Vendang. sc. 2.

§. 123. Hémistiches de quatre accents, de deux ou trois pieds. Les hémistiches de quatre accents sont durs et saccadés.

⏑⏑–– | –– Aujourd'hui même! | — Ah! ah! || Jean-sans-Terre, à ce compte.
Pons. Agn. I, 3.
⏑–– | ⏑–– Franchir tout, fouler tout || et pourvu qu'on arrive.
Aug. la Ciguë I, 4.
⏑– | –⏑⏑– Allons! | — Ah! maudit soit || le jour où je lui plus.
Hug. Mar. I, 3.
⏑–– | –⏑– Je crains Dieu, | cher Abner, || et n'ai point d'autre crainte.
Rac. Ath. I, 1. (⏑⏑– Je crains Dieu?)
⏑⏑ | –– | ⏑– Hélas! | Dieu voit | mon coeur. || Plût à ce Dieu puissant.
Ibid. V, 2. (⏑– Dieu voit?)
––⏑ | –⏑– Peuple ingrat? | quoi! toujours || les plus grandes merveilles.
Ibid. I, 1.
––⏑ | –⏑– Roi, prêtres, | peuple, allons || pleins de reconnaissance.
Ibid. V, 7.
–– | ⏑– | ⏑– Ah! dit | alors | la reine, || ah! je vous connais bien.
Pons. Agn. I, 1.
––– | ⏑⏑– Avez-vous peur des blancs? . . . || Vous, peur d'eux! et pourquoi.
Lam. Touss. V, 2.

§. 124. Hémistiches de cinq accents, de deux ou trois pieds. Les hémistiches de cinq accents sont encore plus durs.

⏑–– | ––– En linge, en aliments, || ici, là, | Dieu sait où.
Lam. Joc. prol. (⏑–– Dieu sait où?)
––⏑– | ––– S'il t'avait en effet, || toi soldat, | toi né libre.
Hug. les Burgr. I, 4. (–⏑– toi né libre?)
––⏑– | –– Moi! — Vous, ingrat, | oui, vous; || votre audace est extrême.
Delav. la Vêpr. II, 4.
––– | –⏑– Oui! Bon! Paix! | Quoi? Monsieur . . . || je n'ai pas le loisir.
Regn. les Mén. I, 2.

§. 125. Hémistiches de six accents, de deux ou de trois pieds. Exemple:

–– | –– | –– Tel Satan à travers || vaux, monts, | rocs, bois, | lacs, prés.
Beaulaton. Trad. du Parad. perdu.

§. 126. Hémistiches d'un pied, d'un, de deux, de trois accents.

Tous les hémistiches qui ne forment qu'un seul pied, approchent du rhythme de la prose, quand même il y aurait deux ou trois accents.

Hémistiches d'un pied, d'un accent:[2])

⏑⏑⏑⏑⏑– Je leur déclarerai || l'héritier | de leurs maîtres.
Rac. Ath. I, 2.

Dès longtemps | votre amour || pour la religion
Est traité | de révolte || et de sédition. Ibid. I, 1.

Hémistiches d'un pied, de deux accents:

–⏑⏑⏑⏑– Non, je ne vous veux pas || contraindre | à l'oublier.
Ibid. II, 7.

⏑⏑⏑––⏑– Retrouvez-vous | au temple || avec le même zèle.
Ibid. I, 1.

⏑⏑⏑⏑–– A déshérité Jean || du fief | de Normandie.
Pons. Agn. I, 2.

Hémistiches d'un pied, de trois accents:

–⏑⏑–⏑– Livre en mes faibles mains | ses puissants | ennemis.
Rac. Ath. I, 2.

–⏑⏑⏑–– Ah! qu'il aimerait mieux || vous brûler! | — Çà, vraiment.
Hug. Mar. I, 1.

D'autres formes.

§. 127. Accents fixes: 1° sur la huitième et la douzième syllabe,
2° sur la cinquième et la douzième syllabe.

La Cantilène en l'honneur de Sainte Eulalie présente six dodécasyllabes ayant deux accents fixes sur la huitième syllabe et sur la douzième.

Ne ule cose non la povret | omque pleier,
La polle sempre non amast | lo Deo menestier (mestier?)
E por o fut presentede | Maximiien. (Herrig, la Fr. lit. p. 27.)

Ce rhythme est peu agréable, comme sur deux hémistiches inégaux le plus long précède.[3])

P. Ackermann, p. 65. suppose une forme de l'alexandrin ayant cinq accents dont deux seraient fixes, celui de la cinquième syllabe et celui de la rime. Il en donne le modèle:

O toi qui m'aimas, | reviens et dis-moi toujours
Ces chansons, ces lais, | ces refrains joyeux d'amour.

Ce rhythme, imitant la césure de l'ancien trimètre ïambique, ne mérite pas le dédain de Barbieux qui (Programme p. 16) dit qu'il est permis de douter que cette forme trouve des partisans.

Chap. XI.

§. 128. Emploi de l'alexandrin.

Le grand vers, qui, nous l'avons vu, se trouve déjà dans le plus ancien monument de la langue d'oïl, est consacré à l'épopée, à la tragédie, à la

[2]) Pour rétablir le rhythme, Quicherat recommande de donner deux accents aux mots trop longs. Voir §. 31 et §. 172.

[3]) Dans un appendice de mon Traité „de la Mesure des syllabes“ (Bromberg, 1857) j'ai discuté la construction métrique de cette Cantilène. Aux corrections du texte qu'il a fallu faire, j'ajoute encore une.

V. 20. Elle colpes non avret. Por o nos coist —
Au lieu de coist je propose d'écrire const (cōnstat).

comédie. On l'emploie plus souvent que tout autre pour la satire, l'églogue, le poème didactique, le discours en vers et l'ancien sonnet. Il sert aussi pour les stances, l'épître morale, l'élégie, l'épigramme. Voyez sur la défaveur de l'alexandrin lors de la Renaissance §. 85.

Chap. XII. 2. Des hendécasyllabes ou vers de onze syllabes.

§. 129. Première forme. Quatre ou cinq accents.
Césure à la cinquième syllabe.

Ce vers n'a point trouvé de grâce. Les vers métriques composés d'après les strophes saphiques et ayant une césure après la cinquième syllabe, sont des hendécasyllabes.

Vous qui les ruisseaux | d'Hélicon fréquentez,
Vous qui les jardins | solitaires hantez
Et le fond des bois, | curieux de choisir
L'ombre et le loisir. Rapin.

Le vers de onze syllabes paraît encore dans une ode de Brienne de Loménie et dans quelques couplets de Maynard, de Motin, de Sarrasin (XVIIe siècle), de Désaugiers, de Béranger. J'ai cité deux vers de ce dernier §. 43; en voici deux autres.

Non, non, ce n'est point | comme à l'Académie. L'Academie.
Ah! pour étouffer | n'étouffons que de rire. Les Gourmands.

Ackermann recommande le vers de onze syllabes coupé à la cinquième syllabe et pourvu de quatre ou cinq accents comme propre à l'imitation de l'octave italienne.

Chrétiens, écoutez | l'histoire glorieuse,
Tancrède, Aladin, | le Christ et son berceau.
Les barons d'Europe, | et leurs bandes pieuses
Et la sainte croix | plantée au saint tombeau.
Début de la Jér. dél traduit par Ackermann.

§. 130. D'autres formes. Césures à la VIe syllabe, à la IVe et à la VIe ou à la VIIe syllabe.

On trouve quelques vers de onze syllabes avec césure après la sixième syllabe, dans Voiture, dans Boisrobert, dans l'opéra de Daphné par La Fontaine.

Mais je ne l'aime plus | comme je l'aimois. Boisrobert.

Ackermann dit qu'un accent fixe pourrait aussi se placer sur la quatrième syllabe, et un autre sur la sixième, ou bien sur la septième syllabe.

Ah! si j'avais, | amie, | ton glaive d'acier.

Chap. XIII. 3. Des décasyllabes ou vers de dix syllabes.

Première forme.

§. 131. Accents fixes, Césure à la quatrième syllabe.

Ordinairement, le décasyllabe a deux accents fixes: l'un sur la quatrième syllabe, l'autre sur la dixième syllabe. L'accent fixe du milieu est marqué par une césure, c'est-à-dire par la fin d'un pied.

Languissant, faible | et courbé sous les maux.

En général, tout ce qui a été dit sur lacésure de l'alexandrin, s'applique aussi à la césure du décasyllabe

§. 132. Coupes après la IIe, la VIe, la VIIe, la VIIIe syllabe.

Nous n'exigeons point que le repos après la quatrième syllabe soit ou

le seul repos du vers ou le repos principal. Voici des exemples d'autres coupes:

Les goûts, | les ris, l'aimable liberté. —
J'ai consumé mes jours | dans les travaux. —
Pas n'est besoin je pense | de décrire
Quel fut le prix de tant de soins? | L'envie. Gress. Verv.

Des pauses après la Ie, la IIIe, la Ve et la IXe syllabe sont contraires à la nature du rhythme; car elles isoleraient des syllabes détachées (la Ie, la IVe, la Ve, la Xe) et produiraient des pieds monosyllabes.

§. 133. Enjambement.

Le second accent fixe est celui de la rime. L'enjambement doit être évité. (Voir l'enjambement des alexandrins.) L'enjambement de quatre syllabes est fréquent dans Marot, Voltaire, Gresset

Que des douceurs, excepté quelques mots
De médisance, et tels propos de filles. Gress. Verv. ch. II.

§. 134. Accents mobiles: deux ou trois. Nombre des pieds: trois, quatre, cinq.

Outre les deux accents fixes, le décasyllabe en a deux ou trois mobiles.[1]) Le nombre des pieds est de trois, ou de quatre ou de cinq.

§. 136. Décasyllabes de quatre accents.

Décasyllabes de quatre accents, de trois pieds:

–⏑⏑– ‖ ⏑– | ⏑⏑⏑– Mais des enfants l'amour est le partage.
Rac. Ath. I, 4.
–⏑⏑– ‖ ⏑⏑– | ⏑⏑– Est, au printemps, la fraîcheur du matin.
Ibid. III, 7.

Décasyllabes de quatre accents, de quatre pieds:

–⏑ | ⏑– ‖ ⏑⏑⏑– | ⏑– Femmes y sont qui font venir l'envie.
La Font. Cont. I, 2.
⏑– | ⏑– ‖ ⏑–⏑ | ⏑⏑– Ainsi l'on vit l'aimable Samuel.
Rac. Ath. II, 9.
⏑– | ⏑– ‖ ⏑⏑– | ⏑⏑– D'un joug cruel il sauva nos aïeux.
Ibid. I, 4.
⏑– | ⏑– ‖ ⏑⏑⏑– | ⏑– Des mers pour eux il ent'rouvrit les eaux.
Ibid. I, 4.
⏑⏑⏑– ‖ ⏑– | ⏑– | ⏑– Que du Seigneur la voix se fasse entendre.
Ibid. III, 7.

Quand deux accents se suivent immédiatement, il vaut mieux, pour la cadence, qu'ils soient séparés par une pause que renfermés dans un pied.

⏑⏑⏑– ‖ –⏑⏑⏑ | ⏑– Et que ce Dieu daigne instruire lui-même.
Ibid. II, 9.
⏑⏑–– ‖ ⏑⏑– | ⏑⏑– L'aquilon souffle, et vos toits sont brûlés.
Bér. la Sainte alliance.

§. 136. Décasyllabes de cinq accents.

Il n'y a que deux formes de décasyllabes de cinq accents dans lesquelles deux syllabes accentuées ne se suivent pas immédiatement.

–⏑ | ⏑– ‖ ⏑– | ⏑– | ⏑– Gloire, vertu, grandeur, espoir, fierté.
Bér. la Déesse.
⏑– | ⏑– ‖ ⏑– | ⏑– | ⏑– Heureux le peuple! heureux le roi lui-même.
Rac. Esth. III, 3.

Autrement, pour donner cinq accents au décasyllabe, il est nécessaire de rapprocher deux syllabes accentuées. La dureté du rhythme qui en ré-

---

[1]) Quicherat, p. 183, a tort de n'accorder que trois accents à ce vers.

sulte est adoucie quand les deux syllabes sont séparées par la césure ou par la coupe entre deux pieds.

⏑⏑⏑– || –⏑– ¦ ⏑⏑– Dieu tout-puissant, sont-ce là les prémices.
Rac. Ath. III, 8.

⏑– | ⏑– || –⏑ | –⏑⏑– Français, Anglais, Belge, Russe ou Germain.
Bér. la s. all.

⏑– ¦ ⏑– || –⏑⏑– | ⏑– Rions, chantons, dit cette troupe impie.
Rac. Ath. II, 9.

⏑⏑⏑– || –⏑– | –⏑– Rassurez-vous: char, autel, fleurs, jeunesse.
Bér. la Déesse.

–– | ⏑– || ⏑⏑⏑– | ⏑– Oui, libre enfin que le monde respire.
Bér. la s. all.

⏑– | ⏑– || ⏑⏑⏑– | ⏑– D'un globe étroit divisez mieux l'espace.
Ibid.

§. 137. Décasyllabes de plus de cinq accents.

Plus de cinq accents rendent le décasyllabe saccadé.

Six accents:

⏑⏑⏑– || ⏑–– | –⏑– Epaules, nez, mentons, pieds, jambes, bras.
Volt. la Puc. IV.

Sept accents:

⏑– | ⏑– || –– | –– | ⏑– Craignit qu'on mist ras, jus, bat, mat, l'empire.
Rabel. T. I. Ch. 2.

§. 138. Décasyllabes de trois accents.

Moins de quatre accents font retomber le décasyllabe dans le rhythme de la prose.

⏑– | ⏑– || ⏑⏑⏑⏑⏑– D'où vient, mes sœurs, que, pour nous protéger.
Rac. Ath. III, 8.

–⏑⏑– || ⏑⏑⏑⏑⏑– Lors sortiriez de désolation.
C. Marot. Elég. XIX.

⏑⏑⏑– || ⏑– | ⏑⏑⏑– Et du méchant l'abord contagieux.
Rac. Ath. II, 9.

⏑⏑⏑– || ⏑⏑– | ⏑⏑– Et la lumière est un don de ses mains.
Ibid. I, 4.

⏑⏑⏑– || ⏑⏑⏑– | ⏑– Que de raisons, quelle douceur extrême.
Ibid. I, 4

⏑⏑⏑– || ⏑⏑⏑⏑⏑– Ces malheureux, qui de ta cité sainte.
Ibid. II, 9.

Seconde forme.

§. 139. Césure après la cinquième syllabe. Quatre ou cinq accents.

Des décasyllabes coupés régulièrement après la cinquième syllabe et munis de quatre ou cinq accents se trouvent dans la Cantilène en l'honneur de Sainte Eulalie, dans le Roman de la Violette, dans Despériers, dans Régnier Desmarets, dans Mme Desbordes-Valmore, dans Béranger (le Juge de Charenton), dans Alfred de Musset (Chanson IV Idel., p. 584), dans Delavigne (la Fille du Cid I, 2).

Buona pulcella | fut Eulalia. Cantilène.
Quand devant son trône | il m'a vu paraître:
Que veut un ingrat? | m'a crié ton maître.
J'ai dit: Cet ingrat | vous offre aujourd'hui
Les forts et châteaux | conquis par sa lance;
Il vous offre aussi | les clefs de Valence,
Où mille dangers | vont fondre sur lui. Delavigne.

Barbieux (Antib., Césure) dit que ces vers s'appellent vers en tarantara.

Troisième forme.

§. 140. Césure après la sixième syllabe. Quatre ou cinq accents.

Nous rencontrons des décasyllabes coupés régulièrement après la sixième syllabe et pourvus de (trois) quatre ou cinq accents dans la Cantilène précitée, dans un couplet du Roman de la Violette, dans quelques vers de Nanine, comédie de Voltaire. Le rhythme en est plutôt choquant qu'agréable: c'est ce qui arrive toutes les fois que le plus grand de deux hémistiches inégaux précède:

Ne por or, ned argent | ne paramenz. Cantilène.
Il est si sérieux! | — Si plein d'aigreur! . . .
Il ne repose point, | car je l'entends . . .
Eh bien! qu'est-ce, cousine? | — Ah! ma cousine . . .
Avec un jeune Turc | qui s'enfermait. Voltaire.

§ 141. Emploi.

Moins majestueux que le grand vers, le décasyllabe, appelé par les auteurs du XVIe siècle vers commun à cause de son usage fréquent, a sur lui l'avantage d'un mouvement plus vif, et est sauvé de la monotonie par l'inégalité de ses deux hémistiches. Il se trouve déjà dans la Cantilène en l'honneur de Sainte Eulalie, et fut souvent employé dans les épopées du XIIe et du XIIIe siècle, encore par Ronsard dans la Franciade. On l'appela, par cette raison, vers héroïque. Il convient beaucoup mieux à la poésie familière et légère, aux épîtres, aux contes, aux ballades, aux rondeaux, aux élégies, aux épigrammes, aux rondeaux, aux satires et aux sonnets. Quelques poèmes didactiques du XVIIIe siècle sont écrits en cette mesure. Voltaire l'a aussi employée dans plusieurs comédies: mais Molière avait adopté et consacré pour ce genre le vers alexandrin.

Chap. XIV. 4. Des ennéasyllabes ou vers de neuf syllabes.

§. 142. Emploi.

Le vers de neuf syllabes est peu usité: il paraît très-harmonieux à Quicherat. On le trouve particulièrement dans des pièces destinées à la musique.

§. 143. Première forme. Césure à la troisième syllabe.
Trois ou quatre accents. Trois ou quatre pieds.

Le vers de neuf syllabes est ordinairement coupé à la troisième syllabe[1]): il a trois ou quatre accents; trois ou quatre pieds.

Trois accents, trois pieds:

⏑ ⏑ – || ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ – Mais l'époux est triste et catarrheux.
Bér. le Carillonneur.
⏑ ⏑ – || ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ – Des destins la chaîne redoutable. Voltaire.
⏑ ⏑ – || ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – Préludons sur un ton plus heureux.
Bér. le Car.
⏑ ⏑ – || ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ – Aux maris j'en demande pardon. Ibid.
⏑ ⏑ – || ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ – Je crois bien que notre grand vicaire. Ibid.

Quatre accents, trois ou quatre pieds:

– ⏑ – || ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – N'est-ce pas mon voisin le banquier? Ibid.

---

1) Béranger, dans un poème composé d'ennéasyllabes de la première forme a une fois négligé la césure et remplacé l'accent tonique par un accent d'appui:

Notre gouverneur a, je le pense. Le Carillonneur.

⏑ – – ‖ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – Sonnons fort, je boirai de son vin. Ibid.
⏑ – – ‖ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ – Allons voir sur les herbes nouvelles.
Malherbe.
⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ ⏑ | ⏑ ⏑ – Les cadeaux mènent vite une affaire.
Bér. le Car.
⏑ ⏑ – ‖ – | ⏑ – ⏑ – Tous les vents tiennent leurs bouches closes.
Malherbe.
⏑ ⏑ – ‖ ⏑ – | ⏑ – | ⏑ – Depuis peu, ma fille a su lui plaire.
Bér. le Car.

Plus de quatre accents rendent le vers dur:
⏑ ⏑ – ‖ – ⏑ – | ⏑ – – Hâte-toi, j'aime encor, le temps presse.
Chanson citée par Marmontel. (⏑ ⏑ – le temps presse?)

Moins de trois accents approchent le vers de la prose:
⏑ ⏑ – ‖ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – Ce n'est point comme à l'Académie.
Bér. l'Acad.

§. 144. Seconde forme. Césure à la quatrième syllabe.
Trois ou quatre accents. Trois pieds.

Sedaine a fait quelques ennéasyllabes coupés à la quatrième syllabe, ayant trois ou quatre accents, trois pieds:

Je n'aimais pas ‖ le tabac | beaucoup:
J'en prenais peu, ‖ souvent | point du tout:
Mais mon mari ‖ me défend | cela.

Chap. XV. 5. Des octosyllabes ou vers de huit syllabes.

§. 145. Emploi. Enjambement.

L'octosyllabe est un des plus anciens mètres: il n'est point soumis à la règle de la césure. On le trouve employé dans les romans de gestes et dans les fabliaux. Exclu aujourd'hui du genre héroïque, il se prête à différents tons: il sert à l'épître, à la poésie descriptive, à l'ode, aux stances, à l'élégie, au conte, à la chanson, à l'épigramme, au rondeau. Il semble moins convenir à la ballade et au sonnet. Le mot de la rime ne doit pas être étroitement uni avec celui qui commence le vers suivant, comme on le voit dans cet exemple:

Car d'être mis au catalogue
Dès poètes, ah! ce n'est pas. Marot.

§. 146. Trois accents; deux, trois pieds.

Le vers de huit syllabes a trois ou quatre accents; plus habituellement trois; il a deux, trois pieds.

Trois accents.
– ⏑ | – ⏑ | ⏑ ⏑ ⏑ – Faites libre toute pensée. Hugo à la j. Fr.
– ⏑ | ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ – Trouve d'obstacle à ses desseins!
Rac. Ath. II, 9.
– ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – Quand, sur ton sommet enflammé. Ibid. I, 4.
– ⏑ | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – Cherchent les abris des buissons. Bernis.
⏑ – | ⏑ – ⏑ | ⏑ ⏑ – En vain l'injuste violence. Rac. Ath. I, 4.
⏑ – ⏑ | ⏑ – | ⏑ ⏑ – Menace Zéphyr étonné. Bernis.
⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – Chantons, publions ses bienfaits.
Rac. Ath. I, 4.
⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ – Son nom ne périra jamais. Ibid. I, 4.
⏑ ⏑ – | ⏑ – | ⏑ ⏑ – Sentira son âme embrasée! Ibid. III. 7.
⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – | ⏑ – Venait-il ébranler la terre? Ibid. I, 4.
⏑ ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏑ – Respecteroit nos jeunes fleurs. Bernis.

⏑⏑⏑– | ⏑– | ⏑– Qui de bonne heure entend sa voix.
Rac. Ath. II, 9.

Quand il y a deux accents consécutifs, l'oreille est moins flattée.

⏑–– | ⏑⏑⏑⏑– Le nom d'homme est votre conquête.
Lam. Touss. I, 1.

⏑⏑– | –⏑⏑⏑– Il disait: Gens de la chaumière.
Millevoye, Priez pour moi.

⏑⏑⏑– | –⏑ | ⏑– Un prosateur blâme ses vers.
Constance princ. de Salm, Boutade.

§. 147. Quatre accents. Deux, trois, quatre pieds.

Quatre formes d'octosyllabes à quatre accents sont possibles, sans que les accents se heurtent l'un l'autre. Le vers peut avoir deux, trois, quatre pieds.

–⏑–⏑ | –⏑⏑– Là des hommes, là des héros.
Lam. Touss. I, 1.

–⏑– | ⏑⏑⏑–⏑– Chères sœurs, n'entendez-vous pas.
Rac. Ath. IV, 6.

–⏑⏑– | ⏑– | ⏑– Vous qui priez, priez pour moi.
Millevoye, Priez pour moi.

–⏑⏑–⏑ | –⏑– Vous, mes Pénates, vous, mes Dieux. Bernis.

⏑– | ⏑– | ⏑– | ⏑– Mon Dieu, qui peut troubler ta paix?
Rac. Ath. III, 9.

Exemples d'octosyllabes dans lesquels deux syllabes accentuées sont réunies:

⏑–– | ⏑⏑– | ⏑– Chacun court encenser l'autel. Rac. Ath. II, 9.

⏑⏑– | ⏑– | ⏑–– De tout temps le monde a vu don.
La Font. Cont. III, 13.

§. 148. Plus de quatre accents.

Le rhythme est saccadé, quand il y a plus de quatre accents dans un vers de huit syllabes:

–⏑– | ⏑– | –⏑– Cerfs, moutons, coursiers, daims, taureaux.
Flor. Fabl. III, 7.

§. 149. Deux accents: deux pieds.

Les vers de huit syllabes qui n'ont que deux accents, retombent dans la prose.

–⏑ | ⏑⏑⏑⏑ – Riche de votre indépendance.
Bér. les cons. de Lise.

⏑– | ⏑⏑⏑⏑⏑– On crie à l'affectation.
Constance princ. de Salm, Boutade.

⏑–⏑ | ⏑⏑⏑⏑– N'importe que l'inquiétude. Bernis.

⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑– Ces trompettes et ce tonnerre. Rac. Ath. I, 4.

⏑⏑⏑– | ⏑⏑⏑– Il leur dispense avec mesure. Ibid. I, 4.

⏑⏑⏑–⏑ | ⏑⏑– Et que l'haleine tempérée. Bernis.

⏑⏑⏑⏑– | ⏑⏑– A tous ses attraits périlleux. Rac. Ath. II, 9.

§. 150. Un accent, un pied.

Molière, Psyché II, 3 a fait un octosyllabe d'un pied:

⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑– De cette insensibilité?

Chap. XVI. 6. Des heptasyllaes ou vers de sept syllabes.

§. 151. Trois accents; deux ou trois pieds.

Le vers de sept syllabes qui convient à l'épître familière, au conte, à

l'ode, à la chanson et qui condamne l'enjambement, de même que l'octosyllabe, a régulièrement trois accents,[1]) deux ou trois pieds. Il est très ancien et se trouve déjà dans les chansons de Thibaut, de Froissart, d'Alain Chartier. Voici un exemple d'enjambement:

Le tonnerre ayant pour guide
Le père même de ceux
Qu'il menaçoit de ses feux. La Font.

Trois accents: deux ou trois pieds.

–⏑ | –⏑ | ⏑⏑– Triste reste de nos rois. Rac. Ath. IV, 6.
–⏑⏑– | ⏑⏑– O bienheureux mille fois. Ibid. II, 9.
–⏑⏑⏑– | ⏑– Vient, dans un séjour affreux. Chaulieu.
⏑– | ⏑– | ⏑⏑– Heureux, heureux mille fois. Rac. Ath. II, 9.
⏑– | ⏑⏑– | ⏑– Pourquoi fuyez-vous l'usage? Ibid. II, 9.
⏑⏑– | ⏑– | ⏑– Comme un vieux lion abaisse.
Vigny la Traversée.

Le vers devient dur quand il y a deux accents de suite: ce qui est plus supportable quand les deux syllabes appartiennent à deux pieds.

⏑⏑– | –⏑ | ⏑– Les pêcheurs couvrent la terre. Rac. Ath. II, 9.
⏑⏑⏑– | –⏑– Que l'élément triste et froid.
Vigny la Traversée.

⏑–– | ⏑⏑⏑– O vous, rois, qu'il voulut faire.
La Font. Fabl. VIII, 20.
⏑– | ⏑⏑⏑⏑– Ainsi qu'une forêt sombre. Vigny la Traversée.

§. 152. Plus de trois accents.

Plus de trois accents rendent le vers dur:

–⏑– | ⏑– | ⏑– N'es-tu plus le Dieu jaloux? Rac. Ath. IV, 6.

§. 153. Deux accents, deux pieds.

Mètres de prose:

⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑– Mon peuple de matelots. Vigny la Trav.
⏑⏑– | ⏑⏑⏑– S'arme-t-il pour nous défendre? Rac. Ath. III, 8.
⏑⏑⏑– | ⏑⏑– A la lueur des étoiles. Vigny la Trav.
⏑⏑⏑⏑– | ⏑– Elle déploya ses voiles. Ibid.

§. 154. Un accent, un pied.

Mètre de prose:

⏑⏑⏑⏑⏑⏑– De la restauration. Bér. la Mort de Trestaillon.

Chap. XVII. 7. Des hexasyllabes ou vers de six syllabes.

§. 155. Trois accents.

Le vers de six syllabes que la poésie légère n'emploie guère, selon Quicherat, à cause de sa ressemblance avec l'hémistiche de l'alexandrin, se joint ordinairement à de plus grands vers, mais il se trouve aussi tout seul dans le genre lyrique. On le lit déjà dans la Cantilène. Il a deux ou trois accents, plus souvent trois: deux ou trois pieds.

Trois accents: il n'existe que trois formes où deux accents ne se suivent pas immédiatement.

–⏑– | ⏑⏑– Oh! bien loin de la voie.
Hug. la Prière pour tous.
–⏑⏑– | ⏑– O dangereuse erreur. Rac. Ath. II, 9.

---

[1]) Quicherat, p. 193, n'en exige que deux.

⏑– | ⏑– | ⏑– Chemine où Dieu t'envoie. Hug. la Prière.

⏑– | –⏑ | ⏑– Enfant! garde ta joie! Ibid.
⏑⏑– | –⏑⏑ Bien souvent Dieu repousse. Ibid.
––⏑ | ⏑⏑– Lis! garde ta blancheur. Ibid.
⏑– | ⏑⏑⏑– Amis, que faut-il faire. Désaug. Il faut boire.

§. 156. Deux accents; un pied, deux pieds.

Deux accents:
–⏑⏑⏑⏑– Reste à la solitude! Hug.
⏑–⏑ | ⏑⏑– A l'ombre salutaire. Rac. Ath. IV, 6.
⏑⏑– | ⏑⏑– Une impie étrangère. Ibid. II, 9.
⏑⏑⏑– | ⏑– Et ne l'aimer jamais. Ibid. I, 4.

§. 157. Quatre accents.

Le vers suivant a un accent de trop.
––⏑ | ––– Vous, pauvres pleins d'envie. Bér. Rog. Bont.

§. 158. Un accent, un pied.

Mètre de prose:
⏑⏑⏑⏑⏑– De ma philosophie. Bér. Rog. Bont.

Chap. XVIII. 8. Des pentasyllabes ou vers de cinq syllabes.

§. 159. Deux accents; un pied, deux pieds.

Ce vers qui se trouve tantôt seul, (Alain, Chartier, Martial, Crétin, J. Marot, Deshoulières, Bernard, Bernis,) tantôt joint à des mètres plus longs, a ordinairement deux accents, deux pieds.
–⏑⏑⏑– L'ombre est adoucie. Lamart. hymne du matin.
⏑–⏑ | ⏑– Chaque être s'écrie. Ibid.
⏑⏑– | ⏑– Sous ses pieds sacrés. Ibid.

§. 160. Trois accents, deux pieds.

–⏑ | ––– Monte, flotte et nage. Ibid.
⏑– | ⏑–– La terre encor sombre. Ibid.

§. 161. Quatre accents, deux pieds.

–– | –⏑– Tout vit, tout s'écrie. Ibid.

§. 162. Un accent, un pied.

⏑⏑⏑⏑– Comme un pavillon
Dans son tourbillon. Ibid.

Chap. XIX. 9. Des tétrasyllabes ou vers de quatre syllabes.

§. 163. Deux accents; un, deux pieds.

Ce vers qui est rarement employé seul (Crétin; les deux Marot; Bernard, le Hameau; Parny) a ordinairement deux accents, un ou deux pieds.
–⏑⏑– Semble un grelot. Hugo les Djinns.
⏑– | ⏑– D'un cœur qui t'aime. Rac. Ath. III, 8.
Il ne faut pas que les accents se suivent comme dans
⏑––– Sur un pied danse. Hugo les Djinns.

§. 164. Un accent, un pied.

Mètre de prose:

⏑⏑– Dans les tenèbres —
Qu'on ne voit pas. Hugo les Djinns.

Chap. XX. 10. Des vers de moins de quatre syllabes.

§. 165. Trisyllabes ou vers de trois syllabes.

Les vers de moins de quatre syllabes qui ne peuvent pas renfermer une symétrie accentale, ne sont destinés qu'à être mêlés à des vers plus longs. Néanmoins les poètes les ont quelquefois employés pour former des stances entières ou de petites pièces. C'est ce qu'ont fait, pour le vers de trois syllabes, Bertaut, Scarron, Servière, C. Marot, Epistres, p. 164 et V. Hugo, les Djinns.

Il y a deux formes tolérables de ce vers.
⏑⏑– Sur le bord. Hugo les Djinns.
–⏑– Naît un bruit. Ibid.

§. 166. Bisyllabes ou vers de deux syllabes.

Il y a deux formes de ce vers dont Servière a fait des couplets et dont Hugo a fait deux stances dans les Djinns:
⏑– Et port
–– Murs, ville.

§. 167. Vers monosyllabiques ou vers d'une syllabe.

Un poète du XVIIIe siècle a mis la passion en vers d'une syllabe, dont voici un échantillon:

De
Ce
Lieu
Dieu
Sort
Mort:
Sort
Fort
Dur,
Mais
Très
Sûr.

Nous avons déjà dit qu'un temps fort supposant un temps faible, on ne peut pas supposer un pied, et à plus forte raison un vers de moins de deux syllabes. Mais, entre des mètres à plusieurs accents, on peut introduire le mètre uniaccental, un mètre composé d'une syllabe forte: car la fin du vers est nécessairement suivie d'une pause qui équivaut à une syllabe atonique.

Chap. XXI. Appendice. Des vers mesurés.

§ 168. Impossibilité des vers mesurés, c'est-à-dire adaptés au système quantitaire des Grecs et des Romains.

Nous avons vu que l'élément rhythmique des vers français consiste dans une relation proportionnelle et une succession harmonieuse de syllabes accentuées et de syllabes inaccentuées. C'est donc une tentative bien déraisonnable, qui a été faite plusieurs fois, que de construire des vers français d'après les règles des vers grecs et latins. Ces vers sont fondés sur des fixations de quantité tout-à-fait arbitraires. Il est incontestable que la langue française a des syllabes manifestement longues (pâte, trône), et des syl-

labes manifestement brèves (pătte, courŏnne), mais il n'est guère possible de déterminer la quantité de toutes les syllabes (p. ex. celle de la première syllabe de couronne, accable). De là vient qu'il n'y a pas deux grammairiens dont les règles ne se contredisent.

§. 169. Hexamètres, Distiques, Phaleuces mesurés.

Les premiers essais de vers mesurés (ce fut ainsi que les poètes nommèrent ces vers) datent du XVIe siècle. Pasquier attribue à Jodelle les deux premiers vers mesurés faits en français.

Phébus, Amour, Cypris veut sauver, nourrir et orner
Ton vers, cœur et chef, d'ombre, de flammes, de fleurs.

Avant lui, Mousset traduisit en vers hexamètres l'Iliade et l'Odyssée. La traduction n'existe plus, mais d'Aubigné en rapporte le début.

Chante, Déesse, le cœur furieux et l'ire d'Achillès,
Pernicieuse qui fut, etc.

Nicolas Denisot composa quelques vers phaleuces hendécasyllabes en 1555, en l'honneur du Monophile de Pasquier.

Or quant est de l'amour amy de vertu
Don céleste de Dieu, je t'estime heureux, etc.

Pasquier lui-même écrivit des élégiaques. Voici les deux premiers vers d'une longue pièce:

Rien ne me plaît, sinon de te chanter et servir et orner,
Rien ne te plaît mon bien, rien ne te plaît que ma mort.

Turgot publia en 1778 une traduction de quelques livres de l'Enéide en vers soi-disant hexamètres.

Déjà Didon, la superbe Didon, brûle en secret. Son cœur.
Nourrit le poison lent qui la consume et court de veine en veine.

§. 170. Vers mesurés rimés.

Le public ne goûtant guère ces jeux d'esprit, les vers mesurés endossèrent le costume français et empruntèrent la rime. Cette innovation est due à Claude Butet.

Ex:

Muse, reine d'Hélicon, fille de Mémoire, ô déesse,
O des poètes l'appui, favorise ma hardiesse, etc. Baïf.

On appela ces vers baïfins. Le système, même avec cet ornement, ne faisait pas fortune. Le P. Rapin plaça la rime au milieu du vers, à l'instar des vers latins dits léonins.

Henriette est mon bien; de sa bonté l'ombre je sens bien;
Mais elle y joint la rigueur, dont elle abat ma vigueur, etc.

§. 171. Strophes saphiques. Vers ioniques.

La strophe saphique fut alors fort à la mode. Nous en possédons quelques-unes de Claude Butet, de Passerat, de Ronsard, de Rapin.

Belle, dont les yeux doucement m'ont tué
Par un doux regard qu'au cœur ils m'ont rué
Et m'ont en un roc insensible mué
En mon poil grison. Ronsard.

Jean Passerat a fait un poème en vers ioniques:

Ce petit dieu, colère archer, léger oiseau
A la parfin ne me laissa que le tombeau
Si du grand feu que je nourris ne s'amortit la vive ardeur.

§. 172. Mètres anciens possibles par la substitution de l'accent à la quantité.

Les tentatives de vers mesurés cessèrent avec Malherbe pour échouer encore une fois au XVIIIe siècle (Turgot). S'il est impossible de calquer des lignes françaises sur des mètres anciens à l'aide de la quantité, on ne

saurait de même soutenir qu'il soit tout-à-fait impossible de transporter en français des mètres latins à la manière des Allemands, en substituant l'accent à la quantité.

A la mémoire de Fr. Schiller, Mr. François Sabatier-Ungher a traduit Wilhelm Tell dans le mètre de l'original (Koenigsberg, 1859). Dans la préface, l'auteur, pour subvenir à la pauvreté ou plutôt à la timidité de la langue française, recommande aux poètes de se servir de la langue toute vivante du peuple où ils trouveraient des richesses qui manquent à la langue poétique, de naïves beautés: il prétend que la rime qui convient bien à la poésie lyrique et didactique et aux parties lyriques du drame, est impropre au dialogue dramatique. („Autant le monologue réflectif de l'âme qui s'interroge, se répond à elle-même dans un épanchement lyrique s'accommode de la rime, autant le dialogue irréfléchi d'individualités diverses et opposées, qui se heurtent, et se combattent en quelque sorte, semble la repousser.“ „La rime découvre trop le poète sous le masque des personnages.“) Quoi qu'il en soit, l'auteur ne prétend pas introduire une réforme dans le vers dramatique, mais ne voulant pas habiller Tell à la française, mais le montrer dans son costume national, il a dû s'abstenir de l'alexandrin rimé, et imiter le vers ïambique. Voici comment il s'y est pris. Chaque mot n'ayant qu'un seul accent tonique, le rhythme serait souvent rompu. C'est ce qui l'a obligé à donner deux accents aux mots polysyllabes en accentuant encore des syllabes où entrent des voyelles sonores, surtout si celles-ci sont accompagnées de consonnes qui en fassent ressortir l'énonciation (recómmandáble). Parce que ce sont des bourgeois et des paysans que Schiller met en scène, il a suivi les habitudes de la prononciation familière en ne tenant que fort rarement compte des liaisons et des diérèses et en se permettant l'hiatus. Comme les ïambes de Schiller ne sont pas strictement réguliers, il a tâché de reproduire ces irrégularités; mais il a aussi pris quelques licences sans l'autorisation du poète: il a plusieurs vers à six pieds, beaucoup de trochées, d'anapestes, de dactyles. Pour les passages rimés du Tell, il a voulu se conformer au procédé des Allemands: il n'observe pas plus la concordance des consonnes qui précèdent la syllabe d'appui que celles des consonnes muettes qui la suivent. Les rimes riches sont monotones, selon lui. Voici des échantillons de ces vers:

Le chasseur des Alpes (I, 1.).

Tonnez, ô montagnes, chancelle, ô sentier!
Bravant le vertige va l'arbalétrier.
    Par les champs de glace
    il passe hardi;
    là, rien qui fleurisse,
    là, rien ne verdit.
De brumes flottantes un vaste océan
dérobe à ses yeux les cités des vivants;
    par les trous des nuages
    il voit l'univers,
    là-bas, sous les ondes
    les champs toujours verts.

Staouffacher (II, 2.)

Non, le pouvoir des tyrans a ses bornes.
Quand l'opprimé ne trouve plus justice,
quand son fardeau devient trop lourd — il tourne,
rempli d'espoir, son âme vers le ciel,
et là reprend ses droits, droits éternels,
qui sont et restent inaliénables,
indestructibles comme les étoiles. —
C'est l'âge de nature qui revient

où l'homme en l'homme trouve un ennemi. —
Moyen dernier, quand il n'en est plus d'autre
qui puisse aller, le fer lui fut donné. —
Nous défendrons le plus précieux des biens
contre la force. — Oui, nous combattons
pour le pays, nos femmes et nos enfants!

Il y a deux difficultés surtout qui s'opposent à l'emploi d'un rhythme régulier: ce sont les mots polysyllabes et la foule de monosyllabes inaccentués. Pour les polysyllabes, il n'y a en effet d'autre moyen que de leur donner deux accents: c'est ce que Quicherat recommande sans rien dire sur la place du second accent. Ackermann suppose l'accent d'appui affectant, selon lui, les syllabes radicales et constituant, en seconde ligne, des temps forts à côté de l'accent tonique qui affecte les finales. Chez Sabatier, ce n'est pas l'etymologie, mais la valeur relative des syllabes qui attire l'accent. Comme Ackermann lui-même trouve que la prépondérance de l'élément latin n'a pas permis à l'élément germanique de se développer en toute liberté, et que ces règles sur la place de l'accent d'appui, lesquelles d'ailleurs nous n'avons trouvées que chez lui, nous semblent plutôt provenir d'une théorie assez ingénieuse que dérivées de l'observation de phénomènes incontestables, nous aimons mieux adopter l'expédient de Sabatier. Le vers ïambique:

qui sont et restent inaliénables

montre qu'il a non seulement doublé, mais triplé l'accent. La seconde difficulté semble être moins surmontable. Que faire de ces monosyllabes inaccentués consécutifs sans l'aide desquels on ne peut guère construire de phrase française un peu plus longue? Faut-il les accentuer aussi quand le rhythme l'exige? Va encore pour les prépositions (pour, vers) et les conjonctions (quand, si) et peut être pour les pronoms et les articles ayant une voyelle sonore (lui, les), mais les monosyllabes de, que, le, me, te, etc! Ils rompent à tout moment le rhythme ïambique: ils l'ont fait aussi chez Sabatier, abstraction faite des dactyles et des anapestes:

c'est l'âge de nature qui revient.

Nous dirons donc que la langue française ne comporte pas de rhythme régulier, du moins dans un ouvrage de longue haleine, comme le drame, l'épopée: qu'elle peut tout au plus produire des vers qui ïambisent, c'est-à-dire ont quelque analogie avec les ïambes. Mais pour des pièces plus courtes une versification exacte pourrait bien engendrer quelque chose de pareil à la versification allemande (Voir les Poésies de Fournel, 1848, critiquées dans le Xe volume de l'Archive), même sans user de toutes les licences que prend Mr. Sabatier, qui, d'ailleurs, proteste de n'avoir pas voulu faire des vers français, et dont les efforts de donner à ses compatriotes une meilleure idée du génie poétique de Schiller que cela ne se ferait par une traduction prosaïque, méritent nos applaudissements sincères. Si Mr. Sabatier veut que les poètes enrichissent le langage poétique par la langue du peuple, il faut remarquer que ce principe vrai, mais sujet à de fâcheuses interprétations, a été il y a longtemps proclamé par le romantisme qui a brisé les fers d'un classicisme froid et compassé. Ce que Mr. Sabatier dit sur l'impropriété de la rime au drame a, sans doute, une grande apparence de vérité: mais, que serait ce qu'un vers français ordinaire privé de la rime: ne doit-elle pas suppléer à ce qui manque à la régularité du rhythme? Quant à l'imitation de la prononciation familière, nous concédons volontiers que les règles actuelles de la rime, de l'hiatus et de la valeur de l'e muet sont inconséquentes et capricieuses (nous en avons déjà parlé relativement à la rime; pour l'hiatus, il en sera encore question) et qu'il faudrait les réformer. Mais négliger en poésie les liaisons — c'est-à-dire compter arbitrairement les syllabes finales muettes terminées par une consonne et ne pas les compter — négliger entièrement la règle de l'hiatus, négliger la rime riche: c'est, selon mon avis,

jeter l'or avec les crasses. Un système semblable a été employé dans une espèce de poésie légère et populaire: mais il ne convient certainement pas au drame, quand même ce sont des paysans et des bourgeois qui parlent. Mr. Sabatier croit imiter en cela Schiller: mais je demande à un Allemand quelconque si le langage poétique du Tell ne s'élève point au-dessus du langage vulgaire. Quant à la rime riche que Mr. Sabatier accuse d'être monotone, il remarque lui-même que la rime suffissante, la plupart des finales étant muettes, réduit la rime très-souvent à une simple assonance. Nous autres Allemands, nous pouvons bien mieux nous contenter de la rime suffisante, parce que nos finales sont sonores et variées.

Bromberg. Gustave Weigand.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

R. Brinkmann, Ueber Fortbildung und Misbildung der deutschen Sprache. (Kiel, Schroeder & Co.) 7½ Sgr.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 14. Lieferung. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.
J. & W. Grimm, deutsches Wörterbuch III. 5. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.
W. Hoffmann, Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. 63. Heft. (Leipzig, Dürr.) 7½ Sgr.
F. H. Strathmann, Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache. 6. Lieferung. (Bielefeld, Helmich.) 15 Sgr.

Literatur.

K. Weinhold, Der Minnesinger v. Stadeck und sein Geschlecht. (Wien, Gerold.) 5 Sgr.
Erläuterungen zu Klopstock's Werken, von H. Düntzer. 1. Oden. à Heft. 4 Sgr.
F. Paldamus, Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Werken. (Leipzig, Teubner.) 2. Abtheilung. 2 Bände. 1½ Thlr.
H. Marggraff, Schiller, Lessing, Pestalozzi. Prologe. (Leipzig, Jünger.) 7½ Sgr.
H. Grimm, Goethe in Italien. (Berlin, Besser.) 7½ Sgr.
L. Woort, Plattdeutsche Dichtungen. (Bremen, Kühtmann.) 24 Sgr.
Briefe von H. Heine, herausgegeben von Fr. Steinmann. 2. Theile. (Amsterdam, Bingen.) 3 Thlr. 10 Sgr.
Der Froschmäusekrieg wider H. Heine's Dichtungen, von Fr. Steinmann. (Amsterdam, Bingen.) 7½ Sgr.
G. Merlet, Le réalisme et la fantaisie dans la littérature. (Paris, Didier & Co.) 3 fr.
W. Reymond, Etudes sur la littérature du second Empire. (Berlin, Lüderitz.) 1 Rthlr.
J. Rodenberg, Die Harfe von Erin. Märchen und Dichtung in Irland (Leipzig, Grunow.) 1⅓ Thlr.
W. H. Dixon, Personal History of Lord Bacon. (Leipzig, Tauchnitz.) 15 Sgr.

Hilfsbücher.

A. Schwenk, Leitfaden für den Unterricht in der Orthographie und Interpunktion. (Ruppin, Oehmigke.) 10 Sgr.

Th. Beyttemüller, Unsere alt- und mittelhochdeutschen Dichter. (Stuttgart, Mäntler.) 24 Sgr.

L. Ettmüller, altnordisches lesebuch nebst kurzgefasster formenlehre und wörterbuch. (Zürich, Meyer & Zeller.) 1⅓ Thlr.

W. Herr, Neuer theoretischer und praktischer Lehrgang zur Erlernung der flämischen Sprache. (Bruxelles, Muquardt.) 1 Thlr.

W. Scott, The lady of the Lake. With a glossary. (Stuttgart, Metzler.) 12 Sgr.

Giebt es im Italienischen Diphthongen?

Wunderlicher Weise immer noch eine offene Frage. Die Einen beantworten sie mehr oder weniger schüchtern mit Nein, die Andern zählen ein ganzes Heer von Diphthongen auf. L. G. Blanc, sonst der gründlichste unter den neueren Bearbeitern der italienischen Grammatik, der hier also seine Vorgänger mit vertreten möge, giebt folgende 20 an:

ae, ai, ao, au
ea, ee, ei, eo, eu
oa, oe, oi
ia, ie, io, iu
ua, ue, ui, uo

— darunter, wie man sieht, sogar ee; bei Valentini finden wir auch ii (píi); für oo, das Blanc ohne Grund abweist, liessen sich ebenfalls Beispiele anführen (cooperare, coorte), so dass wir 22 hätten.

Und nun die Erklärung? „Diphthongen sind (heisst es bei Blanc) zwei oder mehrere Vocale, welche in der Aussprache zwar verbunden, aber nicht ganz verschmolzen, zusammen nur Eine Sylbe bilden.“ (Grammatik S. 73). Ungefähr so lautet es überall.

Das ist statt eines Gesetzes die (noch dazu schwankende) Angabe eines blossen Merkmals — eines Merkmals von so oberflächlicher Beschaffenheit, dass man es noch bei einer weit grösseren Anzahl von Vocalverbindungen anzutreffen vermeinen kann. Jagemann, der unter den älteren deutsch-italienischen Grammatikern doch auch einen beachtenswerthen Rang einnimmt, gesteht ganz offen, die Italiener hätten der Diphthongen fast so

viele als die Fälle sind, wo die fünf Selbstlauter vor oder nach einander in eine Sylbe gesetzt werden können, und führt an, Salviati (ein italienischer Grammatiker des 16. Jahrhunderts) zähle ihrer 49, ja neunundvierzig!

Merkwürdig! Kommen doch dieselben Zusammenstellungen von Vocalen auch in der lateinischen Sprache — der Mutter der italienischen — und noch häufiger in der griechischen vor; aber noch ist kein Grammatiker dieser Sprachen darauf verfallen, dergleichen für Diphthongen anzusehen. Die Bearbeiter der antiken Sprachen haben stets das Bewusstsein gehabt, dass der Diphthong etwas Andres ist als ein blosses (oft ganz zufälliges) Beisammenstehen zweier Vocale — oder gar mehrerer, wie Blanc und Andere hinzusetzen; die der romanischen dagegen (denn in der spanischen und französischen Grammatik stossen wir auf dieselbe Erscheinung) haben sich nie und nirgend auch nur die Frage vorgelegt, ob der Diphthongbildung nicht ein bestimmtes Gesetz zu Grunde liege, geschweige denn dass sie diesem Gesetze nachgeforscht hätten, ungeachtet ihnen die antike Grammatik wenigstens das Material dazu an die Hand geben konnte.

Die Diphthongbildung beruht wesentlich auf den Unterschieden und Verhältnissen der Vocale zu und gegen einander. Nimmt man die Vocale freilich, wie in der Grammatik der romanischen Sprachen noch immer geschieht, nach der zufälligen, keinem Gedanken entsprechenden Ordnung, welche sie im Alphabete haben: so kann aus einer Kenntnissnahme ihrer gegenseitigen Verhältnisse nicht viel werden. Ihre Beschaffenheit weist ihnen eine andere Ordnung an. Sie bilden folgende von der Tiefe zur Höhe fortschreitende Tonreihe:

U O A E I.

A bezeichnet den vollen, ungetrübten Klang der Stimme, so wie er bei vollkommener Oeffnung des Mundes ertönt. O klingt tiefer, E höher als A; dabei zieht sich der Mund dort in seinem vorderen, hier in seinem hinteren Theile um Etwas zusammen. Diese Zusammenziehung weiter fortgesetzt vertieft das O zu U, erhöht das E zu I. Eine noch weiter gehende Zusammenziehung aber führt zu einer völligen Schliessung einerseits des Lippen-, andrerseits des Kehlorgans, und mit unterdrückter Stimme lässt

sich nun das U als V, das I als J vernehmen. Das heisst, die Vocalreihe wird an ihren Enden consonirend; U und I sind nicht mehr reine Vocale, sondern consonische, im Uebergange zur Consonanz begriffene. Daher galten in der altrömischen Schrift, woran ich zum Ueberfluss erinnere, die Buchstabenzeichen V und I sowohl für den vocalischen wie für den consonischen Laut, und selbst die ältere deutsche Schrift zeigt ihr v und i noch da, wo nachmals u und j eingeführt worden; ja noch heute sehen wir z. B. Jagd und Insel mit demselben J gedruckt.

Reine Vocale sind also nur O, A, E. Lassen sich irgend zwei derselben zu einem Ganzen vereinigen? Welche Frage! Eben darin besteht ihre Reinheit, dass sich jeder für sich behauptet, jeder den andern abstösst. In der antiken Grammatik gilt mit Recht die Anschauung, dass ein Vocal, dem ein andrer vorangeht, Vocalis pura sei, d. h. dass zwischen beiden nicht Gemeinschaft, sondern Trennung herrsche und die Stimme zwischen ihnen absetze. Das bekannte den Unterschied verwischende Hinübergleiten der Stimme aus einem Vocal in den andern ist eine Art der Aussprache, die überall (auch in den romanischen Sprachen) als unedel und nachlässig verworfen wird. Aber selbst wenn man sie zuliesse, da diese Möglichkeit einmal vorhanden ist: so ist doch so ein blosses Zusammenschleifen zweier Vocale immer noch keine Diphthongirung. Höchstens kann eine Zusammenziehung daraus hervorgehen, die dem einen Vocal schliesslich das Uebergewicht über den andern verschafft, wie wenn griech. *κέαρ* in *κῆρ*, *ἄεθλος* in *ἆθλος*, *τιμάομεν* in *τιμῶμεν*, oder lat. coăgo in cōgo verwandelt, oder franz. taon wie tôn, paon wie pân, Caen wie Cân gesprochen wird.

Folglich sind von den obigen 20 Diphthongen zunächst diejenigen sechs zu streichen, welche aus O, A, E gebildet sind, also:

ao, oa — ae, ea — oe, eo.

Betrachten wir näher jedoch auch noch die Beispiele, die Blanc dazu giebt. Mit Valentini*) unterscheidet Blanc hierbei die

*) Siehe dessen: Gründliche Lehre der italienischen Aussprache, Skansion und Betonung. Berlin, 1834.

Fälle, wo entweder der erste oder der letzte der beiden Vocale oder auch keiner von beiden betont ist. Doch hält er, gegen Valentini und seine übrigen Vorgänger, nur in letzterem Falle, also bei gänzlicher Tonlosigkeit den Diphthongen für einen vollkommenen, wahrscheinlich (denn er selbst giebt keinen Grund an) weil in diesem Falle das oben erwähnte Zusammenschleifen beider Vocale am Leichtesten vor sich geht. Die Betonung ist allerdings ein wirksamer Schutz dagegen, und deshalb (wahrscheinlich doch deshalb) soll der Diphthong minder vollkommen sein, wenn der Ton auf dem ersten Vocal ruht. Ruht er gar auf dem letzten: so will Blanc nur noch einen unächten Diphthongen oder eigentlich gar keinen mehr darin erkennen. Seine übrigens gut gewählten Beispiele sind also folgende:

	vollkommene.	unvollkommene.	unächte.
AO —	Paolíno	Páolo	aórta
	paonázzo		traódo
OA —	Mántoa, Génoa	Róano	cloáca
	soavità	óasi	proávo, coágolo
AE —	saettáre	áere	saétta
	paesáno	tráere	maéstro
			Laérzio
			aémpiere
EA —	beatíssimo	océano	reále
	línea, Bórea	béano	alveáre
OE —	Síloe	eróe	Boémia
	poemétto	ameróe	coévo
EO —	éneo, idóneo	alvéolo	Briaréo
	Leopóldo	Éolo	Eólo
	geometría		geómetra
			leóne, béóne
			neófito.

Die „unächten“ Diphthongen sollen also nur darum unächte oder nach Blanc eigentlich gar keine mehr sein, weil sie den zweiten Vocal betonen. Aber die Beispiele sind von dreierlei Art; 1) solche, welche in Ansehung der fraglichen Vocale unverändert aus der lat. oder griech. Sprache aufgenommen

worden: aorta *ἀορτή*, cloaca *cloaca*, Laerzio *Λαέρτης*, alveare *alvearium*, Briareo *Briareo* (Dat. von *Briareus*), Eolo *Aeolus*, geometra *geometra*, leone *leo*, neofito *νεοφύτος*. Die alten Sprachen betrachten die besagten Vocale weder hier noch sonst irgend wo als Diphthongen. Was macht sie denn, nach der gewöhnlichen Meinung, in der ital. Wortform dazu? Oder warum sollen sie, nach Blanc's Meinung, bloss durch den Accent aus einander gehalten werden? 2) Solche, welche zwischen den fraglichen Vocalen ursprünglich einen Consonanten zeigen: saetta *sagitta*, maestro *magister*, reale *regalis*, Boemia *Bohemia (Bojohemia*, Böheim), so dass die Vocale deutlich ganz verschiedenen Sylben angehören. 3) Solche, welche an der bezüglichen Stelle zusammengesetzt sind: traodo Präsens von udire mit der Präposition tra *(trans)*, proavo *avus* mit der Präposition *pro*, coagolo *coagulo* ist auf *con-ago (coago*, *cogo)* zurückzuführen, aempiere wird auch adempiere geschrieben, d. i. empiere mit der Präposition ad *(adimplēre)*, coevo *coaevus*, aus *con* und *aevum*, so dass man es darin nicht nur mit verschiedenen Sylben, sondern mit ganz verschiedenen Bestandtheilen des Wortes zu thun hat. Wie kann man da nur im Entferntesten an Diphthongen denken, sei es auch nur ablehnend! Beone (Trunkenbold) zeigt in ähnlicher Weise die Ableitungsendung one neben dem Stamme be (bere, aus bevere, *bibere*, verkürzt).

Dieselben Erscheinungen liegen in den übrigen Beispielen vor uns, mögen sie „vollkommene“ oder „minder vollkommene“ Diphthongen aufweisen sollen. Denn 1) die antiken *beatissimus*, *linea*, *Boreas*, *aeneus*, *idoneus*, *geometria*, *ὄασις*, *oceanus*, *alveolus* zeigen die bezüglichen Vocale ganz eben so, aber noch heute sieht Niemand Diphthongen darin; in *aër*, *poëma* wird die Trennung (gegen aes, poena) ausdrücklich bezeichnet. 2) *Trahere* hat ein *h* zwischen ihnen, das der Italiener bekanntlich ein für alle Mal abweist; *sagittare* trennt sie durch sein g; für paonazzo schreibt man auch pavonazzo (wie für das Grundwort paone auch pavone, lat. *pavo*), und dass neben Mantoa, Genoa, Roano auch Mantova, Genova, Rodano geschrieben werde, bemerkt Blanc selbst; paesano stammt von paese lat. *pagus*, *pagense*. 3) In beano, sei es das Präs. Ind. von beare (lat. *beare* beglücken) oder das Präs. Conj. von bere (bevere, *bibere*, trinken)

gehört das e dem Stamme, das a der Flexionsendung an; eben so fallen in eroe (*heros* Gen. *herois*) beide Vocale ganz verschiedenen Bestandtheilen des Wortes anheim; in ameroe ist das e der bekannte Zusatz zu amerò.

Ueberall erweisen sich also die Vocale O, A, E neben einander als durchaus selbständige Sylbenvocale und sind so weit davon entfernt, eine diphthongische Einheit auszumachen, dass überall und ohne Widerspruch die Sylbentheilung zwischen ihnen vollzogen wird und vollzogen werden darf. Nur die Dichter gestatten sich die Freiheit, zwei Vocale, welche es auch seien, nach Bedürfniss des Verses für einen zu zählen, und dadurch allein (es ist wenigstens der einzige sag- und denkbare Grund) haben sich die Grammatiker verführen lassen, jedes beliebige Zusammentreffen von Vocalen für Diphthongen anzusehen. Und doch machen selbst die Dichter, von einem richtigen Gefühl, wenn nicht von deutlichem Sprachbewusstsein geleitet, gerade in den bisher besprochenen Fällen einen äusserst sparsamen Gebrauch von dieser Freiheit.

Wie steht es nun mit den übrigen? Wenn sich die reinen Vocale nicht unter einander verbinden: womit verbinden sie sich dann? Antwort: nur mit denjenigen, welche, wie wir oben gesehen, die Eigenschaft des Consonirens haben, also mit U u. I.

Wir dürfen demnach den Grundsatz aussprechen, ein Diphthong sei die Verbindung eines reinen Vocals (O, A, E) mit einem consonischen (U, I).

Allein noch ist Vorsicht nöthig. Die Vocale U und I verfallen, wenn sie einem andern Vocale vorangehen, leicht geradezu in ihre consonische Kehrseite V und J, und hören dann auf, noch überhaupt Vocale zu sein.

Wir sehen diesen Fall, was das U betrifft, überall da eintreten, wo dasselbe bei nachfolgendem Vocal einem vorangehenden Q oder G anhaftet. In Wörtern wie quoziente, quale, querela, quì (lat. *quotiens, qualis, querela, eccum hic*) oder sieguo, eguale, sangue (*sequor, aequalis, sanguis*) ist U, indem es zwischen den Lippen gebrochen wird, schon ein leises, zartes V. Die Verbindung GU beruht oft geradezu auf einem V oder W und ist aus diesem herausgestaltet, wie in guastare (lat. *vastare,* althochdeutsch wastan, verwüsten), guerra (mittelhochdeutsch werre,

Wehre), Guelfo Welf, guisa Weise. Dass in solchen Fällen, wo das U gar nicht mit dem folgenden Vocal, sondern mit dem vorangehenden Q oder G zusammengehört, von einem Diphthongen nicht die Rede sein kann, versteht sich denn doch von selbst.

Ein ähnliches Verhältniss hat bei nachfolgendem Vocal das I zu einem vorangehenden Kehl- oder Lippenlaute (Gh, Ch — B, P, F), wo es häufig ein ursprüngliches L vertritt. Beispiele: ghianda (lat. *glans* Eichel), chiosa (Glosse, *γλῶσσα*), chiesa (*ecclesia*, Kirche), chiave (*clavis* Schlüssel) — bieco (*obliquus*), bianco (blank), piuma (*pluma* Flaum), piano (*planus*), fiato (*flatus*), fiume (*flumen*, Fluß), fiore (*flos*, Blume). Das L kann nicht in den Vocal I übergegangen sein, denn es hat keinen Sinn, dass sich ein Consonant in einen Vocal umsetze; ist auch sonst nirgend nachweisbar, obschon man solchem Irrthum bei den Grammatikern öfters begegnet. Das I ist vielmehr als Consonant, als J aufzufassen und demgemäss auszusprechen, ungeachtet die Vorliebe des Italieners für den Vocal hier, wenigstens in der edleren Aussprache, eben so ein deutliches i wie nach dem vorhin besprochenen q oder g ein deutliches u zu hören wünscht. In Wahrheit haftet solch i (j) an dem vorangehenden Kehl- oder Lippenlaute und bildet darum mit dem folgenden Vocal ebenfalls keinen Diphthongen.

Dagegen macht der Italiener von dem U und I noch einen eigenthümlichen phonetischen Gebrauch vor den Vocalen O und E. Diese Vocale fordern in der offenen Sylbe den geschlossenen Laut (Suono chiuso), wie wir ihn z. B. in unserem so, See vernehmen; d. h. das O nähert seinen Klang dem u, das E dem i.*) Beispiele: trováre, seguíre. Tritt nun der verstärkende Einfluss des Accentes hinzu: so pflegen sie ihren Laut zu öffnen und dem Klange des a zuzustreben, wie wir es z. B in unserm Hort, rennt aussprechen. Dies ist dann derjenige Fall, in welchem der Italiener dem O ein u, dem E ein i vorsetzt, lediglich also um in der offenen Sylbe die durch den Accent bewirkte Lautöffnung, den Suono aperto des O

*) Siehe meine Abhandlung über den Doppelklang der Vocale in Band XXVI, Seite 190 des Archivs.

und E zu bezeichnen. Er schreibt alsdann truóvo, truóvano und siéguo siéguono. Dieser Gebrauch beschränkt sich indess nur auf einige Verba, deren Präsens — wie die eben angeführten Beispiele zeigen — dazu Gelegenheit giebt, und auf eine Anzahl andrer Wörter, wie uomo, uopo, buono, luogo (*homo, opus, bonus. locus*) oder lieto, pietra, intiero (*laetus, petra, integer*), wobei denn das u und i sogleich wieder verschwindet, sobald der Accent das bezügliche O und E verlässt, wie in omáccio, bonaménte, locále oder letízia, petróso, interaménte, indem alsdann auch der Suono chiuso wiederkehrt. Und übrigens ist dies bloss eine Sache der Orthographie. Denn gehört werden u und i für sich nicht, obschon die Toscaner dies eigensinniger Weise verlangen; man vernimmt ihre Wirkung eben nur darin, dass der Laut des O und E geöffnet wird. Die Italiener sagen selbst, dass u und i in diesem Falle eigentlich nicht Vocale, sondern blosse Laut- und gewissermassen auch Ton- oder Accentzeichen für das O und E seien. Und trotzdem wollen sie solch uO, iE für Diphthongen angesehen wissen?

Noch ein solcher Gebrauch ist anzuführen, der jedoch nur das i betrifft. Er findet bei den Consonanten G, C, L (gL) Statt, denen nämlich die Orthographie ein i beifügt, wenn sie vor den tiefen Vocalen (U, O, A) den sogenannten Quetschlaut (Suono schiacciato) haben sollen. Beispiele: giusto, giorno, giardino (sprich dschusto etc.) — fanciullo, bacio, ciarlare (sprich fantschullo etc.) — pagliume, meglio, vegliare (sprich paljume etc.). Auch in diesem Falle ist i Nichts weiter als ein orthographisches oder phonetisches Lautzeichen (wofür eben auch jedes andere, z. B. ein Accentstrich, wie etwa im Polnischen, hätte gewählt werden können), und steht im Dienste des vorhergehenden Consonanten, nicht des nachfolgenden Vocals. Wie soll es denn also mit diesem letzteren einen Diphthongen bilden?

Ausser diesen Fällen stehen U und I endlich allerdings auch mit selbständigem Werthe oft genug vor andern Vocalen, betont und unbetont. Alsdann aber sind sie eben auch selbständige Vocale, so gut wie O, A, E selbst; sie bilden mit vollkommen vocalischem Klange ihre eigene Sylbe. Beispiele: virtuóso, persuáso, consuéto, ruína — niúno, laborióso, ubbriáco, cliénte, oder betont: túo, súo (lat. *tuus, suus*), inflúono, prúa,

súe *(suae)*, flúido — ío *(ego)*, período, vía, bugíe, píi, oder auch bei vorangehendem oder nachfolgendem Accent: pueríle, persuadére, ruináre, prémio, pátria u. s. f. Ueberall ist hier, dem etymologischen Verhältnisse gemäss, zwischen den beiden Vocalen die Sylbentheilung gestattet (virtu-oso, persu-aso u. s. f.), die in den vorigen Fällen, wo in Wahrheit nur ein Vocal vorhanden ist, nicht Statt finden kann. Auch zählen die Dichter, die in den vorigen Fällen natürlich stets und streng nur eine Sylbe zählen, hier wieder nach Belieben und Versbedürfniss eine oder zwei Sylben. Denn es sind eben keine Diphthongen.

Folglich sind von den noch übrigen 14 (oder 13, denn ee erledigt sich wohl von selbst) auch alle diejenigen zu streichen, in welchen U und I die erste Stelle einnehmen, also folgende acht:

uo, ua, ue, ui
io, ia, ie, iu.

Welche bleiben nun übrig? Nur die, in welchen U und I an der zweiten Stelle steht. Und dies allein ist die Form des Diphthongen. In dieser Stellung können U und I weder ihrer vocalischen Eigenschaft verlustig gehen und in einen consonirenden Laut verfallen, noch stehen sie da als blosse Lautzeichen im Dienste eines vorangehenden Consonanten oder eines nachfolgenden neuen Vocals. Sie haben hier in der That die Möglichkeit, sich dem reinen Vocal, dem sie folgen, anzuschliessen und unterzuordnen, d. h. eine wirkliche Einheit mit ihm zu bilden.

Wir sagen jetzt also bestimmter: Der Diphthong ist die Verbindung eines reinen Vocals mit einem nachfolgenden consonischen. Dies ist kein blosses und äusserliches Merkmal, sondern ein Gesetz, und ein Gesetz, das hoffentlich Sinn und Grund hat. Wir unterscheiden demgemäss näher:

1) O - Diphthongen — Ou, Oi.
2) A - Diphthongen — Au, Ai.
3) E - Diphthongen — Eu, Ei.

Und das sind eben auch diejenigen, welche die griechische und, wiewohl nicht vollzählig, die lateinische Sprache anerkennt, desgleichen auch die deutsche. Der italienischen Sprache fehlt davon, wie der deutschen, nur das Ou.

Es ist hierüber folgendes Nähere zu erörtern. Obgleich dies die Form und Beschaffenheit des Diphthongen ist: so darf daraus doch nicht gefolgert werden, dass auch umgekehrt jedes U oder I mit einem vorangehenden O, A, E einen Diphthongen bilde. Es können diese Vocale in dieser Ordnung auch zufällig zusammentreten, so nämlich, dass sie wiederum verschiedenen Sylben des Wortes angehören. Alsdann diphthongiren sie nicht mit einander. Man betrachte folgende Beispiele:

Oi — co-i (d. i. con mit dem Plural-Artikel i), eró-i (Plur. von eroe Held), eró-ico, ero-ísmo, intró-ito (Eingang), pro-ibíre (lat. *pro-hibere* verhindern), ló-ico (neben ló-gico, *λογικός*, logisch).

Au — pa-úra (lat. *pa-vor* Furcht), scia-úra (neben sciagura Unglück), a-unáre (neben ad-unare vereinigen).

Ai — a-i, da-i (d. i. a, da mit dem Plural-Artikel i), amá-i (lat. *ama-vi* ich liebte), librá-i (Plur. von librajo Buchhändler), na-ívo (neben na-tívo natürlich), ta-i, qua-i, anima-i (neben ta-li, qua-li, anima-li).

Eu — né-utro (lat. *ne-uter*, d. i. *nec-uter* nicht einer von beiden, keiner von beiden), be-úta (neben be-vuta Trank). Man vergleiche z. B. das deutsche be-unruhigen, ge-urtheilt.

Ei — ne-i, pe-i (d. i. in, per mit dem Plural-Artikel i), de-i (d. i. di mit demselben Artikel, oder auch Plural von dio lat. *deus*, oder für und neben de-vi du musst), be-i, que-i (neben belli, quelli, Plur. von bello, quello), re-ína (neben re-gina Königin), re-iterare (d. i. iterare mit der Vorsylbe re), idone-ità (von idóne-o), corpóre-i (Plur. von corpore-o). Man vergleiche z. B. unser be-irren, Blase-instrument.

Man sieht ohne Weiteres, wie hier überall beide Vocale Nichts mit einander zu schaffen haben. Die Flexion, die Ableitung, selbst die Zusammensetzung hat sie zusammengebracht, nicht selten auch die blosse aus irgend welchem Grunde beliebte Ausstossung des sonst zwischen ihnen befindlichen, sie ausdrücklich trennenden Consonanten. Das ist ein bloss zufälliges Begegnen, aber kein organisches Zusammengehören — ein äusserliches Nebeneinander, aber kein Diphthongiren. Bei

diesem Verhalten kann, wie man sieht, gelegentlich auch der Fall eintreten, dass der zweite Vocal den Wortaccent zu tragen bekommt, was stets ein sicheres Kennzeichen abgiebt, dass man keinen Diphthongen vor sich habe.

Denn in einem Diphthongen ist der reine stets auch der Haupt-Vocal, der consonische stets der untergeordnete, so dass der Wortaccent, fällt er überhaupt auf den Diphthongen, seinen Sitz unbedingt auf jenem nimmt. Selbst wo der Diphthong ausserhalb des Wortaccentes steht, wird doch der erste, der Hauptvocal, stärker gesprochen als der zweite, dieser als der Nebenvocal stets von jenem übertönt. Eben hierin bekundet sich das organische Verhältniss, welches beide innerhalb ihrer diphthongischen Einheit zu einander haben. Ein Diphthong ist, was seine Bedeutung betrifft, dieses, dass einer der reinen und vollkommenen Vocale, nicht zufrieden mit einer bloss quantitativen Dehnung seines Lautes (die z. B. im Deutschen orthographisch durch Verdoppelung ausgedrückt wird, wie in Moos, Saal, Heer) sich über seine unmittelbare Lautsphäre hinaus entweder nach der Höhe oder nach der Tiefe zu erweitert, somit in diejenigen Laute ausklingt, welche die Höhe und Tiefe des Vocalklanges überhaupt repräsentiren. Dies ist der Grund, warum der Diphthong einen reinen Vocal (O, A, E) mit einem nachfolgenden consonischen (U, I) verbindet, dies der Sinn der organischen Einheit beider. Die Dichter zählen diese Verbindungen stets einsylbig; und nur wo, wie in den vorhin betrachteten Fällen, die beiden Vocale nicht das hier bezeichnete organische, sondern ein bloss zufälliges Verhältniss zu einander haben, zählen sie sie je nach Bedürfniss des Verses auch zweisylbig.

Es ist von Interesse, diese Diphthongen noch in ihrem wirklichen Vorkommen zu betrachten. Sie sind nur durch wenige Beispiele vertreten.

Ou fehlt im Italienischen ganz, wie bereits erwähnt worden; es hat auch im Lateinischen schon gefehlt.

Oi hat im Lateinischen gleichfalls gefehlt und somit nicht von dort ins Italienische übergehen können. Denn lat. *proin* oder *proinde, coire* u. dgl. sind Zusammensetzungen. Doch hat es sich im Italienischen gebildet in poi, noi, voi (lat. *post, nos,*

vos), wo das O durch seine diphthongische Erweiterung den Verlust der auslautenden Consonanz zu ersetzen sucht. Man kann auch die Interjection o (oh) hinzurechnen, wofür oi (ohi) vorkommt, besonders in der Zusammensetzung oimè, oitè (ohimè, ohitè wehe mir, dir). Aber in tuoi, suoi (Plur. von tuo, suo), scrittoi (Plur. von scrittojo Schreibstube) und ähnlichen ist i die für sich bestehende Pluralendung.

Au ist eigentlich der einzige Diphthong, der im Lateinischen vorkommt, wiewohl meist auf griechischer Grundlage. Er zeigt sich daher auch im Italienischen häufiger als alle übrigen. So in audáce, auditóre (neben uditore), auguráre, augústo, áula, aumentáre, áura (neben aria), áureo, auróra, ausiliáre, austéro, autóre, autúnno (lat. *audax, auditor, augurare* von *avis, augustus* von *avis* oder auch von *augere, aula* oder *αὐλή*, *augmentare* von *augere, aura* oder *αὖρα* neben *aër* und *ἀήρ*, *aureus, aurora* oder *αὔριος ὥρα*, *auxiliaris* von *augere, austerus* oder *αὐστηρός*, *auctor* von *augere, auctumnus*) — cáusa, cáuto, encáustico (*causa, cautus* von *cavere, encausticus* oder *ἐγκαυστικός*) — fáuci, fáusto, fráude (*fauces, faustus* von *favere, fraus*) — gáudio, gláuco (*gaudium, glaucus* oder *γλαυκός*) — inesáusto (*inexhaustus*) — láuro (*laurus*) — náufrago, náuta (*naufragus, nauta*, beide von *navis* oder *ναῦς*) — plausíbile (*plausibilis*). Wie jedoch dies Au häufig schon im Lat. als O gesprochen und geschrieben worden: so steht auch im Ital. häufig ein O dafür, wovon Weiteres nachher.

Ai fehlt wieder im Lateinischen, man müsste denn das früh veraltete *aulai* für *aulae* in Anschlag bringen wollen. Im Italienischen ist láido, laidézza (hässlich, Hässlichkeit) wohl das einzige Beispiel; allenfalls auch mai, dessen i jedoch auch das in *magis* gegebene sein kann. In rai (für raggi), animai (für animali), hai, dai, sai, stai, fai, vai ist i die für sich bestehende Flexionsendung.

Eu hat das Lateinische in den Partikeln *ceu, seu (sive), neu (neve)* und in der Interjection *heus* oder *heu, eheu*, ausserdem nur in griechischen Wörtern wie *rheuma* (*ῥεῦμα*), *Europa* (*Εὐρώπη*), mit welchen es auch in's Italienische übergegangen ist: réuma, Európa.

Ei ist im Lateinischen (wenn wir das zusammengesetzte

deinde und die veraltete Schreibart *omneis* für *omnes* u. dgl. m. ausser Acht lassen) gleichfalls nur durch ein Paar Interjectionen vertreten: *hei, eia,* von denen die erste mit ins Italienische übergegangen ist: éi (oder ehi). Doch hat es sich auch in sei (lat. *sex*, sechs) gebildet, wie oben poi etc. für *post*, etc., desgleichen in lei aus *illae* oder *ill-hae*, *ill-haec*, und in colei, costei, cotestei aus *ist-hae*. Das aus egli verkürzte ei ist aber nicht als Diphthong zu beurtheilen. Eben so ist in sei (du bist, von essere, lat. *es*) das i als Flexionsvocal von dem stammhaften e zu trennen; dasselbe ist der Fall in rei (Plural von reo, *reus*). Von nei, pei und ähnlichen ist schon oben (S. 138) gezeigt, dass sie keine Diphthongen enthalten.

Ausserdem liesse sich auch UI, die Verbindung der beiden consonischen Vocale selbst, als Diphthong ansehen, vorausgesetzt, dass die Etymologie nicht dagegen Einspruch thut, wie etwa in dem schon oben (S. 136 u. 137) angeführten fluido, ruina und ähnlichen. Das Lateinische bietet ein diphthongisches Verhältniss dieser beiden Vocale jedoch nur in der Interjection *hui* und in den Pronominalformen *huic*, *cui*, das Italienische in demselben cúi und in lúi (*ill-huic*), colúi, costúi, cotestúi, altrúi dar. Die Griechen bezeichnen ihr freilich nicht ganz gleichlautendes *υι* (denn ihr *υ* ist nicht u, sondern y, d. i. ü) als uneigentlichen Diphthongen, und auch ihr *ηυ, ωυ* nebst *ᾳ, ῃ, ῳ* nennen sie so.

Giebt es also Diphthongen im Italienischen? Ja gewiss; aber nicht 20 oder 49, sondern nur fünf oder (UI mitgerechnet) sechs, und auch diese nur auf Grundlage eines organischen Vorganges, der im Griechischen häufig, im Lateinischen und seinen romanischen Abarten nur sparsam auftritt und namentlich im Italienischen nur die vorstehenden*) Beispiele zählt. Die Dichter zählen sie stets einsylbig, und nur da nach Belieben auch zweisylbig, wo beide Vocale, wie in den vorhin (S. 138) angeführten Beispielen, nur zufällig zusammentreten und darum nicht diphthongiren.

---

*) Das Verzeichniss derer mit dem Diphthongen Au liesse sich allerdings noch durch die Ableitungen und einige andere seltnere Wörter um Etwas vermehren.

Es bleibt nur übrig, ein Wort über die Aussprache hinzuzufügen. Im Deutschen zeigt die Aussprache der Diphthongen eine wirkliche und vollkommene Vereinigung beider Laute zu einem gemeinsamen Mischlaute. Au ist ein wirklich einheitliches Zusammenklingen von a und u. Ai und Ei unterscheiden sich dabei wenig oder gar nicht von einander; ohnehin ist Ai bis auf wenige Ueberreste (Hain, Haide, Main, hie und da noch Getraide) aus unsrer Orthographie verschwunden. Beide lassen sich als den hohen Diphthongen bezeichnen, denen ein tiefer gegenübersteht, nämlich Eu, Oi, wo die Vereinigung des hohen Hauptvocals mit dem tiefen Nebenvocal dasselbe Produkt liefert wie die des tiefen Hauptvocals mit dem hohen Nebenvocal. Doch findet sich Oi nur in wenigen Ortsnamen (Boitzenburg, Loitz, Mois oder Moys), die übrigens wohl nicht germanischen Ursprunges sind. Auf dieselbe Weise behandeln wir nach des Erasmus Lehre auch die Diphthongen des Griechischen. Die Neugriechen weichen (der Reuchlinschen Aussprache folgend) davon ab. Sie vereinfachen *οι* und *ει* in i, *αι* in ä, *αυ* und *ευ* in av und ev, und nur *ου* bleibt (freilich auch einfach) u. Eine noch andre Art der Aussprache befolgt das Französische. Zwar zeigt sich auch hier das Bestreben, statt des diphthongischen Lautes einen einfachen zu setzen; aber dieser einfache ist dann derjenige, welcher in der Vocalreihe (U, O, A, E, I) zwischen den beiden steht, aus welchen der Diphthong zusammengesetzt ist. Beide Laute neutralisiren sich zu ihrem Mittellaute. Ai lautet demnach (wie im Neugriechischen) wie e oder ä, Au wie o, Oi entweder wie a (mit kurz vorgeschlagenem o) oder wie e (ä), nur dass in letzterem Falle die neuere Orthographie nicht mehr oi, sondern ai schreibt. Dasselbe Gesetz findet auch auf Ou Anwendung. Denn da das französische u (wie griech. *υ*) nicht unser u, sondern ü ist, welches zum Laute des i rückkehrend die Vocalreihe in einen Kreis zusammenschliesst: so nimmt der Laut u, mit welchem dieser Diphthong im Französischen wie im Griechischen gesprochen wird, zwischen o und ü die Mitte ein. Nur Ei hat keine Mitte; es lautet ä, d. h. wie ein offenes e. Was das Lateinische betrifft: so ist der Diphthong Au (nach dem Obigen eigentlich der einzige, den es hat) häufig schon dort in den O-Laut verfallen, wie

man an der Schreibart vieler Wörter erkennt. Denn für *cauda, caudex, caulis, lautus, plaustrum* u. a. findet sich auch *coda, codex, colis* (Kohl), *lotus, plostrum,* geschrieben; eine Menge von Wörtern zeigen daher auch in ihrer italienischen Form dies O an der Stelle des ursprünglichen au, wie coda, códice, odo *(audio),* cosa *(causa),* frode *(fraus),* lode *(laus),* oro *(aurum),* poco *(paucus),* roco *(raucus)* u. a. Wie nun im Italienischen? Die grosse Anzahl von Wörtern, in welchen irgend zwei Vocale neben einander stehen, ohne zusammenzugehören oder eine diphthongische Einheit auszumachen, folglich als zu verschiedenen Sylben gehörig ausdrücklich auch einzeln und neben einander gesprochen zu werden verlangen, ist ohne Zweifel die Ursache gewesen, dass beide Vocale auch in der verhältnissmässig viel geringeren Anzahl von Wörtern, wo sie wirklich diphthongiren, nach derselben Weise behandelt werden. Der Italiener spricht jeden Diphthongen zweisylbig: po-i, a-ura, la-ido, se-i, re-uma. Das heisst, er lässt die Bestandtheile des Diphthongen in der Aussprache aus einander fallen und hebt dadurch den Diphthongen selbst gewissermassen wieder auf. Dieser Umstand wird es wohl gewesen sein, der Manche bewogen hat, das Vorhandensein von Diphthongen im Italienischen gänzlich in Abrede zu stellen.

Zum Schluss noch die Benennungen, welche sich die Italiener für ihre Diphthongen ausgedacht haben. Sie nennen diejenigen, welche, ihrer Meinung nach, aus zwei reinen Vocalen bestehen, Dittonghi distesi, d. i. getrennte; und dieselbe Benennung dehnen sie ohne Unterschied auch auf die wirklichen Diphthongen aus, bloss weil deren Bestandtheile in der Aussprache, unglücklich genug, ebenfalls getrennt werden. Valentini unterscheidet diese D. distesi weiter noch in Dittonghi sdruccioli, piani und equilibrati, je nachdem darin der erste oder der zweite Vocal oder keiner von beiden betont ist (z. B. áere, réuma — paése, paúra — corpóreo, laidézza). Diejenigen, in welchen U und I die erste Stelle einnehmen, nennen sie Dittonghi raccolti, d. i. ungetrennte. Diese Benennung soll sich darauf beziehen, dass eigentlich nur der zweite Vocal gehört und im Verse auch nur dieser eine gezählt werde. Dabei wird aber übersehen, dass in Wörtern wie quale, guisa oder wie ghianda, chiesa,

bianco, piuma, fiore das U und I gleichwohl mit in die Aussprache eintritt, und dass vollends, wo U und I, betont oder unbetont, selbständigen etymologischen Werth haben, wie in prúa, virtuóso oder vía, glorióso, die Dichter allerdings von der Freiheit Gebrauch machen, auch beide Vocale zu zählen. Die Benennung passt also höchstens auf diejenigen Fälle, wo U und I Nichts weiter als die orthographischen Zeichen der Lautöffnung eines O und E sind, wie in buono, lieto, oder wo I den Quetschlaut eines G, C, gL bezeichnet, wie in giorno, bacio, meglio. Blanc empfiehlt hier deshalb die Benennung „Monophthongen“ oder „Diphthongoiden.“ Endlich ist in Fällen wie guaína (lat. *vagina*), buói (*boves*) oder figliuói (neben figliuóli), wo nicht einmal ein Diphthong vorliegt, gar noch von Trittonghi und Quadrittonghi die Rede. Man werfe doch den Plunder über Bord und sehe die Sache mit Verstand an!

Professor Dr. Staedler.

Ueber die Nothwendigkeit
einer
grösseren Ausbildung in unsrer Muttersprache.

Den Herren Schulmännern, welchen die nachstehenden Bemerkungen hauptsächlich gewidmet sind, wird es hoffentlich nicht unwillkommen sein, über Dinge, welche ihren Wirkungskreis betreffen, bisweilen auch die Urtheile von Leuten aus andern Fächern zu vernehmen, um so mehr, als diese in vieler Beziehung Gelegenheit haben, genauer zu prüfen, welche Anforderungen das praktische Leben an die zur Vorbereitung für dasselbe dienenden Bildungsanstalten zu machen berechtigt ist. Ohnehin dürfte es nicht mehr als billig sein, den ehemaligen Zögling der Schule, welcher seiner Zeit mit dem Zeugniss der Reife entlassen wurde, darüber zu hören, ob er später gefunden, dass die Schule auch ihrerseits ihre Pflicht gegen ihn überall erfüllt habe, oder nicht? Und wenn er nun bemerkt hat, dass diese Pflicht in einem Punkte von besondrer praktischer Wichtigkeit nicht genügend erfüllt wurde, und dass dieser Uebelstand fortdauert, so erscheint es gewiss geboten, denselben zur allgemeinen Kenntniss zu bringen. Ich stehe daher nicht an, hiermit auf einen solchen mir stark bemerkbar gewordenen Mangel aufmerksam zu machen, nemlich auf die meines Erachtens ungenügende Vervollkommnung der Jugend in unsrer Muttersprache, und zwar insbesondre auf den höheren Bildungsanstalten, mit Einschluss der Universität. Die Hebung des Unterrichts für die niederen Bildungsclassen, in welchen naturgemäss die Muttersprache ihre gebührende Berücksichtigung findet, ist bereits in erfreulicher Weise Gegenstand der all-

gemeinen Aufmerksamkeit wie der Fürsorge der Behörden, und ich nehme daher von einer Erörterung in dieser Beziehung Abstand. Einer desto eingehenderen Besprechung scheint mir der beregte Mangel in den höheren Bildungsanstalten zu bedürfen. Wenn ich hiermit in einer Zeit hervortrete, welche vor Allem auf thatkräftiges Handeln hinzudrängen scheint, so geschieht es in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenstandes, bei welcher längeres Zögern um so weniger am Platze sein möchte, als ich bis jetzt vergebens gehofft habe, diesen Gegenstand von den Herrn Schulmännern selbst in Betracht gezogen zu sehen.

Ich formulire meine Ansicht im Allgemeinen dahin:

> Dass die bisherige Art und das bisherige Maass der Ausbildung der Jugend in der geschickten Behandlung der deutschen Sprache auf den höheren Bildungsanstalten den Anforderungen der neueren Zeit nicht mehr entspricht.

Betrachten wir zunächst den Unterschied, welcher zwischen der Zeit vor den letzten vierziger Jahren unsers Jahrhunderts und der Zeit nachher in Bezug auf die Nothwendigkeit einer möglichst allgemeinen und vollkommenen Beherrschung unsrer Muttersprache obwaltet, so wird der ungeheure Abstand einem Jeden so einleuchtend sein, dass ich kaum nöthig habe, darauf näher einzugehen. Unter der absoluten Monarchie wurde die Verwaltung des Staats, abgesehen von der beschränkten Selbstverwaltung der Städte, Gemeinden etc., beinahe lediglich durch Beamte geführt und den übrigen Staatsbürgern war nur eine begrenzte berathende Theilnahme daran eingeräumt. Das amtliche Verfahren war meistens ein schriftliches und nichtöffentliches, und die Aspiranten zu den Aemtern wurden hauptsächlich erst durch ältere Beamte in der Aneignung der Form und der amtlichen Schreibart unterwiesen. Die auf eine vorzügliche Anwendung der Rede Angewiesenen waren höchstens: Lehrer, bei denen es sich doch meist nur um Fragen und Antworten handelte, — Prediger, die bei ihren Vorträgen schon durch mehrtägige Vorbereitungszeit, langsames Sprechen und eine Fülle biblischer Ausdrücke und Wendungen unterstützt werden, — Professoren, die gewöhnlich ihre Collegienhefte den Vorträgen

zum Grunde legten, — die langjährig geübten Dirigenten der Collegien, — ferner einzelne besondre Posten, wie Landtagsmarschälle u. dgl. — Die Schriftsteller von Profession betrachteten eigentlich die grössere Sprachfertigkeit als ihr besondres Eigenthum; die Presse selbst aber war durch Censur und sonstige Ueberwachung an freiem Aufschwunge gehindert. Bei dieser Sachlage genügte denn wohl die bisherige Ausbildung in unsrer Muttersprache auf den Schulen.

Jetzt dagegen nimmt unter der constitutionellen Monarchie das Volk durch seine Vertreter directen Antheil an der Staatsverwaltung, insbesondre an der Gesetzgebung, und die öffentliche Meinung wirkt als Regulator in der Staatsmaschine. Die Wohlhabenderen und Gebildeteren werden sogar zu den Schwurgerichten als Richter berufen. In den Kammern, in den Gerichtshöfen, in den Stadtverordnetenversammlungen u. s. w. findet mündliches und öffentliches Verfahren statt. Die von der Censur befreite Presse ist in der Lage, eine bei weitem freiere und grössere Thätigkeit als früher entfalten zu können; das Vereins- und Versammlungsrecht ist, unter gewissen Beschränkungen zur Verhütung des Missbrauchs, verfassungs- und gesetzmässig gewährleistet; und so suchen nicht blos die politischen Parteien durch Schriften und Reden möglichst ihren Ansichten Geltung zu verschaffen, sondern auch nach unendlich vielen anderen Richtungen hin und in allen Classen und Ständen herrscht ein bemerkenswerthes Streben, durch Austausch der Ideen Fortschritte herbeizuführen.

Wozu soll ich noch genauer auseinandersetzen und begründen, was beinahe Jedermann fühlt und weiss? Man wird mir ohne Weiteres einräumen, — und darum handelt es sich für uns hier, — dass die Rede (im weiteren Sinne) und ihr freier Gebrauch als vorzüglich wichtiges Medium sowohl für die Verwaltung des Staats und seiner einzelnen Zweige, wie für unsre ganze Entwickelung anerkannt ist, und dass demzufolge nicht nur theils viel grössere Anforderungen an die sprachliche Fertigkeit gegen früher gestellt werden, sondern auch das bedeutende Uebergewicht und der grosse Einfluss, den eine hervorragende Geschicklichkeit in der Behandlung der

Sprache und des zu besprechenden Stoffes verleiht, sich immer mehr geltend und fühlbar macht.

Hiernächst fragt sich nun, ob eine allgemeine Beherrschung der Sprache wirklich in zufriedenstellender Weise jetzt stattfindet, oder nicht? Ich glaube, dass wir diese Frage verneinen müssen. — Anfänglich hoffte man, dass die neue Zeit, und namentlich das mündliche Verfahren, selbst ein genügender sprachlicher Lehrmeister sein werde. Allein diese Erwartung hat sich, obwohl wir die Resultate eines mindestens 13jährigen Zeitraums überblicken, nur in mässiger Weise erfüllt. Man lasse sich bei der Prüfung des jetzigen Zustandes nur nicht blenden von dem helleren Licht, in welchem die ganze neuere Zeit erscheint; man halte die eigene Eitelkeit ein wenig nieder, die uns grade auf dem Gebiete der Rede so gern unser eigenes Lob zuflüstert, und übersehe endlich den Umstand nicht, dass in der Hauptstadt Berlin, gegen das übrige Land betrachtet, ein unverhältnissmässiger Zusammenfluss grösserer Talente stattfindet. Sonst zeichnen sich durch eine angeborne bedeutendere Sprachfertigkeit doch nur einzelne Theile unsres Vaterlandes aus. Betrachten wir die Sache etwas genauer, so dürfte, was zunächst den mündlichen Vortrag betrifft, nicht in Abrede zu stellen sein, dass selbst in den Kammern, wo wir doch die Elite der oratorischen Talente des ganzen Landes zu suchen haben, der wirklich tüchtigen Redner verhältnissmässig nur wenige sind. Im Auslande ist man offenbar derselben Ansicht; hat doch erst vor Kurzem eine bedeutende englische Zeitung (Daily News) Herrn v. Vincke bei Gelegenheit seines bekannten Amendements in der italienischen Frage „vielleicht den einzigen wahrhaft parlamentarischen Redner Deutschlands“ genannt. In den Gerichtshöfen ist die Redekunst zwar in besonders vielfacher Weise vertreten, sie wird aber von den meisten Juristen doch nur zur unerlässlichen Nothdurft gepflegt; die geschickteren Redner sind auch hier zu zählen, und diese sind meist natürliche Talente. Nicht wenige, und keineswegs bloss ältere Herren, sehen das öffentliche Sprechen immer noch als eine entschiedene Unannehmlichkeit an, der sie sich möglichst zu entziehen suchen, und oft genug kann man gradezu stümperhafte Vorträge zu hören bekommen. Ich selbst habe während einer mehrjährigen

Beschäftigung bei der Staatsanwaltschaft den Mangel einer höheren systematischen Vorbildung in der Eloquenz sehr deutlich empfunden und ein gleiches Geständniss auch von anderen Aufrichtigeren gehört. Als ich die ersten Male öffentlich aufgetreten war und nun bemerkte, wieviel mir zu einem Redner fehlte, war meine Verwunderung nicht gering, da ich auf dem Gymnasium jedenfalls nicht zu den Ungeschickteren in sprachlicher Hinsicht gezählt worden war, und obwohl ich das Versäumte möglichst nachzuholen suchte, blieb mir doch stets das Gefühl, dass eine frühe Vorbildung und fortgesetzte Uebung mir eine bei weitem grössere Gewandtheit und Sicherheit verschafft haben würde. Wenn jetzt ein grösserer Andrang zur Staatsanwaltschaft stattfindet, so kommt dies jedenfalls wenigstens theilweise auf Rechnung einer ungewöhnlichen Ueberfüllung im juristischen Fache, theilweise auch auf Rechnung des Ehrgeizes. Im Allgemeinen aber wird man mein Urtheil nicht anfechten können, dass selbst unter den Juristen die Eloquenz durchschnittlich nur nothdürftig vertreten ist.

Was die schriftliche Behandlung der Sprache anbelangt, so ist wohl auch hier, obgleich sich die Menge der literarischen Erzeugnisse sehr bedeutend vermehrt hat, doch ein allgemeiner grösserer Fortschritt nur wenig bemerkbar geworden. Gewandte Federn sind noch immer kein grade häufiger Artikel. Bei den Juristen war sogar unzweifelhaft unter der Herrschaft des schriftlichen Verfahrens die Ausbildung in der Form und sachgemässen Behandlung des Stoffes eine bedeutend sorgfältigere und gründlichere als jetzt. Ich habe in dieser Beziehung zahlreiche und zum Theil sehr auffällige Proben zu sehen Gelegenheit gehabt, und bin gewiss, dass meine Behauptung von den älteren Juristen, welche die frühere Ausbildung kannten, bestätigt werden wird. Ein Factum wenigstens möchte ich erzählen, weil es mir ein besonders helles Schlaglicht auf die Situation zu werfen scheint. Als ich einen der fähigsten und tüchtigsten Referendarien, die ich auszubilden hatte und dessen Arbeiten sich im Uebrigen sehr auszeichneten, auf die in denselben fehlende innere Ordnung und geschickte Behandlung sowie auf die einzelnen stylistischen Mängel aufmerksam machte und ihm in dieser Beziehung nach besten Kräften allgemeinere

und speziellere Unterweisungen angedeihen liess, war er über die Entdeckung dieses seine Ausbildung überhaupt berührenden Mangels nicht wenig erstaunt; er schätzte die erhaltene Belehrung so hoch, dass er auch später, als er bereits in anderen Sectionen beschäftigt war, sich von mir noch Arbeiten erbat, um sich in der Stylistik zu üben und zu vervollkommnen. Und dieser junge Mann war der Sohn des Directors eines unsrer renommirtesten Gymnasien, an dessen Ausbildung von ihm und seinen Lehrern sicherlich keine Mühe gescheut worden war. — Wenn nun trotzdem die Juristen durchschnittlich immer noch als die Geschicktesten in der Handhabung der Sprache und Bemeisterung des Stoffes gelten und dieselben gern herangezogen werden, auch wo es sich nicht grade um Gesetzeskenntniss handelt, so ist dies wohl Beweis genug, dass die anderen Classen in dieser Hinsicht, im Verhältniss zu ihrem sonstigen Bildungszustande, nicht genügend fortgeschritten sind.

Von einer Kunst der Debatte endlich ist bei uns beinahe noch keine Rede, während dieselbe z. B. in England, so viel ich weiss, schon früh von den jungen Leuten aus den gebildeten Classen geübt wird; und die Mnemotechnik, eine zu Cicero's Zeiten „bekannte und weltkundige Sache," eine Kunst, deren Aneignung von allen alten Rednern im Interesse der Eloquenz für unumgänglich nothwendig gehalten worden ist, scheint bei uns gänzlich in Vergessenheit gerathen zu sein.

Wenn man mir nun auch zugiebt, dass meistentheils nur eine nothdürftige und häufig unzureichende Gewandtheit in der Darlegung der Gedanken vorhanden ist, und dass ein besonderes Lautwerden des Bedürfnisses bis jetzt wohl theils durch die eigene Eitelkeit, theils durch falsche Schaam, Trägheit und durch die Hoffnung, dass sich das Uebel von selbst bessern werde, verhindert worden ist, so sind doch gewiss Viele der Meinung, dass eine Abhülfe nicht absolut nothwendig sei, da es ja in dem neuen Zustande im Ganzen vorwärts gehe. Viele befürchten sogar Nachtheile, indem die geschicktere sprachliche Ausbildung auch dem Schlechten zum Werkzeug diene. Andre sagen wenigstens: es wird schon übermässig genug geredet und geschrieben! Gott sei Dank, dass nicht Jeder die Fähigkeit hat, seine Weisheit vorzutragen; solcher Zustand würde unerträglich

sein! Hüten wir uns, ein Volk von wohlrednerischen Schwätzern ohne Thatkraft zu erziehen! Mag der Einzelne sich helfen, wie er kann! Wenn's noth thut, werden ihm die Worte nicht fehlen, oder, wie Göthe den Faust sagen lässt:

„Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor!"

Darauf erwiedre ich: Man darf sich nicht dabei beruhigen, dass es im Ganzen vorwärts geht, sondern muss zusehen, dass es noch besser und auch im Einzelnen überall möglichst gut bestellt sei. Wenn einmal ein allgemeines Bedürfniss empfunden wird, so muss dessen Abhülfe angestrebt werden; und wenn wir gar einmal die allgemeine Besprechung jedweden Gegenstandes (innerhalb der gesetzlichen Schranken) als wesentliche Lebens- und Fortschrittsbedingung für den Staat und seine Mitglieder erkannt haben, so ist es offenbar Thorheit, dieses Element nicht zur möglichsten Vollkommenheit auszubilden. — Dass dabei die Erhöhung der Sprachfertigkeit dem Schlechten ebenso wie dem Guten zu Statten komme, wäre schon an sich unerheblich; denn der Kampf zwischen Gut und Böse auf unsrer Welt ist ewig und von Gott eingesetzt, und wenn das Gute und das Böse mit gleichen Waffen kämpfen, so könnnen wir getrost die Erhaltung des Gleichgewichts der göttlichen Weltordnung anheimstellen und dürfen uns nicht abhalten lassen, ein Mittel zur Beförderung des Guten und des Fortschritts zu vervollkomnen, blos weil es auch schlechten Absichten dienen kann. Erwägen wir aber weiter, dass der Schlechte, da er meistens offen nicht durchkommt, sich schon selbst Geschick und Raffinement in jeder Weise anzueignen sucht, so zeigt sich, dass die allgemeine Vervollkomnung der Sprachfertigkeit überhaupt mehr dem Guten förderlich ist. Sie erweist sich aber beinahe als eine Nothwendigkeit, gegenüber der Superiorität, welche die grössere Geschicklichkeit überhaupt verleiht. Denn, geschieht nichts für die Verallgemeinerung der Sprachfertigkeit, so ist das sich herausstellende unverhältnissmässige Uebergewicht der einzelnen Geschickteren, auch wenn sie keine unlauteren Absichten haben, immer eine unangenehme und bedenkliche Sache, welcher möglichst entgegengearbeitet werden muss. Man kann in dieser Beziehung von den Mitgliedern unsrer Kammern selbst

Klagen zu hören bekommen, und dabei erlaube ich mir auch die beiläufige Bemerkung, dass, wenn man in den Kammern das Vorherrschen der Juristen, die trotz der Missstimmung darüber immer wieder gewählt zu werden scheinen und deren massenhafte Erwählung gewiss auch ihre Schattenseite hat, beseitigen will, es nothwendig sein wird, die Gewandtheit, durch welche sich die Juristen im Allgemeinen auszeichnen, auch den anderen Classen beizubringen. Sind nun aber gar die gewandteren Redner und Schriftsteller keine wohlgesinnte Männer, so ist die Gefahr des Unheils gross. Die Geschichte bietet dazu traurige Belege genug und wir selbst haben dergleichen schon erlebt. Selbst die allgemeine Bildung und der gesunde Verstand sind kein ausreichendes Schutzmittel gegen die Künste der Rede. Ich berufe mich auch hierüber auf unsre eigenen Erlebnisse und bin in meiner Praxis oft genug Zeuge gewesen, wie sich selbst gebildetere Geschworne von einem geschickten Redner irre führen liessen. Es bleibt in der That, nachdem die Censur als mit den neuen Prinzipien unverträglich abgeschafft ist und Ueberwachung und Verbote auf ein möglichst geringes Maass reduzirt worden sind, kaum ein besseres Mittel übrig, als sich die Waffen des Feindes und seine Fechtkunst selbst anzueignen, d. h. die gewandte Behandlung der Sprache und des Stoffes möglichst zu einem Gemeingut zu machen. Nur der in dieser Beziehung selbst Geübte durchschaut die Künste des Redners, nur er widersteht dem Zauber, der den Unkundigen gefangen nimmt. — Ich bin ferner fest überzeugt: jemehr die Sprachfertigkeit Gemeingut wird, je weniger wird sie als ein besondrer Vorzug erscheinen, und da das Gewöhnliche nicht mehr reizt, so würde dann eher weniger als mehr Unnützes geredet und geschrieben werden, wie jetzt; wenigstens ist dies nach anderen analogen Erfahrungen mit höchster Wahrscheinlichkeit zu vermuthen. — Auch der Mangel an Thatkraft geht keineswegs mit der Geschicklichkeit in der Sprache Hand in Hand. Sprachfertigkeit ist an sich nichts Entnervendes und unser militairisches Element, das Turnen etc. würden jedenfalls genügende Gegengifte sein. Den Völkern des Alterthums, bei denen die Redekunst am meisten gepflegt wurde, den Griechen und Römern, kann man sicherlich keinen Mangel an Thatkraft vorwerfen;

ihre endliche Erschlaffung rührte von anderen Ursachen her. Und wenn bisweilen in kritischen Zeiten ein kräftiger Haudegen den Ausschlag gegeben hat, so zeigt dagegen die Geschichte thatkräftige Männer genug, welche ebensogut mit dem Worte und der Feder wie mit dem Schwerte umzugehen wussten. — Dem citirten Ausspruche Göthe's endlich, der übrigens doch selbst die Schönheit und Vollendung der Form so hoch stellte und dessen Ermahnung Faust's an seinen Famulus überhaupt nur gegen die Verirrung in das andre Extrem gerichtet ist, darf man gewiss mit vollem Recht das alte bewährte Sprüchwort „Uebung macht den Meister" entgegensetzen, und welche praktische Bedeutung die grössere oder geringere Meisterschaft auf dem Gebiete der Rede habe, ist von mir erst vorher gezeigt worden. Jeder weiss aber auch aus Erfahrung, dass wirklich häufig, selbst in entscheidenden Augenblicken, nicht einmal die nöthigsten Worte zur Stelle sind und die gute deutsche Blödigkeit und Aengstlichkeit oft das Beste von dem verschluckt, was zu sagen sich Jemand vorgenommen hatte. Ich habe dergleichen Fälle wiederholentlich vor Gericht erlebt, wo es sich um harte Strafen handelte und der Vertheidiger aus Aengstlichkeit oder Unbehülflichkeit seinen Clienten gründlich im Stich liess. Nimmt sich dann nicht der Staatsanwalt oder der Präsident des Angeklagten an, so kann es auch einem Unschuldigen recht gut passiren, dass er verurtheilt wird. Ist es nicht beinahe frevelhaft, dass wir erst auf Kosten der Angeklagten unsre jungen Juristen ihre rhetorischen Studien anfangen und die Gewöhnung dreisten Auftretens gewinnen lassen? Solche Missverhältnisse entstehen vielfach daraus, das wir die höhere Ausbildung der Sprachfertigkeit dem Einzelnen überlassen. — Ich kann hierbei endlich nicht umhin, auch darauf aufmerksam zu machen, wie doch in andrer Hinsicht so viel dafür geschieht, die Jugend schon frühzeitig für die Bedürfnisse des Staats vorzubereiten und geschickt zu machen. Da unser Staat bei seiner Kleinheit einer potenzirten Ausbildung des militairischen Elements bedarf, so wird nach Möglichkeit darauf hingewirkt, den Sinn dafür rege zu erhalten und einen kräftigen Soldatenstamm zu erziehen. Erst neuerdings ist man hauptsächlich aus diesem Grunde wieder dazu gekommen, das Turnen zu begünstigen. Aber freie Rede,

Versammlungsrecht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sind doch auch als Factoren für die Erhaltung und Entwickelung des Staats wichtig genug, und wenn wir dies anerkennen, so müssen wir auch das Element, auf welchem die lebendige Wirksamkeit aller dieser Factoren beruht, die Rede selbst, zur möglichsten Ausbildung bringen; sonst bauen wir ein Gebäude ohne tüchtiges Fundament, oder besser: eine Maschine ohne genügende bewegende Kraft. — Mich dünkt, die alten Redner und Schriftsteller müssten lächeln, wenn sie sähen, wie wir gewissenhaft ihre Werke lesen, den Scharfsinn darin, die Kunst und den Fleiss bewundern und uns an den Schönheiten erfreuen, wie wir darüber einig sind, dass das Lesen der Classiker zur Bildung nothwendig sei, und dabei eigentlich den Wald vor Bäumen nicht sehen und keine Nutzanwendung von der handgreiflichen Bemerkung machen, welche ungeheure Wichtigkeit die Alten der Kunst der Rede und ihrer Ausbildung, vornehmlich für die Staaten mit regem öffentlichen Leben, beigelegt haben, welche Aufmerksamkeit und welchen Fleiss sie diesem Studium zugewandt, und wie fast alle grossen Männer des Alterthums dasselbe zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht haben.

Nach dem Vorgetragenen wird mir, denke ich, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer möglichst tüchtigen und frühzeitig zu beginnenden Ausbildung der Sprachfertigkeit nicht mehr bestritten werden. Es fragt sich nun: Was kann und soll dafür geschehen? Im Allgemeinen kann man annehmen, dass in den Fächern selbst, in welchen die Sprachfertigkeit bereits zur Anwendung kommen soll, Alles, was sich dort noch für die Ausbildung thun lässt, geschieht und geschehen wird, weil dort das allseitige Interesse daran am grössten ist. Desto nothwendiger ist es, die Gewährung einer sorgfältigen Vorbildung in's Auge zu fassen.

Was geschieht nun für diese Vorbildung auf der Universität? In Wahrheit: blutwenig, und die drei kostbarsten Jahre, welche sich am meisten zur sprachlichen Vervollkommnung eignen, vergehen in dieser Beziehung ohne sonderlichen Erfolg, wenn nicht die Studirenden auf eigne Faust dieses Studium ernstlicher betreiben. Die Eloquenz figurirt zwar unter den Lehrgegenständen der Universität, sie wird aber unter denselben entschieden

als eine Nebensache behandelt, beziehungsweise sogar ignorirt. Es ist mir hier in keiner Weise um Persönlichkeiten zu thun; deshalb enthalte ich mich, auf Details einzugehen. Der Zustand ist aber im Allgemeinen derart, dass es ebensosehr als eine Nothwendigkeit wie als eine Ehrenpflicht erscheint, für eine Verbesserung Sorge zu tragen. Ich gebe zu, dass der Zwang zu den Studien auf unseren Universitäten ein beinahe illusorischer ist, bin aber fest überzeugt, dass bei dem Reiz, der in dem Studium und in der Uebung der Eloquenz liegt, und bei der hohen praktischen Wichtigkeit derselben, welche auch von den jungen Leuten schwerlich verkannt werden wird, die Betheiligung der Studirenden lebhaft genug sein würde, wenn nur von Seiten des Staats mehr Anregung gegeben würde. Aber was soll man von den Studirenden erwarten, wenn die Unterrichtsbehörden der Sache selbst keine besondre Aufmerksamkeit sckenken und ihr wenigstens thatsächlich keine Wichtigkeit beilegen. Vor Allem ist dafür zu sorgen, dass auf den Universitäten von den tüchtigsten und ausgezeichnetsten Kräften, insbesondre zugleich praktisch geübten Männern, über Stylistik und Rhetorik Vorlesungen gehalten werden. Ausgezeichnete Vorlesungen werden nicht verfehlen, ihre Anziehungskraft zu äussern. Aber auch sonst mögen die Behörden keine Gelegenheit versäumen, die Studirenden zu diesem Studium anzuregen, und sie auf die Wichtigkeit desselben hinzuweisen. Solche Gelegenheiten bieten sich genugsam dar. Es wird auch immerhin etwas fruchten, wenn den Examinanden der Nachweis auferlegt wird, dass sie dieses Collegium gehört haben, wie dies ja bereits bei anderen zur Vorbereitung in den einzelnen Fächern für nothwendig gehaltenen Lehrgegenständen geschieht. Man darf aber hierbei nicht stehen bleiben, sondern es muss auch möglichst dafür gesorgt werden, dass die Studirenden in mündlichen Vorträgen und in der Kunst der Debatte selbst geübt werden. Wenn dergleichen Uebungen sich mit den allgemeinen Collegien über Eloquenz nur in beschränkterem Maasse werden verbinden lassen, — obgleich auch dies Wenige höchst lehrreich und anregend sein wird, so erscheint es um so nothwendiger und geeigneter, dergleichen Uebungen und den rhetorischen Unterricht überhaupt in kleineren, den einzelnen praktischen

Fächern sich anschliessenden Kreisen zu begünstigen. Unzweifelhaft werden sich namentlich unter den jüngeren Lehrkräften der Universität geeignete Männer genug, welche mit der Praxis vertraut sind, hierzu finden. Aber auch ausserhalb der Universität werden tüchtige Kräfte zum Vorschein kommen, welche in erfolgreicher Weise die Bestrebnngen in der beregten Hinsicht unterstützen können, und die Behörden würden meines Erachtens wohl daran thun, solchen rhetorischen Privat-Unterricht nicht zu erschweren oder zu beschränken, sondern zu begünstigen, soweit nicht ein Missbrauch stattfindet. Je mehr Concurrenz, desto besser. Bei solcher vielfachen Anregung wird es denn auch nicht fehlen, dass die jungen Leute selbst sich unter einander vereinigen und Redeübungen halten, und so wird gewiss ein Fortschritt herbeigeführt werden, der, wenn er auch nicht sogleich alle Erwartungen erfüllt, doch schon in erspriesslicher Weise wirksam sein und zu weiterer kräftiger Fortentwickelung führen wird.

Ich wende mich nun zu den Gymnasien und höheren Schulen, auf welchen namentlich in den oberen Classen für eine tüchtige Vorbildung in der Sprachfertigkeit unzweifelhaft bei Weitem mehr gethan werden kann, als bisher. Hinsichtlich der geistigen Ausbildung und Vermehrung der Kenntnisse leistet der deutsche Unterricht in jenen Classen, soweit ich nach meinen Erfahrungen urtheilen kann, sehr Befriedigendes. Nur alle philosophischen Vorträge möchte ich, als über die Fassungskräfte selbst der Primaner hinausgehend, auf ein kleines Maass beschränkt wissen, und zwar auf die Grundzüge der Psychologie und Anthropologie, weil sich hier die jungen Leute noch an sinnliche Wahrnehmungen anlehnen können, sowie auf eine in einfach praktischer Weise und möglichst ohne schweren abstrakten Ballast zu gebende Belehrung über die Schlüsse und Beweise. — Was nun aber die Uebungen in der Form und Behandlung des Stoffes betrifft, nachdem das grammatisch richtige Schreiben und die Satzbildung in den unteren Classen gelernt worden, so bewendet es, abgesehen von spärlichen Versuchen mit mündlichen Vorträgen, mehr oder weniger bei einer nicht bedeutenden Anzahl von Aufsätzen, bei denen wohl dem Schüler anempfohlen oder auferlegt wird, sich eine Disposition

zu machen, die aber durchaus keine energisch-tendenziöse, systematische und vielseitige, den neueren Anforderungen entsprechende Ausbildung repräsentiren. Im Gegentheil: die Form tritt dabei insofern noch mehr zurück, als man, wie mir scheint, meistens den Fehler begeht, dem Schüler in Bezug auf die Beschaffung des Materials und die Produktion eigner Gedanken zuviel zuzumuthen. Die jungen Leute sind gewöhnlich in peinlicher Verlegenheit um Stoff zu ihrem Aufsatz. Oft hört man sie, wenn sie ein neues Thema nach Hause bringen, sagen: Was soll man nun darüber schreiben? Ich erinnere mich, dass zu meiner Zeit in Prima selbst von sehr fähigen Schülern ein förmlicher Tauschhandel mit solchem Stoff getrieben wurde, welcher, gehörig breitgetreten, endlich hinreichte, den verlangten Bogen voll zu machen. Wozu nützt es nun, frage ich, dass sich der Schüler, wie es jetzt geschieht, mit Mühe das Material aus Büchern zusammensucht oder von Eltern, Hauslehrern, Freunden und Mitschülern erfrägt? Ist es nicht besser, dem Schüler sogleich das Material reichlicher zu gewähren und dafür die Form vielseitiger zu üben? Ebenso misslich ist es mit den eigenen gedanklichen Zuthaten des Schülers, die gewöhnlich den schwächsten Antheil an den Aufsätzen bilden, theils, weil eine umfassendere und schärfere Beurtheilung, namentlich die Fähigkeit abstracterer Reflexion, wirklich erst durch die in den folgenden Lebensjahren eintretende physische Reife, unter Mithülfe der Schule des Lebens und der ferneren Studien hervorgebracht wird, theils aber auch, weil der Schüler nicht genug geübt worden ist, sich in einem Gegenstande zurechtzufinden, ihn systematisch und folgerecht zu zergliedern und so zu bemeistern. Ich halte es nicht für zweifelhaft, dass häufigere Uebungen in dieser Hinsicht und die Behandlung ein und desselben Gegenstandes in verschiedenen Formen und nach verschiedenen Richtungen hin dem Schüler die Beherrschung und Bearbeitung des Gegenstandes nicht allein bedeutend erleichtern, sondern ihm auch mehr Gedanken zuführen und seinen Verstand mehr üben und schärfen werden, als dies bei den jetzigen Aufsätzen geschieht, welche bei der dem Schüler fast ganz überlassenen Art der Bearbeitung beinahe stereotyp jenen bekannten Charakter farb- und zielloser Objectivität tragen. Weit entfernt, geist-

tödtend zu wirken, wird bei verständiger Leitung die Verschiedenheit der Form für den Schüler die Brücke sein, den Gegenstand auch innerlich von allen Seiten kennen zu lernen und die feineren Unterschiede und Schattirungen zu bemerken; die Behandlung des vorher farblosen Gegenstandes wird nun in seinem wechselnden Farbenspiel Leben und Reiz für den Schüler gewinnen, und er wird ein bestimmtes Ziel haben, auf das er gern und freudig losarbeitet, während er jetzt in dem weiten Felde eines allgemeinen Themas gewöhnlich ohne Ziel und Compass umherirrt. Das objectiv Wahre und Richtige wird sich dabei zur Genüge von selbst herausstellen, oder es wird dem Lehrer mindestens leicht sein, dasselbe die gebührende Berücksichtigung finden zu lassen.

Die in der Methodik bewanderten Herren Schulmänner werden am besten feststellen, in welcher Stufenfolge und Menge diese Uebungen mit den Schülern anzustellen sein werden. Ich möchte mir nur noch erlauben, auf folgende Punkte als nach meiner Ansicht besonders wichtig aufmerksam zu machen, für die ich indessen keinen Anspruch auf methodischen Werth erhebe, bei denen ich vielmehr nur die Erfahrungen und Bedürfnisse des praktischen Lebens berücksichtige.

I. Bei den schriftlichen Arbeiten wird

A. hinsichtlich ihres inneren Bau's

das rein chronologische Prinzip, d. h. die Anordnung nach der Zeitfolge, als die natürlichste und einfachste Art der Behandlung am wenigsten der Uebung bedürfen. Man wird also am besten in den unteren Classen mit der einfachen Geschichtserzählung anfangen, dann zu der Beschreibung und Schilderung übergehen, und endlich in den höheren Classen, anstatt hier, wie es wohl noch geschieht, die Zeit mit rein geschichtlichen Ausarbeitungen zu verschwenden, die grösste Sorgfalt auf die geschickte Combination des chronologischen Prinzips mit dem Prinzip der logischen Anordnung und Gruppirung verwenden müssen. Wir sind dies auch mit unseren angehenden Juristen am meisten zu üben genöthigt, so, dass unter Vermeidung aller Wiederholungen und Ausschluss alles nicht zur Sache Gehörigen die möglichste

Kürze, und im steten Hinblick auf den Zweck der Arbeit die entsprechende klare und übersichtliche Anordnung erzielt wird. Spezieller hierauf einzugehen, dürfte zu weit führen. — Um die Schüler an scharfe Gliederung nach Haupt- und Unterabtheilungen nebst ihren Dependentien und Nebenumständen zu gewöhnen, wird es nothwendig sein, zugleich häufigere Uebungen vorzunehmen:

a. in der Aufstellung solcher Dispositionen,

b. im Skelettiren fremder Aufsätze und Reden, soweit solche dem Schüler zugänglich gemacht werden können (auch der eigenen Aufsätze und mündlichen Vorträge der Schüler untereinander). Letztere Uebung (b.) ist zugleich eine vortreffliche Vorübung für die Debatte, zumal es nur dadurch möglich wird, ein ungeordnetes Schriftstück oder einen confusen Redner zu widerlegen, indem man zuerst klar macht, was eigentlich das Gerippe und der Kern des Gesagten ist.

B. Was die weitere Ausführung und Tendenz der Arbeiten anlangt, so würde ich vorschlagen, weil die vollständige Bemeisterung des Gegenstandes und die Auffindung des objectiv Wahren und Richtigen das Schwerste ist, den Gegenstand erst nach einseitigen Richtungen hin (welches Verfahren ja auch im praktischen Leben meistens Anwendung findet), und dabei wieder in verschiedener Form bearbeiten zu lassen, also z. B. 1) in ungünstiger Tendenz (anklagend, tadelnd etc.) 2) in günstiger Tendenz (Vertheidigung, Lobrede), oder: eine berühmte Person nach verschiedenen getrennten Beziehungen aufgefasst, etc.; und alles dies wieder ganz oder theilweise in energischer oder achtungsvoller, versöhnender, höflicher etc. Weise; ferner: in Form des gewöhnlichen Aufsatzes, der Rede, des Briefs, des Gesprächs etc. (Die Gesprächsform ist, weil sie der Uebersicht und dem klaren Fluss hinderlich wird, weniger beliebt, jedoch als Vorübung zur Debatte wesentlich.)

C. Behufs feinerer Beherrschung der äusseren Form im Einzelnen würde man 1) anfangen mit Uebungen in der gefälligen Verbindung der Sätze und im Periodenbau; 2) dann

würden Uebungen folgen: denselben Gedanken in verschiedenen Ausdrücken und Wendungen wiederzugeben, wobei die feineren Schattirungen klar zu machen. (Der Mangel dieser Uebung wird besonders beim öffentlichen Reden sehr unangenehm empfunden.) 3) Endlich würden mit den grösseren Arbeiten selbst Uebungen in der Benutzung der praktisch wichtigsten Redefiguren zu verbinden sein.

II. Bei den mündlichen Redeübungen, freien Vorträgen und Disputationen, würde meines Erachtens besonders darauf zu sehen sein, dass dem Anfänger der Stoff vollkommen geläufig sei, damit der Vortragende nicht ängstlich und abgeschreckt werde und er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der mündlichen Redeform selbst und der Einrichtung des Vortrags widmen könne. Geschichtliche Stoffe würden also hier für die Schüler besonders am Platze sein; auch dürfte es sich empfehlen, bereits schriftlich, jedoch einseitig bearbeitete Themata nach einer anderen Richtung hin in mündlicher Rede behandeln zu lassen.

Ueber die allgemeinen hierbei zu gebenden rhetorischen Belehrungen (bei welchen insbesondre auch die Lectüre der betreffenden Schriften Cicero's und Quintilians, sowie das Lesen guter Reden den Schülern zu empfehlen), dürfte dann auch die Vorbildung für die Debatte möglichst in's Auge zu fassen sein. Wenn es gleich in dieser Kunst erst durch die erweiterten Kenntnisse und durch das reifere Urtheil möglich wird, Grösseres zu leisten, so ist es doch namentlich nothwendig, die Schüler schon früh daran zu gewöhnen, sich jeden Gegenstand möglichst genau zu definiren, ihn schnell zu classificiren und sich seine Haupteigenschaften, Ursache und Wirkungen zu vergegenwärtigen; dies ist für die Schnelligkeit des Urtheils und die Schlagfertigkeit der Rede absolut wesentlich. Ausserdem aber müssen die Schüler schon mit den erlaubten und unerlaubten Künsten der Rede vertraut gemacht werden. Die erlaubten Künste (nicht blos Redefiguren) sind in der Theorie bekannt genug; es giebt aber in praxi viele eigentlich unerlaubte Kunstgriffe, die in der Theorie unbekannt oder wenigstens nicht genug gewürdigt sind. Sie werden, geschickt verhüllt, von weniger gewissen-

haften Rednern oft mit ausserordentlichem Erfolge angewendet, während andrerseits der Redner dabei von einem aufmerksamen Gegner leicht blosgestellt und lächerlich gemacht werden kann, daher die Kenntniss dieser Kunstgriffe von wesentlichem Vortheil ist. Es gehört dahin z. B. das bei Anklägern beliebte Manöver, wenn die Beweise dürftig und dünn sind, aus einem eigentlich einfachen Umstande mehrere zu machen, indem man ihn einmal in negativer, dann in positiver Fassung vorträgt, oder die einzelnen Eigenschaften, Requisite, Theile und sonstige Dependentien eines Dinges als selbständige Dinge behandelt und hervorhebt; ferner die „Verdrehung" des vom Gegner Gesagten, wobei es oft genügt, ein einziges Wort anders zu betonen, und dergleichen mehr.

Bei allen Redeübungen gestatte man niemals ein Auswendiglernen des ganzen Vortrags, und ebensowenig die Benutzung von Concepten, nur ausnahmsweise die von Notizen; der Gedankengang muss feststehen, aber die Ausführung möglichst frei sein. Statt dessen halte ich, um das Festhalten des Gerippes des Vortrags im Gedächtniss zu ermöglichen, mnemotechnische Uebungen für unerlässlich. Es ist wohl kaum nöthig, sich für diese Behauptung auf das Zeugniss der Griechen und Römer zu berufen, welche doch gewiss kein schlechteres Gedächtniss hatten, als wir. Jeder, der öffentlich gesprochen hat, weiss, wie schwer es ist, eine längere Reihe zu besprechender Punkte ohne Notizen vollständig und in richtiger Ordnung vorzubringen. Viele Redner scheitern an dieser Klippe gänzlich. Mancher, der einmal den wenig beneidenswerthen Moment gekostet hat, wo dem Redner der Faden völlig abreisst und er sich 100 Meilen weit wegwünscht, verliert den Muth zum öffentlichen Reden für immer. Andre bleiben beängstigt, und ich kenne nicht Wenige, welche grundsätzlich die Aufzählung: erstens, zweitens etc. vermeiden, aus Furcht, dass sie schon beim zweiten oder dritten Punkte vergessen haben könnten, was sie sagen wollten. Man erlaube mir, mit wenigen Worten auf die uns fast ganz fremd gewordene Gedächtnisskunst näher einzugehen. Sie zerfällt wohl in zwei Hauptarten. Die erste möchte ich die „intuitive" nennen. Die Erfahrung

lehrt nämlich, dass die Einbildungskraft im Stande ist, dasjenige, was man mit den Augen einmal genau oder wiederholt betrachtet hat, dem inneren Auge des Menschen so zu reproduziren, dass er es wie ein Bild vor sich zu sehen glaubt. Hat man eine Stelle in einem Buche mit dem Willen, sie zu behalten, öfters gelesen, so sieht man nacher die Seite in der Erinnerung förmlich vor sich und kann die Stelle ablesen. Bei einiger Uebung kann man sich das zu Behaltende von vorn herein auf einem bestimmten Gegenstande (z. B. auf einer Tafel) in Abtheilungen oder sonst in übersichtlicher Ordnung aufgeschrieben denken und dort gradezu ablesen. Bedient man sich dazu nur weniger andeutender Worte, so ist die Sache gar nicht schwer. Als ich auf dem Gymnasium war, wurden wir auf diese Weise von unserm vortrefflichen mathematischen Lehrer geübt, grössere Gleichungen im Kopf auszurechnen. Die Mnemotechnik der Alten war bekanntlich im Wesentlichen ähnlicher Art; sie zogen es jedoch vor, die zu behaltenden Dinge in lebhafte, hervorstechende Bilder zu übertragen, die sie sich auf einem bestimmten Raume in Feldern geordnet dachten. Die andre Art der Gedächtnisskunst ist mehr Verstandessache. Sie besteht darin, dasjenige, was auf den Geist einen zu matten Eindruck macht oder zu schwer zu behalten ist, mit Reizen zu versehen, welche im Gedächtniss fester haften. Dahin gehören: Die Fassung in Reime, besonders Knittelverse, die Auffindung von etwas Komischem, Seltsamen, Wunderbaren an der zu behaltenden Sache, absichtliche Entstellung, Assonanzen, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, die Verbindung mit anderen Dingen und Personen, die dem Gedächtniss schon bekannt, geläufig, lieb sind, etc. Auch diese Art der Gedächtnisskunst leistet, namentlich bei Einzelheiten, gute Dienste. Es giebt übrigens noch jetzt Leute, welche die Mnemotechnik besonders studirt und cultivirt haben, und es dürfte nicht unangemessen sein, sie aufzusuchen und ihre Kenntnisse zu benutzen und zu verbreiten.

Man wird mir wahrscheinlich einwenden, dass zu allen den von mir geforderten Uebungen die Zeit nicht zureichen werde. Ich kann jedoch diesen Einwand nicht gelten lassen. Die Sache sieht in mancher Hinsicht gefährlicher aus, als sie ist. Viele

jener Uebungen lassen sich leicht in einer und derselben Arbeit combiniren; bei vielen ist gar keine Arbeit nöthig, sie können ab und zu in der Lehrstunde vorgenommen werden, ja, manche können und sollten füglich auch in anderen als den deutschen Lehrstunden nebenher mitberücksichtigt werden. Man lasse ferner bei den Arbeiten und Reden die heutzutage ohnehin unbeliebte grosse Länge gänzlich fallen, arbeite vielmehr auf angemessene Kürze hin und muthe, wie gesagt, dem Schüler in Bezug auf die Sammlung des Stoffs nicht zuviel zu. Man beschneide endlich die fruchtlosen philosophischen Vorträge, und dann wird, wie ich aus eigner Erfahrung wohl beurtheilen kann, die Zeit nicht fehlen, zumal man von Obertertia an einen 4—5 jährigen Zeitraum bis zum Abiturientenexamen vor sich hat. Für die schriftlichen Uebungen wenigstens wird reichliche Zeit vorhanden sein. Sollte dieselbe für die mündlichen Vorträge nicht zureichen, so verlange ich entschieden, dass man die lateinischen Vorträge und Disputationen cassire und diese Zeit zu deutschen Vorträgen verwende; denn, so hoch ich auch die Fertigkeit in den alten Sprachen schätze, so erscheint es doch offenbar widernatürlich und unpraktisch zugleich, die Muttersprache einer fremden nachzusetzen.

Die Herren Lehrer aber, welchen der deutsche Unterricht zugetheilt ist, erlaube ich mir schliesslich daran zu erinnern, dass zu einer tüchtigen und vollständigen Erfüllung ihrer Aufgabe neben der Theorie auch ein eingehendes Studium der Bedürfnisse des praktischen Lebens in Bezug auf die Ausbildung in unsrer Muttersprache nothwendig ist. Die Zeit ist vorüber, wo der Werth eines Lehrers nur nach seiner Gelehrsamkeit geschätzt wurde. Heutzutage, wo insbesondre im staatlichen Leben Alle zu Mitarbeitern werden müssen, haben die Lehrer vor Allen die Pflicht, sich in die Lage zu versetzen, dass sie der Jugend die den Erfordernissen der Zeit entsprechende Vorbereitung gewähren können. — Uebrigens aber bin ich selbst weit entfernt von der Anmassung, hier als Lehrmeister auftreten zu wollen; ich habe vielmehr Alles, was ich gesagt, nur in der festen Ueberzeugung zur Sprache gebracht, dass eine Abhülfe des bezeichneten Mangels nothwendig sei, und über-

lasse es Allen, die daran Interesse nehmen, namentlich den Herren Schulmännern, meine Behauptungen zu prüfen, zu berichtigen, zu verbessern und zu vervollständigen, bitte dann aber, mit aller Energie dahin zu wirken, dass das für richtig Erkannte zur Geltung gebracht werde.

Liesegar, in der Niederlausitz. Justizrath Schmidt.

Ueber den Ritter Kei,

Truchsess des Königs Artus.*)

Eine mehr beliebte und interessante, als gerade schöne Gestalt unter den Rittern des Königs Artus und dessen Tafelrunde ist der Ritter Kei. Das Interesse an demselben ist in der Blüthezeit mittelalterlicher Poesie so bedeutend gewesen, dass seine Person nicht bloss überall in den Artus-Romanen auftritt, sondern dass einzelne Gedichte ohne seine Persönlichkeit einen wesentlichen Theil ihres Gehalts einbüssen würden, dass er an einigen Stellen in sprichwörtlicher Weise als ein typischer Charakter auftritt.

Es scheint mir daher vom literarhistorischen, wie vom ästhetischen Gesichtspunkte aus der Gegenstand wichtig genug, Alles, was sich über denselben in unserer Literatur vorfindet, so weit dies Zeit und Hülfsmittel gestatten, zusammenzustellen; um so mehr, da derselbe den Meisten nur wenig oder gar nicht bekannt sein dürfte, da selbst die Gelehrten ihn entweder nur oberflächlich, oder gar nicht berührt haben.

Kurz, aber treffend hat Benecke in seinem Wörterbuch zum Wigalois sich über Kei ausgesprochen, während das neueste mittelhochdeutsche Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke

*) Nachstehende Abhandlung, welche vor ganz kurzer Zeit als Gelegenheitsschrift im Druck erschien, ist nur in einem sehr kleinen Kreise bekannt geworden. Das Lob, welches ihr Prof. Franz Pfeiffer in der Germania VI, 116 ertheilt, wonach der Verf. „zur richtigen Würdigung der eigenthümlichen und bisher fast räthselhaften Gestalt durch seine sorgfältige Untersuchung Wesentliches beigetragen und uns das Verständniss Kei's eigentlich erst erschlossen hat,“ rechtfertigt hinlänglich den nochmaligen Abdruck derselben. D. Red.

ihn unbegreiflicher Weise nur mit Citaten aus Wolfram von Eschenbach und einer Hinweisung auf eine Anmerkung Lachmanns zum Iwein abfertigt. Sodann hat Rosenkranz in seiner Geschichte der Deutschen Poesie im Mittelalter (Halle 1830) über Kei's Charakter gesprochen, aber sehr einseitig und oberflächlich, weil ohne vollständige Berücksichtigung des Ueberlieferten. Dagegen hat er in seiner Aesthetik des Hässlichen (Königsberg, 1853), wo man fast berechtigt war, eine Würdigung von Kei's Wesen zu erwarten, denselben nicht einmal genannt. Es muss dies schon deswegen befremden, weil er in jener älteren Schrift Kei einer gewissen Ausführlichkeit gewürdigt hat und in seiner übrigens sehr lehrreichen und geistvollen Aesthetik des Hässlichen andere weniger bedeutende und charakteristische Gegenstände der mittelalterlichen Deutschen Literatur berücksichtigt, z. B. Ulrich von Lichtenstein, den armen Heinrich, Gregorius auf dem Steine, Meier Helmbrecht u. A. m.

Gervinus hat in seiner Literaturgeschichte (1. Bd. S. 372, neueste Aufl.) in geistreicher Weise ihn mit Hagen und Ganelon zusammengestellt; aber seine Darstellung ist zu kurz und für Leser, die mit der ganzen Sache nicht vertraut sind, völlig unverständlich. Im Laufe der Untersuchung wird sich auch ergeben, dass sie einer wesentlichen Modification bedarf. San-Marte (Regierungsrath Schulz) ist der Einzige, der zuerst in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung des Parcival (1. Aufl. S. 596), dann in seiner Arthursage und in den Anmerkungen zu seiner Ausgabe Gottfrieds von Monmouth einige dankenswerthe Fingerzeige zu einer richtigeren Würdigung Kei's gegeben hat.

Der Ritter Kei war Truchsess, nach Wolfram von Eschenbach und in Französischen Gedichten auch Seneschal, am Hofe des Königs Artus. Sein Name ist in den Handschriften und daher auch in den Ausgaben und Schriften neuester Zeit verschieden geschrieben und ohne Zweifel auch gesprochen worden. In der Latein. Chronik Gottfrieds lautet er gewöhnlich Cajus, an einer Stelle jedoch Cheudo; in den alten wälschen Dichtungen heisst er durchweg Kei. Dieser Form entsprechen am meisten die Deutschen, man mag sich nun für Kai oder Kei, oder gar für die zweisilbige Form Keie oder Keii entscheiden, denn

alle diese und noch andere kommen vor;[1]) nicht die französischen Keu, Keus, Kex, so dass nach Lachmanns Meinung der Name in einer anderen, dem Wälschen näheren Form nach Deutschland gekommen wäre. Mit Sicherheit wird sich hier nicht leicht über das Richtige oder Richtigste eine Entscheidung treffen lassen. Die grosse Verschiedenheit in den Deutschen Gedichten mag theils von Willkür herrühren, hauptsächlich ist sie eine Folge der oft nur mündlichen Ueberlieferung, welche, wie wir ja hinlänglich wissen und erfahren, nicht bloss Thatsachen und Begriffe, sondern auch Wörter und Namen oft wunderlich verändert.

Der Ritter Kei ist nach den altenglischen Darstellungen einer der tapfersten Helden des Königs Artus. Er gehörte nach der 69. Triade zu den drei gekrönten Hauptleuten der Schlacht auf der Insel Britannien.[2]) Nach dem Mabinogi Kilhwch und Olwen[3]) schlug er mit seinem Schwerte Wunden, die kein Arzt heilen konnte. Er war nicht bloss höchst schlau, sondern auch im Besitz übernatürlicher Kräfte. Er konnte 9 Tage und 9 Nächte schlaflos zubringen, ohne zu ermatten. Er konnte jede beliebige Gestalt annehmen und, wenn es ihm gefiel, sich ausstrecken bis zur Höhe des höchsten Baumes im Walde. Die Hitze seiner Natur war so gross, dass ihn der heftigste Regen nicht durchnässte, dass, wenn seine Gefährten fror, sie an seiner Gluth sich erwärmten. Er führt oft den Beinamen „der Lange“ und sein Ross heisst in Gedichten „der langnackige Braune.“ Er war so tapfer, dass selbst der König Artus Bedenken trug, mit ihm zu kämpfen, wenn er, was oft geschah, mit ihm in Zwiespalt gerieth. In einem alten Bardenliede[4]) wird Kei's Tapferkeit von Gwenhwivar, der späteren Gemahlin des Königs

1) S. Lachmann zur Ausgabe des Iwein, S. 372, 2. Ausgabe.

2) S. San-Marte zu Gottfrieds von Monmouth: Historia Regum Britanniae, p. 409.

3) S. ebds. p. 411. Vgl. Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage von San-Marte.

4) De la Villemarqué: Contes populaires des anciens Bretons I. p. 20, theilt dies angeblich dem 10. Jahrhundert angehörende Gedicht in Französischer Uebersetzung mit. S. auch San-Marte in den Anmerk. zu Gottfried von Monmouth p. 381.

Artus, auf Kosten des Königs selbst gepriesen. Sie. Wer ist der Tapfere, der an der Spitze des Heeres einherzieht? Es ist der Held, den Niemand besiegen kann; Kei der Lange ist's, Seunis Sohn. Er. Ich werde reiten, wenn es mir gefällt und mein Ross tummeln; Kei zu besiegen, wird mir ein Leichtes sein. Sie. Sonderbar ist's, junger Mann, dich so reden zu hören. Wenn du nicht tapferer bist, als es scheint, würdest du mit hundert deines Gleichen Kei nicht besiegen. Er. Gwenhwivar, du Schöne, reize mich nicht, obgleich ich klein bin, werde ich hundert Krieger ganz allein besiegen. — Seine meisten Abenteuer besteht Kei mit Bedwir, dem Mundschenken des Königs. Er fiel nach Gottfried von Monmouth (X, 9) in einer grossen Schlacht gegen den Römischen Feldherrn Lucius, in welcher ihm Bocchus, König von Medien, eine tödtliche Wunde beibrachte. Er ward nach Camum gebracht, einer Stadt, die er selbst in der ihm von Artus geschenkten Provinz erbaut hatte. Nach seinem kurz darauf erfolgten Tode wurde er in der Kirche der Eremiten beigesetzt. Andere nehmen abweichend von dieser Erzählung Gottfrieds (X, 13) an, dass die Stätte seines Grabes Cair-Hir bei Aberavan in Glamorganshire sei.

Wie wenig wirklich Geschichtliches in diesen Erzählungen enthalten ist, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Doch glaube ich Lappenbergs Ansicht über den König Artus mit gutem Recht auch auf einen seiner ersten Hofbeamten und tapfersten Ritter anwenden zu dürfen.[1]) Hat die Dichtung die Wahrheit überflügelt, so ist das vorzugsweise leicht begreiflich in einer Zeit, in der es noch kein geschichtliches Bewusstsein, also auch keine historische Ueberlieferung giebt, der dichterisch schaffende Volksgeist dagegen sich in eine Fülle von Gestaltungen ergiesst, an denen sich die Nachwelt erfreut und erhebt. Für unseren Zweck ist jene Frage ohnehin von keinem Belange, denn in den Deutschen Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, ist es das poetische Interesse, der ästhetische Gesichtspunt allein, von welchem aus wir den Gegenstand einer näheren Betrachtung zu unterziehen haben.

1) Lappenberg: Geschichte von England, 1. Bd. S. 107.

Auch in den Deutschen Dichtungen des Mittelalters wird Kei's oft noch des Rühmlichsten gedacht. Er ist Truchsess und Seneschal des Königs Artus, daher als einer der ersten Hofbeamten überall mit Rath und That rasch zur Hand. König und Königin lassen sich seinen guten Rath gern gefallen,[1]) ja er ist wohl der Einzige, der guten Rath ertheilen kann.[2]) Er ist anerkannt der Tapfersten Einer und er ist sich seiner Tapferkeit wohl bewusst.[3]) Er drängt sich daher zum Kampfe vor überall, wo es die Ehre des Hofes, wo es das Wohl seines Fürsten und Herrn zu erheischen scheint.[4]) Im Erec[5]) fordert ihn der König in den ehrendsten Ausdrücken auf, mit Gawein nachzusehen, wer der tapfere Ritter sei, der in die Nähe des Hofes gekommen, und Gawein, „der Stolz der Tafelrunde,“[6]) nennt ihn seinen Freund.[7]) „Der Hof gewann nie einen besseren Helden, als Kei,“ sagt Hartmann von Aue,[8]) „wie hätte ihn sonst König Artus geduldet?“ Nach Heinrich vom Türlein[9]) war er so mannhaft, dass ihm kein Abenteuer zu schwer, keine Gefahr zu gross däuchte. Es würde ja Artus, darauf wird auch hier wieder mit Nachdruck hingewiesen, da er nur die Tapfersten um sich versammelte, ihn den andern Rittern nicht beigesellt haben, wäre er so gewesen, wie Mancher von ihm erzählt hat. Im Parcival Wolframs von Eschenbach heisst er der kühne,[10]) der starke, kraftreiche,[11]) männlich treue Mann.[12]) Nach Kei's Unfall meint Wolfram:[13]) „Kühne Leute sollten Kei's Geschick beklagen. Aus Mannhaftigkeit

---

1) Wolframs von Eschenbach Parcival p. 151, 13 flgde.
2) Lohengrin 451; Heinrich von Friberg 2860.
3) Hartmanns von Aue Erec 4633, 4669; Parcival 293, 19; 296, 13.
4) Hartmanns Iwein 2536 — 2566; Parcival 151, 13. und öfter
5) 4729 folgde.
6) Parcival 301, 7.
7) Erec 4931. Parcival 298, 10.
8) Iwein 2566.
9) Im Anhange zu Ferd. Wolf: Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, zum ersten Male abgedruckt v. K. A. Hahn, V. 605 folgde.
10) 292, 1.
11) 293, 19.
12) 297, 14.
13) 296, 13.

liess er sich zum Kampfe hinreissen. Man singt in manchen Landen, Kei, Artusens Seneschal, sei ein arger Höllenbrand. Davon muss ich ihn lossprechen. Er war der Würdigkeit Genosse. Er wär, wenn mir auch Wenige beistimmen werden, ein getreuer, kühner Mann. Verschiedene fremde Leute kamen an den Hof: wer nur zu betrügen kam, den sah Kei mit dem Rücken an; wahrhaft würdige Ritter wusste er wohl zu ehren. Zwar muss man eingestehen, dass er ein „Merker“ war; mit seinem Herrn aber meinte er es gut und schirmte ihn oft durch seine Rauhheit. Speichellecker, Schmeichler und falsche Wichte liess er nicht ungestraft. Er war ihnen ein Hagelschauer, er stach schärfer als der Biene Stachel. Und solche Leute verschrieen ihn dann. Hass und Verläumdung trafen ihn, weil er treu und klug war. Ja auch jetzt noch wäre an Deinem Hofe, Fürst Hermann von Thüringen, ein Kei an seinem Platze, da Gute und Schlechte hier zusammenströmen und Ehre geniessen.“ Zu solcher Ehrenrettung und gewissermassen Lobpreisung Kei's passt sehr schön ein Gedicht „des tugendhaften Schreibers,“[1]) in welchem Gawein und Kei zu einander reden. „Herr Kei, Meister und Freund,“ singt Gawein ihn an, „Ihr seid so weise und zuchterfahren, dass Ihr zu Hofe mit Recht den höchsten Preis errungen habt. Gebt mir doch Rath, wie ich den Guten werth mich mache. Lügen und trügen und schmeicheln kann ich nicht nach jetziger Hofessitte, womit man Herren Gunst und Frauen Huld erwirbt.“ Kei antwortet: „Herr Gawein, wollt Ihr bei Hofe Ruhm und Ehre erwerben, so darf Euch Heucheln und Lügen nicht missbehagen. Nur durch gefügiges Eingehen, nicht durch Widerspruch erntet Ihr Dank, und wenn Ihr Euer Spiel gewinnen wollt, so dürft Ihr keinen Tag Lug und Trug verschmähen. Ihr kennt den alten Spruch: wes Brod man essen will, des Lied soll man gern singen.“ Gawein meint, er werde, wenn Heuchelei, Trug und Lüge dazu gehören, der Frauen Gruss, der Herren Gunst nie gewinnen. Schlicht und recht, ehrlich und treu solle der Mann sein in Wort und That. Kei erwiedert: „So bleibt denn arm und niedrig und vom Hofe fern. Die klugen Meister nehmen die Saiten

1) Von der Hagen: Minnesinger II, 102.

fort, die am Hofe übel klingen. Die hohen Herren wollen ohne Rüge leben. Nur wer ihr Thun und Treiben lobt, der erhält reichen Lohn: Wie ein erlogenes Ja von ihnen reich belohnt wird, so wird Euer Nein, wie wahr es sei, Euch wenig frommen.“ „Weh, weh!“ ruft Gawein, „solchem Hofe! Weh den Hofleuten und Herren! Fern bleibe ich lieber solchem Lande, als dass ich selbst Herr des Hofes wäre. Noch weiss ich, wo Treu' und Wahrheit wohnen, dahin will ich!“ Kei schliesst in derber Weise, Gawein möge sich das weiter nicht zu Herzen ziehen, verloren sei verloren.

Nach dieser Darstellung erscheint Kei als ein höchst tüchtiger, angesehener Ritter, als ein zuverlässiger Rathgeber seines Fürsten, als ein treuer Wächter wahrer ritterlicher Ehre und als ein energischer Zuchtmeister jeder Verletzung des höfischen Anstandes und feiner Sitte, ohne welche der Hof des Königs Artus gar nicht hätte bestehen können. Aber mit diesem Bilde contrastirt gewaltig die Gestalt, in welcher er überall sonst in den Deutschen Dichtungen erscheint. Danach wird ihm die Rolle eines vorlauten, grosssprecherischen, hämischen Mannes, eines unglücklichen Ritters zuertheilt, und es ist nur ein kleiner Schritt weiter, wenn Neuere ihn, wie Rosenkranz und besonders Gervinus, als einen albernen, unklugen oder durch und durch schlechten und jämmerlichen Menschen bezeichnet haben.

Sehen wir nun zunächst, in welcher Weise Kei in den Deutschen Dichtungen, die nach Allem, was darüber bekannt ist, von den Französischen abhängig sind, die aber doch ohne Zweifel auch manche Zuthat der Deutschen Bearbeiter enthalten, als der Geist, der stets verneint, als ein unschönes Element auftritt.

Nach Hartmann von Aue[1]) gewann die Welt nie einen seltsameren Mann. Sein Herz war vierfach getheilt, zuweilen treu, rein, wie ein Spiegelglas, dann wieder untreu und im Bösen ohne Maass und Ziel; bald war er tapfer, bald ein Feigling. Durch dieses unstäte Wesen missfiel er Allen, so dass

---

1) Erec 4633.

er den Beinamen des Lästerers („Quatsprechers“)[1]) erhielt. An anderen Stellen des Erec[2]) heisst er der falsche und der schalkhafte Mann und in einem Kampfe mit Erec stach ihn dieser mit solcher Kraft, dass er wie ein Sack unter dem Rosse lag. Erec wollte das Ross mit sich fortführen, da raffte Kei sich auf und beschwor ihn bei seinem tugendhaften Muthe, ihm das Ross zu lassen. Er sei sonst für immer entehrt, auch sei es nicht einmal das seinige. Erec kehrt lachend zurück und giebt ihm, nachdem er ihn noch gezwungen hat, ihm seinen Namen zu sagen, das Ross zurück. Kei weiss bei Hofe seine Niederlage so darzustellen, dass seine Schande zur Kurzweil dient. —

Noch mannigfaltiger und öfter lässt Hartmann Kei im Iwein auftreten. Der König Artus hatte einst zu Pfingsten, wie gewöhnlich, eine grosse Festlichkeit veranstaltet.[3]) Unter den vielen Rittern, die nirgends auf der Erde besser waren, befand sich auch ein böser Mann von sehr geringem Werthe. Als nach aufgehobener Tafel Ritter und Frauen sich in mancherlei Weise die Zeit vertrieben, der König und die Königin aber sich in ein Nebenzimmer zurückzogen, hatte sich Kei schon im Saale selbst zum Schlafen niedergelegt. Ganz in seiner Nähe gab ein Ritter Kalogreant eine Erzählung zum Bessten. Die Königin hatte im Nebenzimmer dies vernommen und kam wieder zurück in den Saal. Da tritt ihr Kalogreant entgegen, sie zu empfangen. Das verdross Kei heftig und er zeigte seine alte Gewohnheit. „Herr Kalogreant,“ sprach er, „uns war das schon längst bekannt, dass unter uns Keiner so höfisch und ehrbar wäre, als Ihr es zu sein Euch rühmt. Wir erkennen Euch auch gern als unsern Meister an und die Königin thuts auch. Und Eure Bildung ist ja so fein, und Ihr dünkt Euch so vollkommen. Freilich, hätten wir die Königin gesehen, würden auch wir aufgesprungen sein, sie zu empfangen. Da wir das aber nicht thaten, hättet auch Ihr sitzen bleiben sollen.“ Da nahm die Königin das Wort. „Kei,“ sprach sie, „und in ihrer

---

1) Vergl. über dieses Wort J. Grimm's: Geschichte der Deutschen Sprache S. 507.

2) V. 4677, 4734.

3) V. 31—241.

Entrüstung redete sie ihn mit Du an, „es ist Deine Sitte, — doch schadest Du nur Dir selbst damit, — immer den zu hassen, dem irgend Ehre zu Theil wird. Du verschonst nicht Einheimische, nicht Fremde. Der Böseste ist Dir der Beste, und der Beste der Böseste. Freilich, dessen kannst Du Dich getrösten, man lässt es Dir immer so hingehen, denn Dein Schelten ist Lob. Und hättest Du Dir durch Worte nicht Luft gemacht, so wärest Du sicher erstickt; denn Dein Inneres ist voller Gift und Galle.“ Kei nahm das nicht so hin. Er meinte, die Königin strafe zu hart, mehr als er verdiene und in einer Weise, die ihrer Stellung nicht angemessen sei. Seine Fehler wolle er vertragen. Kalogreant möge seinetwegen immer fortfahren zu erzählen. Auch Kalogreant fertigt ihn damit ab, dass er sagt: „Er muss so reden, weil ihn sein Inneres dazu treibt. Ihn eines Bessern belehren zu wollen, wäre verlorene Mühe.“ Die Königin erwiedert ihm: „Es ist Euch wohl bekannt, dass ihm sein böses Wesen oft Schande gebracht hat, dass aber Niemand sich an seinen Spott kehrt. Seine grösste Freude wäre es, hätte er uns um Eure Erzählung gebracht.“

In ähnlicher Weise sagt die Königin an einer andern Stelle:[1]) „Eure Zunge möge geunehret sein, die alles Gute verschweigt, und alles Böse sagt, was Euer Herz erdenken kann.“ — Dieser Zug des Hämischen, des beissenden Spottes, des Neides und der Schadenfreude wird noch oft erwähnt.[2]) Ausserdem erscheint er trotz anerkannter Tapferkeit grosssprecherisch[3]) und, wo er selbst zum Kampfe schreitet, unglücklich. Er erntet Spott und Schande, aber er ist des Spottes und des Verachtetwerdens gewohnt. So im ersten Kampfe mit Iwein;[4]) so besonders im zweiten[5]) mit einem fahrenden Ritter, dem der König nach anfänglicher Weigerung versprochen hatte, ihm einen Wunsch zu gewähren. Da bittet ihn der Ritter, ihm seine Gemahlin entführen zu dürfen; was er dann auch ohne Weiteres thut. Mit grosser Betrübniss schied die Königin von dannen,

1) Iwein 838.

2) Iwein 813, 1065, 1530, 2454, 2565.

3) Iwein 2455—2525. Vergl. dazu Beneckes Anmerk. zu V. 2485.

4) Iwein 2547—2600.

5) Iwein 4635—4694.

und die Ritterschaft will sich der Sache annehmen, Falls der König nicht dawider sei. Da spricht Kei: „Ihn, den Entführer, schützt weder der Teufel, noch Gott, es muss ihm an Leib und Leben gehn. Ich bin Truchsess hier zu Hause, und der König hat es um mich wohl verdient, dass ich seine Gemahlin befreie. Wahrhaftig, es geht ihm an den Leib. Er führt sie keines Ackers Länge fort von hier. Ja, weiss Gott, hätte er gewusst, dass ich hier bin, er wäre nie hergekommen und hätte solche Worte gesprochen. Ich allein werde den Kampf bestehen; er wird es nicht einmal wagen, sich zur Wehre zu setzen, wenn er sieht, dass ich es bin. Und was würde es ihm auch helfen? Ihr Alle mögt hier bleiben, da ich mich der Sache annehme; ich entlasse Euch aller Arbeit.“ Mit Hast eilt er dem fremden Ritter nach und holt ihn in einem Walde ein. Aber bald hatte ihn sein Gegner aus dem Sattel hoch emporgehoben; ein Ast fing seinen Helm auf, und er hing bei der Gurgel fest. Hätte ihn nicht der Teufel, sein Gefährte, gerettet, es wäre sicher sein Tod gewesen. Auch hing er so lange, dass er vor ihnen Allen Noth und Schande genug zu ertragen hatte.

Ebenso unglücklich ergeht es ihm in Wirnts von Grafenberg Wigalois[1]) im Kampfe mit einem Ritter, welcher der Königin einen kostbaren Gürtel zum Geschenk geboten. Die Königin weist denselben zurück, und der Ritter begehrt, falls er nicht Uebles vom Hofe reden soll, ritterlichen Zweikampf; der Sieger solle den Gürtel gewinnen. Kei war der Erste im Streit. Mit Zorn zog er in den Kampf, den Preis zu erwerben; mit grosser Schande verlor er ihn. Der Ritter stach ihn alsbald nieder in das Gras.

Im Lanzelet[2]) wird er „der argsprechende Kei“ genannt, dem wegen seiner Spottsucht, die einem „stäten“ Manne nicht gezieme, alles Böse gegönnt wird. In einem Kampfe mit einem fremden Ritter erbittet er sich in grossprahlerischen Worten den ersten Kampf; er verspricht seinen Genossen, die Trophäen, die er gewinnen werde, mit ihnen zu theilen. Der Fremde aber

1) 16, 31 in Pfeiffers Ausgabe.
2) V. 2931. 5939.

stach ihn darnieder, dass er kopfüber in den Sumpf stürzte und übel zugerichtet ward. Alle, die es sahen, lachten, doch that Einigen seine Beschimpfung leid. — Auch seine Gemahlin giebt Kei Gelegenheit zu spotten. Es kömmt eine Jungfrau nach Französischer Mode gekleidet an den Hof.[1]) Aus einer mässig grossen Tasche, die sie am Gürtel trägt, zieht sie einen wunderbaren Mantel, der schnell eine gehörige Grösse annahm. Er spielte in allen Farben. Thiere, Vögel, Meerwunder und dergl. waren an ihm dargestellt, als ob sie lebten. Er besass aber die Eigenschaft, nur der Frau ganz zu passen, die ohne allen sittlichen Makel war. Auf Bitten der Jungfrau, dass doch die Damen den Mantel anlegen möchten, wünscht der König, seine Gemahlin möge versuchen, wie ihr der Mantel stehe. Die Königin nimmt ihn um, aber er ist zu kurz. Die Fremde entschuldigt dies Missgeschick dadurch, dass sie meint, die Gedanken der Königin möchten wohl nicht ohne Fehle sein, wie gut auch immer ihre Handlungen. Der folgenden Dame passt der Mantel ebensowenig. Da wünscht Kei, dass seine Gemahlin die Mantelprobe mache; aber auch ihr ist der Mantel viel zu kurz. Noch mehrere andere Frauen versuchen es vergebens mit ihm, bis endlich Frau Iblis, die Getreue, die Probe wohl besteht. Alle loben den Mantel, der ausserdem noch die Kraft besass, diejenige, der er passt, gegen Jammer und sehnende Klage zu schützen. Auch Kei däucht derselbe gut, und er lobt seine Frau, dass sie es mit der Mehrzahl halte.

Eine viel weniger gemässigt gehaltene Darstellung von Kei's Charakter und der Mantelprobe findet sich in einem von Haupt herausgegebenen Gedichte.[2]) Es zeichnet sich vor allen anderen Darstellungen dadurch aus, dass es dem schlechten Charakter Kei's noch ein abschreckendes Aeussere beifügt, wodurch er einiger Maassen an den Homerischen Thersites erinnert. „Kei, dessen Tugend gering war, war wegen seines schlechten Charakters allgemein gefürchtet. Seine Spottsucht und Schadenfreude verscheuchten Jeden aus seiner Nähe. Er speiste an einer besonderen Tafel; in der Kleidung ver-

---

1) Lanzelet 5750—6198.

2) S. Altdeutsche Blätter von Haupt u. Hoffmann, 2. Bd., S. 217—240.

schmähte er die allgemeine Hofsitte, sein Haar hatte er zu einem Zopf zusammengebunden, so dass Fremde ihn schon hieran leicht erkennen mochten. Wer ihn nennen hörte, erschrak; wer ihn nur von fern sah, floh vor ihm, Alt und Jung. Seiner giftbefleckten Zunge wagte Niemand sich preiszugeben, denn seines Innern Gift und Galle vermochte wohl durch die Rede zu tödten. Ganz vorzugsweise verhasst war er den Frauen und Jungfrauen, daher er bei der Mantelprobe mit spöttischen Mienen in den Frauensaal ging, dieselben herbeizurufen. Er freute sich zum Voraus der Schande, welche die Frauen haben würden. Das Resultat war, wie er gehofft, bei allen dasselbe, bei der Königin zuerst, dann bei allen anderen, auch bei Kei's Gemahlin. Kei's Triumph war gross, und sein Spotten weder durch Bitten noch durch Drohungen abzuwenden."

Wolfram von Eschenbach, der Kei mit Rücksicht auf das damalige Hofleben so kräftig in Schutz nimmt, kann doch den Makel, der an ihm haftet, nicht ganz verschweigen. Im Rath erscheint er unwirsch und lieblos,[1]) dann achtet Niemand desselben,[2]) und in seinen Handlungen einerseits derb und rücksichtslos, andererseits unglücklich. Als Frau Kunneware[3]) laut über des jungen Parcival sonderbares Aussehen lachte, da fasste Kei, der Seneschal, sie bei ihrem lockigen Haar, wand sich ihre Zöpfe um die Hand und züchtigte sie tüchtig mit einem Stabe. Auch ihrem Geliebten, der darüber erzürnt ihm heftige Vorwürfe machte, erging es nicht besser mit einer Züchtigung ins Gesicht und hinter die Ohren. Er hat später[4]) Gelegenheit, seine zu grosse Härte zu bedauern und entschuldigt sich damit, er habe jene durch die Schläge bessern wollen. — Zu einem ritterlichen Strauss mit einem fremden Fahrenden hat ihm der König die Erlaubniss gegeben[5]); wohlgewappnet zieht der starke Mann zum Kampf hinaus. Nachdem er seinen Gegner aufgefordert, vom Streite abzulassen, berennt er ihn tüchtig und nicht ohne guten Erfolg; aber in einem zweiten Aneinanderrennen der

1) Parcival 151, 13.
2) Ebendas. 651.
3) Ebendas 151, 21.
4) Ebendas. 206, 22; 218, 17—30.
5) Ebendas. 293, 19.

Kämpfer stösst der Fremde Kei und sein Ross über den Haufen. Der Mann ward wund, das Ross lag todt. Kei zerbrach durch diesen Fall den rechten Arm und das linke Bein; Gurt, Sattel und Schellen wurden dabei zu Grunde gerichtet. So vergalt Parcival mit einem Schlage die zwiefachen Schläge Kei's, die, welche er Kunneware gegeben, und den, welchen er selbst empfangen.

Im wälschen Gast des Thomasin von Zirklaria wird [1]) auf diesen Kampf angespielt und Kei's Charakter in ein ungünstiges Licht gestellt. „Ihr sollt Herrn Kei nicht folgen, der mir viel Unwürdiges zufügt, der mir allenthalben Noth bereitet. Herr Kei ist noch nicht todt und hat der Erben viele. Seine Kinder heissen, wie er. Ehedem gab es nur einen Kei, jetzt sind ihrer mehrere. Es scheint, dass Parcival nicht mehr lebt, denn Herr Kei strebt mit Lüge und Unstäte, mit Spott und mit Schalkheit nach Ehren. Ihr könnt mir glauben, wenn ich Parcival wäre, ich stäche manchen Kei, dass ihm eine Rippe noch zerbräche. O weh, wo bist Du, Parcival! Denn wäre noch irgend ein Gral und wäre um einen Pfennig verpfändet, Kei's Hand löste ihn nicht.“

Der jüngere Titurel [2]) lässt Kei, aller Feigheit baar und streitlustig, den ersten sein im Kampfe, aber er wird Alt und Jung zum Spott, indem er zur Erde geworfen wird. Sein Ross läuft davon. Er warf seinen Speer mit Ehren, aber er lag bald besinnungslos auf dem Sande. Er wird [3]) zwar wegen seiner bösen Zunge gescholten, aber auch wegen seiner Tapferkeit gepriesen. Spott erntet er auch hier, weil er, abgeschickt, nach einem heranziehenden Heere auszusehen, diesseits des Flusses ein grosses gelagertes Heer erblickt, so wie er aber über den Fluss gesetzt hat, von Allem nichts mehr sieht. Er reitet zurück und sieht wieder drüben die ganze Ebene voll von Rittern und Reisigen, von Schilden und Pannieren. Er thut die Augen weit auf; er streicht sich über die Augen und wähnt zu träumen. Er enthält sich böser Worte, aber er gewinnt bei Hofe doch Spott und Schimpf.

1) V. 1059.

2) Strophe 1350.

3) Strophe 2254 u. folgde.

Uebler ergeht es ihm später.[1]) Der fremde Fürst hat eine Brücke über den Fluss schlagen lassen, die so beschaffen war, dass sie Jeden, der Spott und Falschheit im Herzen trug, mit Ross und Rüstung in den Fluss fallen liess. Nur der Tadelfreie kommt hinüber. Kei versucht's im Bewusstsein seiner Treue ohne Furcht zuerst: bald lag er mit seinem Rosse tief auf dem Grunde, als käme er nicht wieder in die Höhe. Andern erging es ebenso; dem König Artus dagegen, Amfortas und Anderen gelingt der Uebergang.

Nach Heinrich von Friberg[2]) ritt Kei eines Morgens in der Frühe aus, wie auch andere Ritter der Tafelrunde. Es war noch so dunkel, dass man weder Schild noch Helmschmuck zu erkennen vermochte. In diesem Dunkel gerieth Kei mit Tristan an einander. Im ersten Gange traf ihn Kei's Hand kräftiglich, aber bald darauf stiess ihn Tristan so stark, dass er zu Boden fiel, und sein Ross nach Karidol zurücklief und dort seines Herrn Schicksal kund that. Kei kam endlich zu Fusse nach und wurde mit gewaltigem Spott empfangen. „Herr Kei," sprach Einer, „gebt mir das Botenbrod. Wahrlich, so alt ich bin, ich sah Euch nie ein so gutes Pferd reiten; Ihr und Euer Rösslein seid gewiss mit einander geboren." Kei ergrimmte, aber er wurde nur noch mehr verhöhnt; eine Harfe hätte man da ebensowenig gehört, wie in einer rauschenden Mühle. „Kei sass auf seiner Mutter Füllen," rief wieder Einer. Ein Anderer sagte: „Er reitet der zwölf Boten Pferd." Wüthend rief er: „Der Teufel rieth mir heute vom Hofe auszureiten; ja er selbst war es und kein Mensch, der mich heute so gewaltig stach, dass ich niederfiel, so dass mir die rechte Hüfte und eine Rippe weh thun."

Am Ausführlichsten wird in Heinrich's vom Türlein Krone[3]) Kei's Charakter dargestellt. Die ganze Stelle umfasst gegen 2000 Verse, deren Inhalt kurz folgender ist: Als der König Artus zu Weihnachten bei der Tafel sass, wurde ein Abenteuer gemeldet. Es erscheint ein wunderlich gestalteter Ritter in Französischer Tracht, der den König anredet und ihm

1) Strophe 2341.

2) Tristan und Isolde V. 2040.

3) S. Wolf: Lais, Sequenzen und Leiche p. 378.

aus fernen Landen ein Geschenk anbietet, einen Becher kunstvoll gefertigt und von der Kraft, dass, wer aus ihm trinkt, sich mit dem Getränk begiesst, wenn er in irgend einer Weise einer Untreue sich schuldig gemacht hat. Der Becher bewährt seine Kraft bei Rittern und Frauen. Dem König gefällt es, die Probe zu machen, nnd die Königin muss wieder die Erste sein. Der Versuch misslingt, und Kei findet „nach alter Gewohnheit“ Stoff zu Gespött, das er reichlich spendet. Zur Erbauung der Gesellschaft sagt er nach jedem misslungenen Versuch einige spottende Worte; als aber seine Gemahlin dasselbe Schicksal trifft, da wird er „schamfarben“ und hätte die Sache gern mit Stillschweigen übergangen sehen. Er empfängt aber bei der Gelegenheit von dem Ritter Greingradvan eine derbe Zurechtweisung. Nachdem alle Frauen vergebens versucht haben, die Probe des Bechers zu bestehen, und nachdem sie von Kei tüchtig verspottet sind, kommt die Reihe an die Männer. Der Fremde begehrt, nach seines Landes Sitte zuerst zu trinken. Da Kei auch darüber seine spottenden und witzelnden Bemerkungen macht, fährt ihn der König heftig an: „Ihr, statt Goldes elendes Zinn, müsst immer der sein, der ihr bisher gewesen, ein steter Hass, ein ewiger Neid, ein Gift und Eiter, ein Skorpionstachel und Schlangenschwanz, ein unversehens einbrechender Hagelschauer. Euer Leben und Eure Aufführung sind fast dem Vorwurf verfallen. Ihr seid ein Weg auf glattem Eise; Doppelzüngigkeit und Lüge, Schandenfülle und Ehrenmangel haben sich Euch beigesellt. Verflucht sei Eure bittere Galle; Ihr könnt nur Arges reden. Ihr seid eine Scheu und ein Schrecken in allem Guten. Daher ist Euch Niemand gewogen; ja, Ihr seid Euch selbst nicht gut. Und was bezweckt Ihr damit, dass Ihr mit Manchen so übel umgeht? Ehe Ihr ohne Spott bleibt, verspottet Ihr Euch selbst. Darum solltet Ihr Euch mässigen, Freund, und den argen Spott suchen von Euch abzuthun.“ So der König. Kei verdross diese Strafrede gewaltig und zog nun selbst gegen den König zu Felde. „Ei Herr,“ rief er, „Ihr könnt auch schelten? Ich soll nun wohl, dass Euch der Durst so plagt, entgelten. Der Koch hat die Speisen versalzen, und ich soll dafür büssen. Trinkt tüchtig, Herr, dann wird Euer Unmuth schwinden, und Ihr seid wieder, wie früher, der gute tugendsame Ritter.“ Es entstand

allgemeine Aufregung unter dem Gefolge; der Eine lachte, der Andere fürchtete sich. Allen war es unbehaglich zu Muthe, bis der Fremde vor die Tafelrunde trat und den Becher zum Trinken darbot. Der König nahm ihn zuerst und trank, ohne einen Tropfen zu verschütten. Nach ihm gelingt es noch Mehreren; den Meisten freilich nicht. Endlich haben alle Anwesende getrunken mit Ausnahme Kei's und des Fremden. Nach Kei's spottender Rede, auch er, der Fremde, müsse trinken, seine Tugend sei doch über allen Zweifel erhaben, trinkt derselbe, ohne Wein zu verschütten. Endlich muss sich auch Kei dazu verstehen, den Becher zu versuchen. Die Probe misslingt völlig zu Kei's Schande. Er ist darüber so verstimmt und ergrimmt, dass er nach einigem Wortwechsel mit dem fremden Ritter von diesem zu einem ritterlichen Kampfe herausgefordert wird, wie er es gewünscht hatte. Kei ist bald vollständig gewappnet; aber dem Fremden will kein Helm noch Panzer passen. Er wagt dennoch den ungleichen Kampf. Einem mächtigen Stosse erliegt Kei: er stürzt rücklings vom Pferde und liegt da, wie ein todter Mann. Nachdem er sich erholt hat, will er unbemerkt davon gehen. Aber der Fremde erfasst ihn bei dem Helme und schwingt ihn hinter sich aufs Ross. Erst auf Bitten der Königin wird er aus dieser gefährlichen und entehrenden Situation befreit.

Das ungefähr wären die einzelnen Züge, nach welchen Kei nicht bloss als ein gehasster und gefürchteter Mann am Hofe des Königs Artus erscheint, sondern als ein Charakter, der sogar Freude hat an Schaden und Schande Anderer; dessen Lieblingsgeschäft in Zuchtmeistern und Spotten besteht, der aber auch reichlich selbst erntet, was er überall hin gegen Andere aussäet. Er macht sich gefürchtet und verhasst; da man ihm aber nicht anders beikommen kann, macht man ihn, wie das der Welt Lauf ist, wenigstens lächerlich. Gewiss geht er zu weit in seinem kritischen Verhalten: aus einem edlen, freien, ritterlichen Charakter wird er ein pedantischer Zuchtmeister, der, wie es den Anschein gewinnt, nur Freude hat, seiner bösen Zunge den Zügel schiessen zu lassen. Er wird so, wie Gervinus sagt, das böse Prinzip der guten Gesellschaft, der schlimme Feind des vergnüglichen höfischen Lebens und Treibens, dem

man im Allgemeinen alles Böse zu gönnen versucht wird und dem überall mit Schadenfreude, Spott und übler Nachrede vergolten wird.

Das Wohlgefallen an dieser Verzerrung und Verunstaltung eines so hochgestellten Mannes, eines ursprünglich so ausgezeichneten und anerkannt tüchtigen Ritters gehört dem Geschmack der Dichter oder der damaligen Zeit an und rührt vielleicht nur von dem Bestreben her, dem Ernste den Scherz und das Lächerliche an die Seite zu stellen, wie dies ja bei allen mittelalterlichen grösseren Gedichten zu bemerken ist, wie selbst das Nibelungenlied trotz seiner ernsten Haltung und tragischen Grundzuges nicht ganz scherzhafter und komischer Elemente entbehrt. Wenn dies der Fall ist, so darf man sich auch nicht wundern, wenn einzelne Dichter massloser ihrer Laune folgen, wenn sie mit Vorliebe einzelne komische Abenteuer zu weit ausmalen, oder sich mit dem Lächerlichen nicht begnügen und endlich den Ritter Kei als einen bösen, prinzipiell schlechten Charakter darstellen. Dass sie darin viel zu weit gegangen sind, haben wir oben aus den rühmenden Darstellungen Kei's ersehen. Dass daher auch Gervinus zu weit gegangen ist, ist ebendaher ersichtlich. Gervinus nennt ihn das böse Prinzip der Gesellschaft und ist der Ansicht, dass die derbe Lection, die ihm die Königin Ginevra ertheilt, eine wohlverdiente sei, aber er hat dabei ausser Acht gelassen, dass zwar die Königin nach ritterlicher Courtoisie alle Huldigung, aber als Frau selbst wenig Achtung verdiente, dass der Hof im Allgemeinen eines solchen bösen aber tüchtigen Zuchtmeisters nur zu bedürftig war, da die Gesellschaft im Ganzen uud Grossen eben selbst nicht gut war. Gervinus Zusammenstellung mit den beiden hässlichen Charakteren, dem Nibelungenhelden Hagen und dem Ganelon des Kerlingischen Sagenkreises, verliert darum schon jeden festen Halt, weil der ganze sittliche Hintergrund in den Gedichten ein anderer ist. Das Hässliche contrastirt dort mit dem Guten. Hier ist das nicht der Fall. Das Hässliche ist hier nur im Contrast mit den conventionellen Formen der feinen, aber nicht guten Gesellschaft; es ist also weniger verletzend. Ja im Grunde wird man versucht, Kei zu bemitleiden, der, nach seinen Prinzipien immer zur Opposition geneigt, immer als schlagfertiger Gegner des damaligen höfischen Lesens auftritt, endlich überall unwirsch, rauh, ungebärdig erscheint und der Bitterkeit, dem Spott und Hohn anheimfällt. Er ist also eigentlich ein Opfer des guten Prinzips, wahrer ritterlicher Sitte und Sittlichkeit. Die Langmuth des Königs bei Kei's rücksichtslosem und schroffem, ja oft widerwärtigem Benehmen, die nur an einer Stelle aus dem Geleise kommt, ist hieraus vollkommen erklärt. Unzweifelhaft

hat diese Erklärung viel mehr Wahrscheinlichkeit, als die Art und Weise, wie die nordfranzösischen Dichter sich das Verhältniss Kei's zum Könige erklärt haben. Sie haben nämlich die sinnreiche Fabel erfunden, Artus sei von der Gemahlin des biedern aber armen Ritters Anthor genährt worden, welche ihr eigenes Kind, den Kei, einer Bauersfrau übergeben habe, mit deren Milch er alle jene unhöfischen Unarten eingesogen habe.[1])

Auch Rosenkranz hat das Wesen des Kei nicht nach sorgfältiger Erwägung aller Stellen in der Doppelrolle des Guten und Nichtguten oder Hässlichen gefunden, sondern ihn oberflächlich als eine Figur der Courtoisie betrachtet. der es nur um die Erscheinung zu thun ist, weshalb ihn die Dichter ganz richtig als komische Person auffassen. Er nennt ihn zuletzt einen gutmüthigen Poltron, der zugleich die Leere des bloss formellen Betragens vortrefflich andeute, indem er über das Ceremonienwesen die Aufsicht mit grosser Pünktlichkeit ausübe und im Eifer für seines Amtes Wichtigkeit sogar Damen handgreiflich zu züchtigen den Muth habe.

Diese Doppelerscheinung aber des Guten und Schlechten, des Schönen und Hässlichen, des Ernstes und Lächerlichen ist ganz dem Geiste mittelalterlichen Kunstgeschmacks und mittelalterlicher Darstellung angemessen. Ich habe dies sehr ausführlich und überzeugend nachgewiesen in der kleinen Gelegenheitsschrift[2]) (Programm der Dorotheenstädtschen Realschule, Ostern 1857) über Konrads von Würzburg Gedicht von der Welt Lohn. So wie dort diese gegensätzlichen Beziehungen von Zeitlichem und Ewigem, von irdischer Freude und Schönheit und irdischer Vergänglichkeit als ein Grundton in den geistigen Vorstellungen des Mittelalters nachgewiesen sind, so lassen sich leicht noch andere in ihren contrastirenden, aber innig verbundenen Beziehungen nachweisen.

In jedem Falle müssen künstlerische Ideen und Anschauungen nur nach dem Kunstgeschmack und Culturzustande ihrer Zeit gewürdigt werden; will man sie allein nach dem Maasse moderner Cultur und Kunstkritik beurtheilen, wird man nur zu leicht ungerecht und unwahr und ist dann eigentlich nicht fähig, die Schätze älterer Zeiten richtig zu geniessen und zu würdigen.

---

1) S. Simrocks Uebersetzung von Wolframs Parcival und Titurel. 3. Ausg. S. 810.

2) S. über dieselbe Pfeiffer in dessen Germania, Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde, 4. Jahrgang S. 256.

Berlin. Dr. Sachse.

Ueber

Sprache und Grammatik Clément Marot's

mit Berücksichtigung

einiger anderer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts.

Unter den Schriftstellern der Renaissance-Periode steht neben Rabelais in erster Linie Clément Marot, der für die neuere französische Dichtung dieselbe Bedeutung hat, die man Jenem für die Entwickelung der französischen Prosa zuerkennen muss.

Beide Schriftsteller haben in ihren Schicksalen wie in ihren Anschauungen manche Berührungspunkte, wie sie ja auch stets in innigem Freundschaftsverhältniss zu einander standen. In beiden finden wir denselben Hass gegen die entartete Geistlichkeit und Möncherei; dieselbe Verachtung gegen die Pedanterie der Sorbonne; dieselbe Erbitterung gegen das willkürliche Gerichtsverfahren ihrer Zeit; in beiden einen grossen Hang zu lasciven Ausdrücken, ja zu Zoten. Aber wiederum hat sich die Individualität beider Schriftsteller in sehr verschiedener, ja fast entgegengesetzter Weise in den Werken Beider ausgeprägt.

Rabelais entrollt ein Bild seiner Zeit, das, mit derbem Pinsel gemalt, durch den Ernst und die Tiefe der Auffassung ergreifend wirkt. Hinter dem Schilde seiner titanischen Helden gedeckt, führt er seine Streiche rücksichtslos gegen alle Stände, gegen Hohe und Niedere, ohne sich selbst in den Vordergrund zu drängen. Marot dagegen tritt, als lyrischer Dichter, überall mit

seinem lieben Ich hervor; als Plänkler, in leichten epigrammatischen Ausfällen, reizt er alle Diejenigen, die sein Ich beleidigen: er versetzt ätzende Nadelstiche, wo Rabelais mit Keulen um sich schlägt. Marot muss zarter sein, denn er singt für den Hof, von dessen Gunst seine Existenz abhängt. Erzogen und genährt im Glanze des Hofs, weiht er diesem sein Talent. Singt er doch selbst von seiner Dichtkunst:

Car l'Eternel me l'a, certes, donnée
Pour en louer premièrement son nom:
Puis pour servir les princes de renom,
Et exalter les princesses d'honneur etc.

Daher vergleicht er sich so gerne mit Ovid, besonders seit er, wie dieser, das Brot der Verbannung gekostet und zu verschiedenen Malen aus der Ferne klägliche Palinodien an seinen zürnenden Augustus und dessen Mäcene in Paris geschrieben hatte.

Dieselbe Zurückhaltung beweist er in religiösen Fragen. Rabelais hatte selbst den Papst nicht verschont, Marot zankt sich mit Mönchen und Sorbonnisten herum; und wie zahm sind seine Ausfälle gegen die Rabelais'! Wagt er auch, in seiner Complaincte d'un Pastoureau, in rührenden Zügen die falschen Hirten zu schildern, die in den Tempel Pans gedrungen, nach dem Blute unschuldiger Opfer lechzend; wagt er sogar in seiner Vorrede zur Uebersetzung der Psalmen zu behaupten, dass es eine Unverschämtheit des römischen Clerus gewesen sei, in den Kirchen nicht-lateinischer Zunge die lateinische Sprache einzuführen; so folgt ihm doch stets die Furcht vor dem Scheiterhaufen auf den Fersen nach. Er räth daher seinen Freunden:

„Or jamais ne vous laissez prendre,
S'il est possible de fouir;"

und sucht sich ängstlich selbst vor dem Verdacht zu wahren, Anhänger Luthers zu sein:

„Luther pour moy des cieux n'est descendu,
Luther en Croix n'a poinct esté pendu
Pour mes pechez. etc.

Diese durchgreifende Verschiedenheit des Charakters giebt denn auch dem Stil und der Sprache beider Autoren ein ganz

verschiedenes Gepräge, wozu noch der Umstand wesentlich beiträgt, dass Rabelais ein Mann von tiefer wissenschaftlicher Bildung ist, der seine gelehrten Kenntnisse in seinen Schriften gern zur Schau trägt, während Marot nur oberflächliche Studien gemacht hat. Dafür hat Letzterer aber eine weltmännische Bildung und Gewandtheit, wie man sie nur bei Hofe erwirbt, und jenen anziehenden, ächt französischen Esprit, der seinen kleineren Dichtungen so grossen Reiz verleiht.

Da Marot bei seinen Dichtungen besonders die feingebildete Gesellschaft des Hofes vor Augen hatte, so musste er natürlich alle jene bizarren Wortbildungen und rhetorischen Formen vermeiden, die Rabelais' Roman charakterisiren; auch hatte er als Poet Freiheit für manche Wortstellung, die in Rabelais' Prosa auffallend erscheint. Wenngleich also diese beiden Punkte, die beim Studium der Sprache Rabelais' so sehr in's Gewicht fallen, für Marots Schriften wegfallen; so ist doch des Letzteren Sprache einer eingehenden Betrachtung werth, nicht blos weil bei ihm sich manche jetzt antiquirte Worte vorfinden, die bei Rabelais fehlen, sondern weil man aus ihm sicherer lernen kann, was Sprachgebrauch, und was adoptirtes Fremdes ist; und dies ist dann wiederum rückwirkend für das Studium Rabelais' von dem grössten Nutzen. Marot und seine Schüler vermeiden so viel als möglich Fremdwörter. So heisst es in Epistre 57, wo Charles Fontaine seinen Meister Marot gegen die Angriffe des Dichterlings Sagon vertheidigt:

L'autre par trop l'oreille offense
Quand pour allume a voulu dire accense.

Zudem spricht Marot die Sprache der Gebildeten, während Rabelais alle französischen Dialekte und den argot des Pöbels in seinen Roman hineinzieht. Er ist sich auch bestimmter grammatischer Regeln bewusst, und hat diese in einzelnen seiner Gedichte auseinandergesetzt, worauf wir weiter unten zurückkommen werden.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Eigenthümlichkeiten der Sprache Marot's über.

Das Substantiv.

Marot hat eine ganz besondere Vorliebe für die Personifizirung abstrakter Begriffe, die besonders in seinen Epistres, weniger in seinem allegorischen Gedichte, der Tempel Cupidos, auffällt. Es sind dieselben allegorischen Personen, die im Roman de la Rose und in den Moralités so häufig vorkommen: Bon Vouloir, Faux Samblant, Bon Espoir, Fausse Crainte, Bon Heur, Ferme-Amour u. a. m. Während also Marot auf der einen Seite die neuere französische Lyrik anbahnt, hängt er auf der andern am Alten fest und repräsentirt so, wie alle Schriftsteller von Uebergangsperioden, zwei verschiedene Zeitalter.

Von Substantiven, die vollständig ausser Gebrauch gekommen sind, finden sich bei Marot besonders folgende:

achoison (v. alten cheoir) Zufall, Abenteuer.

ahan Mühe, Beschwerde:

„Ce vilain mot de concluer
M'a faict d'ahan le front suer.

Das Wort ist von älteren Commentatoren wunderlich genug abgeleitet worden von dem Gestöhne des Holzhauers, wenn er die Axt mit Anstrengung seiner Kräfte in das zu spaltende Holz schlägt. Es ist aber gemeinromanisch und lautet italienisch: afanno, spanisch: afan und altspanisch! afaño. Bei Brantome ist das Verbum ahanner häufig.

aronde Schwalbe. ancelle Magd:

„Si prie à Dieu et à sa très-douce ancelle.“

cesse Aufhören, Rast: l'esperit prend cesse. (epitre 3). Die Citate sind nach der Haager Ausgabe von 1731, und sind entweder die Schriften oder die Seitenzahlen angegeben.

la coulpe Schuld (ep. 48.) clamours Ruf, Geschrei Rond. 46. Die neuere französische Sprache hat clameur dafür aufgenommen. contempneur; cure Sorge, davon; prendre cure: demeurance: faire demeurance (ept. 48.) und faire demourée (ep. 14.) essoine = peine. faintise und feintise Täuschung. hait: il est à son hait = aise, plaisir, davon existirte auch das Verbum haitter gefallen; huis steht noch häufig für porte; haquebut aus dem deutschen Hakenbüchse entstanden, wurde später in arquebuse umgewandelt. infortune Unglück. jouvenceau v. lat. juvenis, im Feminin jouvencelle (Bd. II. p. 277).

los Lob kommt noch in der Satire Ménippée vor. labeur, meschef (engl. mischief) Unheil, mesaise, meschance (davon méchant etc); marrison Störung, Verwirrung. heur wie bei Rabelais und bei andern Zeitgenossen „Geschick," daher bon heur, mal heur geschrieben wird. Die ganz vage Bedeutung von Schickung hat es auch in folgender Stelle der nouvelles des regions de la lune: „Or comme l'heur voulut, rencontrasmes etc.; häufig aber ist es auch wirklich Glück; so „trop d'heur" bei Marot und bei Brantome. Die Latinismen Curre (Triumphwagen), palud, pecune, sagette, sapience, tourbe (turba), ver (= printemps), viateur (Wandrer) sind vollständig verschollen, ebenso vueil Wille.

Andre Substantiva haben gegenwärtig eine ganz andere Bedeutung, so z. B. heisst reveuë bei Marot (ept. 20) das Wiedersehen; le bruit der Ruf: „il faut avoir ainsi bruit à la cour. (ep. 57) und bruit et fame (Bd. III p. 234).

audience Gehör: „prester audience."

demain: elle mourra quelque demain (= matin).

flotte = Heer: la flotte des Ennemys en la campagne (ept. 4).

garse heisst noch einfach: Mädchen, dazu masc. gars.

compas = Verhältniss: au compas de vostre beauté (estrenne 9); différence Verzögerung:

„Vous me mettrez sans différence aucune
Hors de prison." II, p. 83.

Andre Wörter haben ihre Form geändert: aage = âge; le bort = bord; broillas (brouillard), cholère cueur, compaigne, dampnement, départie (Abreise), espy (Aehre), esle Flügel; fueille, genouil, corporance (statt corpulence, embonpoint):

„Car on dit, veu sa corporance
Que c'eust esté un maistre beuf" (epitaphe 4).

marault, marest (Sumpf), mettre (Metrum), nef hat noch die allgemeine Bedeutung Schiff (so: ept. 2), bei Brantome steht dafür nau: „une nau veniticnne," bei Rabelais: nauf; niepce = nièce; le poix = poids; pris = prix, fais = faix; plaisance: prendre sa plaisance (epgr. 73.) previdance, simplesse, sobresse, souvenance; soulas Trost, unde Welle; verdeur, value, vergongne (Jean Marot gebraucht vergoine).

Abgesehen von blos orthographischen Eigenthümlichkeiten, wie z. B. dem Schwanken des s und x in poix, pris, fallen in obiger Auf-

zählung von Wörtern besonders einzelne Endungen auf, die jetzt völlig verändert sind; so die Endung ance, wofür jetzt ir, in souvenance, plaisance; ferner esse statt eté in sobresse, simplesse. Letztre Endung ist auch bei Brantome häufig, dieser hat sogar die ursprünglichere romanische Form ezze, entsprechend dem ital. und span. ezza, eza; so schreibt er debolezze neben debolesse.

Von Namen weichen nur Itale und Pau (Po) der Form nach ab. Als orthographische Eigenthümlichkeit ist zu bemerken, dass Pronomina, Adjektiva, Substantiva auf i, stets mit y geschrieben werden: amy, banny, moy, celuy, luy; so wie dass die in c ausgehenden Substantiva und Adjektiva mit q orthographirt werden: le laq (See), magiq. Es ist dies aber nicht eine Eigenthümlichkeit Marot's, sondern allen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts gemeinsam.

In Bezug auf das Geschlecht sind nur wenige Worte bemerkenswerth, besonders amour das stets bei ihm wie auch bei anderen Zeitgenossen weiblich gebraucht wird: la tienne amour (eptr. 1.) m'amour, un amour vieille (ep. 45).

la duché (ep. 48) desgleichen weiblich bei Brantome. Auch Comines braucht es immer weiblich (z. B. I, 6) ung erreur ep. 44, die Worte auf eur sind meist noch männlichen Geschlechts. serpente weiblich neben serpent.

Die Endung der Mehrheit der Substantiva und Adjektiva schwankt zwischen s, z, x, aber s ist überwiegend. Die Bildung der Mehrheit ist bei C. Marot schon bedeutend regelmässiger als bei seinem Vater Jean. Als Regel dürfte bei ihm etwa Folgendes gelten: z steht statt s in Wörtern, deren Einheit in é endet: les fossez, les amitiez, aimez (davon fém. aimées; dieselbe Regel beobachtet Brantome. Die Substantiva auf t und l bilden die Mehrheit gleichfalls in z: Espagnolz, soulz, fruictz, montz (neben mont), die auf nt stossen das t häufig aus, daher findet man servans, enfans neben servants. Bei Jean Marot nehmen alle consonantischen Endungen, mit Ausnahme von n, p in der Mehrheit z: chatz, piedz, rocz, dagegen corps, mains, bastons; c impurum nimmt auch meist s: arcs. Wörter in aut werden meist ault orthographirt und enden im Pluriel auf aulx: les assaulx, so auch die Adjektiva haulx, chaulx (= chauds).

Der Gebrauch des Artikels hat bei ihm dieselben Eigenheiten wie bei Rabelais, beiden schwebte der Gebrauch der italienischen Sprache vor, wie ja auch Marot häufig auf den Sprachgebrauch der Italiener zu

seiner Rechtfertigung hinweist. Bei Marot stehen also alle Abstrakta meistens ohne den Artikel überhaupt, während Brantome und die Menippée diese Auslassung schon aufgegeben haben. Die Mitte des 16. Jahrhunderts kann man als den Zeitpunkt ansehen, in welchem sich die Regeln über den Gebrauch des Artikels fixirten. Bei Marot stehen indess noch concrete Substantiva ebenfalls ohne Artikel: „ils vont querir libres sophistiques," und ebenso fehlt der bestimmte Artikel oft bei Ländernamen:

fondre devant vous verrez Allemagne (II, 252).

Auffallend ist in folgender Stelle die Weglassung des Artikels:

Et fierement son dard brandit
Pour Republique en frapper.

Der unbestimmte Artikel, un, ung, une, bleibt nur bei si fort: si honneste homme; qui te fera si bon heur (II, 306); so auch in der Ménippée.

Die Præposition de lässt Marot nach altem Sprachgebrauch hin und wieder noch aus, und so steht die bekannte Verwünschung „le feu St. Anthoine les arde" bald mit (z. B. ep. 12), bald ohne de:

Que du grief feu de St. Anthoine
Soit ars le cardinal le Moyne.

Es ist aber wohl zu merken, dass sowohl bei C. Marot, als auch bei seinem Vater Jean das de nur vor Eigennamen ausgelassen wird: „jusques aux murs Romme (Jugement de Minos), und bei Jean Marot: „la masse Hercules" (voyage de Gênes) und „conceuë au cerveau Jupiter (ibid.).

Einmal ersetzt eine kecke Zusammensetzung das durch de auszudrückende Verhältniss: „chanté en rossignol-ramage" epitre 20 und ähnlich heisst es Bd. I, p. 177: Ils chantent leur joly chant-ramage.

Die Form on für dans le oder für das Dativverhältniss findet sich bei Marot nicht, wohl aber és und ez einige Male für dans les etc.: ès cantons. Auch die Satire Ménippée hat noch és, aber selten: z. B. és secrets. Einige Male bleibt die Præposition à ganz fort, und wird an anderen Stellen durch en ersetzt, so steht bei penser öfters en: „je pense en vous (III, 14), analog dem croire en Dieu. Den Vocativ braucht Marot oft mit dem Artikel, wie dies auch moderne Schriftsteller hin und wieder bei populären Anreden thun; so Bd. II, p. 184: Vien le temps doux; retire-toi, la bise.

Das Adjektiv.

Veraltete Wörter sind folgende:

adextre geschickt = adroit, wie dextre = droit; couart (engl. coward, ital. codardo, span. cobardo); coy still, schüchtern vom latein. quietus, das Feminin lautet coite; von coy ist das Verbum recoier in der Ménippée gebraucht; couré besorgt; coustumier: „Ce qu'est Nature a cacher coustumière," vergl. droit coûtumier; celestine neben celeste; héronnier mager von héron Reiher: „cuysse heronniere" (ept. 28). jenin thöricht (ept. 45). mal = mauvais wie bei Rabelais und andern Zeitgenossen: la plus male (eleg. 21); besonders häufig in Zusammensetzungen: le mal-dire (Brantome) und mal-grace (ibid.), noch jetzt in malerage, malsain und andern Wörtern; munde (mundus) und immunde; ord vom lat. horridus: scheusslich; orde et sale bei Brantome; die neuere Sprache hat noch ordure behalten; paoureux von paour = peur. patent offenbar: vertu patente, vergl. noch jetzt lettre patente, und la patente die Gewerbsteuer. rabis reissend: loups rabis (ept. 48). ruralit bäurisch: ce ruralit mestier.

recors eigentlich ein Particip: faire recors erinnern (Enfer).

entendu hat häufig die Bedeutung von verständig, hautain bedeutet erhaben: „Deesse hautaine."

Für vrai hat auch Marot noch voir: je dis voir; aus hyver bildet er yvernal: le froid yvernal (ept. 4). Eine Neubildung ist lilial aus lis: „tige de la fleur Lilialle." (ep. 3).

Die orthographischen Eigenthümlichkeiten Marot's und seiner Zeitgenossen sind zum Theil oben schon berührt worden: y für i: vray; q für c: magiq; hault = haut und in der Ménippée cault = cautus; t für d: grant, profont, im plur. grans, profons; froit neben froid; grief und gref statt grave. Die Feminina von espais und frais lauten espesse und fresche, faux hat fauce: „va t'en ailleurs fauce vieille dolente (ept. 2). Daran schliesst sich gras, grace: „table grace" (II, 289). Andre formelle Eigenthümlichkeiten sind bienheuré: „bienheurée princesse" ep. 4; bellique: „oeuvre bellique" ept. 3; povre; ententif = attentif. Die Adjektiva auf ou enden auf ol: fol, mol; die auf al haben im fémin. alle: royalle, lylialle. Die Stellung der Adjektiva, wenngleich geregelter als bei Rabelais, hat noch viel Willkürliches; grand, bon,

petit stehen bald vor bald nach: „la santé bonne;" Adjektive von Völkernamen oft vor dem Hauptwort: „du Guallique Hemisphere (III, p. 307).

In Bezug auf Vergleichungsgrade ist Folgendes hervorzuheben:

Der Comparativ wird durch trop verstärkt:

„poëtiser trop mieux que moy scavez" epg. 69.

„trop plus luysante que le soleil" ept. 4.

überhaupt ist noch aus dem Mittelalter die Vorliebe für Verstärkung der Steigerung geblieben, wodurch oft unangenehme Häufungen und Verschiebungen vorkommen:

„dangereux plus que très" I, 169.

„si très belle forme" epgr. 114.

„la non assez soudaine venuë de Paix" ept. 4. Bei Brantome (vie des dames gal. 337). elle les aimoit tres-tant.

Statt très steht oft moult, mout: mout grand (Psal. 138). Auch eigentliche Substantiva werden gesteigert: au plus matin; au plus roy qui fut onc couronné (cf. Diez rom. Gramm. III, 15).

Das deutsche als wird nach plus durch que, bei Zahlen aber durch de ausgedrückt: si j'avois des langues plus de cents; wobei zu bemerken, dass das vorausgehende Wort stets des statt de bekommt, so: des richesses assez. Diez (rom. Gramm. 2. Ausg. III, 382) schliesst aus folgender Stelle: „Son Cueur tient le mien en sa tente et plus d'un ardent frisson," dass Marot de statt que gebraucht habe, auch ohne nachfolgendes Zahlwort. Die Stelle lautet aber anders:

Son Cueur tient le mien en sa tente
Tant et plus d'un ardent frisson." (II, p. 327).

Hier kann aber offenbar tant et plus verbunden werden und d'un ardent frisson hängt dann von tient ab; indess ist doch wohl die Deutung: „Ihr Herz hält mich so sehr und mehr noch als ein glühender Schauer" etc. vorzuziehen. An keiner andern Stelle aber hat Marot de statt que in ähnlicher Weise gebraucht.

Der dem Superlativ folgende Satz hat meist point hinter dem Verbum:

„vers la plus noble Marguerite
Qui soit point au monde vivant." ept. 3.

Aehnlich Brantome: „le plus precieux qui soit point."

Auslassungen sind beim Superlativ häufig, wenngleich Marot sie möglichst vermeidet; bei Brantome (vie des dames etc.) sind 2 inter-

essante Stellen: p. 277: c'estoit le gentilhomme de France qui avoit les armes mieux en la main, wo le vor mieux fehlt, und p. 248: une des belles et aimables dames que l'on eust sceu voire, wo plus vor belles fehlt. Aehnliche Beispiele aus den Fabliaux citirt Orelli.

Aehnlich, aber viel gewagter ist die Ellipse in folgender Phrase Marots: C'est la dame de cueur Mieux excusant les esperits et sens Des escrivains. (epitre II).

Das Zahlwort.

Prime und tiers sind die einzigen bemerkenswerthen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch. Bei Namen stehen meist noch die Ordnungszahlen; auch Brantome sagt: Charles huictiesme, Louis douziesme, dagegen Charles le quint mit dem Artikel.

Umstellungen sind bei Zahlwörtern häufig: „des ans vesquit près de soixante et douze," und „tu souffrira des fois plus de cinquante Mille douleurs, eptr. 2.

Die Pronomina.

In Bezug auf die Auslassung des pronom personnel ist Marot fast noch freier als Rabelais, der es wenigstens vermeidet, es vor einem andern persönlichen Fürwort wegzulassen. Die Belege sind sehr zahlreich: „plus ne suis ce que j'ai este" (epgr. 196). „Que dirais plus" (eptr. 2). „de fait, proposais de non escrire;" „Croire Crainte conclus" (ich glaubte schliesslich der Furcht!) eptr. II. „mal t'en ira" (es wird dir dafür schlecht gehen) ibid. —

„n'a pas longtemps;" longtemps ha;
„Quand vous voyez de pleurs mes yeux lavez
Me venez dire, amy, qu'est ce qu'avez."

Ebenso beim Subjonctif: O Syre, donc, plaise vous nous permettre" ept. 58. „Que pleust a Dieu." Seltner dagegen ist die Verwechselung von moi, toi etc. mit je, tu; nur zwei bedeutendere Stellen finden sich: Et je qui suis le roi (Psalm 2). „N'en parlez plus; par Dieu, c'est il" eptr. 44. Bei Brantome findet man diese Verwechselung gar nicht mehr, er sagt c'estoit moy, ce fut luy etc. Dagegen steht das absolute Pronomen häufig vor dem Infinitif; pour soy monstrer; auch Comines hat:

sans soy approcher I, c. 3. Auch der Gebrauch von mien, tien für mon ist bei Marot seltner geworden, nur wenige Stellen bieten sich dar, wie: „le mien et tien amy.“ Dabei steht das Pronomen, häufig wie bei den Italienern, dem Hauptworte nach: le père mien (II, 104).

Eigenthümlich ist der Gebrauch von son in folgendem Satze: „Nature a prins sur nous ceste puissance
De nous tirer au lieu de sa naissance;“ hier steht sa für notre.

Von lequel heisst die Mehrheit lesquelz; ausquelz kommt neben auxquels bei Marot und Brantome vor.

Celuy, celle und cestuy, ceste werden für ce, cette gebraucht: „celle mort“ (II, 323), „ceste douleur,“ „celuy chevalier“ etc.; absolut steht cil derjenige:

„le pommier qui porte bon fruictage
Vaut mieux que cil, qui ne porte que fleurs“ II, 288.

und: „Pour suivre cil, que celluy Dieu, qu'adores, wobei das explicative que vor celluy „nämlich derjenige Gott“ etc. zu berücksichtigen ist; bei Brantome: ce petit exercise n'est qu'un apprentissage pour venir à celuy grand des hommes (p. 120).

ce und cela sind oft vertauscht:

„Pour ce les ay en devise liez“ II, 369.

und cela für ce:

C'est tout cela, qu'en ay peu recouvrer II, 117.

chacun steht noch oft mit dem Substantiv verbunden: chacun Seigneur.

aucun bedeutet noch einige: aucuns mots; aulcuns chevaliers und absolut: „Quand aucun meurt“ = Jemand III, 287. Auch die Ménippée hat: aucuns vous crurent und Brantome: „il est à d'aucunes quelquefois ennuyeux.

tous kommt bei Marot und Brantome vor dem Hauptwort oft ohne Artikel vor, besonders bei Zeitbestimmungen: tous mois, toutes saisons, tous temps: (par sus toutes choses Marot I, 220). Nully Keiner ist bei Marot sehr selten, bei Spätern gar nicht gebraucht.

mesme (même), bei Marot regelmässig gebraucht, bietet folgende eigenthümliche Wendung bei Brantome: „elle qui estoit la mesme arrogance du monde“ p. 360.

Das Zeitwort.

Veraltet und ungebräuchlich sind folgende Verben:

oeuvrer: „Qu'il oeuvre hardiment en prose“ Rondeau 16. (vgl. das moderne: désoeuvré.)

ardre brennen (part. ars; il art), cuyder wollen (auch bei Brantome und in der Men.), chaloir kümmern: il ne me chaut, d. italienische non me ne cale; von chaloir ist das Substantiv nonchalance erhalten.

circuir; contemner; clamer, II, 400, davon in der Menip.: je m'exclame; jetzt nur in Compositis erhalten.

haitter (plaire); se déhaitter (prendre plaisir), delaisser = quitter; devier = manquer: la force devie, wofür an einer andern Stelle: la force faut.“

douloir: je me deulx; se meffaire sich vergehen.

occire tödten; permuter ganz gleichbedeutend mit changer; ledangier tadeln (bei J. Marot), ramentevoyr erinnern: „plusieurs cas me furent ramentus“ (Enfer).

semondre auffordern: qui à baiser semblez semondre (epgr. 185).

souler pflegen: „il souloit dire.“

Andre Verba haben Bedeutung oder Form geändert:

sembler = ressembler, wie bei Rabelais; s'yvrer = s'enivrer; mercier (remercier): neantmoins te mercie (ept. 23).

enformer = conformer: „Si convient-il en douleur et ennuy Nostre vouloir enformer a celuy „Du tout-puissant“ ept. 15.

emprendre = entreprendre.

errer hat im 16. Jahrhundert noch die Bedeutung von se tromper. Orthographisch verschieden sind: ficher = fixer; mercher (marquer) II, p. 81. meiner und mainer (mener), eslire, bastir etc. aviser, avouer lauten allgemein adviser etc.

Die Infinitive auf eindre werden aindre geschrieben: faindre, taindre; die auf oir haben eoir: veoir, cheoir und im part. pass.: veu, cheu; das pass. déf. lautet je peuz (je pus). Ebenso bei den Zeitgenossen Marot's. Auch die Præsentia von ouvrir und Compositis schieben ein e ein: j'oeuvre, je descoeuvre, je coeuvre, im Futur haben sie aber „je descouvray; das Præsens von trouver lautet je treuve.

Die auf ie haben y: je supply; je pry.

Die Præsentia der Verba auf andre, endre stossen das d aus: j'entens,

je pers; oft fällt auch das s fort: j'enten; j'espan (in der Ménip.: je crain), daneben aber trifft man auch je rends an.

Die Endung s fällt auch fort bei den Verben in ir: j'escri; Auch das e wird fortgelassen: je gard; Dieu vous gard (ept. 11).

Die 2. Person des Pluriel schwankt zwischen és und ez: mectés (mettez), auch bei Brantome serés, während die Participia z haben, aimez = aimés. Mehrere Verba der 1. Conjugation nehmen statt des è den Umlaut oi in der vorletzten Silbe: je poise, j'espoire.

Einige Infinitive in ir nehmen statt ir die Form erre an: querre = quérir; acquerre, courre (III, 8.), conclurre (ept. 16.)

Dieselbe Syncope bei r findet statt in den Futuren lairrai (laisserai) ept. 50 und gerrai von gesir: „Ici gerra, s'il n'est pendu, Monsieur etc. ept. 43. Beide Futura finden sich auch bei Brantome; oyre hören hat orray. Das Imperfectum lautet bald in oys, bald in oye: j'avoye; in der Satire Ménippée steht sogar oy und ay als Subjonctifendung:

„Qu' eussay-je peu faire?"

Unregelmässige Verbalformen:

assaillir: j'assaulx, j'assauldray (II, 316).

aller: je vois (= je vais): „je vois voir" Balad. 4. im Subjonctif: que je voyse (ept. 4).

veoir: je veois, il void; je vy und vei (= vis); veu (= vu); je vy heisst auch ich lebe.

dire: je diz; dict (= dit); que je die. (Ménip. encor que Caton die); il dist er sagte.

mectre: il mect, il mist.

prendre: je pren; je prins; prins (pris); que je preigne.

ramentevoyr: je me ramentoy; ramenteu.

sçavoir: il scet (sait), il sceut, sceu; ebenso

cheoir: il chet; il cheut, cheu.

seoir: il séerroit (II, 197) und das Præsens lautet bei Brantome: ils siezent (p. 188).

vouloir: je vouldray; que je vousisse (bei Comines: voulsisse).

faire: je faits (fais), je fiz (fis); faict; que je face.

naistre hat mehrmals im part. pass. nais statt né.

Von absouldre ist das Particip absoulz: „Font ils toujours les gens absoulz?"

Der Infinitif hat noch immer die Bedeutung eines Substantivs und wird mit allen möglichen Præpositionen verbunden: le bon Espoir

qui vint de mon songer" eptr. III. „monté au ciel par son voller (Flug) subtil." „Mes parents à mes desirs n'ont jamais fait resister." So steht dann auch avoir für Habe, wie sich in ähnlicher Weise pouvoir und savoir erhalten haben. Eine häufig vor dem Infinitif stehende Præposition ist par: par une lettre lire (eleg. 16).

Die Præposition à verschmilzt bei einzelnen Infinitiven mit dem Verbum zusammen: c'est assavoir. Aehnlich zusammengesetzt wie assavoir sind bei Brantome die Verba: j'arregarde und j'accommence. Ob à oder de bei einem Zeitwort stehen soll, ist noch nicht bestimmt, Marot giebt meist de den Vorzug: cela me cause de boire;" „il me contraint de faire." Bei Brantome: la pauvre femme fut contrainte faire nopces et funérailles ensembles, also ohne Präposition.

Die bei Rabelais so häufige Construktion, die dem lateinischen Accusativus cum Infinitivo entspricht, ist bei Marot nur ganz vereinzelt zu finden:

Puisque du Roy la bonté merveilleuse
La France veut ne m'estre perilleuse (ept. 53).

Dennoch war diese Construktion nicht bloss Rabelais eigen, sie ist bei Comines auch nicht selten: „Aucuns autres estats eussent voulu les Bourguingnons et leurs Seigneurs estre dedans Paris (L. I, 7).

Auch der Infinitif absolu ist bei Marot ganz verschollen, und nur bei einzelnen anderen Schriftstellern findet man noch eine Spur vom Infinitivus historicus; so bei Brantome: ayant fait une partie un jour et s'aller pourmener en un jardin" p. 315.

Das Particip.

Das part. du prés. ist in der Mehrheit stets wandelbar: „Bienheureux sont ceux Qui rejettans les — — —" Psalm I. „ayans discretion vous verrez. . . ."

Ebenso in der Ménippée: „ayans la mort entre les dents, nous disions."

Wichtiger und häufiger ist die periphrastische Conjugation mit estre und einem Particip:

„contre moy as esté crachant (ep. 20).

„veuillez prier vouloir souvenant estre" ep. 27.

Der moderne Sprachgebrauch hat nur bei aller das Participe erhalten: „le vent va croissant." Dieser Gebrauch mit aller ist auch

Marot nicht ungeläufig und hat sich bei verschiedenen anderen Schriftstellern erhalten: il va soutenant (Menip.).

Ueber den Gebrauch des part. passé giebt Marot dieselben Regeln an, die noch jetzt gelten. In dem an seine Schüler gerichteten 79. Epigramme, das in sprachlicher Beziehung interessant ist, heisst es:

„Nostre langue a ceste façon
Que le terme qui va devant
Volontiers regist le suivant.

Er wendet dies alsdann auf das Particip an und giebt folgendes Beispiel: „m'amour vous ay donnée;“ er fährt dann fort: „tous pluriers n'en font pas moins“ und führt als Beispiel der Mehrheit an: „Dieu en ce monde nous a faits;“ hierbei beruft er sich auf den Sprachgebrauch der Italiener: Dio noi ha fatti.

Absolute Participial-Construktionen sind bei Marot nur sehr selten und haben wenig Auffallendes. Es sind meist Participien der Gegenwart:

„Car, vous vivant, toujours se sentoit riche,
Et vous mourant, sa terre estoit en friche (II, 305).

Bei Brantome kommen auch Construktionen mit dem part. passé vor: elle, après son mary party, fut interrogée.“

Adverbia.

Die Bildung der Adverbia auf ment ist noch schwankend; Marot schreibt z. B. ardentement, daneben diligemment und imprudemment; gramment (ept. 56) neben grandement (ept. 57); soefvement.

Mehr burleske Bildungen sind die Adverbien in folgender Stelle: Secouru m'as fort Lyonneusement Or secouru seras Rateusement (ept. 11).

Zusammengesetzte Adverbien sind à l'oysir, wofür auch à loysir steht: dont mal vient tost, et bien à loysir ept. 60.

à l'advanture und d'adventure, etwa, vielleicht:

„en évitant que les loups d'adventure
De mon corps tien ne fissent leur pasture ept. 1.

Andre Zusammensetzungen sind: grand'erre gar sehr (v. erre):

„la tienne amour si m'incita grand erre ep. I.

d'amont und d'aval: „l'eau qui roide en aval se transporte“ epgr. 120.

Aehnlich à contreval:

Croy que plustot l'eau du Pau fera faute
A contreval ses undes escouler."

Es wird a mont, contremont und aval besonders bei Flüssen und bei der Flussschifffahrt im Sinne unsres deutschen „zu Berg" und „zu Thal fahren" gebraucht.

à contrepoil: Il m'est venu volonté de decrire
A contrepoil un tetin que j'envoye
Vers vous. (ept. 40).

Von Adverbien der Zeit sind besonders folgende zu merken: or (auch or', ore, ores geschrieben) von hora, bedeutet jetzt, nun: „ce n'est par or, ne de l'heure présente;" ores-ores: bald-bald (Brantome). Davon zusammengesetzt: encor, encores; die Prosaiker haben meist nur die Form encor.

ja und ia, componirt: desia jetzt; beide Formen auch bei Comines.

devant vorher: „plus clers que devant (also = avant); bei Brantome: paravant: „le jour paravant." Auch in der Ménippée ist devant = vorher: plus serré que devant. Bei Comines steht oft de devant: la nuit de devant.

hyer gestern, l'autrehyer neulich, eigentlich vorgestern, entspricht dem modernen l'autre jour.

onc je; meist negativ ne onc nie.

finablement schliesslich; par après „hierauf;" bei Brantome.

amprès, das vollständig après entspricht, als Präpos.: amprès sa mort" p. 175; als Conjunction: amprès que ce gentilhomme m'eust tout conté p. 170.

premier = d'abord: „Mort prend premier les bons." Comines braucht es oft so: se delibera d'aller premier au duc de Bourbon I, c. 2.

l'endroit „sofort" auch desendroit; du depuis seitdem.

par maintesfois „oft;" lors = alors: lors mille oiseaux vindrent" I, 175.

Adverbia des Ortes: dont woher, weshalb; leáns drinnen: „leans on chante" (I, 184); „le bon vin est aussi bon leans qu'ailleurs" (Brantome); loing fern.

Adverbia andrer Kategorien: moult = beaucoup, fort, très: moult grand (Psalm 138); „Comme Didon moult se courrouça" (Rondeau I). „il y a deux personnes auxquelles moult tarde" (Brantome): es dauert ihnen sehr lange.

trop wird oft von par begleitet:

„Enfant amour qui par trop sottement
A fait mon cueur aimer (Bd. III, 114).

und l'autre par trop l'aureille m'offense (ept. 57).

par trop abominable (Brant.).

à tout le moins zum wenigsten (ept. II); de legier leicht:

„Toute la terre eust de legier conquise."

de fait (wirklich) ept. 2.

Si, spielt eine sehr bedeutende Rolle. Zunächst steht es immer noch wie unser Deutsches so einleitend bei Nebensätzen, sogar wenn diese voran stehen:

„Si ne peut pas grand los Fortune acquerre
Quand elle meine aux plus faibles la guerre (eptr. 34).

Dann vertritt es ainsi: „Si vont querir libelles sophistiques" II, 189; und ähnlich:

„Je ne vy jamais tant de Moines
Qui vivent et si ne font rien" ept. 42.

Auch bei anderen späteren Schriftstellern ist si von weitem Gebrauch: so in der Menippée: toute ruzee qu'elle fust, si y fut elle trompée.

Conjunctionen etc.

Ganz verschollen ist ains, ainçois. Entsprechend seiner Entstehung hat ains que die Bedeutung von avant que de:

„Ains que me voir en lisant mes escrits
Elle m'aima, puis voulut voir ma face (III, 133).

Dann hat ains die Bedeutung von vielmehr:

„ains mes compaigns j'advertiray" (Eglogue rustique).

„non que sur vous je treuve que redire,
ainçois chascun vous doit nommer et dire" (ept. 13).

meist bedeutet ains unser deutsches aber, sondern.

„(ma plume) pour ce faire onc ne valut
Ains trop est lourde ept. 15.

Non seulement — ains bedeutet: nicht nur — sondern auch (III, 303).

devant que bevor = avant que meist mit dem Subjonctif:

„Un peu devant qu' Aurore la fourrière
Du cler Phebus commenceast mettre arriere etc."

Auch die Ménippée hat devant que: „devant que nous eussions fait entendre."

Aehnlich steht avant que mit dem Subjonctif, avant de mit dem Infinitif, aber auch avant allein mit dem Inf.; so bei Brantome: „avant se coucher," „auparavant s'estre mariée." Dasselbe bedeutet bei Marot: tant que premier: tant que premier ta délivrance n'aye (Psalm. 137).

pourtant = deshalb: „pourtant plaisirs tenez vous loing."

parquoy = deshalb: „parquoy vous pri sçavoir de combien c'est Qu'il veut sedule. . . . (II, p. 99).

pource que = parce que; so auch bei Comines: pour ce que (I, 2).

Præpositionen.

avec steht oft adverbial hinter dem Hauptworte: „la doctrine conjointe avec" (Einleitung zu den Psalmen); „En mon vivant n'après ma mort avec. eptr. 49.

devers = vers: devers Haynaut (II, 251).

encontre = contre; die Ménippée hat auch: encontre les rebelles. statt avant haben einzelne Schriftsteller auparavant; „auparavant la mort," „auparavant ceste sainte entreprise" (Menip.).

hors lautet auch fors: Où je n'euz onc fors douceur et seurté II, p. 170. in Zusammensetzungen steht nur for: forbanny, forclus.

lez nahe bei ist bei Marot nur selten: lez Lorris (ept. 47), bei Späteren kaum noch.

l'orée entlang: „l'orée d'un rivage."

puis (v. post) seit, wovon depuis gebildet wurde: „puis ung mois en ça" ept. 45. „puis Cesar;" „puis dix ans" (II, 288). Bei Comines: puis ce jour-là.

Von zusammengesetzten Præpositionen ist besonders à par und das verwandte à part, das eigentlich Adverb ist, bemerkenswerth: „Et toute beste en son creux se retire Tout à part soy" (rond. 43); „je disois à part moy."

Es könnte fast scheinen, als sei à par aus à part entstanden, wie Orelli auch in Bezug auf de par annimmt. Für beides ist eine solche Annahme unnöthig. De par, das auch bei Marot oft vorkommt, z. B. de par toy (II, p. 223), hat zahlreiche gemeinromanische Analoga, auch widerspricht der Annahme Orellis die bei Brantome geläufige Phrase: de par le monde, z. B. une grande dame de par le monde," wofür er

anderwärts sagt parmy le monde;" ferner die Imprecationen: de par le diable (Rabelais), de par Dieu (Ménip.), wofür wir einfach par dieu sagen. De schmiegt sich gern an Præpos., z. B. de dessous, de dehors etc.

par sus = par dessus: mais par sus toutes choses. Sonst hat sus adverbiale Bedeutung, wie noch in einzelnen modernen Verbindungen: „Or des bestes que j'ai sus dictes" II, 196.

Auch als Interjektion kommt sus vor, unserm „Auf!" entsprechend: sus, mes vers! Auf, mein Lied; oft wird es durch or verstärkt: „or sus avant mon cueur" II, 192.

Negationsmethode.

Einzelne Theile der Negation fallen oft weg; entweder ne, oder pas: „T'ha il pas fait" „sentez vous point" (II, 296); in der Ménip. nous a il pas mis la bride au col; „avons nous pas consumé." Die Auslassung von ne ist besonders häufig bei Fragen, selbst bis auf Racine hinab (Diez III, 420); auch pas fehlt oft: Il n'a force (Sermon I).

Oft sind diese Auslassungen sehr gewagt:

O mon amy Antoine,
N'est jour que me souvienne
Du souverain recueil
Que tu fis à Clement (II, p. 162),

wo N'est jour gleich die Negation für que me souvienne involvirt. Andrerseits fehlt es nicht an Verstärkungen der Negation; so durch seulement: Et ne fallait, tant seulement
Qu'effacer Jean (II, 105).

Besonders nachdrücklich ist der Zusatz demye: Il n'a force ne demye; bei Rabelais steht meist mie dafür.

Andre Schriftsteller haben mais, das offenbar aus jamais entstanden ist und dem italienischen mai entspricht: qui ne pouvait mais de la méchanceté de son père (Brantome). Non steht häufig bei Verbis statt ne pas, besonders beim Infinitif, bei Substantiven steht es ohne pas: m'amie a perdu ses jeux non un moineau;" mit estre: où le soleil non trop excessif est I, 258. Statt ni, ni braucht Marot ne, ne, während Rabelais meist ny schreibt:

Ne Papillon pas ne le poinct,
Ne Thennet ne le tenne point;

in diesen Sätzen ist pas und point ganz überflüssig.

Ueber Stellung der Worte und Sätze.

Der possessive Genitiv sowohl als der von Zahlen und Adverbien der Menge abhängige steht meist vor dem regierenden Wort:

„adieu des fois un million."
„des biens avez et de la rithme assez;"

und zwar thut Marot dies auch in der Prosa, wie alle seine Zeitgenossen: „Après peut on veoir des anciens Capitaines la rusée conduite; de leurs gens d'armes la discipline militaire observée" (eptr. 4). Das Subjekt steht hinter dem Prædikat in Sätzen, die mit Partikeln anfangen:

Lors n'aurois-tu bonne excuse jamais,
Mais sçaurait-on si en oubli tu mets
Les tiens amys.

Das Objekt steht oft vor dem Particip des Verbs: „ta lettre m'ha maint plaisir fait sentir." Ueberhaupt lässt der Infinitif und ebenso das Particip viele Inversionen zu: „Je vous supply de cordiallement le recevoir" ept. 16; „pour à tous agréer" II, 117. „ta response allongée seroit du tiers" ept. 32.

Elliptische Redensarten und Satzverbindungen sind bei Marot häufig. So heisst es in der Einleitung zum Temple de Cupido: N'a pas longtemps, Prince Magnanime, une fille inconstante, nommée jeune Hardiesse, m'incitoit de vous presenter etc. Hier fehlt nach jetzigen Begriffen que vor une fille; indessen ist N'a pas longtemps bei Marot oft adverbial zu fassen, hier also etwa „vor Kurzem," wie auch longtemps ha oft adverbialer Zusatz ist, der die regelmässige Satzverbindung in keiner Weise afficirt. Der elliptische Ausdruck im 2. Colloque d'Erasme: „j'ai qui au coeur se fait sentir" ist elegant und unserem Ohr nicht auffallend, denn auch der moderne Sprachgebrauch hat ähnliche aufzuweisen, z. B.: j'ai de quoi vivre.

Kühnere Ellipsen sind die relativen Anknüpfungen mit dont, das dann den Sinn von de ce que hat:

„Mais je leur suis encor plus odieux
Dont je l'osay lire devant vos yeux

(d. h. desshalb dass ich es euch vorlas) II, p. 166. ebenso:

„Grand mal te veulent
Dont tu as faict les lettres et les arts
Plus reluisants" II, p. 168.

Aehnlich:

„dont devant Dieu nous ployons les genoux“ III, 8.

wo dont heisst „und dafür.“ — „dont ne sois glorieux ne rogue“ (II, 198). — Da dont ursprünglich woher heisst, so wird auch d'où und où statt dont oder statt des persönlichen Pronoms gefunden:

„pour en pays venir
Doù je n'ai sceu perdre le souvenir“ II, 186.

où statt auquel, à laquelle, à quoi:

„pour en France tirer
Où longtemps ha je ne fais qu'aspirer“ II, 185.

Aehnliche Anknüpfungen mit que, ce que sind folgende:

ce que voyant le bon Janot I, 217.

ce wird dabei häufig ausgelassen:

„friand je suis qui me cause de boire,“

statt ce qui me cause etc. — „Or pense donc, que sont nos volontez“ III, 36.

Aehnlich ist die Auslassung von ce in folgender Phrase Brantome's: „Chéritier n'a nulle réprimende sur les moeurs d'une veufve, n'estoit que le mary en son vivant eust fait appeler sa femme en justice,“ wo hinter n'estoit ein ce fehlt.

Oft ist bei Marot in Relativsätzen celui zu ergänzen; häufig sind die Phrasen aber so invertirt, dass Marot selbst schon ein andres Pronom zum Verständniss hinzufügt, z. B. „Bref, qui vouldra vivre au beau Paradis, Il faut premier que mourir je le face.“ „qui donc sage est, il face penitence.“ Bei Comines heisst es (I, cap. 9): „Comment les Bourguignons cuiderent de chardons, qu'ils virent, que ce fussent lances. Eine andere auffallende Umstellung bietet folgender Satz Marot's:

„Quelque douceur de quoy vous soyez pleine,“

wo de quelque douceur que vous etc. stehen müsste.

Man kann, um kurz zusammenzufassen, in Marots Sprache einen grossen Fortschritt nicht verkennen, wenn man sie mit der Sprache und Grammatik Rabelais' vergleicht, abgesehen von den Auswüchsen in Rabelais' Diktion. Dieser Fortschritt besteht in dem Verschwinden fremder Lehnworte, so wie vieler alten Formen und einer grossen Anzahl kleiner Wörter, besonders Præpositionen, Adverbien, Conjunktionen, die bei Rabelais äusserst häufig, bei Marot gar nicht oder doch nur selten vorkommen z. B. lez, l'orée, ainçois etc., on statt dans le, es statt

dans les). Allmälich consolidirt sich die Grammatik; Marot hat viel mehr grammatische Regeln als Rabelais, die Formbildung wird gleichmässiger (z. B. die Pluralisbildung, der Gebrauch des Artikels), und kommt den modernen Formen näher; die Willkür hört sowohl im grammatischen Gebiete mehr und mehr auf, als auch im Gebiete der Orthographie, welche letztere bei Rabelais, zum Theil durch die Schuld der verschiedenen Herausgeber, eine sehr schwankende war, bis endlich die Ausgabe des bekannten Forschers Jacob le Bibliophile eine gleichmässige Rechtschreibung durchführte. Die Ménippée laborirt in den ältern Ausgaben an demselben Mangel, besonders in der mir voliegenden von 1600.

Marienburg. Dr. H. Eckerdt.

Zwei angelsächsische Gedichte.

I. The Grave.

From the Anglo-Saxon.

Unter den verschiedenen Uebersetzungen, die sich in der Sammlung der Gedichte Longfellow's befinden, scheint mir das Bruchstück, welches die obige Ueberschrift trägt, seiner Sprache wie seinem Inhalte nach einer eingehenden Betrachtung nicht unwerth zu sein. Denn jene bietet die günstigste Gelegenheit, die allmähliche Veränderung der Wörter nach Form und Bedeutung zu beobachten, dieser weist auf einen im Mittelalter beliebten und in dem Gebiete der germanischen Literatur mehrfach auftauchenden anziehendeu Stoff, die Zwiegespräche des Leibes und der Seele hin. Zur Bequemlichkeit des Lesers lasse ich die Uebertragung des amerikanischen Dichters nebst dem Originale hier folgen, wie sie bei Longfellow Ed. Tauchnitz I, p. 51 und in Thorpe's Analecta Anglo-Saxonica ed. 1846. p. 153 stehen. Die einzige Veränderung, die ich mir erlaube, ist, dass ich das angelsächsische Stück in der bei uns gewohnten Weise nach Langzeilen ordne, während es bei Thorpe aus der doppelten Anzahl von kurzen Versen besteht. Ueber diese Verschiedenheit in der Abtheilung angelsächsischer Gedichte ist zu vergleichen J. Grimm Vorrede zu Andreas und Elene p. LV. ff.

The Grave.

From the Anglo-Saxon.

For thee was a house built
Ere thou wast born,

For thee was a mould meant
Ere thou of mother camest.
But it is not made ready,
Nor its depth measured
Nor is it seen
How long it shall be.
Now I bring thee
Where thou shalt be;
Now I shall measure thee,
And the mould afterwards.

Thy house is not
Highly timbered,
It is unhigh and low;
When thou art therein,
The heel-ways are low,
The side-ways unhigh.
The roof is built
Thy breast full nigh,
So thou shalt in mould
Dwell full cold,
Dimly and dark.

Doorless is that house,
And dark it is within;
There thou art fast detained
And Death hath the key.
Loathsome is that earth-house,
And grim within to dwell,
There thou shalt dwell,
And worms shall divide thee.

Thus thou art laid,
And leavest thy friends;
Thou hast no friend,
Who will come to thee,
Who will ever see
How that house pleaseth thee;
Who will ever open
The door for thee
And descend after thee,
For soon thou art loathsome
And hateful to see.

The Grave. A Fragment.

Dhe wes bold gebyld er thu iboren were,
dhe wes molde imynt er dhu of moder come;
ac hit nes no idiht, ne theo deopnes imeten;
nes gyt iloced, hu long hit the were.
Nu me the bringaedh ther dhu beon scealt,
nu me sceal the meten, and dha mold seodhdha;
ne bidh no thin hus healic itimbred,
hit bidh unheh and lah thoune thu list ther-inne;
dhe hele-wages beodh lage, sid-wages unhege,
the rof bidh ibyld thire broste ful neh;
swa dhu scealt on mold wunien ful cald,
dimme and deorcae: thet den fulaet on hond.
Dureleas is thaet hus, and dearc hit is widhinnen,
dhaes thu bist feste bidytt, and Daeth hefdh tha caege:
ladlic is thaet eordh-hus, and grim inne to wunien,
dher thu scealt wunien, and wurmes the todeledh.
Dhus dhu bist ilegd, and ladaest thine fronden;
nefst dhu nenne freond, the the wylle faren to
dhaet efre wule lokien hu the thaet hus the likie
dhaet aefre undon dhe wule dha dure,
and the aefter lihten, for sone thu bist ladlic
and lad to iseonne; for sone bidh thin haefet
faxes bireued, al bidh dhes faxes
feirnes forsceden, naele hit nan mit fingres feing stracien.

Der erste Blick zeigt, dass die Uebertragung Longfellow's eine fast wörtliche ist und deshalb um so mehr zu einer Vergleichung der Sprachformen einladet. Das Original darf etwa in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts gesetzt werden. Die Sprache desselben ist noch rein germanisch, aber hat in den Formen bereits soviel Einbusse und Zerrüttung erfahren, dass sie dem ausgebildeten Angelsächsisch wohl als Semi-Saxon entgegengestellt wird.

Bekanntlich sind die Hauptquellen für diese Sprachstufe in der Zeit von 1150 bis 1250 Layamon's Brut und das Ormulum. Unser kurzes Fragment ist im Ausdrucke noch reiner und alterthümlicher als beide; dennoch ist der Verfall deutlich genug, charakteristisch unter anderem die Bildung der Participien der Vergangenheit mit der Vorsilbe i statt des alten ge, was

sich nur in gebyld v. 1. neben ibyld v. 10. findet. Die Erörterung der einzelnen Formen im Folgenden mag sich übrigens auf diejenigen Fälle beschränken, wo der heutige Ausdruck mehr oder weniger deutlich von dem alten abweicht, der Uebergang in der Sprache also für das allgemeine Bewusstsein verdunkelt, oder durch das Aufgeben mancher Formen aller Zusammenhang verschwunden scheint.

v. 1. bold ist house, dwelling; die angelsächsischen Formen bold, byldan und bôtl (Wohnung vgl. Wolfen-büttel) bytlian scheinen, wenn auch ursprünglich getrennt, sich mehrfach mit einander zu mischen. Byldan berührt sich ausser dem mit einem anderen Stamme beald, bald kühn, byldan ermuthigen, stärken. vgl. das engl. bold und unser bald. In unsrer Stelle hier ist offenbar Haupt- und Zeitwort desselben Stammes zu verstehen, dem das jetzige build der Bedeutung, auch wohl der Form nach genau entspricht, während das von Thorpe im Glossar herbeigezogene „bilden“ kaum hierher gehört. Immerhin ist die Etymologie dieser ganzen Wortgruppe noch keineswegs völlig aufgeklärt und würde deren vollständige Erörterung zu weit führen.

v. 2. molde, mould, earth. Das alte Wort hat sich, wenn auch in beschränkter Anwendung erhalten als mould, mold und erscheint in mold-turner, mold-warp wie das ahd. molta noch in dem volksmässig assimilirten maulwurf, vgl. Mätzner p. 188, 189., wo auf das Zusammenfallen mit einem andern mould aus dem lat. modulus hingewiesen und das holl. molworp, altnord. molivarpa herbeigezogen ist.

imynt erklärt Thorpe durch appointed. Es steht für gemynt von myntan, mit welchem das heutige mean, meant fast der Bedeutung nach, weniger der ursprünglichen Form nach zusammengehört. Im Angelsächsischen steht neben myntan = suppose, resolve, intend, appoint, decree ein andres Zeitwort maenan, meinen und klagen, das neuenglisch in mean und moan gespalten ist. Uebrigens kommt to mint at = to endeavour, aim, mean örtlich vor und es früge sich, ob dasselbe nicht schon zu dem angels. myntan oder ob etwa beides aus dem lat. moneta, ags. mynet, engl. mint, unserem Münze, münzen auf etwas zu erklären sei.

v. 3. ac, Die alte Adversativpartikel, gothisch, altsächsisch und nordisch ak ist im angelsächsischen häufig, verliert sich aber im englischen, wie im hochdeutschen, wo das ahd. oh die letzte Spur ist, und

wird durch but, aber ersetzt. Altenglisch sind ac, ak, acke noch vielfach zu finden.

nes erklärte Thorpe im Glossar und übersetzte demnach Longfellow durch is not für ne is; gleichwohl scheint dem Sinne angemessener was not und offenbar steht mit der so häufigen Vertauschung von e und ä hier wie v. 4. nes für näs = ne väs. Ueber die proklitische Natur der alten einfachen Negation ne vgl. Mätzner p. 397.

idiht für gediht = made ready, prepared von dihtan, gedihtan, noch vorhanden in dight, bedight besonders als Participium mit der Bedeutung „geschmückt." cf. Mätzner p. 343. Es ist so gut wie unser „dichten" auf das lateinische dictare zurückzuführen und bietet ein anziehendes Beispiel des Wechsels der Bedeutung in den verschiedenen Sprachen. vgl. Grimm's Wörterbuch II, p. 1057.

v. 4. iloced zu lôcian, to look wohl identisch mit dem deutschen luokên, luogên, lugen, wenn auch die Lautverschiebung nicht ganz in Ordnung erscheint, da man entweder zu dem ags. lôcian ein ahd. luohhên oder dem ahd. luokên, luogên entsprechend ein ags. lôgian erwartet.

v. 5. Das me in diesem und dem folgenden Verse ist auch nach Thorpe für men, man zu nehmen, während Longfellow an das Pronomen der ersten Person gedacht zu haben scheint (etwa wie im Vulgär-Englischen me für I gesagt wird). Im Angelsächsischen, wenn auch erst später kommt man in der abgeschwächten Bedeutung unsres „man" vor, während dieser Gebrauch im Neu-Englischen wieder verschwunden ist. Die verstümmelte Form me findet sich zum Beispiel noch bei Percy in dem Liede „On the death of King Edward I." Gret deol me myhte se thore. Mony mon is honde wrynge und so öfter in der Chronik des Robert von Gloucester.

v. 6. seodhdha = seodhdhen sind die spätern halbsächsischen oder vielmehr bereits Nebenformen des alten sidhdhan, vgl. Caedmon II, 379, verwandt mit unserem „seit" und im Englischen erweitert zu since, hier noch in der Bedeutung von afterwards, then.

v. 7. itimbred dem Laute nach „gezimmert" timbered; in den Verbalformen ist ja auch die Bedeutung ziemlich dieselbe geblieben, während dieselbe sich in „Zimmer" und timber einigermassen gespalten hat.

v. 8. lah, woven nachher lage, entspricht nach Form und Sinn dem englischen low. Zu vergleichen ist ausser dem altnordischen lâgr das holländische laag, laegh, niederdeutsch leeg.

v. 9. helewages. Thorpe erklärt: hele-wah = heelwall, helewages for hele-wagas. Semi-Saxon. Er meint also jedenfalls die Wände zu Füssen (und Häupten) im Gegensatze zu den Seitenwänden sid-wages. Ob und wie Longfellow bei seinem heel-ways sich dasselbe gedacht habe, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls sind die beiden Wörter hêl = heel und wah, vah = wall im Angelsächsischen sicher, wenn auch beide etwas dunkel und zumal das erste selten. Bei vah wird an das gothische vaddjus erinnert; das Altfriesische hat wach; altnordisch veggr, schwedisch vägg, dänisch vaeg, neufries. weage, neuniederl. weeg. Die Berührung dieser Formen mit „wall“ und „wand“ ist fraglich. Auch hêl, das jetzige heel ist zweifelhafter Abkunft. Bei Bosworth findet sich auch die Bedeutung „lime“ Kalk, jedenfalls durch ein Missverständniss; er hat nämlich: Leo (in den Sprachproben) says Lime; und in der That heisst es dort p. 183. hêl, der Kalk? wohl nur weil er das lateinische calx nicht als Ferse heel, sondern fälschlich als Kalk lime verstanden hatte.

v. 11. wunien vunian ist unser wohnen, to dwell.

v. 12. dimme and deorcae sind ebenso wie feste, v. 14, Adverbialbildungen mit der im Neu-Englischen abgeworfenen Endung e, vgl. Mätzner p. 383. Den letzten Theil der Zeile hat Longfellow vielleicht aus ästhetischen Gründen unübersetzt gelassen: „the den fouls (rots) on hand (soon immediately).

v. 14. bidytt shut up, from dyttan to shut up; davon noch im Neuenglischen als Terminus in der Architektur to dit.

v. 17. ladaest. Die Uebersetzung leavest ist weder wörtlich genau, noch in den Zusammenhang passend; ladaest steht für ladest, lâdhost, den Superlativ des mehrfach auch in unserem Bruchstücke vorkommenden lâd = loath = unserem „leid,“ verhasst.

v. 19. likie. like, lician und so noch bei Shakspeare to like in dem neutralen Sinne: gefallen, to please. Ausdrücke wie faren v. 18, undon v. 20, lihten v. 21, wenn auch freier übersetzt durch come, open, descend bedürfen keiner weiteren Erklärung aus den formell entsprechenden fare, undo, light; ebensowenig Formen wie nefst = näfst, nenne = naenne, nânne und wulle, wylle.

Den Schluss von 22. b an hat Longfellow weggelassen; Thorpe bemerkt zu demselben: „The last six lines are in a different and almost illegible hand.“ Wörtlich übersetzt würde er lauten: for soon is thy head bereaved of the hair, all the fairness of the hair is scattered, none

will strike it with the finger's grasp. Zu bireued und forsceden vergleiche man to bereave, bereft und to shed, zu feing das heutige fang.

Die Schilderung des Grabes mit seinen Schrecken ist eine höchst ergreifende. Schon ehe er geboren, ist dem Menschen nach seinem vergänglichen Theile ein Haus bestimmt und die Verwesungsstätte im Staube angewiesen; dorthin muss er nach seinem Tode, in den engen Raum, der ihn von allen Seiten umschliesst, wo Kälte, Dunkelheit und Moder herrscht. Der Tod hat den Schlüssel zu dem thürlosen Hause, in welchem der Leib ein Raub der Würmer wird, ohne dass ein Freund je zu ihm kommen, nach ihm sehen, es öffnen und selbst hinabsteigen wollte; denn grässlich sei er anzuschaun, alle Schönheit geschwunden, des Haares Schmuck verwüstet und zerstört. Die Darstellung gewinnt noch an Lebendigkeit dadurch, dass das Ganze Anrede an den Leichnam ist und diese Fassung eben weist uns mit grosser Wahrscheinlichkeit darauf hin, in dem kleinen Gedichte ein Bruchstück aus einem Gespräche zwischen Leib und Seele zu erkennen. Dergleichen sind in der angelsächsischen Literatur noch einige vorhanden; insbesondere eine vollständige Rede der verdammten Seele und eine fragmentarische der seligen Seele an den Leichnam. Die erste von beiden ist in doppelter Recension des Codex Vercellensis und des Codex Exoniensis, die zweite nur in dem Codex Vercellensis erhalten. Dort macht die verdammte Seele dem Leichname Vorwürfe und schildert gegen den Schluss ähnlich wie unser Bruchstück die Schrecken der Verwesung. Ein vollständiges Zwiegespräch mit Entgegnungen des Körpers findet sich in anderweitigen Bearbeitungen desselben Stoffes, niederländischen, niederdeutschen, hochdeutschen, lateinischen (Visio S. Philiberti), welche vielleicht auf eine gemeinschaftliche alte Quelle zurückweisen. Vgl. darüber besonders Max Rieger in Pfeiffer's Germania III, p. 396 ff. sowie Grein's Bibliothek der Angel. Poesie I, 198 — 204. 364 — 365. II, 408. Dichtungen der Angels. II, 145 — 149.

II. Während ich diese Vergleichungen, deren genaue Besprechung hier zu weit führen würde, eben nur berühren mochte, scheint es mir nicht unangemessen, die Erörterung noch eines andern angelsächsischen Gedichts anzuknüpfen, dessen Inhalt nicht weit abliegt und welches überhaupt geeignet sein wird, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf eine anziehende Gruppe, der es angehört, zu lenken. Ich meine die Räthsel des Exeterbuchs, um welche sich neuerdings nach Grein besonders Dietrich in zwei vortrefflichen Aufsätzen (Haupt's Zeitschrift für d. A. XI, 409—490 und XII, 232—252.) grosse Verdienste erworben hat. Ich habe in dem diesjährigen Programme des Gymnasiums zu Köthen alles dahin gehörige zusammenzustellen und einzelne Nachträge zu liefern versucht, ohne dasjenige Räthsel zu berühren, welches eine gewisse Verwandtschaft mit dem obenbehandelten Bruchstücke zeigt und ebendarum im Folgenden besprochen werden soll.

Es ist das 44. der Sammlung und lautet bei Grein II, 301 (Cod. Exon. p. 430):

Ic vât indryhtne ädhelum deórne
giest in geardum, tham se grimma ne mäg
hungor scedhdhan ne se hâta thurst,
yldo ne âdle [ne se enga deádh],
gif him ârlîce esne thênadh,
se the âgân sceal [his geongorscipe]
on tham sîdhfäte: hy gesunde ät hâm
findadh vitode him viste and blisse,
cnôsles unrîm, care, gif se esne
his hlâforde hyredh yfle
freán on fôre, ne vile forht vesan
brôdhor ôdhrum: him thät bâm scedhedh,
thonne hy from bearme begen hveorfadh
ânre mâgan ellorfûse
môddor and sveostor. Mon, se the ville,
cydhe cynevordum, hû se cuma hâtte,
edhdha se esne, the ic her ymb sprece!

In v. 6. liest Thorpe âgan, in v. 7 hyge sundne, während die Handschrift hyge sunde zeigt, in v. 17 endlich vermuthet Grein, von dem auch die eingeklammerten Ergänzungen herrühren, statt der Lesart des Manuscripts edhtha etwa odhdhe.

Die Uebersetzung davon findet sich bei Grein, Dichtungen der Angels. II, p. 231.

Ich weiss einen edelen edeltheneren
Gast in einem Hause, dem nicht der grimme mag
der Hunger schaden noch der heisse Durst,
nicht Alter noch Krankheit noch der enge Tod,
wenn ihm nur der Diener ehrlich dienet,
der seine Jüngerschaft begehen soll
auf seiner Wanderfahrt: sie finden Wonne und Nahrung
sich beschieden gesund in der Heimat
und ihres Geschlechtes Unzahl. Sie finden Schmerz und Kummer
wenn seinem Herrn der Diener gehorchet übel,
seinem Gebieter auf der Reise, und der Bruder dem andern
nicht will unterthänig sein: zum Unheil wird das beiden,
wenn sie beide sollen von dem Busen wandern
der einen Verwandten beeilt zum Scheiden,
die Mutter ist und Schwester. Der Mann, der da will,
verkünde mit edelen Worten, wie der Ankömmling
oder der Diener heisse, von dem ich rede.

Während Grein erst von wenigen der Räthsel die Auflösung geben konnte, finden sich bei Dietrich alle oder fast alle gelöst und bei den meisten kann ein Zweifel an der Richtigkeit seiner Lösung kaum aufkommen. Mit zu den durchsichtigsten und leichtesten gehört auch das 44, über welches er sagte, Zeitschrift XI, 473: „Der edle Gast nr. 44 mit seinem Diener, der zugleich sein Bruder ist, ist der Geist und der Leib, ihre Verwandte, die zugleich Mutter und Schwester ist, und von der sie scheiden müssen, ist die Erde. Ihre Mutterschaft ist bekannt genug; als Schwester, weil von demselben Vater geschaffen, wird sie auch 80, b. bezeichnet, indem der Mensch Bruder der Erde heisst. Die vier ersten Verse nehme ich als Schilderung des höheren Ursprungs und der Immaterialität des Geistes für sich, dann zwei entgegengesetzte hypothetische Sätze, der Vordersatz des zweiten besteht bloss in care (findadh).“

So kurz diese Erläuterung ist, wird sie doch jedem Kenner genügen. Da es mir indessen hier darauf ankommt, das Räthsel auch denjenigen zum vollen Verständniss zu bringen, denen die Formen der alten Sprache nicht so geläufig sind und denen ausser dem Originale und der Uebersetzung ein Kommentar erwünscht sein muss, so will ich einen solchen versuchen und werde dabei Gelegenheit haben, dieses und jenes Neue mit beizubringen. Mir scheint es nicht ungeeignet,

selbst den Schülern der höchsten Unterrichtsstufe an solchen kleineren Stücken, die doch ein Ganzes für sich bilden, die Gestalt der alten Sprache aufzuzeigen und vielleicht kommt Manchem, der meine Ansicht theilt, auch von diesem Gesichtspunkte aus mein Versuch nicht unerwünscht. Freilich sehe ich voraus, dass ich, wie das in solchen Fällen meist nicht zu vermeiden ist, dem Einen zu viel, dem Andern zu wenig bieten werde. Einen Gedanken, der damit auf das genauste zusammenhängt, will ich hier nicht weiter verfolgen, sondern nur kurz und einfach aussprechen. So überreich wir für das Englische an Schulausgaben mit Anmerkungen und Wörterbüchern, an Lesebüchern mit und ohne Noten sind, so sehr scheint mir noch ein allseitiger gründlicher Kommentar der trefflichsten Stücke zu fehlen, dessen sich der Lehrer bedienen könnte, ohne in jedem einzelnen Falle oft erst mühsam und doch nur sehr unvollständig das erwünschte Material zusammenzutragen. Ein ähnliches Werk wie das von Götzinger für unsere deutschen Gedichte, meine ich, ist für das Englische erst recht Bedürfniss und würde auf die rechte Weise angelegt keineswegs der Bequemlichkeit Vorschub leisten, sondern eindringliches Studium und eine lehrreiche Behandlung der Lesestücke wesentlich fördern.

Die Ergebnisse, welche über die Räthsel des Exeterbuchs überhaupt durch die scharfsinnigen Untersuchungen Dietrichs mit grosser Sicherheit gewonnen sind, habe ich dahin zusammengefasst. Sie rühren, wo nicht alle, so gewiss zum grössten Theile von Cynevulf her, einem Dichter, der zu den besten gezählt werden muss, die wir aus den frühern Jahrhunderten des Mittelalters kennen. Derselbe blühte in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts und darf als Verfasser angesehen werden nicht nur der epischen Gedichte Elene, Juliana und Christ, in denen er seinen Namen durch Runen bezeichnet hat, sondern auch des Andreas, Guthlac, Phoenix und Physiologus. Von den 89 Räthseln müssen ihm 1 — 60, welche die erste Gruppe bilden, mit Bestimmtheit zugeschrieben werden, wenn man einerseits seinen Namen in dem ersten erkennt, andrerseits einen gewissen inneren Zusammenhang der Gegenstände untereinander, Gleichmässigkeit in der Benutzung der Quellen, Uebereinstimmung der Behandlung und der Sprache, endlich vielfache Berührung des Hervortretenden in Gedanken und Ausdruck mit der sonstigen Art und Weise Cynevulfs nicht wegleugnen kann. Zweifelhafter bleibt es, ob die übrigen Räthsel von einem Verfasser, ob von demselben herrühren. Vieles spricht dafür, dass auch sie von Cynevulf,

vielleicht später als ergänzende Nachträge verfasst seien. Als Vorbilder, die er bald freier nachahmt, bald wörtlich übersetzend benutzt, sind Aldhelm † 709 und dessen Muster Symposius (im vierten Jahrhundert) deutlich zu erkennen, Andre zu vermuthen. Stets aber, wie in seinen grösseren epischen Gedichten, hat er den entnommenen Stoff auf eine künstlerische Weise verarbeitet, volksthümlich gestaltet und in das heimische Gewand nationaler Dichtung gekleidet. In alliterierenden Versen enthalten die Räthsel „fast nie die blosse Darlegung von auffallend verbundenen Eigenschaften, sondern führen so lebendig Personen und ihre Handlungen vor, und geben diese oft in so epischer Umständlichkeit und Ausführlichkeit, dass man sieht, man hat eine Kunstdichtung vor sich, welche weit über das Bedürfniss der eigentlichen Aufgabe zum Rathen hinausgeht, und in welcher die dichterische Belebung der Natur für sich Drang und Ziel zu werden anfängt."

Das 44. Räthsel, mit dem ich es hier zu thun habe, gehört zu denjenigen, bei welchen der Dichter gewiss keine bestimmte Quelle benutzte, sondern den beliebten und vielfach verarbeiteten Gedanken einfach darstellte, dass Leib und Seele wie ein Diener und Herr während des Lebens zusammenreisen; die geistliche, christliche Anschauung lässt sich schon in dem Hinblick auf die ewigen Strafen oder Freuden, ja in der Art, wie die beiden Seiten des Menschen überhaupt einander gegenübergestellt werden, nicht verkennen, aber in dem Ausdrucke selbst, in der alliterierenden Form, in den sprachlichen Wendungen und den einzelnen Wörtern ist doch das Volksthümliche nicht minder sichtbar.

Doch nun zur Erläuterung des Einzelnen; wobei ich indessen Alles übergehe, was Jedem, der Englisch und Neuhochdeutsch versteht, auf den ersten Blick deutlich sein muss, eine genauere Kenntniss der älteren Sprachstufen dagegen, wie bemerkt, absichtlich nicht voraussetze, und besonders dasjenige hervorhebe, woran der verdunkelte Zusammenhang beider Sprachen durch Herbeiziehung älterer, dialektischer, provinzieller Formen wieder klar gemacht werden kann.

Das Räthsel beginnt, wie ähnlich viele, mit dem volksthümlichen Eingang ic vât ich weiss, sonst auch, ich weiss ein Ding, ich sah ein Ding, ich habe erfahren u. s. w. Zu dem angels. ic vât stehen unser ich weiss und das englische, jetzt nur selten gebrauchte I wot in regelmässiger Lautveränderung, so gut wie zu dem gothischen ik vait, altnord. veit, alts. wêt, ahd. mhd. weiz, schwed. vêt, dän. véd, nniedl. wêt u. s. w.

indryhtne, edelen ist der Accusativ von dem Adjectivum indryhten, welches in nächster Verwandtschaft mit dryht = familia, populus und dryhten = dominus ahd. truhtin steht und zu dem gothischen dringan, Kriegsdienste thun, drauhts gehört. Spuren des Stammes scheinen erhalten in unserem „Droste“ und vielleicht in „Truchsess.“

ädhelum deórne = origine praenobilem, von edler Herkunft, oder wie Grein buchstäblich übersetzt „edeltheuren.“ Von den beiden Wörtern, deren Zusammenhang mit den neuhochdeutschen Formen klar ist, muss das erste als der gleichsam adverbiell gebrauchte Instrumentalis der Mehrheit von ädhelu angesehen werden.

giest in geardum. guest, Gast; geard, das gothische gards, Haus, Hof erhalten in den abgeleiteten garden, Garten. Die folgenden Ausdrücke sind alle auf den ersten Blick verständlich und meistens bei uns, wie in dem Englischen mit der regelmässigen Lautveränderung erhalten. So tham dem als Relativpronomen; hât = hot, heiss; scedhdhaw = scathe, schaden. Am alterthümlichsten oder von der heutigen Sprachstufe am meisten abweichend ist der Artikel se, der im Angels. für den nom. s. masc. u. fem. noch den Anlaut s wie im Gothischen hat, sa, sô = se, seo = der, die = the, oder wo, um genauer zu sprechen, die Neubildung nach Analogie der anderen Formen noch nicht eingetreten ist.

yldo ist das Substantiv zu eald = old, alt; âdle ist der Plural zu âdl, f. Krankheit, was Grimm von âd Feuer, ahd. mhd. eit ableitet, also eigentlich Entzündung, hitziges Fieber. Die folgende Lücke ist von Grein passend und deutlich ergänzt durch ne se enga deáth, noch der enge Tod. Nach diesen Worten aber ist mit Dietrich ein grösseres Interpunktionszeichen zu setzen, indem bisdahin die Unverletzbarkeit und Würde des Geistes geschildert wird und nun erst in einem doppelten Bedingungssatze von dem Verhalten des Leibes gegen ihn und den daraus entspringenden Folgen gesprochen wird.

gif ist bekannt als die ältere Form des heutigen if, zu der das gothische jabai, das deutsche ibu, ob zu halten sind. ârlîce den Buchstaben nach „ehrlich,“ dem Sinne gemäss genauer durch „ehrerbietig, dienstwillig“ zu übersetzen; Adverbium zu ârlîc von âr. ahd. êra, mhd. êre u. s. w. vgl. Gr. Wörterb. III, 54, auch bei Chaucer noch ore in der Bedeutung: „Gunst, Gnade.“ esne Diener ist das gothische asneis Miethling, in den Psalmen sehr häufig für Mann, junger Mann

überhaupt. Das Wort scheint in dem heutigen Deutsch und Englisch ganz verschwunden.

thênadh = thegnadh zu thegen, thegn, thên = servus, minister, dem engl. thane, nhd. Degen, cf. Gr. Wörterb. II, 895. „dienen“ entspricht indessen mehr dem angels. theovian.

se the âgân sceal. Die Relativverbindung geschieht im Angels. entweder durch die Partikel the allein, oder indem derselben wie hier das Demonstrativum vorgesetzt wird. sceal = shall soll. Die weitere Erklärung hängt davon ab, wie man die Lücke ergänzt; Grein's: his geongorscipe verlangt wegen der Alliteration mit g âgân, wo â Vorsilbe ist und der Liedstab auf dem Stamme gân ruht; er bezieht dann den Satz auf esne und übersetzt fast buchstäblich richtig. Allein âgân scheint sonst nur zu bedeuten: „praeterire; evenire;“ ich möchte daher vielmehr ergänzen his ealdordôm, dann âgan lesen, das Ganze auf him beziehen und übersetzen: „der Herrschaft über ihn haben soll auf der Wegfahrt.“ Die allerdings auf diese Weise etwas verschränkte Relativverbindung scheint doch nicht zu auffallend, zumal bei dem Nachdrucke, der in Folge der ersten vier Verse auf das him fällt. âgan ist unser „eigen“ engl. owe; ealdordôm = imperium, nicht sowohl „Alterthum“ als Herrscherthum von aldor, ealdor = dominus. vgl. seigneur, signore von senior. sîdhfät ist = iter, expeditio, wie sidh allein schon den „Weg“ bedeutet, aber wie das gothische sinths bereits die abgeschwächte Bedeutung von „Mal“ erhält und zur Bildung der Zahladverbien benutzt wird. Bei uns erinnert an das Wort nur noch „Gesinde“ = gasinthja ags. gesith Begleiter auf der Reise, dann in dem Sinne von „Dienerschaft.“ Der zweite Theil der Zusammensetzung fät, obwohl sonst im engl. fat, vat, in unserem Fass erhalten, macht doch gerade hier wegen der Bedeutung, wie wegen des Geschlechts von sîdhfät (es scheint nur oder vorzugsweise masculinum zu sein, während fät selbst und die übrigen Zusammensetzungen neutra sind; die Bedeutung aber ist nicht leicht zu vermitteln) einige noch keineswegs mit Sicherheit gelöste Schwierigkeiten. Das zusammengesetzte Wort selbst ist übrigens ziemlich häufig und kann keine andere Bedeutung als iter, expeditio haben. Mit den Worten hy gesunde, wie Grein richtig abtheilt, in v. 7 beginnt der Nachsatz zu der ersten Annahme. Wenn der Diener dienet — — so finden sie gesund u. s. w. at hâm = at home in der Heimath; vitode him. vitod, vitud, vertod

häufig vorkommender Ausdruck für „ordinatus, constitutus“ eigentl. part. von vitian. Davon vitodlice = profecto, vero.

vist Nahrung zu vesan, ebenso im altnord.; wist im ahd. und den mhd. Zusammensetzungen heimwist (domicilium), mitewist (consortium) erhalten, später aufgegeben.

bliss Freude, Segen wie noch im Engl. gehört zu blithe, was ebenfalls unverändert geblieben, aus goth. bleiths, altnord. blídhr hervorgegangen, ist ahd. blídi, mhd. blide.

cnôsles unrîm, cnôsl ist proles, genus; es erscheint ahd. einzeln im Hildebrandliede: „welîhhes cnuosles du sîs.“ — unrîm ist Unzahl, multitudo innumera von rîm Zahl. Mit care (acc. von caru, cearu engl. care, ahd. as. kara, nhd. in Kar-woche, beginnt die zweite Annahme oder vielmehr das einzelne Wort bildet den Nachsatz zu der folgenden Bedingung: „Sorge,“ zu ergänzen: „dagegen werden sie finden in dem andern Falle,“ wenn der Diener übel gehorchet seinem Herren u. s. w.

hlâford. Das jetzige lord, laird wird wohl aus hlâf (loaf, Laib) und weard entstanden sein, also ursprünglich „Brotherr“ bedeuten, wenn auch über den zweiten Theil der Zusammensetzung Zweifel walten können.

hyredh von hyrjan = goth. hausjan, altn. heyra, ahd. hôrjan, nhd. hören, engl. hear, hören, gehorchen.

yfle = male. Vom gothischen ubils, adverbiell ubilaba an erhält sich das Wort auch in derselben Bedeutung ahd. ubil, upil, asch. ubhil, ags. yfel, altengl. yvel, neuengl. evil. Daneben steht mit etwas anderem Sinne im Englischen ill, dessen zusammengezogene Form vielleicht durch nordischen Einfluss zu erklären ist, da unser Wort altn. illr und als Adverbium altn. schwed. illa (ill-) dän.: ilde (ild-) lautet.

freán Dativ von freá, dominus. Dies alte Wort weist bekanntlich mit seiner Abstammung in die frühste Vorzeit germanischer Sprache und Götterlehre zurück; es ist das gothische frauja, alts. frôhô, ahd. frô; der nordische Freyr hat darin seine Spuren hinterlassen bis zu den nhd. Zusammensetzungen mit Frohe; ja unser Frau, engl. archaistisch frow, sowie Freitag und friday gehören im weitern Zusammenhange dazu.

on fore, auf der Fahrt, vgl. Fuhre, fahren, faran, fare.

forht ist Adjectiv wie goth. faurhts, alts. foraht. Aus den abgeleiteten ags. fyrhtu, fyrhtan entstand mittels einer schon im Angels. und noch mehr im Engl. häufigen Umstellung des r das heutige fright

wie bright = beorht auch schon bryht, goth. bairhts erhalten im Eigennamen Bertha und den zweiten Theilen von Zusammensetzungen wie Al-bert, Al-brecht.

bâm, v. 12. ist der Dativ zu begen, beiden. Das englische both, unser beide entspricht genauer dem gothischen bajoths, welches als erweiterte Form neben bai für ἀμφότεροι gilt.

bearm goth. barms, ahd. param, mhd. barm, der Schoss, Busen ist im Engl. verschwunden, bei uns vielleicht in den Wörtern barmen, barmherzig u. s. w. wiederzuerkennen, vgl. Gr. d. Wörterb. I, p. 1134 ff.

hveorfan sich wenden, goth. hvairban, ahd. hwërpan. Unser werben ist dasselbe Wort, nur meist in bestimmter Bedeutung genommen: sich um etwas drehen, bemühen u. s. w., vgl. Gewerbe.

ânre mâgan ist Genitiv, wie die dazu gehörige Apposition môdor, sveostor abhängig von dem Hauptwort bearme. Die Formen bedürfen keiner Erläuterung; mâga der Verwandte, mâge die Verwandte klingt in unserm freilich veralteten „Magen" an, vgl. Schwertmagen, Spillmagen.

ellorfûse ist attributive Bestimmung zu dem Subject hy, und bedeutet: „beeilt zum Scheiden." elsewhere hurrying, going away. ellor ist eigentlich: „anderswohin;" fûs, ahd. funs bereit, in ähnlichen Zusammensetzungen hinfûs, ûtfûs = abire, exire paratus; fysan eilen, vgl. nnd. fusen, dän. fuse, ferner: „Alfons = adalfuns."

cydhe von cydhan verkünden zu cûdh kund. cynevord verbum generosum? cyne bildet in vielen Zusammensetzungen den ersten Theil und zeigt da meist edles, königliches Geschlecht an. Es heisst hier wohl nur „mit gewählten, vortrefflichen Worten."

se cuma der Ankömmling, Fremdling, Gast zu criman to come, kommen. hâtte heisse.

edhdha ist eine auch sonst vorkommende Form für odhdhe, goth. aiththau, ahd. eddo, and. edha, oder, or. Die heutigen Formen sind indessen keineswegs als identisch zu fassen, cf. Gr. III, 723. Mätzner p. 411.

Der Stoff des Räthsels ist, wie schon oben bemerkt, weniger volksthümlich, als dem kirchlichen Gedankenkreise entnommen; ebendeshalb wird man sich unter den eigentlichen Volksräthseln vergebens nach Parallelen umsehen, während die obenberührten geistlichen Gedichte deren mancherlei gewähren. Darin aber glaube ich auch für dieses Stück den echt dichterischen und volksmässigen Sinn Cynevulfs

zu erkennen, dass er mit lebendigster Anschaulichkeit Leib und Seele als Verwandte und Reisegefährten, in dem Verhältniss von Diener und Herr personifizirt und sie von der Erde, die Mutter und Schwester zugleich genannt wird, mit neckendem Zuge sich wegwenden lässt, um in dem jenseitigen Dasein je nach Verdienst Nahrung und Freude unter der Menge ihres Geschlechtes oder Sorge und ewige Pein zu finden.

Köthen. E. Müller.

Die Wycliff'sche Bibelübersetzung

im Vergleich mit der

recipirten Englischen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Der durch seine eben so correct, als elegant gedruckten Ausgaben um die Förderung der englischen Literatur in Deutschland hochverdiente Leipziger Buchhändler Bernhard Tauchnitz hat zu Anfange des vorigen Jahres, als der Umfang der in seiner Collection of British Authors erschienenen Bände die Zahl von 500 erreicht hatte, einen besonders starken Band, gewissermassen einen Jubelband dieser Sammlung erscheinen lassen, der in acht Sprachproben vom vierzehnten Jahrhundert an gewissermassen eine praktische Illustration der verschiedenen Stadien liefern sollte, welche die Entwicklung der englischen Sprache im Laufe dieser langen Zeit durchgemacht hat. Mit dem Johannesevangelium des Wycliffe beginnend, lässt er darauf ein längeres Bruchstück aus den Canterbury Tales von Chaucer (the story of patient Grisilde) folgen. Die nächste Sprachprobe sind zwei Capitel aus dem Gedichte eines weniger bekannten Schriftstellers des fünfzehnten Jahrhunderts Stephen Hawes: the pastime of Plesure; ein kleineres Fragment aus den historischen Werken des Sir Thomas More, anfangs des sechzehnten Jahrhunderts, the descripcion of Richard III. betitelt; dann mehrere Canto's aus Spencer's Faerie Queene; Ben Jonson's Alchemist vollständig; ein bedeutendes Fragment aus John Locke's Thoughts concerning education und schliesslich eine Anzahl Gedichte von Thomas Gray, seinen Odes and miscellaneous Poems entnommen, — Locke für die erste, Gray für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, so dass also unser gegenwärtiges Jahrhundert, als wesentlich durch die ganze Sammlung vertreten, in dieser Auswahl keine weitere Vertretung erhalten hat. Alle diese Sprach-

proben sind übrigens mit diplomatischer Genauigkeit in Bezug auf Schriftzeichen und Orthographie nach den besten vorhandenen Ausgaben der betreffenden Schriftsteller hergestellt, so dass das Johannesevangelium des Wycliffe in der alten gothischen Druckschrift mit den verzierten Initialen in der alten rothen Mennigfarbe, den grossen Theilstrichen, welche damals die Commata vorstellten, den Punkten neben dem oberen Ende der Buchstaben für die Cola, den doppelten Theilstrichen für die Punkte, den Abbreviaturen u. s. w. abgedruckt ist, während noch bei Locke sämmtliche Hauptwörter, gerade wie im Deutschen, mit grossen Initialen gedruckt sind.

Am meisten Interesse hat wohl die erste Sprachprobe — das Johannesevangelium des Wycliffe, und wir beabsichtigen daher, im Folgenden dasselbe mit der recipirten englischen Bibelübersetzung des betreffenden Evangeliums zu vergleichen. Beide liegen etwa drittehalbhundert Jahre auseinander, indem Wycliffe in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte und die englische Bibelübersetzung, die noch jetzt gilt, unter James I., dem Nachfolger der Elisabeth, eingeführt wurde. Die Sprache hat in diesem Zeitraume eine ausserordentliche Entwicklung durchgemacht, und zwar mehr noch in lexicalischer, als in grammatischer Hinsicht. Denn in letzterer Beziehung waren bereits die meisten der alten sächsischen Flexionsendungen abgestreift, so dass Wycliffe's Englisch, wie auch Spalding in seiner Literaturgeschichte bemerkt, demjenigen, der das gegenwärtige Englisch versteht, keine irgend erhebliche Schwierigkeit darbietet, in lexicalischer Hinsicht dagegen sind die Verschiedenheiten sehr bedeutende, indem das Wycliff'sche Englisch noch ein sehr merkliches Schwanken zwischen den sächsischen, normannisch-französischen und lateinischen Sprachquellen des Wörterumfanges verräth. Der vorher erwähnte berühmte Literator bezeichnet das Englisch des Wycliffe und Chaucer als mittleres Englisch und giebt als Entstehungsepoche desselben die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, also eben Wycliffe's Blüthezeit an. Es ist in jeder Hinsicht eine Uebergangsperiode der Sprache. Manche alte Formen werden beibehalten, obgleich dieselben ihre Bedeutung als Genus- und Flexionsendungen verloren haben; das Princip, das Geschlecht durch die Endung bestimmen zu lassen, wird gänzlich aufgegeben, alle Namen lebloser Dinge werden von nun an stets als Neutra behandelt; der halbsächsische Infinitiv auf -en wird hin und wieder beibehalten, zuweilen aber auch ganz oder theilweise abgestossen; der

Plural des Präsens Indicativi, der sich auf -ath, und später auf -eth geendigt hatte, verwandelt sich, wenn schon nicht überall, in -en.

Belege zu dieser Darstellung bietet Wycliffe's Uebersetzung auf allen Seiten dar. So findet sich der Plural Präs. Ind. auf -en in zahlreichen Stellen: Cap. I, v. 5 recipirte Bibelübersetzung the light shineth in darkness; and the darkness comprehended it not. — Wycliffe dirkenessis (Pluralform, wie wir gleich näher sehen werden), comprehenden (or taken) not it, I, 51 ye shall see heaven open, Wycliffe yee schulen se hevene openyde.

Aber dasselbe gilt auch vom Plur. Imperf. Ind. So v. 12 as many as received him, to them gave he power, Wycliffe how manye ever receyveden him.

So auch bei den unregelmässigen Formen, v. 19 when the Jews sent priests and Levites from Jerusalem, Wycliffe whanne Jewis senten etc., Cap. XVIII, 6 they went backward and fell to the ground, Wycliffe . . . and felden doune into the erthe. — Ebenso der Infinitiv mit dem aus dem alten -en beibehaltenen e oder n. I, 19 the Jews sent priests . . . to ask him, Wycliffe that thei schulden axe hym. I, 43 the day following Jesus would go forth into Galilee, Wycliffe he wolde gon oute into Galilee. IV, 13 Whosoever drinketh of this water shall thirst again, Wycliffe shall thirste eftesones.

Der Plural des Nomens auf -es und -is ist noch sehr gewöhnlich, und zwar bald mit, bald ohne Artikel. So gleich I, 3 all things were made by him, Wycliffe alle thingis ben made by hym. I, 19 whanne Jewis senten pristis. XVIII, 3 Judas then, having received a band of men and officers from the chief priests and Pharisees, cometh thither with lantorns and torches and weapons, Wycliffe a cumpanye of knyȝtis (das Zeichen ȝ bedeutet ein g) and of bischopis et pharisees (beides hier Gen. Sing.), mynystris with lanternes and brondis and armes. Der Nom. Sing. hat häufig noch die später abgeworfene Endung -e. So gleich zu Anfange I, 1 the word was with God, Wycliffe the worde was at god. v. 9 that was the true light, it was verrey ligte. v. 14 truth threuthe. Auch bei Personen, I, 23 the way of the Lord, Wycliffe the weye of the lorde. v. 51 the Son of man, mannes sonne. — Auch manche deutsche Pluralendungen kommen noch vor; so III, 20 lest his deeds should be reproved, Wycliffe that his werke be not reprovyde. IV, 35 lift up your eyes, Wycliffe yȝen, 39 manny of the Samaritans, Wy-

cliffe manye (manche). I, 3 all things were made by him, Wycliffe alle thingis. — Spalding hatte die Endung -en der 3. Pers. Plur. bemerkt, dem entsprechend findet sich auch eine Endung -e bei der 3. Pers. Sing. So I, 20 he confessed and denied not, Wycliffe he knowelechide [acknowledged] and denyede not. 38 then Jesus turned and saw them following, Wycliffe sothely Jesus convertide (or turnyde agen),*) — jedoch nur beim Imperf., beim Präs. findet sich stets die Endung -eth, die auch noch in der recipirten Bibelübersetzung stets vorkommt, und erst später der Endung -s Platz macht. — Das Part. Präs. ferner hat stets die Endung -inge. So I, 15 John . . . cried, saying, crieth seyinge. 38 then Jesus turned and saw them following, Wycliffe and seinge hem suyinge [suivre] hym. Das Part. Prät. hat die Endung -ide oder -yde. I, 51 ye shall see heaven open, yee schulen se hevene openyde. 42 thou shalt be called Cephas, thou schalt be clepide Cephas. Bei den unregelmässigen Verben findet sich das Part. Prät. auf -en noch häufig vor. I, 41 we have found the Messias, we have founden messias. XI, 44 his face was bound about with a napkin, his face was bounden about . . . So auch im 2. Part., IV, 25 I know that Messias cometh, I wote for Messias is comen. In Bezug auf das Hilfsverb to be scheint noch grosse Unsicherheit in der Formbildung zu herrschen. So gleich I, 3 all things were made by him, alle thingis ben made by hym. 13 which were borne, not of blood . . . the whiche ben borne; dagegen VI, 17 and it was now dark, and dirkenessis weren now made. XX, 19 when the doors were shut, and the ȝatis weren schitte. I, 48 when thou wast under the fig tree, whanne thou were undre the fyge tree. II, 1 a marriage was made, weddyngis ben made. Sonstige eigenthümliche Formen von Hilfsverben sind I, 43 Jesus would go into Galilee, he wolde gon oute into Galil. III, 1 the wind bloweth where it listeth, the spirit bretheth where it wole. — Eine höchst eigenthümliche Form ist der Imperatif nyl, offenbar aus dem Lat. nolite. So II, 16 make not my father's house a house of merchandise, Wycliffe nyl yee make the house . . . V, 14 sin no more — nyl thou sinne. V, 45 do not think, nyl yee gesse. Vom relativen Pronomen wird die Genitivform whose nur

*) Das Zeichen ( ) bedeutet die von Wycliffe in seinem Texte gemachten Parenthesen, das Zeichen [ ] dagegen unsere erklärenden Einschaltungen.

selten gebraucht. I, 6 whose name was John, Wycliffe to whom the name was Joon. 27 whose shoe's latchet I am not worthy to unloose, of whom I am not worthi . . . Dagegen XX, 23 whose sins ye retain, they are retained, whos synne ȝee schulen with holde... Das Bindewort when lautet whanne, steht also bei Wycliffe unserm wann noch näher, I, 48 when thou wast under the fig tree, Wycliffe whanne thou were undre the fyge tree. VIII, 7 when they continued asking him, whanne thei lastiden axinge hym. 44 when he speaketh a lie, whanne he spekith lesynge. Häufig steht in ganz gleicher Bedeutung aber auch as, VI, 12 when they were filled, as thei ben fulfilde. 16 when even was come, as even was made. — Für das doppelte as bei Vergleichungen findet sich how, auch darin dem Deutschen noch näher stehend, I, 12 as many as received him, how many ever receyveden hym. IX, 5 as long as I am in the world, I am the light of the world, how longe I am in the worlde, I am etc. Das Bindewort if wird immer ȝif geschrieben (sollte dasselbe daher vielleicht von give herzuleiten sein und ursprünglich given, gegeben, supposé, gelautet haben?), I, 25 Why baptizest thou then, if thou be not that Christ . . . ȝif thou art not crist. XI, 25 he that believeth in me, though he were dead, yet shall he live, ȝif he schal be deade. XII, 32 And I, if I shall be lifted up from the earth, will draw all men to me, ȝif I schal be enhaunside. Statt des einfachen Infinitiv mit to kommt fast immer for to vor. I, 33 he that sent me to baptize . . . for to baptize. V, 39 the scriptures in which ye think to have eternal life, yee wenen for to have. Doch kommt dies auch noch in der recipirten Bibelübersetzung vor; so X, 10 the thief cometh not, but for to steal, and to kill, and to destroy. — Von Eigenthümlichkeiten bei den Präpositionen ist nur zu bemerken, die Abkürzung fro statt from, I, 7 from God, fro God: 19 from Jerusalem, fro Jerusalem. Statt des alterthümlichen and saith unto him, I, 43 in der recipirten Bibelübersetzung findet sich gegentheils bei Wycliffe das neuere seith to him. Ebenso IV, 10 said unto her, seyde to hire. With im Sinne des örtlichen bei wird I, 1 bei Wycliffe durch at ersetzt, the word was with God, the worde was at god. In, wo es ein Mittel anzeigt, z. B. XVI, 25, these things have I spoken in proverbs, wird einmal durch dirke (durch) erläutert: das. in proverbis (or dirke saumples). Bei den Partikeln ist namentlich der eigenthümliche Gebrauch des sothely zu merken, von dem

alten sooth = truth, unserem wahrlich entsprechend. I, 38 then Jesus turned and saw them following, sothely Jesus convertide . . . II, 24 for he knew what was in man, sothely he wiste . . . Für again findet sich eftesones und eftesone, zur Zeit der Bibelübersetzung lautet diese Form eftsoons. Siehe Johnson's Dictionary of the English Language: „eftsoons adv. soon afterwards. Obsolete." IV, 13 whosoever drinketh of this water shall thirst again, schal thirste eftesones. 46 Jesus came again into Cana, he came eftesone . . . Die Fragepartikel whence lautet wher of und fro whens. I, 48 whence knowest thou me, wher of hast thou knowen me. III, 8 whence it cometh, fro whens he cometh. More lautet abgekürzt mo. IV, 1 more disciples, mo disciples. — Eigenthümlich ist auch der Gebrauch des wher bei Fragesätzen; dieses wher = whether entspricht etwa dem lat. utrum . . . an. IV, 12 Art thou greater than our father Jacob? Wher thou art more than . . . 29 is not this the Christ? wher he is crist. VI, 70 Have I not chosen you twelve? wher I chees not you twelve.

So viel in Bezug auf die Formenlehre. In Betreff der Syntax bemerken wir vornämlich einen noch weit ausgedehnteren Gebrauch der absoluten Particialform als dies im neueren Englisch der Fall ist. So II, 3 and when they wanted wine, the mother of Jesus saith unto him, and wyn faylynge, the modir of iesus seyde to hym. IV, 51 as he now was going down, his servants met him, now hym comynge doune the servantis camen ȝenes hym. VII, 14 now about the midst of the feast Jesus went up into the temple and taught, forsothe the feest day medelynge (or goinge bitwixe) Jesus went up into the temple ... VIII, 30 as he spake these words, many believed in him, hym spekynge this thingis manye bileveden into hym. XX, 26 Jesus came, the doors being shut, Jesus came the ȝatis schitte. — Ebenso findet sich ein doppelter Accusativ ganz in lateinischer Weise, V, 18 he said that God was his father, he seyde his fadir god (dicebat Deum patrem suum).

In lexicalischer Hinsicht endlich gewähren diese wenigen Seiten eine ziemlich reiche Ausbeute und besonders werden hier die Schwankungen der Sprache zwischen den sächsischen, normannischen und lateinischen Quellen sehr deutlich hervortreten. Wir ordnen das Verzeichniss der abweichenden Wörter nach den Redetheilen.

1) Substantiva.

I, 30 a dore, a culver. [Johnson culver an old Saxon word, meaning pigeon]. II, 1 marriage. Dafür das sächsische weddyng. (In Hamburg heisst noch jezt das Büreau, in welchem die dem Aufgebot vorhergehenden gerichtlichen Erklärungen zu machen sind, die Wedde.) 6 the purifying of the Jews, the clensing of Jewis. Dagegen für das sächsische the bridegroom das normannische the spouse II, 9 und III, 29, in welcher letzteren Stelle es auch für the bride gebraucht wird. He that hath the bride is the bridegroom, he that hath a spouse (or wijf), is the spouse (or housbonde), wie denn überhaupt die parenthetischen Erklärungen bei Wycliffe sehr häufig sind. III, 20 deeds werke. 25 a question, a question (or axinge), also eine sächsische Form zur Erklärung der normannischen, gerade wie vorher bei spouse. 32 testimony witnessynge. IV, 22 for salvation is of the Jews, for helthe is of Jewis. Dagegen 35 look on the fields, se yee the regiouns (or cuntrees). 36 wages hyre (or meede). 38 labours traveylis. V, 28 all that are in the graves shall hear his voice, . . . in the birials, also abstract. pro concreto. V, 35 a burning light, a brennynge lanterne. 37 (von Gott) ye have neither heard his voice at any time, nor seen his shape, his likenesse (or fourme); also auch umgekehrt ein normannisches Wort zur Erklärung eines sächsischen. 41 I receive not honour from men, I take not clerenesse of men. 47 but if ye believe not his writings, how shall ye believe my words . . . his lettris. VI, 12 the fragments (vom Brote) the relifes; also ein normannisches Wort durch ein anderes. 13 twelve baskets, twelve cofyns; basket, ein welsches Wort, cofyn ein sächsisches. 70 a devil a fende. 42 the town of Bethlehem, the castel of bethlem. VIII, 3 adultery avoutrie, aus dem französischen avoutre oder avouètre, enfant adultérin. IX, 8 neighbour hat die dem Deutschen noch nähere Form neyȝebor. X, 1 a thief and a robber, a nyȝt theef and day theef. 5 and a stranger will they not follow, they suen not an alien (später nur für Ausländer gebraucht). 9 he shall find pasture, he schal fynde lesowis (hängt wahrscheinlich mit to let und to lease zusammen, welches letztere wieder von dem französischen laisser herkommt, siehe Johnson Dict.). 12 a hireling, a marchaunt (or hiride hyne), das letztere Wort ist uns unerklärlich. XI, 24 the resurrection, the

again rysyng, eine wörtliche Uebersetzung. 28 secretly, in silence (or stillenesse). 44 a napkin, a sudarie (or suetynge cloth). XV, 1 the husbandman, an erthe tilier [tiller]. 22 no cloke (or excuse). Auch die recipirte Bibelübersetzung hat die Eigenthümlichkeit, ein Wort durch ein anderes zu erklären, nur dass sie das erklärende Wort an den Rand setzt. Wycliffe nimmt hier das zweite Wort, aber es lautet bei ihm excusacion, also in der vollen lateinischen Form. XVI, 6 sorrow, hevynesse. 25 proverbs, proverbis or saumples [sample, franz. example]. — 33 tribulation, pressinge (or overleyinge). XVIII, 1 the brook Cedron, the strounde (das deutsche: Strand?). 3 torches, brondis. 15 the palace, the halle. 28 the hall of judgment, the mote halle. 33 the moot hall. Mote und moot scheinen nicht blosse Variationen einer und derselben Form zu sein; mote erklärt Johnson durch: a meeting, an assembly: used in composition, as: burgmote, folkmote. Moot dagegen in der Zusammensetzung moot-hall, moot-house. „Sax. council-chamber, hall of judgment, town-hall. Wycliffe." 30 a malefactor, a mysdoer. XIX, 39 a mixture, a medelynge. XX, 25 the print of the nails, the fitchynge of naylis (fitch, wohl gleich fixing). XXI, 4 the shore, the brink, shore erklärt Johnson als Saxon, brink als Danish. 6 the ship, the rowynge.

2) Zeitwörter.

I, 20 he confessed, he knowelechide [acknowledged]. 23 make straight the way of the Lord, dresse yee the weye of the lorde. 27 to unloose the shoe's latchet, to unbynde . . . 38 Jesus turned, Jesus convertide (or turnyde agen), and saw them following, seeinge hem suyinge [suivre] hym. 42 thou shalt be called Cephas, thou schalt be clepide (vom Sax. clypian) Cephas. 52 and the angels of God ascending and descending . . . steyȝinge up and comynge downe . . . II, 15 and poured out the changers's money, and he schedde out . . . 17 his disciples remembered, his d. hadden mynde. 19 destroy this temple, undo you this temple. III, 7 marvel not, wondre you not. 20 lest his deeds should be reproved, . . . reprovyde (or undirnomen). Letzteres vielleicht unserem: unterschätzen entsprechend?). 30 he must increase, but I must decrease, it bihoveth hym for to waxe, forsothe me for to be munyschide [diminished], (or made lasse). IV, 25

I know that Messias cometh, I wote . . . V, 32 I woot. 38 whereon you bestowed no labour, that that ye traveyliden not. 52 the hour when he began to amend, the houre in whiche he hadde hym better. V, 35 he was a burning light, a lanterne brennynge. 32 to rejoice, to glade. 39 the scripture in which ye think to have eternel life, . . . yee wenen for to have . . . 45 do not think, nyl ȝee gesse. VI, 11 he distributed to the disciples, he departide to men. 27 him hath God the Father sealed, . . . bitohenyde (or markide) hym. 44 the Jews then murmured at him. Jews grucchiden (grudged) of hym. 52 the Jews strove amongst themselves, the iewis chidden together. 61 doth this offend you? this thing sclaunderith you. VII, 24 Judge not according to the appearance, nyl ȝee deme after the face. VIII, 49 ye do dishonour me, ȝee have unhonouride me. IX, 6 and he spread the clay on the eyes of the blind man, and layde (or bawmede) the cley . . ., bawm = balm, to anoint with balm, Johns. 41 your sin remaineth, youre synne dwellith. X, 20 he hath a devil and is mad, and maddith (or waxith wood), wood = mad, furious, Johns. — Zwischen to wipe wischen und to weep weinen wird nicht deutlich unterschieden; XI, 2 and wiped his feet, and wepte his feet. 31 to weep there, for to wepe there. 33 he groaned in the spirit, he made noyse in spirit. XII, 16 they remembered, thei recordiden (or hadden mynde), siehe oben zu II, 17: 23 the Son of man should be glorified . . ., schal be clarifiede. 32 if I shall be lifted up, ȝif I schal be enhaunside. 34 the Son of man must be lifted up, it bihoveth mannes sonne for to be areride [reared], vom angelsächsische naraeran, Johns. 40 he hath . . . hardened their hearts, he hath enduride (or made harde), and be converted, that thei be convertide (or al turnyde). XVI, 7 it is expedient for you that I go away, it spedith to you that . . . 32 the hour cometh . . . that ye shall be scattered, the houre cometh . . . that ȝee be disparplide (?) or scateride. 33 be of good cher, triste ȝee. XVIII, 22 struck Jesus with the palm of his hand, ȝave a buffet to Jesus. XIX, 2 they put on him a purple robe, and diden aboute hym a clothe of purpur. 12 whosoever maketh himself a king speaketh against Cesar . . ., aȝen seith Cesar [gainsay]. 37 whom they pierced, whom thei putten thourȝ. XX, 17 I am not yet ascended to my Father,

I have not ȝit assendide to my fadir . . . I ascend unto my Father, I steyȝe up to my fadir, siehe oben zu I, 52. 23 whose sins ye retain, they are retained, whos synne ȝee schulen with holde, thei ben with holden. XXI, 3 they entered into a ship, thei steyȝeden into boat, siehe zu I, 52 und XX, 17. 6 they were not able to draw it, thei myȝten not drawe it.

3) Die Adjectiva

gewähren schliesslich nur eine geringe Ausbeute. III, 33 God is true, God is sothefast, siehe oben bei den Partikeln. 36 he that believeth not the son, he that is unbileveful to the sone. V, 3 a great multitude of impotent folk, of blind, halt, withered . . . drie. 4 whosoever . . . stepped in was made whole . . . hool (heil). X, 20 is mad, wood, siehe oben bei den Zeitwörtern. XXI, 8 they were not far from land, . . . fer.

Diese wenigen Bemerkungen werden genügen, um zu zeigen, welchen bedeutsamen Entwickelungsgang die englische Sprache vom Zeitalter Wycliffe's an bis zur Thronbesteigung der Stuarts durchgemacht hat.

Neubrandenburg. M. Maass.

Ueber die

Natur der amerikanischen Indianersprachen.

Seit die Sprachkunde, der es auf blosse Kenntnis der Sprache, etwa zu den praktischen Zwecken der Verbreitung des Christentums, ankam, sich in den letzten vier Jahrzehenden zu der höheren Stufe einer Sprachwissenschaft, welche die Sprache um ihrer selbst willen zu erforschen strebt, erhoben hat, entstand auch die Forderung, sie zu ordnen, sie in Gruppen zu teilen und zu sammeln. Die Darlegung der Versuche, ein das innerste Wesen der Sprache treffendes Einteilungsprincip zu finden, kann für unsern näheren Zweck übergangen werden; es genügt, nur an einiges zu erinnern. Friedrichs und Aug. Wilhelms von Schlegel Dreiteilung überging die amerikanischen Sprachen, ohne welche die Sprachwissenschaft so wenig den Namen einer allgemeinen verdiente, wie der Geschichte vor der Entdeckung Amerikas der einer Universalgeschichte zukam. W. v. Humboldt erhob den überatlantischen Sprachstamm zu gleichem Range mit den andern dreien, und obwol Heyse und Steinthal seitdem die Gruppen noch schärfer und vielfacher gesondert haben, empfiehlt sich doch für diese Arbeit hier zu leichterer Uebersicht bei Humboldts Einteilung stehen zu bleiben. — Welcher Art ist nun diese Einteilung? Da die Sprache das Organ des denkenden Geistes ist, so hat sie einerseits die materiellen Vorstellungen von Sein, Gestalt, Eigenschaft, Tätigkeit u. s. w. auszudrücken, wofür bei jedem Volke der leibliche Sprachlaut das natürliche, der Seele von selbst entquellende Mittel ward; andrerseits bewegt der Geist in sich die formellen Beziehungen jener Vorstellung auf einander und ringt nach

sprachlichem Ausdruck dafür. Hier aber, bei der Lösung dieser Aufgabe zeigt sich die Ungleichheit des Sprachsinns in den Völkern, und eben deshalb ist es die Bezeichnungsweise der Beziehungsformen, an der wir die Haupttypen der Sprachen erkennen und unterscheiden. An diese zu erinnern, dient zum Verständnis unseres Themas und zu richtiger Wertabschätzung der amerikanischen Sprachen. —

Blicken wir auf die Sprachen der Erde, so begegnet zunächst die merkwürdige Erscheinung im Chines., dass hier die materiellen Vorstellungen allein dargestellt, aber die Beziehungen derselben lautlich ganz unbezeichnet gelassen werden. Die einsilbigen Wörter werden in freilich festbestimmter Ordnung an einander gereiht, aber diese Anordnung bleibt auch das Hauptmittel, erraten zu lassen, was im Satze nach unsrer Weise zu reden Substantiv, Adjectiv oder Verbum, was Subject oder Object sei, was da regiert oder was regiert werde, indem ja die wurzelhaften Gebilde weder das Zeichen eines bestimmten Redeteils, noch das einer Flexionsform an sich tragen. Der Sprechende vertraut der Geistestätigkeit und Uebung des Hörers, die von ihm verschwiegenen Beziehungen im eigenen Geiste herzustellen. Dieser Sprachtypus ist der nebensetzende oder flexionslose.

Ihm gegenüber steht der Bau der indo-europäischen Sprachen, wie er sich z. B. im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Deutschen, und fast in allen europäischen Sprachen zeigt. Im indoeurop. Sprachstamm wird der Gedankenstoff, wie im Chin., durch Sprachwurzeln dargestellt, aber auch die Beziehungsformen finden, im Gegensatz zum Chines., lautlichen Ausdruck durch die für sich allein ganz bedeutungslosen Laute, die wir Flexionsendungen nennen und wonach der indoeurop. Stamm der flexivische oder anbildende heisst. Aus der Wurzel al (vgl. lat. alo) entfaltet sich durch geringe Anbildungen das Eigenschaftswort alt, das Subst. Alter, der Pl. Aeltern, das Zeitwort altert (was alles im Chin. nicht möglich wäre), und das angehängte t bezeichnet hier den Indicativ der Gegenwart, und zwar die 3te Person, und zwar die Einzahl. So deutet in unserm Sprachstamm jedes Wort dem Hörer zugleich mit dem Inhalt auch die gedachte Beziehung an und dieser Bau ermutigt, mit Humboldts Worten, „zu der Kühnheit, ohne Gefahr für

das Verständnis den Satz in seine Teile zu zerschlagen" und in freier Wahl die Worte zu ordnen.

Man sieht, soviel feiner die Beziehungsformen als die materiellen Vorstellungen sind, eben so viel unsinnlicher, leichter sind die Flexionssilben als die Stammsilben. Diesen Sprachbau, in dem beides, Inhalt und Form, bezeichnet wird und doch auch lautlich noch unterschieden bleibt, dürfen wir für den vollkommensten unter allen halten.

Zwischen diesen zwei Typen der flexionslosen chinesischen und den flectirenden indo-europäischen Sprachen steht der Typus der Halbheit, der Bau der nord- oder hochasiatischen, der sogenannten mongolisch-tatarischen Sprachgruppe, zu der auch die Sprachen der in Europa eingedrungenen Finnen, Ungarn und Türken gehören. Sieht man auf die Absicht, die diese Völker in der sprachbildenden Periode ihres Lebens hatten, so möchte man ihren Sprachbau über den chinesischen stellen, so fern darin nämlich wie bei uns lautliche Bezeichnung des Formellen erstrebt wird. Sieht man aber auf die Ausführung, so leuchtet doch die grössere Klarheit und Schärfe des chinesischen Volksgeistes hervor. Indem dieser die Beziehungsformen unbezeichnet liess, bewies er an jedem einzelnen Worte, dass er Stoff und Form nämlich durch Ausdrücken und Verschweigen zu scheiden wisse. Indem die tatarischen Völker aber die Beziehungen durch eben so bedeutungsschwere Lautgruppen wie den Gedankenstoff ausdrücken, bleiben sie von unsern Flexionssprachen weit ab, und sinken durch Vermischung von Stoff und Form unter die chinesische hinab.

Man betrachte z. B. im Türk. die Wurzel b a k mit der Imperativbedeutung s i e h. Davon bildet sich bakmak sehen, und indem mancherlei materielle Vorstellungen nun wie Beziehungsformen behandelt werden, enstehen durch sehr locker eingereihte Anfügungen die Wörter bakdyrmak sehen lassen, bakamamak nicht sehen können, bakischdyrmak sich einander sehen machen, bakischdyrilamamak nicht dazu gebracht werden können, einander zu sehen. Umgekehrt werden reine Beziehungsformen durch Wörter materiellen Inhalts ausgedrückt, wie wenn z. B. im Mandschu von oola Berg der Plur. Berge durch g e m u oola,

wörtlich Menge Berg gebildet wird. Wo aber etwas wie Flexion sich vorfindet, da zeigt sie sich oft an unpassender Stelle, wie wenn im Finnischen statt des Zeitwortes die Negation e abgewandelt wird, z. B. en rakasta ich liebe nicht, et rakasta, ei rakasta, du, er liebt nicht. — Dieser Sprachstamm heisst der agglutinirende oder anfügende.

Was durch breitere Auseinandersetzung einleuchten würde, möchte vielleicht aus diesen einleitenden Andeutungen geahnt werden können, dass die Verschiedenheit dieser Sprachtypen keine Zufälligkeit ist, sondern im engsten Zusammenhange mit den Seeleneigentümlichkeiten der Völker steht. Die blosse Zusammenstellung dreier Vertreter dieser Sprachstämme, etwa eines chines. Mandarinen, eines griech. Staatsmannes, eines mongol. Häuptlings reicht hin, vermuten zu lassen, welch charakteristischer Unterschied walte auch in der S p r a c h e eines von kaltem Verstande dictirten rückhaltigen chines. Friedensschusses, einer formgewandten, plastisch-schönen Rede von attischer Rednerbühne herab, und einer phantastischen Erzählung vor mongolischen Rennthierzüchtern auf nebliger, schneeiger Ebene.

Das aber ist gerade die letzte Aufgabe der Sprachwissenschaft (eine unendliche, wie die Wissenschaft selber), an den mannigfachen Verwirklichungen der e i n e n Idee der Sprache die eigentümliche Weltanschauung und Charakterbildung der einzelnen Nationen nachzuweisen und den Zusammenhang jener — wo möglich — mit den örtlichen und geschichtlichen Lebensbedingungen eines Volkes zu vermitteln. Dieser Gedanke ist es auch allein, welcher dem Studium so cultur- und literaturarmer Sprachen, wie die amerikanischen sind, Reiz verleiht, und einen weit höheren als etwa den des eitlen Bewusstseins, wie primitiv doch jene Indianersprachen den unsern gegenüber seien, „und wie wir — uns mit Faust's Famulus freuend — es dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“

Treten wir nun mit den gewonnenen Ansichten dem vierten Sprachstamm, dem indianisch-amerikanischen, der unser eigentliches Thema bildet, näher.

Die Zusammenfassung der zu einander in Beziehung stehenden Satzteile, die der Chinese durch bestimmte Anordnung der Wörter, der Indoeuropäer durch seine Flexionen, der Nord-

asiate durch seine Silbenanfügungen andeutet, erreicht der Indianer oft durch Einverleibung aller Teile in ein einziges Wort; ungefähr wie wenn wir den im Tempus der Vergangenheit ausgesprochenen Gedanken „er beraubte schnell den Feind" durch die Wendung „sein Feindesjüngstschnellberauben" ersetzen wollten. Dieser indianische Sprachbau heisst seit W. v. Humboldt der einverleibende und ist von diesem besonders an der mexik. Sprache, als der des entwickeltsten Volksstammes, dargestellt worden. Steinthal legt in seiner Charakteristik der Haupttypen des Sprachbaues gleichfalls die mexik. zu Grunde, weist aber die Einverleibung auch an der grönländ. nach. Der Zweck dieser wenigen Blätter geht einerseits darauf, die Gleichartigkeit des Sprachbaus auch in den andern Indianersprachen vorzuführen, dann aber unter Aufdeckung des Ursprungs der Einverleibung das Wesen derselben anders als geschehen zu bestimmen und eine Verwandtschaft zwischen dem hochasiat. und dem amerikan. Sprachstamm der Art, dass der letztere als ein in den neuen Erdteil getragener Zweig des ersteren erscheint, wahrscheinlich zu machen.

Die Quellen aber, aus denen eine richtige Beurtheilung dieser Sprachen zu ermöglichen, sind der Menge wie der Behandlung nach dürftig. Nur wenige sind es verhältnismässig unter den hunderten von Mundarten beider Amerika, die eine schriftliche Aufzeichnung gefunden. Viele davon sind mit den Stämmen, die untereinander und mit den weissen Eindringlingen in vertilgendem Kriege lagen, untergegangen. Aber selbst, wo nach Eroberung des Landes die Missionäre sich der Bearbeitung einer bis dahin nie geschriebenen Sprache unterzogen, fehlt doch der Vergleich mit den früheren Sprachzuständen, so dass auf so klare Einsicht, wie sie nur eine geschichtliche Grammatik bieten kann, von vorn herein verzichtet werden muss. Auch brachten die Patres nur Werke von zweifelhaftem Werte zu stande. Mit der gleichen Bewunderung, mit welcher die ersten Eroberer durch das Neue geblendet die Pracht und Herrlichkeit der Städte und Paläste und die hohe Cultur der Bewohner schilderten, reden die frommen Grammatiker von dem Reichtum und der Schönheit der Indianersprachen und geben eine Auffassung ihrer Formverhältnisse, die den unbefangenen

Sprachforscher misstrauisch macht, wie wenn Besalenque im Taraskan. alle lateinischen Gerundien und beide Supina in um und u aufweist, oder auch noch im vorigen Jahrh. der Pater Charlevoix von der Huronensprache versichert, sie sei von einer Fülle, einer Kraft und einem Adel, wie man vielleicht in keiner der schönsten Sprachen, die wir kennen, vereinigt finde.

Im allgemeinen zeigt sich bei den engl. und deutschen Bearbeitern der nordamerik. Sprachen eine unbefangenere Betrachtungsweise als bei den romanischen in Bezug auf die des südlichen Erdteils, und die Grammatiken, Briefe, Uebersetzungen von Eliot, Williams, Edwards, Zeisberger, Heckewelder und anderen geben bei vorsichtigem Gebrauch einen ganz guten Einblick in die von ihnen behandelten Sprachen. Ihr immer schätzenswertes Material hat auch der in Philadelphia lebende Duponceau in seiner Schrift über das grammat. System der algonquinischen Sprachen, einem von dem pariser philosoph. Institut gekrönten Werke, benutzt, an dem man aber trotz mancher darin enthaltenen guten Bemerkungen ermisst, wie weit redselig vorgetragene französ. Ansichten von deutscher Einsicht, wie sie um dieselbe Zeit W. v. Humboldt über diesen Sprachbau darlegte, abstehen. Es ist der Fehler aller transatlantischen Grammatiker, dass sie, von den grell auftretenden Eigentümlichkeiten geblendet, über dem äussern Effect der Sprache das innere Princip derselben übersehen oder verkennen, und doch ist es gerade dies, mit dessen Erkenntnis erst die deutsche Sprachwissenschaft zufrieden gestellt wird.

Lautlehre.

Wenn ich ein paar Worte über die Lautlehre der Indianersprachen sagen will, so muss zuvor der sehr mangelhaften Aufzeichnungsweise des Sprachschatzes seitens der Missionäre, die jene in Anwendung brachten, gedacht werden. Die Schwierigkeit, fremde Wortklänge durch das nur unsrer Rede angepasste Alphabet wiederzugeben, steigt bei der Aufzeichnung von Sprachen, die, wie die der Indianer, einer eigenen den Laut sichernden Schrift entbehren und deshalb lautlicher Entartung und Verflossenheit verfallen. Mannigfach sind hier die lautlichen Abweichungen oft im kleinsten Landstrich. Und dabei wurden all diese fremden Klänge nicht von einem Ohr gehört und von einer Hand niedergeschrieben, sondern es haben sich Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer mit der Aufzeichnung beschäftigt und selbst die Männer einer Zunge verfahren nicht immer nach demselben orthogr. Princip. Auch Deutsche, wie Zeisberger, haben auf diesem Gebiete gewirkt; er aber, sich des deutschen Alphabets bedienend, hatte zu sehr die Einflüsse des Reiches der Mitte, wo man das reinste Deutsch zu sprechen glaubt, auf sich wirken lassen, als dass man bei seiner Orthographie über harte und weiche Laute nicht in stetem Zweifel wäre. Die geschilderten Uebel treten klar vor Augen, wenn man irgend eine Vocabel z. B. u-tē sein Herz in verschiedenen Wörterverzeichnissen eng verwandter Sprachen vergleicht:

Massaschusetts	bei	Eliot	wuttah
Narragansetts	„	Williams	wuttàh
Delaware	„	Zeisberger	w'dee
Minsi	„	Barton	uchdee
Muhhikan	„	Edwards	utoh
Schawani	„	—	otaheh
Algonquil	„	La Hontan	othai
Knisteno	„	Mackenzie	othea
Odschibbwe	„	Long	oathty

Ebendeshalb lesen wir von Mohikanern und Mohigans, die aber eigentlich Muhhikenok (im Sing. Muhhĭken) zu sprechen sind. Galibi, Cariben und Arawaken hielt man für benachbarte

Stämme, bis man die drei Namen als blosse orthogr. Verschiedenheiten erkannte. Den Flussnamen A(r)kansas versehen die Engländer gegen die Etymologie mit einem r, nur dass der Anlaut a rein gesprochen werde. Viel naiver noch fälschen die Franzosen die Namen, um sie, wie Duponceau sagt, wolklingender zu machen, wie man ja auch nicht Antwerpen, sondern Anvers sage. Dadurch verhindre man, dass eine schöne Sprache nicht von Wörtern starre, die niemand aussprechen könne.

Bei so gestalteten Quellen ist es bis jetzt eine gefährliche und mit grosser Vorsicht zu unternehmende Sache, von der indianischen Lautlehre sprechen zu wollen. Auch soll es nur soweit geschehen, um den Nachweis vorzubereiten, dass die gesammte rote Bevölkerung Amerikas, wie sie derselben Rasse ist, auch demselben Sprachstamme zugehöre.

Das Vorherrschen des flüssigen vocalischen Elementes, wie wir es bei den Inselbewohnern des stillen Meeres finden, tritt zwar bei den Amerikanern nicht in demselben Masse hervor; gleichwol zeigt die oceanische Natur des Erdteils auch in der Sprache ihre Wirkung, insofern teils Vocale ohne Zwischentreten eines festern Elementes oft nah aneinanderrücken, teils die Diphthonge ai, au, ua eine bedeutende Rolle spielen, wie wir das, um bekannte Klänge vorzuführen, schon an den Wörtern Haiti, Paraquai, Kaunaboa, Piauhi, Anahuac u. dgl. ersehen.

An das häufige Vorkommen des Vocallautes schliesst sich der Umstand, dass wir bei einigen Stämmen noch einen r-vocal antreffen, der z. B. bei den Arawaken und Tamanaken am Orinoko die unentschiedene Mitte zwischen r und l hält, bei den meisten andern Stämmen aber entweder zu dem einen oder zum andern geworden ist. So haben z. B. die Delawaren, Tsiroki, Mexikaner, Totonaken nur l, dagegen die Nadowessen, Huronen, Yukataner, Peruaner nur r. Den Muhhĭken fehlen beide Laute und sie setzen dafür n. So heisst bei den Anwohnern des nach Lord Delaware benannten Delawareflusses ein Hund: alum, ebenso in einem Massaschusettsdialekte, nämlich bei den Nĭpmūk., in einem andern dagegen, bei den Kennipiok, heisst er arum, bei den Muhhiken anūm. So nennen sich die südlichen Delawaren selber Lenni-lenäpe, die nördlichen Renni-renape; was auf dem Unterschied von l und r beruht, wie in den

Namen Tsiroki und Tsullaki, oder Galibi und Cariben u. a. m. Man könnte demnach alle Sprachen des Erdteils in R- und L-sprachen teilen, welche Erscheinung verbunden mit dem Umstand, dass sämmtlichen Stämmen Nord- wie Südamerikas der Lippenlaut f zu fehlen scheint, nicht wenig die behauptete Verwandtschaft aller Indianersprachen unterstützt.

Der Mangel des f führt auf den des Lippenschlusses w, welcher bei den meisten Stämmen nicht consonantisch wie bei uns, sondern vocalisch wie im Thüringischen und Englischen ausgesprochen wird, woraus sich z. B. die verschiedene Schreibung des oben angeführten u-tē (sein Herz) erklärt, worin das Possesiv bald mit w oder u, bald mit o oder oa bezeichnet ist. Den Huronen und Irokesen fällt ein schärferer Lippendruck so schwer, dass sie fremdes b, f, m alles durch vocalisches w geben und z. B. statt amen auuen sagen.

Endlich fehlt den meisten Stämmen in Nord und Süd die Reihe der Mediae b d g, welche durch die harten p t k ersetzt werden. Daher die Namen Ganada und Kanada, vom odschibbwäischen Kanataye. Die Spanier schreiben Paraguay für Paraquai, das in der Sprache der Guarani Quelle des Meeres bedeutet, in ähnlicher Vorstellung, wie die Miami im Innern Nordamerikas den König der Flüsse Metschi sippi, Mutter des Wassers, die östlichen Stämme nur Missisippi, den grossen Fluss, heissen.

Eine eigentümliche Consonantmischung ist das mexikan. tl, das ungemein häufig besonders auch als Nominalendung z. B. in maitl die Hand, Mexikatl der Mexikaner vorkommt. Ob es eine Entartung aus kl, worauf einige Vergleichungen schliessen lassen, oder eine solche aus reinem l sei, kann ich bei meinen Hilfsmitteln nicht entscheiden. Für Letzteres aber scheint folgendes zu sprechen. Die mexikan. Sprache kat kein r, sondern zählt zu den L-sprachen. Gleichwol fängt kein Wort mit l, um so häufiger aber mit tl an. Es muss also die unmittelbare L-bildung der mexikan. Zunge unbequem sein, die Einmischung eines Dentale macht das l mundgerechter. Auch lautet die Nominalendung nicht immer tl, sondern auch tli und ti, welche letztere man für die ursprüngliche halten kann. Was schliesslich den mexikan. Laut anbelangt, den die Spanier durch x bezeichnen (Mexiko, Moxa), so stimmen alle Angaben darin über-

ein, dass er ein schwer zu bezeichnender Zischlaut sei, der am nächsten durch ss getroffen werde. Wenn ihn aber die Spanier durch x = j wiedergeben, so geht schon daraus hervor, dass die Kehle dabei mitwirken müsse; auch wäre sonst der in den Indianersprachen nicht unhäufige Wechsel von s und ch nicht begreiflich. Ich schliesse daher auf ein eigentümlich aspirirtes s, das im Unterschiede von unserm sch, wie es übrigens auch geschrieben wird, mehr an den Zähnen als im Gaumen entsteht. Steinthal schreibt Mesiko mit cerebralem sch, wobei also gleichfalls die Aspiration gewahrt ist.

Die für eine indianische Lautlehre gebotenen Vorarbeiten reichen für dialektvergleichende Etymologien nicht aus. Wenn aber auch in lautlicher Beziehung die Verwandtschaft der Sprachen des Erdteils schwer zu erweisen bleibt, so werden wir bald einer Menge von Eigentümlichkeiten begegnen, die diese Verwandtschaft ausser Zweifel setzen. Doch will ich an zwei Beispielen eine Vorstellung von den auffallenden Abweichungen der Dialekte und dennoch wieder von der Verwandtschaft derselben geben. Das Feuer zeigt in allen Dialekten des grossen Delawarestammes die Wurzeln tend oder skut. Beide liegen weit ab vom mexikanischen tlētl. Allein bei den Micmacs in Neuschottland findet sich auch der Ausdruck pokotau für Feuer, der mit dem reduplicirten popokatl in dem Namen des mexikan. Feuerberges popoka-tepētl übereinstimmt. — Vater heisst bei den Utawēs os, bei den Delawaren och, im Massaschusetts ebenso und ähnlich bei allen 20—30 nordöstlichen Stämmen. Die dicht bei und unter ihnen wohnenden Irokesen aber nennen den Vater ioníhha, die Mexikaner tatli, die Guarani am Paraquai tuba, ihre Nachbarn, die Mbaja jodi und die etwas südlicher sitzenden Abiponen netà. So weit gehen die einzelnen Wörterverzeichnisse auseinander. Allein neben dem obigen in 20 Dialekten vorkommendan os oder och findet sich ein vereinzeltes tŏwe, das dem tuba der Guarani augenscheinlich entspricht. Dazu vergleicht sich nun auch das mexikan. ta-tli (worin nur ta Stamm ist) weit eher. Es stimmt dazu das otah der Nadowessen, das ata der Tuskarora am Eriesee, das genau so lautende ata bei den Aleuten und das atat der Grönländer.

Meint man aber, dass die Sprache der Aleuten als einem

andern Stamme, dem mongolisch-tatarischen angehörig, nicht herbei gezogen werden müsse, so sprech' ich gleich jetzt die Behauptung aus, auf die ich öfter zurückkommen werde, dass die amerikanische Sprache das Ergebnis asiatischer Einwanderungen sei. Hier, wo nur von den Lauten die Rede ist, genügt es, anzuführen, dass der erwähnte Mangel des f sich ebenso im Mongolischen und Finnischen findet und dass in türkischen Wurzeln f wenigstens nie anlautet. Wie in vielen amerikanischen Sprachen fehlt das r auch im Chines., und wie die Mexikaner z. B. das spanische reino Reich, in leino, so verändern die Chinesen bekanntlich das lateinische Christus in Chilísu; die Mandschu nennen die Russen orosz, weil ihnen r, wie vielen Indianern, im Anlaut ungewohnt ist. Und um ein paar Wortvergleichungen zu geben, so ist das tatarische tepe Berg, das mexikan. tepētl; der Ausdruck für Bruder lautet auf Sachálin aki, bei den Aleuten agi, bei den Inkas in Peru huaquey, am Orinoko aji. Der Illimani, der Schneeriese von Südamerika, hat nicht nur an dem dabei stehenden Illhampu (oder Ancomani, span. Sorata), sondern mehr noch am aleutischen Illämän seinen Namensverwandten. Die Anden, peruanisch Anta, Goldgebirge, erinnern lebhaft an den tatarischen Altai mit gleicher Bedeutung, wobei beim Mangel eines l im peruan. Alphabete der wechsel von l in n ebenso wie der des angeführten delawarischen alum Hund in anum zu beurteilen ist. Das sind Beispiele, die nicht nur den gemeinsamen Ursprung der amerikan. Stämme veranschaulichen, sondern auch die Verwandtschaft derselben mit den Nordasiaten vermuten lassen.

Geschlechter.

Zu den Eigentümlichkeiten der amerikan. Sprachen gehört auch die besondere Art des in ihnen hervortretenden Geschlechtsverhältnisses. Ich kann mich hierbei auf meine frühere Pro-

grammarbeit „Ueber das grammat. Genus“ beziehen und gebe hier nur eine summarische Uebersicht. Die uns bekannten drei Geschlechter finden sich nur im indoeuropäischen oder im Sanskritsprachstamm. Der semitische hatte nur männlich und weiblich unterschieden, eine Vorstufe, auf welche die romanischen Töchter von ursprünglich höherem Reichtum wieder zurückgesunken sind. Andere, wie die englische, dänische oder gar persische Sprache liessen die Geschlechtsunterschiede fast ganz oder ganz fallen. Der mongolisch-tatarische Sprachstamm hat nie ein Genus entwickelt, muss also, wenn er je Verwandschaft zum Sanskritstamm hatte, sich schon in der Periode der Wurzelbildung von diesem getrennt haben. Einen Anlauf zu einer Art Geschlechtsunterscheidung im nordasiatischen Stamm zeigt sich indessen darin, dass in manchen Mundarten der Plural von Sachen, also gleichsam Wörtern sächlichen Geschlechts, durch Zahlwörter, der Plural von belebten Wesen aber durch besondere Endsilben ausgedrückt wird. Mandschu: morin das Pferd, morisa Pferde; dagegen dschaka Ding, Mehrzahl tumen dschaka Dinge, oder alle die Dinge. Hier ist nun die Stelle, wo die indianischen Geschlechtsverhältnisse angeknüpft werden müssen, die nach meiner Meinung nichts als die in der neuen amerikanischen Heimat ausgebildeten asiatischen Anlagen sind. Gegenüber der grösseren Stumpfheit und Unempfänglichkeit der tatarischen Sprachbildner für die sinnlichen Eindrücke der Geschlechtsunterschiede kündet sich ein schöner Fortschritt in der phantasievolleren Ausprägung derselben innerhalb der amerikanischen Sprachen an.

Alles, was athmet, sei es Mann oder Weib, Mensch oder Tier, ist belebten persönlichen Geschlechtes, alles übrige ist unbelebten sächlichen Geschlechts. Doch walten in der Grenzlinie beider Klassen bei den Stämmen einige Unterschiede, z. B., wenn nach Heckewelder die Delawaren auch die am Himmelszelt thronenden Sterne und die grösseren Gewächse, die Naticks sogar, nach Eliot, alle Gewächse in die Wesenreihe der lebendigen Geschöpfe übertragen; oder wenn einige Stämme die lebendigen Glieder, z. B. „Die Arme, die den Bogen spannten streng und straff“ sprachlich anders behandeln, als wenn es von ihnen in der nadowessischen Todtenklage heisst: „Seht, das Leben ist entflogen, seht, sie hängen schlaff.“ Es zeigt sich

aber der Geschlechtsunterschied teils in den Plural- und Ableitungssilben, teils in der Art und Weise, von den Dingen zu reden.

So hat die Massaschusettssprache die Pluralendungen ôk für belebte, asch für unbelebte Dinge, z. B. manitto ein Geist, manittook Geister, dagegen hussun Stein, hussunasch Steine. Aehnlich bei den Delawaren, wo die zwei Endungen etwas modifizirt ak und all lauten, z. B. lennowak Männer, aber achsinall Steine. Das Mexikan. wendet, ähnlich dem Mandschu, für belebte Dinge Pluralendungen, für unbelebte aber Zahlwörter an, z. B. tōtal-in ein Huhn, tōtal-mē Hühner; dagegen kalli Haus, miek kalli die vielen Häuser, und ähnlich in den andern mittel- und südamerikan. Sprachen. Der Geschlechtsunterschied zeigt sich ferner 2) an den Adjectivendungen; z. B. im Delawarischen wul-it und wul-ik (etwa guter und gutes), im Massasch. wompi, wompes weiss. 3) Zuweilen in den Verkleinerungsendungen wie in tipa-tit Vögelchen, aber wigwam-es Häuschen. 4) Am Verb, z. B. im mexikan. ni-tê-temoa ich suche (nämlich ihn), ni-tla-temoa ich suche (nämlich es).

Wodurch nun aber die Verwandtschaft aller Indianersprachen mehr als durch die übereinstimmende Laut- und Genuslehre einleuchtend wird, das ist der ihnen eigentümliche Bau des Satzes, der vorzugsweise auf der Formation des Verb beruht — eine Gestaltung, wie sie sich einigermassen ähnlich nur noch in der baskischen Sprache findet, die durch Dr. Mahn jüngst eine sehr schätzenswerte Bearbeitung gefunden. —

Satzbau.

Indem Steinthal in seinem obengenannten Buche, der Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus, die Schilderung der mexikan. Sprache mit dem auch schon von Adelung und Humboldt angeführten Beispiele ni-naka-qua beginnt, giebt er dem Leser sofort einen klaren Einblick in das Wesen der Einverleibung; in dem Worte ni-naka-qua bedeutet die Silbe ni ich, naka Fleisch, qua essen. Dadurch, dass das Fürwort newātl (ich) hier auf seine volle Form, das Wort nakatl (Fleisch) aber auf seine Nominalendung tl verzichtet, verlieren beide Wörter ihre Selb-

ständigkeit und werden Glieder eines zusammengesetzten Wortes, dessen Verbindung das Mittel abgiebt, die Einheit des Redeverhältnisses herzustellen. Hier sehen wir deutlich das Subject ich und das Object Fleisch dem Verb einverleibt. Allein schon der Umstand, dass sich kein Beispiel zeigt, wo ein substantivisches Subject, oder wo ein entfernteres Object, also ein Substantiv im Dativ, einverleibt wird, ferner, dass auch jenes Beispiel anders gegeben werden kann, nämlich durch ni-k-qua in nekatl = ich-es-esse das Fleisch, wonach sich also die substantivischen Satzteile allesammt der Einverleibung entziehen, dies alles beweist, dass jenes Beispiel wol einen Effect der Einverleibung, aber nicht deren Wesen offenbart. Wer würde nach einem Beispiele, wie dem angeführten ninakaqua sich nicht der Meinung hingeben, dass die amerikan. Sprachen in lauter langen Wörtern, deren jedes einen Satz bedeutete, einherschreiten? Man darf aber z. B. nur irgend einen Bibeltext aufschlagen, um sogleich andrer Ansicht zu werden. Da heisst bei den Delawaren der Anfang der Genesis: Patamawos (der Anbetungswürdige) nhittami (im Anfang) gischelendangup (schuf-sie) awossagame (Himmel) woak (und) pemhakamicke (Erde), oder die Stelle des Vater-unsers „geheiligt-werde dein-Name," bei den Araucanen in Chili: ufchingepe tami-nûi. Hier stehen überall nicht allein die substant. Objecte, sondern auch die Subjecte ausserhalb der Einverleibung, welcher Process meiner Meinung nach eben kein Princip der Sprache, sondern nur eine secundäre Erscheinung ist. Wie vortrefflich daher auch bei Steinthal die Erscheinung der Einverleibung und der Wert derselben an der mexik. Sprache dargelegt und abgeschätzt wird, so glaube ich doch, dass bei einer von einfacheren Redeverhältnissen ausgehenden Methode die Idee des amerikan. Sprachbaues an einer dem Ursprung genäherten Stelle aufgefasst werden könne, wobei zugleich die Verwandtschaft zwischen den hochasiatischen und amerikanischen Sprachen, die ich oben andeutete, eine neue Stütze empfängt.

Ist die menschliche Sprache das Organ des denkenden Geistes, also das Mittel der Gedankenmitteilung, so muss von Anfang an der Sprachsinn darauf ausgegangen sein, immer dieses beides, Subject und Praedicat, auszudrücken. Man kann

sich die Sprachentwicklung nicht so vorstellen, dass die Menschen etwa lectionsweise anfänglich Beispiele wie mensa, dann später mensa lata und zuletzt mensa est lata geübt hätten, sondern muss annehmen, dass von Anfang an, also schon in der Zeit der Wurzelbildung ein Satz gesprochen wurde, wenn er auch anfangs nur aus einer Silbe bestand. Entfaltete sich nun bei wachsender Unterscheidungsfähigkeit aus der Gesammtvorstellung Subj. u. Praedic. und ihnen analog aus der gemeinsamen Wurzel z. B. das nomen rex und das verbum reg, so waren die Elemente des grammatischen Satzes vorhanden, und es musste sich zeigen, welches formelle Mittel das Volk ergreifen möchte, die Zusammengehörigkeit beider Glieder auszudrücken. Dass die Chinesen sich mit blosser Zusammenstellung begnügen, ist bekannt; ebenso, dass der Sanskritstamm eine Verbalflexion anwendet und im obigen Beispiel regit bildet, worin die Endung symbolisch den Act der Aussage darstellt.

Das Verfahren des tatarischen Stammes, Subj. und Praedic. zu verbinden, erkennen wir z. B. an den türk. Sätzen bakar-im sehend ich, bakar-sen sehend du, bakar (ohne Pronomen) sehend, für unser viel kräftigeres „er ist sehend oder er sieht," agha bakar der Herr sehend, in welchen Fällen wir immer den Mangel der copula oder der echten Flexion fühlen. Hiermit vergleiche man nun das mexikan. ni-nemi ich lebend, ti-nemi du lebend, 3. Pers. wie im tatar. Sprachst. ohne Pronomen: nemi lebend oder ein Lebender, und das heisst: er lebt. Diese Verwandtschaft und der Mangel des Zeitworts sein wird noch einleuchtender bei adject. Praedicaten. So heisst bei den Jakuten an der Lena z. B. kisi ütüö der Mensch gut, nämlich ist; kini ütüö er gut, mit unausgedrückter Copula. Gerade so ist's im Mexikan., wo ni-qualli ich gut, ti-qualli du gut, qualli gut, d. h. er ist gut, gesagt wird. Ist diese Uebereinstimmung des asiat. und amerikan. Sprachstammes erkannt worden, so wird die Abweichung, dass in andern Dialekten sich auch die dritte Person mit einem Pronomen bekleidet, ohne darum doch für die Copula einen Ausdruck gefunden zu haben, eine Fortbildung genannt werden müssen, wenn z. B. im Delawarischen m'wulit ich-gut, k'wulit du-gut, wulissu gut-er, conjugirt wird, wobei die dritte

Person als minder lebendig, immer noch eine Unterscheidung bewahrt.

Wenn endlich auch in der dritten Praedicatsform, nämlich in der substantivischen, z. B. ich bin ein Mensch, keine Copula erscheint, und gerade wie im Jakut. min kisim ich ein Mensch, auch im Mexikan. gesagt wird: ni-mexikatl ich ein Mexikaner, so kann von beiden Sprachstämmen nicht behauptet werden, dass sie eine Verbalflexion haben, sondern nur, dass das locker antretende Pronomen dasjenige Wort kennzeichnet, welches vom Hörer in verbalem Sinne genommen werden soll, und bei diesem alleinigen Zwecke kommt es dann den Indianern auf die sonstige Form des Praedicatwortes nicht an. So bilden die Araukaner in Chile aus ruca Haus, rucan ich ein Haus, nämlich mache; die Delawaren aus amochol Boot, n'damochol ich ein Boot, nämlich habe, n'matschi ich zum Hause, nämlich gehe, n'schingipendam ich ungern höre, n'schingiwipoma ich nicht gern mit ihm esse, was in Chile durch das Wort i(n)-duan-clo-la-vi-n, wörtlich essenwünschen-mit-nichtihm-ich, ausgedrückt wird.

Aber ehe ich von den einfachen Sätzen ninemi ich lebe zu den eben erwähnten vorschreite, in denen die Einverleibung stark zu Tage tritt, muss ich eine Eigentümlichkeit der Indianersprachen besprechen, welche solche Einverleibung für die Einsicht vorbereitet.

Hang zu Specialbezeichnungen. Zusammensetzung.

Es ist bekannt, dass Fischer, Jäger, Landleute, Handwerker u. dgl. für die Geräte und Tätigkeiten ihres Faches eine Fülle von sinnlichen Bezeichnungen haben, wofür der Laie sich mit wenigen allgemeinen Namen begnügt. Indem die Schriftsprache sich allzuspecieller Ausdrücke enthält und lieber zu allgemeineren wie „Gerät“ greift, geht sie einerseits mehr und mehr der sinnlicheren Ausdrücke verlustig, bereichert sich aber andrerseits fortwährend durch Bildung von abstracten Wörtern.

Sehen wir nun auf den Wortvorrat der amerikan. Sprachen, so drücken für den unglaublichen Reichtum an Wörtern für gewisse Begriffskreise alle Grammatiker, z. B Molina für das

Mexikan., Eliot und Edwards für das Massaschusetts und Muhhiken, Zeisberger und Heckewelder für das Lenni-lenápe ihr Erstaunen aus.

Dass die Indianer die Verwandten väterlicher und mütterlicher Seite unterscheiden, ist zwar noch nicht auffällig, denn es geschieht auch im lat. patruus und avunculus Vaters- und Mutterbruder, oder im deutschen Base und Muhme Vaters- und Mutterschwester, denen im tatar. Stamme, z. B. im türkischen, chala und tejise entspricht. Aber die Indianer gehen weiter als üblich und zweckmässig und unterscheiden nicht nur die älteren Geschwister von den jüngeren, was sich übrigens ebenso im Chines. und Tatar. findet, sondern es bestehen in vielen Dialekten zwei Reihen von Verwandtschaftsnamen, deren einer sich nur die Männer, der andern nur die Frauen bedienen. So nennt bei den Araucanen in Chile ein Mann den Sohn botum; eine Frau nennt ihn cogni. Bei den Nadowessen heisst meine ältere Schwester metungha im Männermunde, metschong im Frauenmunde; meine jüngere Schwester heisst dort metungshe, hier metunghar. Die Delawaren nennen lebende Wesen, wenn sie alt sind, kikey, z. B. kikeyilenno ein alter Mann, kikechum ein altes Tier, nämlich vierfüssiges, kikehellen ein altes Tier, nämlich gefiedertes; bei Sachen wenden sie aber chowiey an, z. B. chow-aksen alte Schuh.

Fast alle Indianer unterscheiden im Gespräch Singularis, Pluralis und Totalis, wie wenn z. B. im Taraskan. (Mexiko) inscuni einem geben, insuani mehreren geben, inspeni allen geben heisst. Dies führt auf die fast überall vorhandenenen zwei Ausdrücke für w i r, zum Zweck der Ein- und Ausschliessung der angeredeten Person; z. B. im Tupi yande wir, d. h. wir und du, oro wir, d. h. wir allein (das franz. nous autres), ein Unterschied, den übrigens auch das Japan. in seinem b e und m u s e kennt.

Mehrere Sprachen haben auch einen Dualis, aber er ist verschieden, jenachdem gemeint ist, wir beide, nämlich ich und du, oder wir beide, nämlich ich und er. Und die Tsirokisprache leistet in der Bestimmtheit des concreten Ausdrucks wol das Möglichste, wenn sie folgende Formen bildet:

inaluiha wir (nämlich ich und du) binden es;

awst-aluiha wir (nämlich er und ich) binden es;
ginaluiha er bindet uns, nämlich dich und mich, und zwar zusammen;
teginaluiha er bindet dich und mich, und zwar jeden einzeln, und dieser er muss in beiden Sätzen abwesend sein; ist er zugegen, so ist
tekinaluiha beim Zusammenbinden,
tetikinaluiha beim Einzelnbinden zu sagen.

Andere Formen geben noch an, ob das Binden nur dies Mal oder gewöhnlich stattfindet, während im Tamanakischen unterschieden wird, ob es vor Kurzem oder vor langer Zeit geschehen ist.

Diese Art des Reichtums, die sich zum Teil auch schon im tatar. Sprachstamm findet, ist überall, wo er auftritt, für den alltäglichen Verkehr von einigem Vorteil, aber seinem innersten Grunde nach ein entschiedener Mangel. Wo Wort- und Formreichtum dazu dient, feinen Begriffsschattirungen zum Ausdruck zu verhelfen, da wird er als das Ergebnis geistiger Reife des denkenden Menschen lobwürdig sein; wo er aber an sich gleichgültige Unterschiede der Sinnenwelt aufhäuft, da hindert er mit seiner irdischen Schwere den leichten Flug der Gedanken. Ein Volk, das so auffällig die concreten Erscheinungen zum sprachlichen Ausdruck bringt und in seinem Bewusstsein nicht auf die Höhe gelangt ist, den einzelnen der Wahrnehmung gebotenen Fall zum höheren Gattungsbegriff zu erheben, wird, so dürfen wir von vornherein behaupten, dafür um so geringeren Vorrat an abstracten Wörtern haben. Dies bestätigt sich denn auch nicht nur durch den erwähnten Mangel des Verbums sein, so dass die Stelle „ich bin, der ich bin“ unübersetzbar bleibt und vom Missionär Heckewelder durch „mein Wesen immer mein Wesen (my body always my body)“ umschrieben wurde, oder durch den Mangel an ausreichenden Zahlwörtern, sofern etliche Stämme nur bis fünf zählten und bei grösseren Mengen auf die Haare als unzählbar deuteten, sondern auch durch einen dürftigen Wortschatz für metaphysische Begriffe, den erst die Bibelübersetzer durch eine Menge von nach indianischem Princip selbstgebildeten Wörtern (wie delaw. machelemuxowagan Ehre, oder mexikan. tlallamiquitzli Gedanke) vermehrten. Dieser dem

Allgemeinen abgewandte und dem Concreten zugeneigte Sprachsinn der Indianer wird auch aus Heckewelders Brief an Duponceau gut erkannt, worin er sagt: Ich pflegte auf einen Baum zu zeigen und die Indianer antworteten Eiche, Esche, Ahorn, wie es gerade der Fall mit sich brachte, so dass ich zuletzt in meinem Vocabelbuche mehr als ein Dutzend Namen für Baum hatte.“ Es ist das derselbe Fall, wie der, als die Franzosen auf die Frage: Wie heisst diese Gegend, von den Odschibbwes die Antwort erhielten: Kanadaye, d. h. das ist ein Dorf, wovon das Land bis heute Kanada heisst. Nicht anders ist's mit vielen anderen Ländernamen, z. B. mit Guatemala, vom Aztekischen Guanhtemali, Campecheholz, das auf der Erde lag, als die Spanier mit Geberden fragten, wie dieser Boden heisse, oder mit dem Namen der Bewohner von Illinois, die sich auf Befragen illeni d. h. Männer nannten.

Das Streben nach Specialisirung zeigt sich noch in einigen andern Fällen, die uns schrittweise dem schliesslichen Ergebnis der Einverleibung zuführen. Der Indianer gebraucht nicht die Worte Vater, Mutter, Hand u. s. w., sondern nur mein Vater, seine Mutter, diese Hand u. s. w. Der Mexikaner sagt verallgemeinernd nicht ein Sklawe tlakotli, sondern tētlakotli jemandes Sklawe, nicht qua essen, sondern tlaqua etwas essen, und wie er diese Formbestimmungen nicht von dem Dinge oder der Tätigkeit trennt, so verschmelzt er auch sprachlich beide Teile zu einem Wortganzen, das noch grössere Breite annimmt, wenn er, wie häufig, zu genauerer Bestimmung nicht nur deine Hand, sondern deine weisse Hand, nicht nur etwas essen, sondern etwas gern essen, etwas im Stehn essen u. dgl. sagt. Damit kommen wir auf den allgerühmten Vorgang der amerikanischen Zusammensetzung, der in der hier üblichen Ausdehnung über das vom Sanskritstamm Geleistete weit hinaus geht.

Die Bedeutungsarten unsrer Compositionen sind bald erschöpft; wir haben Casusverhältnisse, wie Königskind, stattfinden; oder solche des Zwecks: Degenscheide, feuerfest, lustwandeln; des Vergleichs: aschgrau; des Raumes und der Zeit: stromauf, Abendessen, und wol noch einige andere, wie z. B. in dem principwidrig gebildeten „beschlagnahmt“ und im allerneusten deutschfranzösisch „man anleiht;“ aber die Indianersprachen ergehen

sich auf diesem ihrem Lieblingsgebiete mit der allergrössten Sorglosigkeit und Freiheit. Der bekannte Name des vorletzten Muhhikaners, Chingachgook, von chingi gross (indentisch mit dem tatarischen dschingis) und achgook die Schlange ist unsern Compositionen noch einigermassen analog, gleichsam die Grossschlange, aber man bildet auch aus quitamen fürchten, gischgu Tag, achgook Schlange unter etwas gewaltsamer Verkürzung quita-gisch-gook die fürchtend-den-Tag-Schlange, d. h. die Nachtschlange. Aus nakastli Ohr und tsatsi schreien bildet der Mexikaner naka-tsasatl ins Ohr zu schrein, d. h. taub, oder aus quaitl Kopf, quawitl Baum, tentli Lippe und tsontli Haar: quaquauh-ten-tsone die Kopfbaum und Lippenhaar habende, d. h. die Höner und Bart habende, nämlich die Ziege.

In diesen Beispielen sind die Glieder der Zusammensetzung klar; aber es giebt andere, in denen die Bestandteile nur in geringen Resten auftreten. So heisst die Eichel in der Lennilenápesprache wunachquim, wo wun ein Ueberrest von wumpach Blatt, asch ein solcher von naschk Hand und quim die Nuss unverändert geblieben ist; die Eichel ist also die Nuss der Blatthand, nämlich der Eiche. Diese Art der Verstümmelung bringt John Pickering zu der Erklärung, der Process der Zusammenschmelzung bestehe in der Zusammensetzung einzelner Teile verschiedener Wörter, so dass in dem Hörer zu gleicher Zeit alle die verschiedenen Vorstellungen erweckt werden, die jedes für sich ausdrückt, wie wenn z. B. das Wort pilape Jüngling aus pilsit jung und lenape Mann gebildet sei, oder die Anrede an eine kleine Katze: Kuligatschis (gieb dein hübsches Pfötchen) aus ki dein, wulit hübsch, wichgat Pfötchen und der Verkleinerungssilbe schīs bestehe. Duponceau sagt von diesem sinnreichen Verfahren bei der Zusammensetzung, dass es die grösste Zahl von Vorstellungen in der kleinsten Zahl von Wörtern biete, was übrigens nur eine französische Nachbildung von dem englischen Urteil ist, das Eliot 150 Jahre früher fällte: die Indianersprachen liebten viel zu sagen mit wenig Worten. Der Auffinder der Missisippiquellen, Schoolcraft aus Mischigan, der eine Halbindianerin zur Frau nahm und ihre Sprache, die der Odschibbwe, genau kennen lernte, sagt von den Zusammensetzungen: Dies Amalgam kann man einem Bilde

vergleichen, worin der Opal, der Carmin, das Bleiweiss nicht mehr als unterschiedene Stoffe erkennbar sind, wo aber jede Farbe zur Gesammtwirkung beiträgt.

Diese Ansicht nun von der Wunderbarkeit der indianischen Composita, obwol von so respectablen Männern ausgesprochen, scheint mir in hohem Grade romantisch und leider um so schädlicher, als dieselbe auch mit den dazu angeführten Beispielen in Wilhelm von Humboldts Einleitung zur Kawisprache und von da mit eben diesen Beispielen in Steinthals und andrer Gelehrten Arbeiten als eine ausgemachte Wahrheit übergegangen sind. Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht lässt sich selbst mit den geringen Hilfsmitteln, die Einem zu Gebote stehen, zur Genüge nachweisen. Zunächst muss es auffallen, dass nur einige Composita nach so befremdendem Princip gebildet werden, da doch in einer grossen Zahl andrer die Stämme keine andere Verstümmelung erfahren als dass sie ihre Bildungssilben ablegen, womit sie eben ihre Selbständigkeit verlieren und Glieder eines grösseren Ganzen werden, wie wenn aus teotl Gott (tl ist Nominalendung) und chiapa Land teochiapa göttliches, heiliges Land gebildet wird. Bilden wir doch eben so Heilkunst aus heilen. Dass nun aber eine ungeschriebene Sprache wie die der Indianer, noch dazu eine, die zu so langathmigen Zusammensetzungen neigt, den Lautkörper der Wörter oft sehr verändert und verflüchtigt hat, kann nicht auffallen, und dies erklärt ganz einfach manchen Buchstabenverlust an den Wortteilen.

Untersucht man die angeführten Beispiele, so ergeben sie sich als ganz natürliche Compositionen, die ein wunderbares Amalgam zu nennen ebenso unpassend ist, als wenn jemand behaupten wollte, in dem Worte England sei Eng- eine schöne Erinnerung an Angelsachsen und -land eine solche an Inselland. Betrachten wir pilape Jüngling: die Silbe pil soll ein Rest von pilsit sein; sie ist vielmehr der reine Stamm, denn sit ist nur die Endung bei belebten Dingen, und pilhik würde bei unbelebten gesagt werden, etwa wie wir ein Grosser und etwas Grosses unterscheiden. In der Zusammensetzung genügt hier der Stamm pil = jung. Der zweite Teil ape soll eine Kürzung aus lenape der Mann sein; allein dies Wort ist (etwa wie

unser deutsches Karlmann) eine Zusammensetzung aus den zwei Wörtern leno und ape, beides Mann bedeutend. Jenes erscheint z. B. im worte illeni die Männer, wovon Illinois stammt, ferner im delawarischen wuskilenno, junger Mann, wofür im Massaschusetts wuskitomp gesagt wird. Dieses omp aber ist nichts als das nasalirte ape in pilape, das sich auch in mehren südamerikanischen Sprachen in der Form aba Mensch findet. Wie häufig daher auch bei der Vorliebe für Composita lenape (gleichsam ein Mannmensch) gesagt wird, so reicht in der neuen Zusamsammensetzung pilape (junger Mensch) das einfache ape als Wortschluss aus. Von dem andern Beispiel k-uli-gat-schis will ich nur berühren, dass der Abfall des vocalischen w vor u in wulit kaum befremden kann und dass gat wieder nicht ein Rest von wichgat Pfote ist, sondern für sich allein Fuss, Bein bedeutet, wie aus ngut-gat Einbein hervorgeht. Die Wörterverzeichnisse übersetzen aller Orten sichtbare Composita (wie achgook) durch ein einziges Wort (Schlange), was zur Folge hat, dass, wenn in längeren Zusammensetzungen nur die einfachen Glieder aneinander treten (vgl. quita-gisch-gook), diese irrtümlich als Verstümmelungen erscheinen.

Einverleibung.

Nach diesem Auslauf über das Wesen der indianischen Zusammensetzung komme ich schliesslich mit den zubereiteten Mitteln für die Erklärung der Einverleibung zum Satze zurück. Erwägt man den stetigen Trieb der Indianer, das Simplex bald mit nominalen Bestimmungen wie im odschibbwäischen uambiretsa weisse Hände, bald mit prominalen wie im mexikanischen te-machti ein Jemandslehrer zu versehen und ferner, dass die einfache Vorsetzung der persönlichen Fürwörter eine solche Zusammensetzung zum Praedicatausdruck stempelt, z. B. ni-uambi-retsa ich von weissen Händen, nämlich bin, so ist ersichtlich, dass, wenn nakaqua Fleischessen bedeutet und durch ein vorgesetztes Fürwort ni-nakaqua ich Fleisch esse entsteht, nicht gesagt werden könne, hier sei auch noch das dritte Satzglied, nämlich das

Object naka, dem Satze einverleibt worden, da hier vielmehr nur aus einem Compositum objectiven Verhältnisses eine Aussage gebildet worden, wie wir etwa in dem Beispiel: ich lobsinge nicht von einem einverleibten Objecte, sondern von einem zusammengesetzten Verbum sprechen. Und dass die Erscheinung der Einverleibung nicht aus dem Streben der Satzbildung hervorgegangen, sondern nur das beiläufige Ergebnis der amerikanischen Wortbildung ist, das bestätigen die Beispiele, in denen keine Einverleibung stattfindet. Man sagt zwar einverleibend ich-Brot-gebe, weil Brotgeben ein zulässiges Compositum ist, aber nicht ich-Sohn-gebe, sondern ich ihm gebe, der Sohn; denn das Dativverhältnis dem Sohn geben erlaubt auch im Amerikanischen keine Zusammensetzung. Daher kann man aus letzterem Beispiel meiner Ansicht nach auch nicht die Behauptung Steinthals ziehen, die Einverleibung bleibe hier auf halbem Wege stehen, sofern trotz dem dargebotenen Mittel das Terminativ nun doch beziehungslos — wie im Chines. — nur nebengestellt werde, sondern muss vielmehr die Fassung wählen: In dem amerikanischen Sprachstamm herscht, wie im Chines. und Tatar., mit denen er urverwandt ist, Nebeneinanderstellung und Agglutination, aber er kann in vielen Fällen durch Ausbeutung der Compositionsfähigkeit oft Vorstellungen zur Einheit verflechten, die in jenen Stämmen durch äusserlichere Mittel in Bezug gesetzt werden müssen. Hierdurch erreicht er zuweilen den Anschein des Bestrebens, alle Satzglieder in ein einziges Wort aufzunehmen, aber nur den Schein, denn die Einverleibung ist nicht das Princip, sondern eine secundäre Erscheinung innerhalb des amerikanischen Sprachstamms. Dieser Schein ist am grössesten da, wo die Pronominalobjecte mich, dich, ihn, oder auch wol für mich, für dich u. s. w. zum Verbum treten, z. B. im Nadowess. nakiron er hört es, namaron er hört mich, im Massaschusetts kenupoowonuk er starb für dich, aus welchem für dich dann auch wol das Dativverhältnis dir entsteht, vermöge welches „ni-k-tlaschkal-maka in no piltsin“ nicht verstanden wird als: ich ihn Brot gebe, der mein Sohn, sondern als: ich ihm gebe, wie man auch z. B. in „je te le donne, le pain“ das „te“ ohne weiteres als Dativ auffasst.

Ueberblicken wir schliesslich den Bau der amerikanischen Sprache und suchen seinen Wert zu bestimmen, so erkennen wir in der Compositionsfähigkeit und Eigentümlichkeit dem tatarischen Bau gegenüber einen bedeutenden Fortschritt. Die amerikanische Einverleibung selbst in dem ihr nun zu Teil gewordenen beschränkten Sinne überragt weit die blosse tatarische Agglutination. Man möchte fast sagen, dass sie auch die chinesische Flexionslosigkeit übertreffe, wenn die chinesische Sprache bei allem Mangel an inneren Verbindungsmitteln der Worte nicht den grossen Vorzug der Consequenz besässe. Mit unsern Sanskritsprachen dagegen darf der indianische Stamm sich auf keinen Vergleich einlassen.

F. Hermes.

Marcus Atilius Regulus,

Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich von Collin

und Oper in 3 Aufzügen von Metastasio.

Wenn die Römer, dieses Volk, das auf der Bühne der Geschichte das grossartigste Trauerspiel aufgeführt hat, in der Bühnendichtung, besonders im Trauerspiel, so wenig leisteten, dass sie nur als mangelhafte Nachahmer der Griechen erscheinen, und nur ein einziges unter den freilich wenigen ihrer uns erhaltenen Trauerspiele, Octavia, römischen Stoffes ist, so sind sie doch für die tragische Dichtung dadurch wichtig geworden, dass sie Dichtern anderer Völker durch ihre Grossthaten und Schicksale die anziehendsten Bühnenaufgaben darboten. Nicht nur Dichter niederer Art, wie unsre früheren deutschen, Hans Sachs, Ayrer, Andreas Gryphius, Kaspar von Lohenstein, auch einige der grössten, besonders ausländische, schöpften aus ihrer Geschichte. Wir haben drei dergleichen Tragödien von Shakspeare, und zwei derselben, Coriolan und Julius Cäsar, gehören zu seinen vorzüglichsten. Die bedeutenderen älteren französischen Dichter haben in dieser Hinsicht miteinander gewetteifert. Corneille dichtete die Horatier und Curiatier, Cinna, Pompejus; Racine den Britannicus; Voltaire den Brutus, Cäsar und Catilina. Die neueren italienischen Dichter sind nicht zurückgeblieben. Ich führe von den älteren nur Trissini's Sophonisbe, von den neueren Monti's Cajus Gracchus und Pindemonte's Cincinnatus an, sowie den Drusus des Francesco Benedetti, eines bisher in Deutschland wenig bekannten lyrischen und tragischen Dichters. Für keinen Dramatiker aber waren römische Stoffe anziehender als für Alfieri, wie vier seiner

Trauerspiele, Octavia, der ältere und der jüngere Brutus und Virginia beweisen; ja unter seinen Lustspielen ist eins, betitelt: „Wenige oder die Aristokratie,“ das zu Rom im Hause der Gracchen spielt. Von Calderon's Schauspielen gehört die grosse Zenobia hierher. — Wenn nun die römische Geschichte nicht bloss in ihrem Verlauf, sondern gleich im Anfang mit dem Tode des Remus durch den Romulus, und des Romulus durch seine Aufnahme unter die Götter während eines Gewitters bis zu ihren beiden Schlüssen, der Entthronung des letzten abendländischen Kaisers Romulus Augustulus, und dem Tode des letzten morgenländischen Kaisers Konstantin XI. bei seiner heldenmüthigen aber erfolglosen Vertheidigung Konstantinopels so viele und einladende Gegenstände für die Bühnendichtung darbietet, so hat man sich weniger zu wundern, dass die Dichter sie häufig, als dass sie nicht noch häufiger sie benutzt haben. Zu dieser Bemerkung veranlassen mich die wenigen Bühnenbearbeitungen einer der auffallendsten römischen Grossthaten, der des Regulus; denn es gibt, so viel mir bekannt ist, nur zwei, die italienische von Metastasio und die deutsche von Heinrich von Collin, von denen die letztere misslungen, die erstere, obgleich beachtungswerther, dennoch verschollen ist; und die Aufgabe, beide zu würdigen und zu vergleichen, möchte daher kaum belohnend sein, wenn nicht die Beurtheilung, welche Goethe der letzteren gewidmet hat, mir zu einigen, zum Theil von seiner Ansicht abweichenden Bemerkungen, und zugleich zu einer vorläufigen Betrachtung über den Werth oder die Angemessenheit dieses Stoffes für eine Bühnenbearbeitung Veranlassung gäbe.

Um aber das Verständniss zu erleichtern, lasse ich zunächst die den Regulus betreffende Erzählung mit den Worten folgen, welche Metastasio seiner Oper vorausgeschickt hat.

„Unter den glänzenden Namen, worauf der römische Staat stolz war, hat nach der Uebereinstimmung des ganzen Alterthums der des Atilius Regulus immer einen vorzüglichen Platz eingenommen, weil er dem Wohl des Vaterlandes nicht nur Blut, Mühe und Sorgen opferte, sondern auch seine Missgeschicke zum Vortheil desselben zu benutzen wusste.

Schon bejahrt, und reich an Verdiensten, befand er sich

unglücklicherweise als Gefangener zu Karthago, als diese Stadt, durch das Glück des eifersüchtigen Roms geschreckt, sich genöthigt sah, durch Abgesandte um Frieden, oder wenigstens um Auswechselung der Gefangenen zu bitten. Die Freiheit, welche die Annahme dieser Vorschläge dem Regulus verschafft haben würde, machte, dass ihn die Karthager für ein passliches Werkzeug hielten, sie zu bewirken; sie schickten ihn daher mit dem africanischen Gesandten zugleich nach Rom, nachdem sie ihn vorher hatten feierlich schwören lassen, in seine Bande zurückzukehren, im Fall er nichts ausrichtete. Bei seiner unerwarteten Ankunft geriethen die Römer in einen eben so grossen Freudenrausch, wie sie fünf Jahre vorher bei der traurigen Nachricht von seiner Gefangenschaft sich der Betrübniss überlassen hatten. Gegen die Befreiung eines so grossen Helden würde ihnen gewiss jede noch so schwierige Bedingung leicht geschienen haben. Aber statt das Vertrauen und die Liebe seiner Mitbürger zum eigenen Vortheil geltend zu machen, wandte Regulus Alles an, ihnen die Annahme der feindlichen, hinterlistigen Vorschläge zu widerrathen. Und erfreut, sie überredet zu haben, kehrte er unter den Thränen seiner Kinder, unter den Bitten seiner Verwandten, unter den Gegenvorstellungen seiner Freunde, des Senats und des ganzen Volkes, das ihn, um ihn zurückzuhalten, umdrängte, gewissenhaft zu dem zweifellosen Tode zurück, der in Africa seiner wartete, indem er der Nachwelt ein so wundersames Muster von Treue und Standhaftigkeit hinterliess.

Wenn nun das Trauerspiel vorzugsweise den Willen des Menschen, und daher sein Streben, seinen Kampf für die Verwirklichung eines wahrhaft oder doch scheinbar grossen, meistens nicht leidenschaftlos und nicht schuldlos fortgeführten, aber nicht mit Erfolg gekrönten, sondern mit dem Untergange des Helden oder der Heldin endenden Unternehmens zum Gegenstande hat, hiedurch die Schwäche aller menschlichen Kraft im Vergleich mit einer höheren Macht darstellt, und eben deswegen religiös wird, so scheint Regulus sich zum Kern eines Trauerspiels nicht zu eignen. Er wird zu keiner der beiden Arten von Helden zu zählen sein, in welche man die des Trauerspiels theilen könnte, in die der Märtyrer für ein edles Vorhaben, und in die mit Recht dem Untergange verfallenden. Die Zahl der

ersteren ist bei weitem kleiner, weil sie mehr leidend als handelnd sind, wenigstens nicht mit sich selbst, sondern nur mit den äusseren Hindernissen, mit dem sogenannten Schicksal zu kämpfen haben. Der Dichter lässt daher eine solche mit Würde leidende Tugend doch gern einen kleinen Fehltritt begehen oder begangen haben, damit sie ihres Looses würdig erscheine. Collin hat dies gefühlt, wenn er Melpomene in dem Prologe sagen lässt:

Dass nie der Mensch sich seiner Hoheit brüste!
Auch Regulus, den grossen, göttergleichen,
Verlässt das Glück, es nahet Nemesis,
Und schleppt in Feindesbanden noch — den Stolzen,
Der mit Triumphgeschrei, mit Siegsgesang,
Und hoch wie Jupiter im Donnerwagen,
In die Ruinen der zerstörten Stadt
Zu ziehen — träumte. — — Nichts ist äussre Grösse.

Aber er macht von diesem Stolz und Uebermut im Stücke keinen Gebrauch. Anders Sophokles. Antigone muss in dem bekannten Meisterwerke desselben mit ihrer Pflichterfüllung gegen den unbegrabenen Bruder wider den Befehl des Herrschers Kreon handeln und so das staatliche Gesetz übertreten, und deswegen den Tod leiden, den sie keineswegs wünscht, sondern sich ihm zwar mutvoll aber mit der rührendsten Klage unterwirft. Der Tod ist für Antigone eine Strafe, für Regulus eine Erfüllung seiner Wünsche, ein Triumph. Er will den Tod, er erkämpft sich ihn, und so muss das ihn darstellende Bühnenspiel nicht ein Trauer-, sondern ein Siegesspiel werden, ein Siegesspiel des menschlichen Willens, und insofern weniger an die Leitung der menschlichen Schicksale durch eine höhere Gewalt erinnern, als vielmehr einer alle irdischen Hindernisse überwindenden selbsteigenen Kraft des Menschen das Wort reden, und seine stoische Selbstvergötterung darstellen, statt dass die menschliche That sich als im Namen der Gottheit unternommen und ausgeführt zeigen müsste.

Die grösste Schwierigkeit bei einer Aufgabe dieser Art ist die dramatische oder durch Stufen zu leitende Handlung, weil es wegen der Einfachheit des ganzen Verlaufs der Sache an Stufen fehlt. Goethe sagt deswegen: „Der Verfasser hat bei

der Wahl dieses Gegenstandes sich sehr vergriffen. Es ist darin Stoff allenfalls zu Einem Act, aber keinesweges zu fünfen,“ und räth nachher diesen einen Act dadurch zu gewinnen, dass man den zweiten und fünften des Collinischen Werkes zusammenschmelze. Auf die Zahl der Aufzüge kommt es nun freilich nicht an. Bei den Griechen wurde ein Bühnenstück durch keine Verhüllung der Bühne mit dem Vorhang getheilt, sondern die Handlung nur durch Chorgesänge unterbrochen. Unsere Aufzüge oder Abtheilungen richten sich nach dem Inhalt, und dieser würde selbst nach Goethe's Angabe mit Rücksicht auf die doppelten Hindernisse in zwei Aufzüge zerfallen. Zuerst lässt nämlich Collin im zweiten Aufzuge, der römischen Staatsverfassung gemäss, den Publius, den ältesten Sohn des Regulus, im Senat für die Auswechselung des Vaters auftreten, und im fünften sodann das Volk sich der Abreise desselben widersetzen, ausserdem aber fast das ganze Stück hindurch Atilia, die Gattin des Regulus, samt ihren beiden jüngeren Söhnen, dessen eheliches und väterliches Herz bestürmen, um ihn von der Rückkehr nach Karthago abzuhalten. So würden sich zwei, und nimmt man einen ohne Schwierigkeit zu füllenden Einleitungsaufzug hinzu, drei Aufzüge rechtfertigen lassen.

Um aber dem Dichter Collin nicht Unrecht zu thun, erlaube ich mir den Inhalt des ganzen Stückes nach seinen fünf Abtheilungen darzustellen, und dabei, zumal hinsichtlich der ersten genauer zu verfahren als Goethe, welcher nichts weiter davon sagt, als dass Atilia darin beschäftigt sei, die Lage der Sachen und sich selbst zu exponiren, und hinzusetzt: „Jedoch weiss sie sich unsere Gunst nicht zu verschaffen.“ Dies ist allerdings sehr kurz und absprechend. Das Genauere besteht darin, dass Atilia sich und ihre beiden jüngeren neben ihr schlafenden Kinder, Serran und Mutius, wegen der Trennung von Regulus beklagt und ihrem, mit zwei Bürgern, Sextus und Crispus, dazu kommenden, kürzlich Tribun gewordenen ältesten Sohne Publius, der schon im Begriff ist, das Volk durch Anschlag zur Loskaufung des Vaters aufzufordern, dies noch dringender an das Herz legt. Publius tadelt es, dass sie, um Mitleid zu erregen, seine beiden Brüder mitgebracht hat, und verschweigt nicht, dass in der Gesinnung des Regulus das grösste Hinderniss für

dessen Befreiung liege, insofern derselbe um keinen Rom's Macht schwächenden Preis werde losgekauft sein wollen, und dass er, der Sohn eines solchen Vaters, diese eines römischen Bürgers würdige Gesinnung theile. Atilia verkennt hierin den Seelenadel ihres Sohnes nicht, bleibt aber bei ihrem Vorsatz, für die Befreiung des Gatten alles Mögliche aufzubieten, erinnert, da noch mehrere Bürger herbeikommen, ausführlich an die Verdienste desselben, und sucht den auftretenden Consul Metellus zuerst zwar durch die Erwähnung seiner Eifersucht gegen den Regulus, dann aber durch Belobung desselben ihren Wünschen geneigt zu machen. Aber sie richtet nichts aus und bewundert ihn:

„Durch seinen Ehrgeiz dacht' ich ihn zu reizen,
Allein es fand sich, dass die feste Seele
Auch über Ehrgeiz hoch erhaben sei,“

fürchtet auch nicht, dass er sich rächen werde. Da bringt Publius die Nachricht, der Vater sei in Begleitung des karthagischen Gesandten Bodostor angekommen mit dem Auftrage, den Frieden oder doch die Lösung der punischen Gefangenen durch Auswechselung gegen römische, namentlich gegen ihn selbst, zu bewirken, aber unter der Bedingung, dass er, wenn dies nicht geschehe, nach Karthago zurückkehre, — habe aber bereits erklärt, dass er die Freiheit nicht wünsche, und, weil er Sklave sei, die Umarmung des Sohnes zurückgewiesen. Publius verspricht, dennoch seinen Worten treu zu bleiben, und Atilia schliesst mit abermaligen Klagen und dem Wunsche zu sterben. Dieser erste Aufzug entspricht, wie mich dünkt, als Einleitung seinem Zwecke. Ueber die vier folgenden kann ich kürzer sein, da ich nach Goethe's Vorgang den Inhalt des zweiten und fünften bereits angegeben habe, indem in jenem Regulus vor dem Senat und in Gegenwart Bodostors, des punischen Gesandten, die Auswechselung der Gefangenen widerräth, und seinen Sohn Publius, der dagegen auftritt, verflucht, in diesem, dem fünften, aber — der zweiten Hälfte des zweiten Collinischen, wie Goethe sich ausdrückt — dem Volke, das ihn zurückhalten will, zum Trotz abreist. — Die zwischen diesen beiden liegenden Aufzüge, der dritte und vierte, sind nun in der That so überflüssig, dass sie, zumal nach einigen Veränderungen des zweiten

und fünften, füglich wegbleiben können. Die Handlung rückt in ihnen nicht fort, und es fehlt, wie gesagt, an Stoff. Den dritten füllt grösstentheils ein langes Gespräch zwischen Regulus und Bodostor, das an den Schlussauftritt des dritten Aufzugs im Schillerschen Don Carlos zwischen König Philipp und Posa, aber zu seinem Nachtheil erinnert, indem Bodostor den Regulus durch weltbürgerliche Ansichten von seiner beschränkten römischen Vaterlandsliebe zu heilen sucht. Der Rest des dritten Aufzugs besteht in vergeblichen Versuchen der Atilia mit ihren Kindern, den Gatten und Vater zu erweichen. Auch das Volk ruft: „Er muss wohl bleiben, muss, er bleibt, er muss!“ worauf Regulus antwortet: „Nein, sag' ich, nein! Ich biet' euch Trotz!“ und indem er den von Atilia erhaltenen Dolch hoch emporhebt, mit den Worten schliesst: „Nun bin ich ja mein eigner Herr!“ — Von dem vierten Aufzug sagt Goethe: „Er ist ganz müssig. Der Consul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will; ferner beseitigt er einen stockpatriotisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und lässt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung seines Vaters verlangt, und, da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weise den Dolch auf den Consul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerschüttert stehen bleibt, und den thörichten jungen Menschen gelassen fortschickt.“

Ausser diesem bedeutenden dramatischen Mangel an Handlung, der zum Theil durch rednerischen Ueberfluss von Worten ersetzt werden soll, leidet das Stück an einem andern nicht minder bedeutenden — an Charakteren. Goethe's Urtheil ist hier zu grell, als dass ich es nicht gleichfalls anführen sollte. Es lautet: „Man darf wohl sagen, dass keine Charaktere in dem Stücke sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse voneinander ab, und meinen auch einer anders als der andre, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle.“ Wie sehr unterscheidet sich, darf man hinzusetzen, Collin's Regulus in dieser Hinsicht von Shakspeare's Coriolan, einer freilich viel günstigeren Wahl, indem der Held durch Mutter und Gattin erweicht wird, aber diese Umkehr von der Rache zur Nach-

giebigkeit mit dem Tode büsst; in welchem Stück ausser den scharf sich hervorhebenden Hauptpersonen die Parteiwut der Plebejer und Patricier so trefflich benutzt ist, während die Collinische Atilia dieselbe nur nebenher zu Hilfe ruft.

Die Oper des Metastasio hat ihre eigenthümlichen Fehler, von denen der erste schon in der Beschaffenheit der damaligen Oper liegt. Die Oper bedarf in unsrer Zeit mannichfaltiger Gesänge. Diese bestanden aber damals fast nur in Liedern, und zwar Einzelgesängen oder Solo's, seltner in zwei oder mehrstimmigen, selten sogar in Chören, und selbst dieser einfachen musikalischen Zuthat merkt man bisweilen den Zwang an. In dieser Oper könnten füglich alle Gesänge wegbleiben, und man würde sie nicht vermissen. — Ein zweiter Fehler besteht darin, dass Metastasio der Handlung durch eigene Erfindung aufzuhelfen versucht hat, leider freilich auf die damals gewöhnliche Art, durch Einmischung von Liebesverhältnissen, zunächst zwischen einer vornehmen punischen Gefangenen, Barce, einer Sklavin des Publius, ältesten Sohnes des Regulus, welche von diesem ihren Herrn geliebt wird, selbst aber die Geliebte des mit Regulus ankommenden karthagischen Gesandten Hamilkar ist. Doch muss man einräumen, dass dies Verhältniss zum Vortheil der Handlung benutzt ist. Eine Atilia kömmt auch hier vor, aber als Tochter, nicht als Gattin des Regulus, welche letztere Metastasio ganz weggelassen, und überhaupt den Jammer der Familie beschränkt hat. Zwischen Atilia und Licinius, dem Volkstribun, besteht aber ein zweites, die Handlung noch mehr begünstigendes Liebesverhältniss, und so ist denn der Raum von drei Aufzügen befriedigend ausgefüllt. Allerdings sind mehrere Auftritte der Oper und des Trauerspiels ähnlich, z. B. der zwischen Atilia und dem Consul, der bei Metastasio Manlius heisst, besonders die Reden des Regulus im Senat und mit Hamilkar; aber sie sind theils kürzer, theils auch durch die sich verschlingenden Verhältnisse der Liebespaare gefärbt. Ueberhaupt sind die Personen schärfer gezeichnet, die Gespräche lebendig, die Handlung hat keinen Stillstand, fast kein Auftritt ist zu entbehren, geschweige ein ganzer Aufzug. Um dies zu beweisen bedürfte es einer Darstellung des ganzen Verlaufes, wenn nicht einer Mittheilung des Stückes selbst. Es mag ge-

nügen, wenn ich, zumal über den ersten Aufzug einige Andeutungen gebe. So erscheint Regulus schon im ersten Aufzug, welchen die beiden Liebenden, Licinius und Atilia eröffnen. Ersterer will als Tribun für Regulus auftreten; Atilia versucht ein gelinderes Mittel, den Consul zu gewinnen, aber vergeblich. Sie erhält darauf von Barce und Publius die Nachricht von der Ankunft des Vaters. Auf dessen abwehrende Rede im Senat folgt ein kurzes Gespräch zwischen ihm und Hamilkar, welches mit des Letzteren Vorwürfen anhebt: „Erfüllet sein Versprechen so Regulus?“ worauf dieser antwortet: „Rückkehr war mein Versprechen; ich werd' es halten.“ Klagen der Atilia und Barce beschliessen den Aufzug. — Der zweite lässt sich in zwei Hälften theilen. In der ersten wird Publius als Sohn, Manlius als Consul und Freund, Licinius als Geliebter der Atilia, und diese zugleich, von Regulus zurückgewiesen. Manlius gibt nach, und verspricht, im Senat die Bitte des Regulus um Rückkehr nach Karthago zu unterstützen; Licinius dagegen tröstet seine Geliebte mit den freilich den Regulus verkennenden Worten:

„Nein, tröste dich, und deine fromme Handlung
Bereue nicht, Atilia! Andres fordert
Die Pflicht von uns, und Anderes
Die Pflicht von Regulus. Ruhm ist's für Jenen,
Das Leben zu verschmähn, uns wär' es Schande,
Ihn nicht zu retten. Und am Ende wird er
Uns dankbar sein. Erschrick nicht, wenn er jetzo
In Zorn geräth! Nicht selten pflegt der Kranke
Scheltworte zu ertheilen
Den Händen seines Arztes, die ihn heilen.“

In der zweiten Hälfte dieses Aufzuges argwöhnt Hamilkar, Publius neige sich nur deswegen zur Willfährigkeit gegen den Vater, um dadurch die Auswechselung der Gefangenen zu hintertreiben und so seine geliebte Sklavin Barce in Rom zu behalten. Diesen Argwohn beantwortet Publius sofort durch die grossmütige Freisprechung und Entlassung Barce's. Er sagt:

„Mehr als mein Leben, minder
Doch als die Ehre lieb' ich Barce. Dir zwar
Und deinesgleichen wirds unglaublich scheinen,
Doch will ich der Verläumdung
Die Macht zu schimpflichem Verdachte rauben.

Frei bist du, Barce, und kannst mit ihm reisen! —
Erkenne nun, Barbar, wie Römer lieben.“

Hamilkar bewundert diese Grossmut, will sich aber nicht übertreffen lassen, und nun Alles aufbieten, um Regulus zu retten. Er sagt: „Roma's Stolz soll sehen, dass es im Hochsinn Nebenbuhler habe.“ — Im dritten Aufzuge will Manlius auf Regulus Bitte bei des Letzteren Kindern, Publius und Atilia, Vaters Stelle vertreten, und so zeigt sich Regulus in dieser Bitte auch als Vater; Publius bringt nun zwar die Nachricht, dass das Volk sich der Abreise des Regulus widersetze, und Hamilkar erbietet sich, freilich mit einer ähnlichen Verkennung wie die von Seiten des Licinius im zweiten Aufzug, die Wächter zu entfernen, dem Regulus Gelegenheit zur Flucht zu geben, und ohne ihn, der sich indess versteckt halten solle, abzureisen, obgleich Karthago ihn, den Hamilkar, dies schwer büssen lassen werde; aber Regulus verwirft nicht nur dies Erbieten, sondern weiss sich auch bei seinen Kindern Billigung seiner Beharrlichkeit zu erwerben, so dass Barce ausruft:

„Was für seltsame Vorstellungen schafft doch
In Rom der Ehrgeiz! Manlius beneidet
Des Nebenbulers Fesseln; Der verachtet
Das allgemeine Mitleid. Seine Tochter
Erfreut des Vaters Schmach. Ihr Bruder — was ich
Das Uebermaass der Seltsamkeiten nenne —
Er, Ehrsucht trunken, liebt mich, und — entsaget.

In dem Schlussauftritt muss endlich auch das Volk seinen Wunsch aufgeben; und ich theile, um zugleich eine Probe der Schreibart des Metastasio zu geben, die ganze letzte Scene mit, wobei ich freilich darauf verzichten muss, die Anmut der Urschrift in meiner Uebersetzung auszudrücken.

Prächtige Säulengänge am Ufer der Tiber, Schiffe auf dem Flusse, zur Abreise des Regulus bereit. Eine Brücke, die zu dem nächsten Schiffe führt. Zahlreiches Volk, das den Weg zu den Schiffen versperrt. Africaner auf den Schiffen. Der Consul Manlius mit dem Volkstribun Licinius; später Regulus.

Licinius.

Nein, Rom verbeut die Abfahrt
Des Regulus.

Manlius.

Und ich mit dem Senate,
Sind wir kein Theil von Rom?

Licinius.

Das Volk macht dennoch
Den grössern aus.

Manlius.

Doch nicht den weisern.

Licinius.

Mindstens
Den minder harten. Denn wir wollen sichern
Aus Dankbarkeit und Liebe
Dem Regulus das Leben.

Manlius.

Wir die Ehre.

Licinius.

Die Ehre —

Manlius.

Genug, ich kam nicht
Mit dir zu streiten.
(Zum Volk). Platz da! Lasst Jedwedem
Den Weg frei zu den Schiffen!

Licinius.

Thut's nicht, Leute!

Manlius.

Wie? Ich gebiet' es.

Licinius.

Ich verbiet's.

Manlius.

Dem Consul
Wagt es Licin zu trotzen?

Licinius.

Wagt es Manlius
Mir, dem Tribun, zu trotzen?

Manlius.

Sehn wir! Oeffnet
Den Weg, Lictoren!
(Sie erheben die Beile und wollen eindringen.)

Licinius.

(zum Volke, das sich zur Wehr stellt.)
Schützt ihn!
Ihr Römer!

Manlius.

Götter, mit den Waffen trotzt man
Meinem Befehl, entheiligt solcherweise
Die Majestät —

Licinius.

Die Majestät der Römer
Wohnt in dem Volke, welches du beleidigst,
Wenn du ihm widerstrebst.

Volk.

Regulus bleibe!

Manlius.

Hört mich!
Erlaubt, dass den Betrug ich hintertreibe.

Volk.

Regulus bleibe!

Manlius.

Hört!

Volk.

Regulus bleibe!

(Regulus tritt auf.)

Regulus.

Regulus bleibe! Hör' ich das? Und darf ich
Mir selber glauben? Einen Meineid will man?
Und will ihn hier, in Rom hier?
Will ihn von mir? Welch Volk bringt dieser Boden
Anitzt hervor? Wer zeugt in seinem Herzen
So schnöden Wunsch? Wer nährt ihn?
Wo sind des Brutus Enkel,
Und des Fabricius und des Camillus?
Regulus bleibe! Ach, durch welch Vergehen
Und wann verdient' ich euren Hass?

Licinius.

's ist die Liebe,
Herr, welche dir die Ketten
Zu brechen sucht.

Regulus.

Und ohne sie, was wäre
Regulus? Sie nur sind es, die mich machen
Zum Beispiel für die Nachwelt,
Zur Scham für unsre Feinde,

Zum Glanz des Vaterlandes. Und nichts, nichts bin ich,
Sobald ich sie verloren,
Nichts als ein flüchtger Sklav, der falsch geschworen.

Licinius.

Treulosen Menschen schwurst du,
Und schwurst in Ketten, und die Augurn —

Regulus.

Bleibe
Den Arabern und Mauren
So niedrer Vorwand! Unser unwerth wär' er.
Rom sei der Treue und des Glaubens Lehrer.

Licinius.

Was soll aus Rom denn werden,
Verliert es seinen Vater?

Regulus.

Rom bedenke,
Dass dieser Vater sterblich ist, und endlich
Unter dem Stahle sinkt, dass ihm auch endlich
Die Adern trocknen, dass alsdann nicht ferner
Für Rom Blut oder Schweiss er
Vergiessen kann, ihm nichts bleibt, denn sein Leben
Als Römer zu beschliessen. Nun eröffnet
Dazu ein Glanzweg sich. Abschneiden kann ich
Den hochbejahrten Faden
Des Lebens ruhmvoll, und ihr wollt mich schänden?
Das kann nicht sein. Die Herzen meiner Römer
Kenn' ich. So weit von Regulus verschieden
Kann der nicht denken, der als Kind die Luft schon
Des Capitols geathmet. Beifall gibt mir
Jeder von euch im Herzen,
Beneidet mich und fleht empor inmitten
Zärtlichen Mitgefühls, das ihn verleitet,
Dasselbe thun zu können, was ich thue.
Fort mit der Schwachheit! Nieder werft, werft nieder
Die falscherhobnen Waffen! Hemmt den Lauf nicht
Meines Triumphes länger!
Seht, Freunde, Söhne, Bürger, wie als Freund ich
Auf eure Gunst itzt zähle,
Als Bürger mahn', als Vater es befehle.

Atilia.

(O Himmel, sie gehorchen schon.)

Publius.

(O Götter,
Jedweder Arm entwaffnet!)

Licinius.

Sieh nun, der Weg ist frei.

Regulus.

Ihr günst'gen Götter,
Ich dank' euch! — Ja, der Weg ist offen. — Steige
Zu Schiffe nun, Hamilkar!
Ich folge deinen Schritten.

Hamilkar.

(Zuletzt beginn' ich noch ihn zu beneiden.)
(besteigt das Schiff.)

Regulus.

Lebt wohl, lebt wohl denn, Römer! Unser würdig
Lasst unsern Abschied sein! Gottlob, ich lass' euch,
Lass' euch als Römer. Unverletzt bewahret
Den grossen Namen, und ihr werdet künftig
Schiedsrichter sein der Welt, die ganze Erde
Wird römisch werden. Schutzgottheiten dieses
Gebenedeiten Landes, Wächterinnen
Des Aeneadenstammes, euch empfehl' ich
Dies Volk von Helden, nehmet diesen Boden
In eure Obhut, diese Häuser, Mauern!
Lasst stets in ihnen wohnen
Standhaftigkeit und Ehr' und Treu' und Glauben!
Lasst nie Gerechtigkeit und Mut euch rauben!
Und droht dem Capitol einst
Feindseligen Gestirns heilloser Einfluss,
Hier Regulus, ja Regulus, ihr Götter,
Sei euer Opfer! Treffet diesen Scheitel
Mit eures Zornes rächerischem Strale!
Rom schont! — Ihr weint! — Lebt wohl zum letztenmale!

Chor der Römer.

Heil ruft dir Rom's Gestade,
Leb wohl, du sein Berather!
Nichts ist, das uns noch schade,
Nicht Zeit, nicht Lethe's Fluss.
Leidvolles Glück, Rom's Vater,
Du bist uns nun verloren,
Ach, wann wird uns geboren
Ein zweiter Regulus?

Ich stehe nicht an, wie die ganze Dichtung des Metastasio der des deutschen Dichters, so besonders den Schluss vorzuziehen. Bei Metastasio sind endlich alle Hindernisse weggeräumt, und doch dem menschlichen Gefühl mit den Worten: „Ihr weint! — Lebt wohl zum letzten male!“ Genüge geschehen. Der Chor der Römer ist ein Nachhall der Abschiedsworte des Regulus, der dagegen bei Collin, um seinen Willen durchzusetzen, sich in Angesicht der Römer zu erdolchen droht, und dann seine Gattin mit dem Schlusswort: „Für diese sorget!“ den Bürgern empfiehlt, während sie mit einer Aufforderung zur Rache ohnmächtig niedersinkt. — Wie ich übrigens dem in diesem Stücke keinesweges marklosen Ausdrucke des Metastasio gebührendes Lob zolle, so verdient nicht minder bemerkt zu werden, dass Collin's Sprache eine zwischen Schiller's bilderreichem Schwung und Alfieri's trockener Kürze edle Mitte hält. Dieser Sprache ist es denn auch vielleicht zum Theil zuzuschreiben, dass dieses Trauerspiel vor ungefähr funfzig Jahren an mehreren Orten, insbesondre in Berlin mehrmals mit grossem Beifall aufgeführt wurde, wenn nicht etwa die wirkliche oder scheinbare sittliche Erhabenheit, die darin herrscht, den Hörer, wie den Leser, bestach, und gegen die erwähnten Schwächen und Mängel blind machte. Auch in dem Conversationslexikon von Brockhaus wird dies Trauerspiel das werthvollste des Verfassers genannt, und von seinen Schauspielen überhaupt gesagt: „Sie zeichnen sich durch Seelenadel, einfache Grösse, und das Bestreben nach antiker Einfachheit aus, doch leiden sie an Monotonie in der gesammten Anlage wie an Einförmigkeit in der Charakteristik. Mehr rhetorisch als dramatisch, und noch weniger theatralisch, sind sie mehr für den denkenden Leser, als für die Bühne gearbeitet.“ Um nicht parteiisch zu erscheinen, füge ich, wie vorher aus der Oper, nun auch aus dem Trauerspiel eine Stelle, und, wie ich meine, eine der gelungensten hinzu. Es ist die letzte Hälfte des zweiten Auftritts im zweiten Aufzuge. Regulus spricht vor dem Senat mit dem Consul Metellus und den versammelten Vätern.

Regulus.

Es ist doch hart, ihr Väter, dass ein Sklav'
Euch mahnen soll, wie nicht der Wirbelwind

Der Leidenschaft, wie nur gelassene
Vernunft der Väter Schlüsse leiten müsse.
Will mir am Thore schon der Unterwelt
Verdämmern jenes Licht der Römergrösse,
Das mir am Styx noch freundlich leuchten sollte?
Ich dachte, dem Torquat, dem Curtius,
Den Fabiern, von ihren Söhnen Kunde
Zu bringen, die der Alten Herz erfreue.
Betreten wollt' ich froh die dunkle Strasse;
Doch traurig wird nun meine Botschaft sein. —
Nein! Zwingen will der Sklave Regulus
Euch nicht. — Ich spreche noch mein letztes Wort
Zu euch. Das Wort des Sterbenden ist wahr.

Metell.

Wir hören's fromm wie eines Gottes Wort.

Regulus.

Was ist's, das Roms Senat so sehr entsetzt,
Dass er sogar das Wohl von Rom vergisst?
Dass ich, ein alter Mann, nun sterben soll?
Wie unbegreiflich! Bin ich doch in Rom,
Noch mehr, bin im Senat; wohin mein Blick
Sich wendet, seh' ich Römer nur, nur Helden.
Wann fragt der Römer, ob er sterben soll?
Ihn kümmert's nur, ob er auch rühmlich stirbt. —
Dass sie mich quälen wollen, rührt euch so?
Ich sah den Adler in Carthago's Tempeln,
Die Thore von Carthago ungeschlossen,
Ich hört' am Arme mir die Ketten rasseln,
Und ihren Siegsgesang, den hört' ich auch.
Wo ist die grause Qual, die dieser gleicht?
O möchten sie mich sehr, recht sehr nur quälen,
Dass jener Qual im Scheiden ich vergässe!
Allein so gut wird es mir schwerlich werden.
Denn wie der Peiniger nur kaum beginnt,
Entschlüpft mein Geist ihm unvermerkt und harrt
Auf euch, die ihr doch alle folgen werdet.
Dann wird der Schatten froh den Schatten treffen,
Und einer zu dem andern sagen: „Sieh,
Dein Tod erweckt doch auch dem Vaterlande
Noch Heldensinn in mancher Römerbrust."

Metell.

O Regulus, o grosser, einzger Mann,
Nimm meinen ganzen Lebensruhm dahin
Für diese That, die dich zu Göttern hebt!

Regulus.

Wohl mir! Der Römergeist erwacht in euch.
Dir dank' ich, Jupiter! Was säum' ich noch?
Zur That!

(kniend und gebeugt mit gesunkenen Armen.)

Vor eurem Angesichte, Väter,
Weih' ich nunmehr mein graues Haupt den Göttern
Der Unterwelt. — Dich, Pluto, ruf' ich an,
Dich schrecklichen! Dich ruf' ich, Hekate,
Ich rufe, rufe, hört, o nehmt mich auf!
Droht irgendwo ein grauses Unheil nun
Dem Vaterland — auf mich, auf dieses Haupt
Sei es gewälzt! — O sehet doch, ihr Götter,
Mit sanften Blicken meine Sühnung an!
Es ist geschehn, das Opfer ist bereit.
Das meine ist vollbracht. Thut nun das Eure!

Metell.

Vielleicht vereinet uns der Schluss, den ich
In Vorschlag bringe. Schreibe, Cäpio!
Der Consul räth, und der Senat beschliesst:
„Nicht hat die Lösung der Gefangnen Statt,
Weil Regulus mit Weisheit uns gezeigt,
Dass diesen Schluss das Wohl von Rom erheische.
Ihm danket tiefgerühret der Senat,
Und selbst die Enkel werden ihm noch danken,
Dass er als Opfer für das Vaterland
Den Untergöttern sich mit Grossmut weihte.
Doch frei und heilig muss das Opfer sein.
Wenn ihn noch unsre tiefe Sehnsucht rühret,
Und er doch endlich unsrer Liebe weicht,
So sei der Held mit einem ganzen Heere
Zu theuer nicht gelöst; er sei willkommen! —
Doch beuget nichts sein hohes Römerherz,
Und zieht er hin, so halt' ihn Niemand auf,
Und ihm, dem gottgeweihten, folge dann
Ein Klageruf von allen Bürgern nach.“
Wer meiner Meinung ist, der folge mir!

(geht mit dem grössten Theil des Senats in den Hintergrund des Tempels. Zurückbleibt Valerius.)

Valerius.

Mir nach, wer ihn vom Tod zu retten strebt!

(geht mit einigen Senatoren vorwärts.)

Regulus.

Quirin, nun wache für das Wohl der Stadt!

Ich komme noch mit einigen Worten auf die Einleitung meines Aufsatzes zurück, nämlich auf Würdigkeit und Behandlung der Aufgabe, und auch hier lasse ich Goethe's Urtheil voraufgehn, welcher sagt: „Wollte man dieses Süjet in Einem Act behandeln, — so würde es ein Gewinn für die Bühne sein: denn es ist immer herzerhebend, einen Mann zu sehen, der sich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt sich niemand leicht ein Bedenken macht, um seines besondern Vortheils willen das schönste Ganze, wo nicht zu zerstören, doch zu beschädigen.“ Nun habe ich bereits bemerkt, dass die Eintheilung in drei Aufzüge sich durch Metastasio's Leistung vertheidigen lässt, wie man denn nicht ahnen kann, durch welche Erfindungen und Zusätze ein grosser Dichter die Handlung auszudehnen vermöchte, um selbst fünf Aufzüge damit zu füllen; aber theils hat Shakspeare diesen Stoff nicht beliebt, und auch kein anderer bedeutender Bühnendichter ihn meines Wissens gewählt, theils wird wohl Jeder zugestehen, dass einige Stoffe sich weniger zur Vorführung auf der Bühne als zur Erzählung eignen. So ist es noch keinem dramatischen Dichter mit dem Codrus, obgleich Cronegk, oder mit Leonidas bei Thermopylae, oder mit Conradin von Schwaben, obgleich Mehrere sich an ihnen versucht haben, eigentlich geglückt. Zu dergleichen Stoffen scheint mir nun Regulus wegen seiner starren Römertugend vorzugsweise zu gehören, die eben so wenig wie das spanische Ehrgefühl, z. B. in Calderon's „Don Gutierre oder der Arzt seiner Ehre“ bei uns Deutschen Anklang findet, und eher etwas Befremdendes und Abstossendes als Bewunderung und Mitleid Erregendes, und überhaupt Anziehendes hat.

Berlin. Kannegiesser.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

---

49. Sitzung, den 5. Februar 1861. Herr Schmidt las über das Ormulum. Nach einer kurzen Charakteristik der Sprachentwicklung, welche von den Engländern als Semisaxon bezeichnet worden ist, wies er darauf hin, dass die beiden Hauptwerke, des Ormulum und Layamon's Brut verschiedenen Localitäten angehören und schon gewisse dialektische Eigenthümlichkeiten des Altenglischen in scharfer Sonderung darbieten. Layamon's Werk sei unbestritten westsächsisch, das Ormulum dagegen müsse einem der anglischen Distrikte angehören; es entstehe die Frage, ob der Ursprung in den Osten oder in den Norden Englands zu verlegen sei. Der Vortragende sprach sich im Gegensatz gegen die Ansicht der meisten englischen Kritiker zu Gunsten eines ostanglischen Districtes aus, bekannte jedoch, die Frage nicht zum Abschluss bringen zu können, da gewisse Werke aus etwas späterer Zeit, in denen die Eigenthümlichkeiten der östlichen Dialekte bestimmt ausgeprägt sind, insbesondre Havelok the Dane, ihm nicht zu Gebote stehen. Nachdem er sodann den Inhalt des Ormulum's angegeben und die im Werke selbst vorhandenen Notizen über den Verfasser zusammengestellt hatte, suchte er die Vermuthung zu begründen, dasselbe müsse etwa 50 Jahre später fallen als Layamon's Brut; durch diese Annahme gewinne man Zeit für die grössere Zersetzung der Sprachformen. Es folgte eine Charakteristik der Versification und Mittheilung einzelner Sprachproben, bei welcher Gelegenheit die specifische Eigenthümlichkeit der Orthographie, die Verdoppelung des Endconsonanten einer kurzen Silbe, vorläufig erwähnt wurde; die eingehende Besprechung dieses Gegenstandes blieb einer spätern Betrachtung vorbehalten. Hieran schloss sich eine längere Auseinandersetzung der Besonderheiten, welche in der Vocalisation hervortreten, sowohl im Verhältniss zum Angelsächsischen wie zum Altenglischen.

Herr Herrig gab einige Nachträge zu den Notizen des Vortragenden über die Handschrift der Bodlejana und erwähnte, dass die Gestalt ge-

wisser Buchstaben im Facsimile der White'schen Ausgabe, worauf jener Bezug genommen, nicht deutlich wiedergegeben sei. Nach seiner Ansicht sei die auch vom Herausgeber vertretene Behauptung, das Ormulum stamme wahrscheinlich aus Peterborough, durchaus unhaltbar, sowohl wegen der verhältnissmässig geringen Entfernung dieser Stadt von London und den Theilen Englands, in welchen der westsächsische Dialekt geherrscht habe, als auch ganz besonders, weil nach den Angaben Orm's dieser selbst und sein Bruder Augustiner gewesen seien, wogegen die Mönche in Peterborough einem andern Orden angehört haben.

Herr Raymond las in französischer Sprache über die Literatur des zweiten Kaiserreiches.

Herr Beauvais theilt aus seiner Privatcorrespondenz anziehende Details über den provenzalischen Dichter Mistral mit.

Herr Mahn spricht über die Herkunft des Wortes blasé.

Herr Lowenthall überreicht den einheimischen Mitgliedern Exemplare seines in der 48. Sitzung gehaltenen Vortrags.

50. Sitzung, 19. Februar 1861. Hinsichtlich Herrn Kannegiesser's Vortrag über den standhaften Prinzen von Calderon siehe Archiv, Band 29, pag. 1. —

Herr Lasson bespricht und empfiehlt die Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen von Herrn Werner-Hahn und die neu gegründete Zeitschrift: Unser Vaterland, redigirt von Heinrich Pröhle.

Herr Leo theilte aus dem neulich von ihm besprochenen Stücke Heibergs: Eine Seele nach dem Tode (Archiv, Band 28, pag. 422) den Abschnitt: die Hölle in metrischer Uebersetzung mit.

Herr Raymond setzte seinen Vortrag über die Literatur des zweiten Kaiserreichs fort.

51. Sitzung, den 3. März 1861. Herr Schmidt gab eine Fortsetzung seiner Untersuchungen über die Sprache des Ormulum und ging besonders auf das Accentuationssystem ein. Den einfachen Acut erklärt er in Uebereinstimmung mit dem Herausgeber des Werks für identisch mit dem Acut angelsächsischer Handschriften (Grimm's apex ∧) und machte darauf aufmerksam, dass derselbe vorzugsweise, wenn auch nicht consequent, neben dem Zeichen der Kürze (˘) angewandt werde, um sonst gleichlautende Wörter zu unterscheiden, den doppelten und dreifachen Acut erklärte er für ein orthoepisches Zeichen, um neben der Länge auch Breite des Vocals anzudeuten. Dies wurde an zusammengezogenen Silben nachgewiesen und in Bezug auf $\overset{''}{a}$ ($\overset{'''}{a}$) durch Vergleich altenglischer Wörter, welche bald a bald o darbieten, die Vermuthung ausgesprochen, dass es derselbe Vocal wie in water (Walker's $\overset{3}{a}$) sein müsse. Es sei bisher nicht darauf geachtet worden, dass alle Silben mit doppelt (dreifach) accentuirtem Vocal auf t auslauten und dass andrerseits solche Silben stets einen doppelt accentuirten Vocal

enthalten; die vereinzelten Ausnahmfälle beschränken sich theils auf einen T-Laut, theils seien sie vielleicht nach der Handschrift zu berichtigen.

Herr Lessing schilderte Leben und Schriften des verstorbenen Theodor Mügge. Die Ehrenhaftigkeit des Dahingeschiedenen, seine politische Unwandelbarkeit, seine bürgerlichen Tugenden, seine schriftstellerischen Leiden und Erfolge wurden in das gebührende Licht gesetzt. Ergötzliche Züge von der Aengstlichkeit jener Censur, mit der auch Mügge zu kämpfen hatte und viele unerwartete Antithesen belebten den Vortrag und milderten den an und für sich düsteren Charakter des Nekrologs.

Herr Tschéredéeff hielt einen Vortrag über die Entwicklung der russischen Literatur, dessen Inhalt durch das Archiv anderweitig mitgetheilt werden wird.

Herr Pröhle ist von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, welche einen bedeutenden Preis für die beste lausitzische Sagensammlung ausgesetzt hat, um ein Gutachten über eine eingegangene Sagensammlung ersucht worden. — Da er den Beschluss der lausitzischen Gesellschaft seiner Zeit mittheilen wird, so kommen unsere Sitzungsberichte noch einmal auf die Angelegenheit zurück. Eine Sage, „Die heutigen Wendenkönige“ las Pröhle aus der ungedruckten Sammlung vor.

152. Sitzung, den 9. April 1861. Herr Staedler stellt die Frage: Giebt es im Italienischen Diphthongen? — Gegen viele Grammatiker, unter andern gegen Blanck, stellt er als Resultat seiner Betrachtungen auf, dass es nur fünf Diphthongen im Italienischen gebe: oi, au, ei, eu, ei oder auch sechs, wenn man ui in Wörtern wie cui, altrui, lui hierher zählt. Er macht der romanischen Grammatik überhaupt den Vorwurf, das Wesen der Diphthongenbildung nirgend untersucht zu haben. Sich gründend auf eine Eintheilung der Vocale in reine (o, a, e) und consonische (i, u, weil diese Neigung haben, in Consonanten umzuschlagen), nimmt er an, dass ein Diphthong überhaupt nur entstehen könne durch die Verschmelzung eines der reinen Vocale mit einem ihm nachfolgenden und den Accent nicht tragenden u oder i. Das blosse Zusammentreffen zweier beliebigen Vocale bringt keinen Diphthong hervor, wie sie deren italienische Grammatiken irrthümlich aufführen. U und i vor Vocalen sind häufig entweder orthographische Zeichen oder consonischer Natur. — Da der Vortragende seiner Ansicht über die Natur eines Diphthongen eine allgemeine Gültigkeit für alle Sprachen beizulegen schien, so setzten Herr Hermes der aufgestellten Regel widersprechende Fälle aus dem Gebiet des Althochdeutschen, Herr Sachse aus dem Gebiete des Niederdeutschen entgegen. Herr Lowenthall stellte seine aus einem früheren Vortrage bekannte Theorie der Lautbildung gegenüber.

Herr Mahn untersuchte etymologisch die englischen Wörter pedigree und peruse und die italienischen ramarro und pedante. Nachdem er in gewohnter Weise der bisher versuchten Deutungen dieser

Wörter gedacht, stellt er als schliessliches Resultat hin 1) per degré als das auch von Skinner gegebene Etymon von pedigree, 2) pervise als das des durch falsches Lesen (u für v) entstandenen peruse, 3) pedagogante als das des verstümmelten pedante, 4) rame, Kupfer, als das des mit dem Suffix arro versehenen ramarro, woraus das bei Diez gegebene romagnische mar erst verkürzt sei, und wofür der deutsche Name „Kupfereidechse" spreche.

Herr Rudolph sprach alsdann über deutsche Stilübungen auf Schulen. Er gedenkt dabei der hierauf gerichteten Aufmerksamkeit Friedrichs des Grossen, wie sie in einem Giesebrechtschen Programme geschildert ist, stellt als Grundsatz auf, dass sich der Lehrer mehr mit dem zu beschäftigen habe, was dem Aufsatz vorangeht, als mit dem, was ihm folge, und überreicht dann sein Handbuch für den Unterricht in deutschen Stylübungen, das namentlich Material zu Thematen bietet.

Herr Werner-Hahn spricht über das Trauerspiel: Der gestürzte Marggraf von Ancre von Christian Weise, 1679. (Siehe Archiv, Band 29, Seite 37 und ff).

Am Schlusse dieser Sitzung wird über die Stiftung eines Fonds zur Unterstützung von Studirenden der neueren Sprachen berathen, eine solche Stiftung beschlossen, und die Ausführung einem Comité überragen.

53. Sitzung, den 7. Mai 1861. Herr Hermes las über die Natur der amerikanischen Indianersprachen. Zu richtiger Würdigung dieser Sprachen erinnert er zuvörderst an die Eintheilung der Sprachen in vier Gruppen nach dem Eintheilungsprincip der Bezeichnungsweise der Beziehungsformen: 1) der flexionslose chinesische Bau, bei dem die Beziehungsformen gar nicht ausgedrückt werden, 2) der flexivische Sanskritstamm, der die Beziehungsformen durch an sich bedeutungslose Flexionslaute drrstellt, 3) der agglutinirende hochasiatische Sprachbau, bei dem die Beziehungsformen auf ähnliche Weise wie der Gedankeninhalt, nämlich durch angefügte schwerere Lautgruppen ihren Ausdruck finden und demnach Inhalt und Form sich vermischen, 4) der einverleibende amerikanische Sprachbau, von Wilhelm von Humboldt wegen der Einverleibung der verschiedenen Satzbestimmungen in das Verbum so genannt und von ihm namentlich an der mexikanischen Sprache nachgewiesen. Steinthal fügte die Betrachtung der grönländischen Sprache hinzu. Der Vortragende setzte sich alsdann zur Aufgabe, die Gleichartigkeit des Sprachbaus in den Indianersprachen nachzuweisen und unter Aufdeckung des Ursprungs der Einverleibung das Wesen derselben anders als bisher geschehen, zu bestimmen, und die Einverleibung als ein in America aufgeblühtes Reis des hochasiatischen Sprachstammes wahrscheinlich zu machen. Die sich darbietenden Quellen sind dürftig, und, soweit sie von spanischen, englischen und andern Missionären herrühren, mit grosser Vorsicht zu gebrauchen. Selbst Dupouceau's in Paris gekrönte Preisschrift zeigt den gewöhnlichen Fehler der

überseeischen Bearbeiter, dass sie, von den grell auftretenden Spracheigenthümlichkeiten geblendet, über den äusseren Effect der Sprache das innere Prinzip derselben übersehen oder verkennen. Was die indianische Lautlehre betrifft, so ist zuerst das Vorwiegen der Vocale hervorzuheben. Nach dem Besitze oder Mangel von r und l zerfallen alle americanischen Sprachen in zwei Gruppen, R-sprachen und L-sprachen. So haben die Delawaren, Tsiroki-Mexicaner nur l, dagegen die Nadowessen, Huronen, Peruaner nur r. Den Muhhikanern fehlen beide Laute und sie setzen dafür n. Wahrscheinlich fehlt allen Stämmen der Lippenlaut f, welcher durchgehende Mangel ihre Verwandtschaft bethätigt. Auch w klingt wie der Vokal u, und die Abneigung gegen Lippenlaute zeigt sich bei den Huronen besonders stark, die auch b und m nicht kennen und z. B. Auen sagen statt Amen. Eigenthümliche Mischlaute sind mexicanisches tl und x, deren letzterer ein aspirirtes s ist, so dass die Aussprache Meschiko dem Richtigen näher kommt als Mejiko. — Zu den Eigenthümlichkeiten der americanischen Sprachen gehört auch die besondere Art des in ihnen hervortretenden Geschlechtes; der hochasiatische Sprachstamm, der tartarisch-mongolische kennt kein grammatisches Geschlecht, doch unterscheidet er oft die Pluralbildungen bei Namen belebter Wesen von denen der unbelebten Dinge. Diese Anlage zur Zweitheilung in ein belebtes und unbelebtes Geschlecht wurde in der neuen americanischen Heimat bis in's Feinste ausgebildet, so dass hier recht deutlich die Verwandtschaft zwischen America und Hochasien zu Tage tritt. — Was die Verwandtschaft aller americanischen Sprachen am deutlichsten bekundet, ist die Gleichartigkeit des Satzbaus. An dem Satze ni-na-qua, ich-Fleisch-esse machen W. v. Humboldt und ebenso Steinthal in seiner vortrefflichen Arbeit (Charakteristik u. s. w.) das Wesen der Einverleibung anschaulich; drei Vocabeln sind dadurch in Beziehung und zwar in die von Subject, Object und Prädicat gesetzt, dass sie in ein Wort zusammengefasst wurden. Allein, da man hienach glauben müsste, dass die americanischen Sprachen in lauter langen Wörtern, deren jedes einen Satz bezeichnet, einherschreite, was durch den ersten besten indianischen Bibeltext widerlegt wird, und weil auch kein entfernteres Object einverleibt wird, so hat der Vortragende die Einverleibung anders zu bestimmen gesucht. Er sieht sie nicht als das Prinzip des Satzbaues, sondern als eine secundäre Erscheinung an, deren Anfänge, wie die des americanischen Geschlechtes, sich schon im mongolisch-tatarischen Sprachstamme zeigen. Den Beweis dafür behält er sich für eine andere Sitzung vor.

Herr Beauvais spricht über die Entstehung und Deutung einiger französischen Redensarten und Sprichwörter.

Das in der 52. Sitzung gewählte Comité schlägt zum Zwecke der Stiftung des in Rede stehenden Fonds öffentliche Vorträge aus der Literaturgeschichte der neueren Sprachen vor. Der Vorschlag wird

angenommen. Zur Förderung der Angelegenheit ist in der 54. Sitzung ein definitives Comité zu wählen.

54. Sitzung, den 10. Juni. Herr Kuhlmey liest über Schiller's Einzug in Berlin und Räuber Moor's Schicksal.

Herr Raymond theilt ungedruckte Briefe der Madame d'Houdetot an J. J. Rousseau mit, deren Herausgabe er beabsichtigt.

Das definitive Comité (s. Sitzung 53) wird gewählt. Schliesslich legte der Vorsitzende der Gesellschaft nachstehende Mittheilung von dem correspond. Mitgliede Herrn W. L. Rushton in Liverpool vor, welche über Shakspeare's Tenures handelt:

Homage.

Homage is the most honourable service and most humble service of reverence, that a frank tenant may do to his lord.

Lo, in the orient when the gracious light
Lifts up his burning head, each under eye,
Doth homage to his new-appearing sight,
Serving with looks his sacred majesty.

Sonnet VII.

For when the tenant shall make homage to his lord, he shall be ungirt, and his head uncovered, and his lord shall sit, and the tenant shall kneel before him on both his knees, and hold his hands jointly together between the hands of his lord, and shall say thus: I become your man from this day forward aud unto you shall be true and faithful, and bear to you faith for the tenements that I claim to hold of you, saving the faith that I owe unto our sovereign lord the king; and then the lord so sitting shall kiss him. (Litt. Sec. 85.)

Prospero.

To have no screen between this part he play'd
And him he play'd it for, he needs will be
Absolute Milan: Me, poor man! — my library
Was dukedom large enough; of temporal royalties
He thinks me now incapable: confederates
(So dry he was for sway) with the king of Naples,
To give him annual tribute, do him homage;
Subject his coronet to his crown, and bend
The dukedom, yet unbow'd, (alas, poor Milan!)
To most ignoble stooping.

Tempest Act 1 Scene 2.

The reader will perceive that Shakspeare connects the act of stooping or kneeling with doing homage; which is stated by Littleton, to be a necessary formality in that „most honourable, and most humble service of reverence that a frank tenant may do to his lord.“

Third Outlaw.

What say'st thou? wilt thou be of our consórt?
Say, ay, and be the captain of us all:
We'll do thee homage, and be rul'd by thee,
Love thee as our commander, and our king.

Two Gentlemen of Verona Act 4 Scene 2.

Do faithful homage and receive free honours.
Macbeth Act 3 Scene 6.

Tenants are said in our law Books to do homage; for examples see every section in the 1. cap. Book 2 of Littleton's Tenures: and Shakspeare frequently uses this verb „do" in connection with homage.

Fealty.

Fealty is the same that fidelitas is in Latin.

York.
I am in parliament pledge for his truth,
And lasting fealty to the new made king.
Richard II. Act 5 Scene 2.

And when a freeholder doth fealty to his lord, he shall hold his right hand upon a book, and shall say thus: know ye this, my lord, that I shall be faithful and true unto you, and faith to you shall bear for the lands which I claim to hold of you, and that I shall lawfully do to you the custom and services which I ought to do, at the terms assigned, so help me god and his saints; and he shall kiss the book. But he shall not kneel when he maketh fealty, nor shall he make such humble reverence as is aforesaid in homage. (Litt. Sec. 91.)

Calaban.
I'll swear, upon that bottle, to be thy True subject; for the liquor is not earthly.

Stephano.
Here; swear then how thou escap'dst.

Trinculo.
Swam a-shore, man, like a duck; I can swim like a duck, I'll be sworn.

Stephano.
Here, kiss the book: Though thou canst swim like a duck, thou art made like a goose.

Trinculo.
O Stephano, hast any more of this?

Stephano.
The whole butt, man; my cellar is in a rock by the sea-side, where my mine is hid. How now, moon-calf? how does thine ague?

Calaban.
Hast thou not dropped from heaven?

Stephano.
Out o'the moon, I do assure thee: I was the man in the moon, when time was.

Calaban.
I have seen thee in her, and I do adore thee;
My mistress shewed me thee, thy dog, and bush.

Stephano.
Come, swear to that; kiss the book: I will furnish it anon with new contents: swear.
Tempest Act 2 Scene 2.

The reader will perceive that Calaban does fealty to Stephano; he says he will be true to him, and kisses the bottle, in lieu of the book, but

Shakspeare does not connect the act of stooping with doing fealty, and Littleton says that when a freeholder doth fealty to his lord, he shall not kneel, nor shall he make such humble reverence as is aforesaid in homage.“ (Litt. Sec. 91.) If the reader should be satisfied from these explanations that Caliban doth fealty to Stephano, or at least that reference is here made to the formalities to be observed in „doing fealty,“ he may on reading further,

Trinculo.

By this good light, this is a very shallow monster: — I afeard of him? a very weak monster: — The man i' the moon? — a most poor credulous monster: — Well drawn, monster, in good sooth.

Calaban.

I'll shew thee every fertile inch o' the island;
And kiss thy foot: I pr'ythee, be my god.

Trinculo.

By this light, a most perfidious and drunken monster; when his god's asleep, he'll rob his bottle.

Calaban.

I'll kiss thy foot: I'll swear myself thy subject.

Stephano.

Come on then; down, and swear.

Trinculo.

I shall laugh myself to death at this puppy-headed monster: A most scurvy monster! I could find in my heart to beat him, —

Stephano.

Come, kiss.

Tempest Act 2 Scene 2.

consider that Shakspeare confounds homage with fealty, in other words that he makes Stephano say to Calaban „kiss the book“ as, „when a freeholder doth fealty unto his lord“ and afterwards „down and swear“ as, „when the tenant shall make homage to his lord.“ But this apparent confusion is easily explained by the 88 Section of Littleton's Tenures, „a man may see a good note in M. 15. E. 3. where a man and his wife did homage and fealty in the common place, which is written in this form. Note, that I. Lewkner and Eliz. his wife did homage to W. Thorpe in this manner: the one and the other held their hands jointly between the hands of W. T. and the husband saith in this form: We do to you homage, and faith to you shall bear, for the tenements which we hold of A. your counsor, who hath granted to you our services in B. and C. and other towns, &c. against all nations, saving the faith which we owe to our lord the king, and to his heirs, and to our other lords, and both the one and the other kissed him. And after they did fealty, and both of them hold their hands upon the book, and the husband said the words, and both kissed the book. In this section the reader will perceive that I. Lewkner and Eliz. his wife did homage and fealty and in so doing observed the formalities peculiar to each.

Knight's Service.

Tenure by homage, fealty, and escuage, is to hold by knight service, and it draweth to it ward, marriage, and relief.

Countess.

In delivering my son from me, I bury a second husband.

Bertram.

And I, in going, madam, weep o'er my father's death anew: but I must attend his majesty's command, to whom I am now in ward, evermore in subjection.

All's Well That Ends Well Act 1 Scene 1.

For when such tenant dieth, and his heir male be within the age of twenty one years, the lord shall have the land holden of him until the age of the heir of 21 years; the which is called full age, because such heir, by intendment of the law, is not able to do such knight's service before his age of 21 years. And also if such heir be not married at the time of the death of his ancestor, then the lord shall have the wardship and marriage of him. (Litt. Sec. 103 wardship was abolished by the 12 Char. 11. cap. 24.)

First Capulet.
How long is't now, since last yourself and I
Were in a mask?

Second Capulet.
By'r lady, thirty years.

First Capulet.
What, man! 'tis not so much, 'tis not so much:
'Tis since the nuptial of Lucentio,
Come pentecost as quickly as it will,
Some five and twenty years, and then we mask'd.

Second Capulet.
'Tis more, 'tis more: his son is elder, sir:
His son is thirty.

First Capulet.
Will you tell me that?
His son was but a ward two years ago.

Romeo and Juliet Act 1 Scene 3.

The first Capulet says it cannot be so much as thirty years since they were in a mask, but since the nuptial of Lucentio,

„Come pentecost as quickly as it will,
Some five and twenty years."

The second Capulet says it is more because bis (Lucentio's) son is thirty: but the first Capulet, to prove that the son of Lucentio was not „thirty years," but some five and twenty, says,

„His son was but a ward two years ago."

Now the period of wardship lasted until the ward attained twenty one years of age. Two years and twenty one years make twenty three years. Thus the age of the eldest son of Lucentio, according to the first Capulet's method of computation was twenty three years: and then the ordinary period of gestation, and the period between the time at which the Capulets are speaking and Pentecost, would probably make up some twenty five years.

Tenure in Capite.

Where the tenure was of the sovereign immediately it was said to be in capite, or in chief.

Cade. Men shall hold of me in capite.

2 Henry VI, Act 4 Scene 7.

According to Cowel, it was a tenure by which a person held of the king immediately, as of his crown, either by knights service or socage; and not

of any honour, castle, or manor belonging to it, and therefore it is otherwise called a tenure, that holdeth merely of the king: because as the crown is a corporation and seigniory in gross, as the Common Lawyers term it, so the king that posseth the crown, is in account of law, perpetually king, and never in his minority, nor ever dieth. Rex nunquam moritur. (By a statute 12 Charles II, all such tenures were abolished.)

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Rudolph Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau bei Trewendt. 1860. 3 Bde. 8.

Der Ruf der Gottschallschen Literaturgeschichte ist ein so wohlbegründeter und ihre Vorzüge sind so oft hervorgehoben worden, dass es überflüssig wäre, die so eben erschienene neue Auflage mit Mehr als einer Anzeige zu begleiten. Mit gewissenhafter Sorgfalt hat der Verfasser nachgetragen, was an bedeutenderen poetischen Hervorbringungen seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1854) ans Licht getreten ist, so dass man kaum irgend etwas Nennenswerthes vermissen, wohl aber von Manchem erst durch des Verfassers Kritik die nähere Bekanntschaft machen dürfte; gute Register (das alphabetische zählt nahe an 700 Autoren auf) erhöhen den Werth dieser relativen Vollständigkeit. Verdienstlicher — namentlich auch für das grössere Publicum, welches sich zu bilden die Neigung, aus den Quellen zu schöpfen jedoch nicht die Möglichkeit hat, — sind die grösseren Abschnitte culturhistorischen Inhalts, um welche das Werk jetzt vermehrt erscheint. Es sind dies:

I. S. 23 — 67. Der Musenhof zu Weimar. (Herzogin Amalie und Wieland. Karl August und Goethe. Herder. Schiller und Goethe. Gäste in Weimar: Jean Paul, Tieck. Beziehungen der Dichter Weimars zu einander, zum Publicum, zum Theater und zur Politik. Zuletzt, zwar nur mit wenigen Strichen, doch anschaulich genug gezeichnet, die Frauen, welche für die classiche Zeit Weimars von so hervorragendem Einfluss geworden sind: die fürstlichen Damen, die Kalb, die Stein, die Vulpius, die beiden Lengefeld, die Imhof u. s. w.)

II. S. 224 —260. Die Literatur und das Publicum. Dieser Abschnitt enthält in neun Unterabtheilungen (Die Frauen- und die Männerlyrik. Taschenbücher und Miniatur-Ausgaben. Das moderne Unterrichtswesen und die Literatur. Der Buchhandel und der Geschmack des Publicums. Stellung der Schriftsteller. Adel und Judenthum in der Literatur. Gruppirung der Dichter nach den deutschen Landschaften. Die Höfe und die Dichtkunst. Schillerfest und Schillerstiftung.) eine Reihe aufklärender und anregender Betrachtungen. Verfehlt ist nur die Zusammenstellung des Adels und des Judenthums, da wohl von dem Judenthum, nicht aber von dem deutschen Adel, sofern derselbe sich an der Literatur betheiligt, specifische Eigenschaften auszusagen sind. Denn das schon getrauen wir uns nicht zu behaupten, dass die Aristocratie die gefälligen Formen des Salons in die Literatur übertragen habe; ausserdem aber hat der Verfasser selbst Nichts gefunden, was sich als ein dem dichtenden Adel Gemeinsames und Eigen-

artiges bezeichnen liesse. Es bleibt daher bei einer bloss äusserlichen Nebeneinanderstellung, einer so äusserlichen, dass z. B. Die Verfasserin von Godwie-Castle, weil sie zufällig das „von“ erheirathet hat, unter den Vertretern der Aristocratie aufgezählt wird, während ihre poetischen Productionen vielmehr aus der romantisch-künstlerischen Atmosphäre des bekannten Wachschen Hauses in Berlin erklärt werden müssen.

II. S. 260 — 293. Die Bühne und die dramatische Dichtkunst. Ueber Literatur- und Bühnen-Drama, die Berliner Hofbühne und ihre Intendanten, Hof und Volksbühne, das Dresdener und das Wiener Hoftheater, Schauspieler und Directoren, die Stellung der dramatischen Schriftsteller, Prämien-Concurrenzen und den preussichen Preis für das beste Drama, die Oper und das Kunstwerk der Zukunft sagt der Verfasser manches Treffliche Wenn er aber (S. 278 ff.) den Schauspielerstand und das Directionswesen durch eine „Regierungs-Centralstelle“ für das Theater, mit „Beziehungen“ zu Theaterdirectoren, Schauspielern und dramatischen Schriftstellern, zu heben vorschlägt, und gar (S. 280) von dem angehenden Schauspieler verlangen will, dass er das Zeugniss der Reife von Seiten eines Gymnasiums oder einer Realschule beibringe, eventualiter eine Prüfung vor einer Commission jener „Centralstelle“ ablege (auch die Sänger? auch die Schauspielerinnen?), so würden wir um die Znkunft der freien Thespiskunst besorgt werden, wenn jene Vorschläge minder unausführbar wären, als sie es glücklicher Weise sind.

II. S. 294 — 326. Geschichtsschreibung und Politik. (Deutsche Historiker überhaupt: Johannes von Müller, Luden, Dahlmann, Schlosser, Raumer, Niebuhr, Ranke. Die moderne Schule: Droysen, Häusser, Gervinus, Sybel, Waitz, Mommsen, Duncker. Publicisten und Zeitungen. Politische Beredsamkeit.)

II. S. 326 — 360. Die Naturwissenschaften und der Materialismus. (Bedeutung der Naturwissenschaften für die Cultur der Jetztzeit, ihr Verhältniss zur Poesie. Moderne Naturdarstellung: Liebig, Schleiden, Burmeister, Rossmässler. Die Naturphilosophie und der Materialismus. Stimmführer des Materialismus: Moleschott, Büchner, Vogt, Czolbe. Arnold Ruge und die Materialisten. Freiherr von Reichenbach, das Od und die Magie.)

Wir könnten mit einer warmen Empfehlung des so vermehrten Buches unsere Anzeige schliessen, wenn nicht die neue Vorrede zu einigen Bemerkungen herausforderte. In dieser tritt die leidige Polemik zwischen dem Verfasser und Julian Schmidt auf gehässige Weise hervor. Gottschall bezweifelt (S. XX f.), „dass es Julian Schmidt gelungen wäre, einen Shakspeare und Schiller von einer Menge Gleichstrebender zu unterscheiden,“ wenn er ihr Zeitgenosse gewesen wäre. „Denn mit der productiven Kraft fehle ihm nicht nur das Mass derselben bei Andern, das Talent habe auch seine unwägbaren und unmessbaren Geheimnisse, deren ganzer Zauber nur von seelisch verwandten Gemüthern empfunden werde;“ er behauptet (S. XXVII.), J. Schmidt verlange vom Dichter den „Gehalt der Ideen“ nicht; er wirft ihn endlich zu „den Gottsched's und Nicolai's“ (S. XXIII. S. XXXII.). Was sollen diese Masslosigkeiten? Der Verfasser bezeichnet sehr richtig den verschiedenen Standpunkt, von welchem aus er im Gegensatze zu J. Schmidt die Literatur betrachte (S. XXII); es braucht hier nicht widerholt zu werden, was er sagt, denn die Sache selbst ist bekannt genug. Wir aber sind nicht geneigt, weder von dem Einen, noch von dem Andern uns einen Kanon der Dichter oder des Geschmackes vorschreiben zu lassen; man wird uns erlauben müssen, irgend einen anderen, weder mit J. Schmidt, noch mit Gottschall zusammentreffenden Standpunkt als den für eine gerechte Würdigung der Gegenwart geeigneteren anzusprechen und einzunehmen. Es genügt, dass Jeder den seinigen festhalte; Ausschliesslichkeit darf er für denselben nicht in Anspruch nehmen wollen.

Schmidts Buch ist durch Gottschall nicht überflüssig zu machen; die Strenge der Schmidtschen Anschauungen und Urtheile kann nur zum Segen gereichen, denn sie mag Manchen, der Schaffenden wie der Geniessenden, zur Besinnung und Vertiefung bringen; auch das schonungslose Aufdecken der Fehler im Einzelnen, sein scharf accentuirter Tadel leisten der Literatur gewiss grössere Dienste als das zu freundliche Anerkennen des Mittelmässigen und Halbgelungenen; ja selbst wenn die herbe und ablehnende Weise, in welcher Schmidt sich zu der Literatur der Gegenwart verhält, abschreckend auf die Production einwirken sollte, — was leider nicht zu hoffen, — so wäre auch das ein Gewinn, da die allein wünschenswerthe, die wahrhaft schöpferische Hervorbringung kaum durch die Ungunst des Publicums, in keinem Falle aber durch literarische Kritik sich beschränken lässt. Gottschall vergisst, dass, wenn er Schmidt vorwirft, dieser habe aus Mangel an Productivität einen „höheren“ Standpunkt nicht zu gewinnen vermocht, der Gegner den Spiess umdrehen und von ihm sagen darf, er müsse wohl oder übel den seinigen einnehmen, da er sich selbst die Berechtigung zur Production abschneiden würde, wenn er den Werth der Literatur der Gegenwart so gering anschlagen wollte, wie J. Schmidt.

Wir hoffen, Gottschalls Literaturgeschichte recht bald in einer dritten Auflage zu sehen, ohne Vorrede, wie J. Schmidts neueste Ausgabe. In den weitesten Kreisen der Gebildeten wird Gottschalls Werk bald heimisch sein; für das eingehende Studium bleibt J. Schmidts Arbeit darum doch unentbehrlich.

H.

Unser Vaterland. Blätter für deutsche Geschichte, Cultur und Heimathskunde. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Heft 1 — 4. (Berlin, Oscar Seehagen.)

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, in welcher die allgemeinen Interessen des Vaterlandes und der Nation sich einer so lebhaften Betheiligung in allen Gemüthern erfreuen, muss eine Zeitschrift willkommen sein, die es sich zur Aufgabe macht, eine gründliche Kenntniss des grossen deutschen Vaterlandes, seiner Geschichte und seiner Gegenwart, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und begeisterte Liebe für das Vaterland durch solche Kenntniss zu erwecken. Dazu haben wir es hier mit dem Unternehmen eines Mannes zu thun, dessen Namen seit lange her von gutem Klange ist und der sich eben auf dem Gebiete der Wissenschaft von deutscher Literatur, Kultur und Sitte hervorragende Verdienste erworben hat. Wie der Zweck und die Aufgabe des Unternehmens uns beifallswerth erscheint, so erweckt uns die Persönlichkeit dessen, der es leitet, Vertrauen. Auch die Art der Ausführung können wir billigen. Was hier gegeben werden soll, entspringt nicht von dem Standpunkte einer Partei oder des Sonderpatriotismus, sondern aus einem allgemeineren, für das Ganze deutscher Nationalität begeisterten Interesse. So will uns die oben genannte Zeitschrift Bilder aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben, deutscher Kultur un Sitte und endlich deutscher Natur und Landschaft, zeichnen. Im Gegensatze zu andern ähnlichen Unternehmungen hat sich die vorliegende ein scheinbar engeres Gebiet abgesteckt. Alles, was sie giebt, soll sich auf gründlichere Erkenntniss deutschen Lebens und Wesens beziehen. Aber eben in dieser Beschränkung liegt zugleich der Reichthum dieser Zeitschrift. Die Mannigfaltigkeit des Interesses, die sie bietet, hat nichts Verwirrendes, denn es fehlt nicht an dem einen Alles zusammenhaltenden Mittelpunkte. Mit der engeren Begränzung des Gebiets ist zugleich

die Möglichkeit gegeben, es mit gründlicherem Interesse, nach allen Hauptrichtungen, mit gründlicherer Aufmerksamkeit zu durchwandern und zu umschreiben „Man braucht sein Vaterland nur zu kennen, um es zu lieben,“ das ist die Rücksicht, die den Herausgeber sowohl bei dem Entwurfe seines Planes als bei der Auswahl des Stoffes geleitet hat. Zur Erweckung und Belebung patriotischen Sinnes sollen diese Blätter dienen, und so darf man hoffen, dass sie den verschiedenen Ueberzeugungen und Ständen gleich willkommen sein und in allen Theilen des deutschen Vaterlandes gleich freudig werden begrüsst werden.

Dem Herausgeber ist es gelungen, eine Reihe von vorzüglichen und zum Theil schon rühmlichst bekannten Mitarbeitern für sein Unternehmen zu gewinnen So bleibt die Ausführung in keinem Punkte hinter den Versprechungen und Erwartungen zurück. Die vorliegenden ersten vier Hefte zeichnen sich neben einem ungemeinen Reichthum an Stoff durchweg durch den gediegenen Werth und die ansprechende, allgemein zugängliche und zum Theil schöne Form der Beiträge aus. David Müller entwirft in kräftiger, lebendiger Weise ein anziehendes Bild von Arndt und seiner Zeit; Theodor Fontane schildert die interessante Geschichte von Schloss Köpenick in liebenswürdiger Weise; Bolze giebt eine fesselnde Uebersicht über die Geschichte Schleswig-Holstein's; ein Ungenannter schildert unter der Ueberschrift: „Deutsche Gastlichkeit“ mit scharfer Beobachtung die Eigenthümlichkeit verschiedener deutscher Stämme in Lebensweise und Charakter; Uhlenhuth charakterisirt in ansprechender Weise Solingen und seine Bewohner; den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preussen sind zwei Abhandlungen gewidmet worden. Als vorzüglich gelungen müssen wir bezeichnen die Abhandlungen: Kolonie Königswille vom Freiherr von Seld; Die Wahrzeichen und Denkmäler Berlin's von Schwartz; Goethe und Frankfurt am Main von Stricker; das Kölnische Museum Wallraf-Richartz von Wolfgang Müller. Der Herausgeber selbst hat mehrere schätzbare Mittheilungen über deutsches Leben und deutsche Sitte eingeschaltet. Auch die Umrisse zur Schilderung deutscher Natur von Hertzen, Poesche, Kühnemann sind vortrefflich in der Form und dem Inhalte nach interessant. Diese kurze Uebersicht schon reicht hin, um die grosse Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit dieser Zeitschrift zu beweisen. Gegenwart und Vergangenheit gelangen gleichmässig zu ihrem Recht. Zu wünschen ist nur, dass in den folgenden Heften auch Mittel- und Süddeutschland eine gleichmässige Berücksichtigung fände, wie sich die ersten Hefte besonders mit dem Norden beschäftigt haben.

Die äussere Ausstattung ist elegant, der Preis sehr billig. Nur die eingedruckten Illustrationen müssen mit der Zeit besser werden. In Zeiträumen von je 4 — 5 Wochen soll je eine Lieferung von 6 Bogen erscheinen. — Wir wünschen dem schön Begonnenen einen erfreulichen Fortgang und erwarten, dass die Zeitschrift ihrer Absicht gemäss in weiteren Kreisen eine gründliche Kenntniss vaterländischer Geschichte und vaterländischer Zustände verbreiten und zu patriotischer deutscher Gesinnung anregen wird.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Fr. Pfeiffer. 5. Jahrgang. 3. Heft. Wien 1860.

Sommer und Winter von L. Uhland. Im Anschluss an frühere Abhandlungen in der Germania II, 218 und III, 129 hat der Verfasser den Gegensatz von Sommer und Winter besprochen, „der einst auch dem

ritterlichen Minnesange Stimmung und Farbe gab, und der sich in Liedern und Gebräuchen des deutschen Volkes noch besonders zum persönlichen Kampfe jener beiden Träger der alten Jahreseintheilung gestaltet hat." Der Verfasser führt uns in seiner bekannten sinnigen Weise ein reiches und anmuthiges Gemälde vor aus allen Zeiten und Gegenden, so viel des Stoffes seine reiche Belesenheit ihm an die Hand gab.

Zwei Fabeln des Heinrich von Müglin. Von Zingerle Mittheilung von zwei Fabeln des Heinrich von Müglin aus der Wiltiner Handschrift, die in der Ausgabe des Professor Müller in Göttingen fehlen.

Bruchstücke einer lateinisch-althochdeutschen Logik. Von Jos. Max Wagner. Ein kleines Bruchstück aus Bl. 92 der Wiener Mischhandschrift 275 (Hoffmanns Verzeichniss 372), nach Wagners Vermuthung dem 11. Jahrhundert angehörig.

Die deutschen Appellativnamen. II. und III. Von Wilh. Wackernagel. Als Fortsetzung des Aufsatzes im 2. Hefte des 4. Jahrgangs (1859 S. Archiv 27 Bd. p 109) bespricht der Verfasser zuerst die zweite Art von Appellativnamen, die dem Wesen, wie der Zeitfolge nach den Uebergang von der lebhaft personificirenden Eigenbenamung der Dinge zu der appellativen Verallgemeinerung der Personennamen bilden. Das Wort, allegorisch oder anspielungsweise gebraucht, hat nur den Anschein eines individuellen Eigennamens, in Wirklichkeit hat es den Sinn eines appellativen Sammelwortes oder einen ganz abstracten Sinn. Ganz besonders ergiebig in Belegen dieser Art sind die Sprüche des Tannhäusers, Reinmars von Zweter, Süsskinds von Trimberg und Meister Boppes, ganz vorzugsweise aber der Renner. Auch aus dem Judas Abrahams a santa Clara wird eine Stelle mitgetheilt, welche die Namen der fünf thörichten Jungfrauen so angiebt. „Ich mein, die erste hat geheissen Slafofta, die andere Schlenziana, die dritte Faulberga, die vierte Thuenixa, die fünfte Rauzinbeta. Gewiss ist es, dass sie faule, schläferige Menschen gewest." Sodann werden in 4 Abtheilungen Verzeichnisse von solchen Namen gegeben. A. Eigennamen, die sonst auch üblich sind, werden nun wortspielsweise angewendet, z. B. Vrômuot, Nithart. B. Es werden Namen nach Art der Taufnamen neu und eigens gebildet, z. B. Her Trunkenboldt, Spothilt, Wandelmuot. C. Die Personification wird durch einen Beinamen bezeichnet, dessen erster Theil imperativisch ist und dessen Sinn ironisch oder durch Ironie scherzend oder spottend ist z. B. Laeren biutel, Füllen sac, Her Brich den eit. D. Allegorische Namen aller Art, adjectivische, substantivische, adverbiale, aus ganzen Sätzen bestehend. Hierher gehören auch allegorisirende Wortspiele eines schon vorhandenen Namens, z. B. Bettlehem anspielend auf Bettel, Oberland so wie auch Himmel; aber auch erfundene Namen der Art giebt es: Affental, Hungertal, Eselsheim, Narragonia.

Die dritte Art der Appellativnamen ist die, welche aus persönlichen Nominibus propriis, aber ohne Wortspiel und persönliche Verflüchtigung, vielmehr stets mit vollster Behauptung eines sinnlichen Begriffs appellativ geworden sind. Diese sind jung, frühestens aus dem 15. Jahrhundert, aber der Anlass zur Benennung findet sich schon in früherer Zeit. Solche Namen sind: Grete, Hans (Jan-Dumerjan), Heinrich (Heinz), Jacob (Jack), Konrad (Kunz), Peter, Nicolaus (Nickel, Pumpernickel), Karl u. dgl.

Den Schluss dieser umfassenden, wichtigen Abhandlung macht eine Anmerkung über die Namen, die Collectivbedeutung gewonnen haben, in welcher der Verfasser die Namen Michel, Hans, Jan Hagel, Schmalhans, Faulenz und den „leidigen" Schlendrian bespricht. Der ganze Aufsatz verdient wegen der Menge der Erklärungen von Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens eine populäre Bearbeitung und die weiteste Verbreitung.

Bruchstücke eines niederrheinischen epischen Gedichtes. Von Karl Bartsch zu Rostock. Nach Mittheilung von 115 Versen, die auf einem abgelösten Pergamentblatt aufgefunden sind, werden einige Verbesserungen gegeben und der Inhalt des Bruchstücks besprochen. Bestimmte geschichtliche Züge lassen sich nicht auffinden; es enthält die Fahrt eines Normannenherzogs Heinrich nach dem Morgenlande. Es gehört dem 13. Jahrhundert an. Die Sprache ist niederrheinisch mit niederländischen Anklängen, die auf eine ursprünglich niederländische Abfassung weisen; doch liegt dem Ganzen als Quelle ein Französisches Gedicht zum Grunde.

Zur Tannhäuserliteratur. Von J. V. Zingerle. Mit Hinweis auf H. Hollands Aufsatz im Abendblatt zur Münchener Zeitung (Nro. 305, 308, 310) über die Sage vom Ritter Tannhäuser, dessen Leben und Lieder, theilt Zingerle die vier Lieder der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Colmarer Liederhandschrift mit, welche Tannhäusers Namen tragen. Sie sind aus späterer Zeit untergeschoben und in jeder Beziehung ohne Werth.

Sein mit dem Infinitiv. Von Vernaleken. Zu Grimms Gr. IV, 92 bringt V. zwei mittelhochdeutsche Stellen bei und stellt einige Beispiele über sein und heissen zusammen: hie ist gut sein, Luther; das heisst überraschen, Lessing.

Zum goldenen Horn. Von Zingerle. Nachtrag zur Germania V, 101. Der Verfasser hat ohne Zweifel meine Anzeige im Archiv 28. Bd. S. 308 nicht gelesen, sonst hätte er diesen Nachtrag nicht gegeben.

Ein Gedicht auf den Zauberer Virgilius. Von Zingerle aus der Wiltiner Handschrift mitgetheilt. Es ist nach Angabe der Handschrift von Heinrich von Müglin und besteht aus fünf 18zeiligen Strophen „im langen don.“ Es behandelt die bekannte Sage von einem in eine Flasche gebannten Geiste.

Zum Volksliede. Von Anton Birlinger. Literarische Notizen über einzelne volksthümliche Lieder.

Recensionen von Zingerle und Bartsch. Erster zeigt an: Kuhn's Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westphalen und anderen Gegenden Norddeutschlands; Maurer's Isländische Volkssagen der Gegenwart; Lechner's Volkssagen und Schilderungen prachtvoller Gebirgsausflüge aus dem Salzkammergute; Bartsch recensirt J. Falke's Buch über deutsche Volkstrachten und Möbius' Ausgabe der Edda.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg. 1860, Nro. 9—12.

Zur Geschichte des schwarzen Todes und der Judenverfolgungen. Von Archivar Herschel zu Dresden. Mittheilung von zwei Schreiben der Stadträthe von Lübeck und Rostock aus dem 15. Jahrhundert, die genannten Gegenstände betreffend.

Dreierlei zur deutschen Namenforschung. Von F. Winter in Magdeburg. 1. Lehmann. Der Name Lehmann wird mit Herrn von Ledebur von Lehnmann abgeleitet und so gedeutet. 2. Fahrlandsee. Dies Wort wird für ein deutsches gehalten und angenommen, dass es durch plattdeutsche Aussprache aus dem ursprünglichen Namen Vogellandssee hervorgegangen sei. 3. Etwas das auch vor Verwesung zu schützen wäre. Der Verfasser schlägt vor a) man solle, da die Separation überall

um sich greife, die Art der bisherigen Bewirthschaftung bezeichnen; b) viele alte Ortschaften, die nicht mehr existiren, sind jetzt noch nachzuweisen; es ist aber die höchste Zeit, dass diese Namen durch Aufzeichnung erhalten werden, da durch die Separation viele alte Flurnamen, die früher Ortsnamen gewesen sind, verschwinden.

Die Erbauung des schönen Brunnens in Nürnberg. Von J. Baader, Conservator am köngl. Archiv zu Nürnberg. Nachrichten über den berühmten schönen Brunnen zu Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert, einer gleichzeitigen Baurechnnng entnommen.

Zu den Sprüchen von deutschen Fischen. Von Wiechmann-Kadow auf Kadow. Ergänzende Bemerkungen zu einer im Anzeiger 1857 S. 362 besprochenen Schrift über die Kunst, Vögel und Fische zu fangen.

Das Brandenburgische Kurschwert. Vom Geh. Archiv-Rath Märcker. Dieses den Preussischen Reichsinsignien angehörende, jetzt in dem Kronschatz niedergelegte Schwert, dessen Entstehungszeit bisher nicht zu ermitteln war, ist innerhalb des Zeitraums von 1467 — 1538 gemacht worden. Der Name Kurschwert kam erst unter dem Grossen Kurfürsten in Gebrauch, im Gegensatz zu dem preussischen, nachmaligen Reichsschwert.

Ueber das Bruchstück eines Nekrologiums des St. Blasius-Klosters im Schwarzwalde. Von E. F. Mooyer in Minden. Nachlese zu früheren Nachweisungen des Herausgebers aus einem Bruchstücke einer Wiener Handschrift, welches Max Büdinger zu Wien 1858 herausgegeben hat.

Alte Witterungsregeln aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Mitgetheilt von H. Palm, Gymnasiallehrer in Breslau, aus einer Pergamenthandschrift der Kirchenbibliothek zu St. Maria Magdalena in Breslau.

Gemeindevertretung im Mittelalter. Von W. v. Löffelholz zu Wallerstein. Mittheilung einer Urkunde nebst einigen Anmerkungen.

Münzpfund in Schwaben. Von Dr. J. Müler. Abbildung von 10 Münzen und kurze Beschreibung anderer, die hinter dem Tafelwerke eines Hauses in einer Oberschwäbischen Stadt gefunden worden sind.

Die Achfahrt. Von Dr. Märcker, Geh. Archivrath und Hausarchivar zu Berlin. Einige Materialien zu der in Nro. 6 des Anzeigers d. J. gedachten gerichtlich verhängten Bussfahrt nach Aachen. Ausser anderen wird in einem Testamente v. J. 1364 gefordert: „davon sol sie des tun ein Romvart unt drei vart gen den Einsiedeln und sieben Ochvart."

Zur Geschichte des Böhmischen Aufstandes. Von Anton Kohl in Prag. Brief des Grafen Matthias von Thurn aus dem J. 1619 an den Stadtrath der Stadt Schlaggenwald.

Veit Stoss, kein Pole, sondern ein geborner Nürnberger. Von J. Bader in Nürnberg. Aus den Bücherverzeichnissen des 15. Jahrhunderts wird der Beweis geliefert, dass Veit Stoss ein geborner Nürnberger war.

Heinrich Wirry (auch Wirrich geschrieben) ein Solothurner Dichter. Von Emil Weller in Zürich. Nachdem auf die Schweizerdichter des 16. Jahrhunberts im Allgemeinen aufmerksam gemacht worden, werden 14 Productionen Wirrys näher angegeben.

Esszettel zur Begräbniss der wohledlen und viel Ehr und tugendreichen Frau Barbara von Gieh geb. Förtsch zu Thurnau, so Montags nach Palmarum d. 1. April 1588 gehalten worden.

Das Siegel der Stadt Eltmann. Von Dr. Schneider zu Eltmann. Das älteste der vorhandenen Siegel ist aus dem 15. Jahrhundert.

Zur Geschichte der Feuerwaffen. Von Dr. v. Rettberg in München. Der Verfasser findet die ältesten Abbildungen der Bereitung des Pulvers und die ersten Steinbüchsen, Plumphart genannt, in einem Bilderbuche der Münchener Bibliothek, das er höchstens bis in's Jahr 1350 versetzen kann. Beschreibung der ältesten Gewehre und Geschützröhre nebst einem Blatte Abbildungen.

Zur Geschichte der Fechtschulen in Nürnberg. Von Dr. Lahner. Nachweis, dass es schon im 15. Jahrhundert Fechtschulen in Nürnberg gegeben. Seit der Zeit weichen auch die älteren Ausdrücke schirmen, schirmeister, schirmschule den jüngeren fechten, Fechtmeister, Fechtschule.

Beitrag zum Leben Johann Kleebergers des „guten Deutschen." Im Jahre 1842 erschien zu Lyon eine ziemlich prächtig ausgestattete Broschüre: Précis historique sur Jean Cléberger surnommé le bon Allemand et vulgairement appelé l'homme de la roche. Dieser gute Deutsche, ein Schwiegersohn Willibald Pirkheimers, hatte sich später ganz in Lyon niedergelassen. Er besass ein ungeheures Vermögen, war aber in demselben Grade ausgezeichnet durch Wohlthätigkeitssinn und Freigebigkeit. Unter Anderem legte er den Grund zur dortigen Charité. Kurz nach seinem Tode wurde ihm eine Bildsäule aus Holz gesetzt, welche eine Figur auf einem Felsen stehend darstellt. Kürzlich aufgefundene Documente scheinen das Leben Kleebergers in ein anderes, minder günstiges Licht zu stellen. Aus denselben geht nämlich hervor, dass ein böses Geschrei an ihm hing und dass sein späteres wohlthätiges Leben nur dazu dienen mochte, den Makel frühern Lebens zu tilgen.

Michael Kohlhaas. Von A. Buchner zu Darmstadt. Nachdem der Verfasser auf das Unhistorische der bekannten Erzählung Kleists und auf das Unzureichende der bisherigen literarischen Notizen über Kohlhase hingewiesen hat, spricht er den Wunsch aus, dass der Gegenstand bald eine historisch-kritische Bearbeitung erfahren möge, und dass nachgewiesen werde, welchen Stoff Kleist vorfand, um zu sehen, wie er jenen merkwürdigen Bau seiner Erzählung schuf.

Fahrland bei Potsdam, früher Vorland, nicht Vogelland. Vom Direct. v. Ledebur zu Berlin. Berichtigung einer Behauptung des durch seine abgeschmackte Polemik in der jüngsten Zeit bekannt gewordenen Jacobi zu Leipzig.

Das Pfahlwerk im Schermützelsee bei Bukow. Vom Kreisgerichtsrath Kuchenbuch zu Müncheberg. Der 600 Morgen grosse Schermützelsee, der grösste in der märkischen Schweiz, liegt im nordwestlichen Winkel des Lebuser Kreises an der Gränze des Oberbarnim. In demselben sind noch 10 — 12 Fuss unter dem Wasser die Reste eines Pfahlwerks zu bemerken. Ueber denselben ist noch nirgends Etwas vermerkt oder bekannt geworden. Es geht die Sage, dass vor Alters die alte Stadt Bukow dort versunken sei. Der See ist nach Berghaus 125 Fuss, nach Angabe von Fischern wohl 250 Fuss tief.

Zur Geschichte der Universität Rostock. Von Wiechmann-Kadow auf Kadow. Mittheilung einer im Archiv zu Stockholm aufgefundenen Urkunde über die Inauguration der Universität Rostock am 12. November 1419.

Zur Werthbestimmung der Turnosen. Von Geh. Archiv-Rath Dr. Märcker zu Berlin. In dem Archiv des ehemaligen Reichsstifts St. Emmeran zu Regensburg findet sich auf einem Pergament aus der Zeit um 1407 eine interessante Mittheilung über den Werth verschiedener Münzen.

Broncefund auf der Domaine Ploskowic. Von Dr. Wovel, Universitätsprofessor in Prag. Bericht über Auffindung keltischer Broncegegenstände, welche im böhmischen Museum aufbewahrt werden.

Die Beilagen geben, wie früher, Nachrichten über den Verkehr, über Organisation und Verwaltung des Museums, ausserdem kürzere Anzeigen neuerer Werke, Anfragen und Notizen über verschiedene Gegenstände der Archäologie.

Werner Hahn, Geschichte der poëtischen Literatur der Deutschen. Ein Buch für Schule und Haus. Berlin, Wilhelm Hertz. 1860.

Das vorliegende Buch ist nicht bloss zu den vielen deutschen Literaturgeschichten ein neues, sondern nach wirklich neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten verfasst. Es will einerseits in übersichtlicher Form die wichtigsten Thatsachen lehren, andrerseits das Interesse am Gegenstande beleben und zu weiterem Studium anregen. Seine Eigenthümlichkeit besteht vor Allem in folgenden Punkten. Der Verfasser hat darauf Rücksicht genommen, die hervorragendsten Werke der Literatur nicht bloss für die ältere, sondern auch für die neueste Zeit, sei es durch eine ausführliche Inhaltsangabe, sei es durch ein kurzes Citat zugleich zu charakterisiren, um so weit es angeht das nackte Urtheil durch eine bestimmte Anschauung zu beleben. In der Hervorhebung des Wesentlichen ist ein sicher führendes Gefühl unzweifelhaft anzuerkennen. Das Hauptstreben ist auf Uebersichtlichkeit gerichtet gewesen. Dazu dient zunächst die Verschiedenheit des Drucks. Der eigentliche Lernstoff unterscheidet sich schon für das Auge durch den grössern Druck von den weiteren Ausführungen. Demselben Zwecke dient sodann die durchgeführte Numerirung. Die verschiedenen zu bezeichnenden Hauptrichtungen oder hauptsächlichen Gesichtspunkte sind klar geschieden, und die Zahlen bieten dem Gedächtniss einen bequemen Haltpunkt. Ebenso ist die äusserste Präcision des Ausdrucks hervorzuheben. Es ist dem Verfasser durchweg gelungen, in klaren und bestimmten Worten, die sich leicht einprägen, die bedeutsamsten Erscheinungen zu bezeichnen; nirgends begegnen wir der Redensart oder einem verschwommenen Ausdruck. Aller gelehrte Apparat ist beseitigt. Von Biographien der Dichter ist das Wesentlichste in aller Kürze mitgetheilt, die Bibliographie ist, wie es sich für ein Schulbuch geziemt, ganz bei Seite gelassen. Taktvoll hat der Verfasser die Geschichte nur bis auf's Jahr 1830 fortgeführt und die späteren Erscheinungen, über die dem Mitlebenden kein objektives Urtheil zusteht, nur eben angedeutet. Eine gewisse Ungleichmässigkeit tritt in dem Umfange hervor, in welchem die verschiedenen Epochen der Literatur behandelt worden sind. Während der Verfasser über die Periode bis 1500 sehr knapp ist, behandelt er die neueren Entwicklungen, insbesondere seit 1815, mit fast zu grosser Ausführlichkeit. Die Geschichte der Prosa ist von dem Buche ausgeschlossen. Wenn doch die Literaturgeschichte ein Bild des gesammten geistigen Lebens der Nation geben soll, so möchte man darin einen Mangel des Buches sehen dürfen. Grade in der deutschen Literatur hat die Bewegung der Wissenschaft und die Kunst der Prosadarstellung einen so entschiedenen Einfluss auch auf die Entwicklung der Poesie ausgeübt, unsre grossen Dichter sind so sehr auch grosse Prosaiker, dass grade die deutsche Poësie nicht recht verständlich wird ohne ein Verständniss der deutschen Prosaliteratur. Der Verfasser selbst hat nicht umhingekonnt,

Männer wie Hamann, Herder, Kant, Lichtenberg in den Kreis seiner Darstellung hineinzuziehen. Indessen, gewinnen wir so kein ganz vollständiges Bild, so doch ein engeres und sichrer abgegrenztes.

Die Ziele, die der Verfasser sich vorgesteckt, hat er durchaus erreicht. Sein Urtheil, auch wo man es modificiren möchte, zeugt durchaus von gebildetem Geschmack, von gesundem Takt und reifer Ueberlegung. Was aber die Kreise anbetrifft, für die das Buch werthvoll zu werden vermag, so scheint es uns aus vielfachen Gründen für das Haus vortefflich zu passen, für die Schule bei weitem weniger. Beides lässt sich überhaupt, besonders aber auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, nicht gut mit einander vereinigen. Der Schüler und der Erwachsene von gebildetem Interesse haben ganz verschiedene Bedürfnisse. Beim Schüler ist die Vollständigkeit der Uebersicht entweder von nebensächlichem, oder von gar keinem Werthe. Ihm soll der Blick erst für das Verständniss des Einzelnen geöffnet werden. In der Literatur hat er sehr Weniges zu lernen, nur mit Vereinzeltem, Hervorragendem sich vertrauter bekannt zu machen. Dasjenige aber, was in der Arbeit des Verfassers am meisten hervortritt, das Urtheil, wenn auch in dieser Präzision und saubern Fassung, ist grade für den Schüler am wenigsten wünschenswerth. Nichts scheint bedenklicher, als dem Schüler ein für allemal fertige und abgeschlossene Urtheile entgegenzubringen, die er auch ohne eigne Einsicht mühelos reproduciren kann. Nichts erzeugt so leicht die Einbildung und Eitelkeit eines unbegründeten Wissens, als die Ausfüllung des Gedächtnisses mit Namen, Titeln und den dazu passenden Epithetis. Wo der Erwachsene dankbar ist für ein wohlüberlegtes, verständlich und bestimmt ausgesprochenes Urtheil über einen Gegenstand, der ihm und seinem Nachdenken einmal vorgelegen hat, oder vorliegen kann, wo der Erwachsene seine Meinung sich vorbehalten, im Stillen etwa protestiren, oder mit freiem Urtheil beistimmen kann; eben da wird dem Schüler die Selbständigkeit des Urtheilens verloren gehen, und er wird sich an das Nachsprechen zum Theil unverstandener Urtheile über Gegenstände gewöhnen, die er gründlicher kennen zu lernen erst weit später Gelegenheit erhalten wird. Ist ein systematischer Vortrag der Literaturgeschichte auf Schulen überhaupt nicht wünschenswerth, so ist ausserdem noch besonders darauf Rücksicht zu nehmen, dass die lebendige Anschauung der Thatsachen, d. h. die Kenntnissnahme der literarischen Producte, an Stelle abstrakten Raisonnements und nackter Urtheile trete.

Wir begrüssen das Werk des Verfassers als eine dankenswerthe Arbeit für den gebildeten Leser, der sich eine Uebersicht über das Ganze der Entwicklung der poëtischen Literatur in Deutschland verschaffen will. An Uebersichtlichkeit und Geschmack wüssten wir ihm kein ähnliches gleichzustellen. Indem wir die vielen Vorzüge des Buches keineswegs verkennen, müssen wir doch unsere Zweifel aussprechen, ob seine Einführung in Schulen als eigentliches Lehrbuch möglich sein wird.

Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schillers von Heinrich Deinhardt. Erster Band. Stuttgart 1861.

Noch eine nachträgliche Gabe zur Schillerfeier! — auf die sogleich das Vorwort hinweist, Reformen fordernd, die mit der sittlichen Tendenz des Gefeierten eng zusammenhängen. Die Schillerstiftung zunächst, so wünscht der Verfasser, möge nur der Anfang sein zu einer allgemeinen Bestrebung, das literarische Schaffen überhaupt zu befreien von dem gemeinen Gesetz des Angebots und der Nachfrage. Mögen sich Associationen bilden, die unabhängig von dem niedrigen Geschmack und Bedürfniss der Zeit wahrhaft

verbreitenswerthe Schriften in Umlauf setzen, schwer zu ermöglichende, aber nothwendige wissenschaftliche Arbeiten unabhängig von der zufällgen Gunst des Publikums und der Verleger unterstützen und erleichtern, die sich entgegenstemmen dem grassirenden Schriftunwesen mit seiner Gewissenlosigkeit und Feilheit.

Möge ferner auch die Bühne finanziell und dadurch geistig frei werden von der Herrschaft der platten Unterhaltungssucht, die ihre ideale Entwicklung und sittliche Bedeutung niederhält. Man entziehe das Theater, das die Nation cultiviren soll, der industriellen Speculation und Concurrenz; — man verallgemeinere, durch besondere Berücksichtigung auch in den Schulen, die Spielfähigkeit; — aber das Bedürfniss spielen zu sehen, die geistlose Schau- und Unterhaltungslust schränke man ein! — denn in ihr liegt eine Mitursache der Abschwächung und Verfälschung des ästhetischen Geniessens. Seltener im Theater, wird das Volk zugleich Gelegenheit erhalten, sich zu erquicken an warhaft künstlerischen Productionen, die nur bei gesammelter Kraft möglich sind.

Kurz Literatur und Theater sollen nach des Verfassers Grundansicht in den Stand gesetzt werden, mehr, als sie es bisher unter dem Druck finanzieller Abhängigkeit thaten und konnten, in des pädagogischen Dichters Sinne zu wirken, die Nation mitten in der Zeit materieller Interessenjagd idealisch zu erziehen. Ueberhaupt muss auf die Erziehung gesteigerte Aufmerksamkeit gewandt werden; die unschillersche Indifferenz des grossen Publikums durchbrochen werden. Denn verständiges und eingehendes Interesse an pädagogischen Fragen und Gestaltungen kann auch allein die Beschränktheit und Selbstgefälligkeit der Zunftpädagogen vernichten, die grossen Gedanken der pädagogischen Klassiker zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, eine wahrhaft humane und nationale Cultur verwirklichen.

Für diese zu wirken, soll auch der Hauptzweck der Schillerliteratur sein, sie hat auch der Verfasser zum Augenpunkt genommen, wenn er für die Würdigung Schillers die Feder ansetzt. Die kulturhistorische und biographische Betrachtung Schillers stellt der Verfasser deswegen und nicht blos weil seine Neigung sich auf Anderes richtet, gegen die Behandlung seiner dichterischen und prosaischen Werke hintenan, welche durch Eindringen in den innern Zusammenhang der einzelnen Producte das Ganze der Schillerschen Gedankenwelt zu reconstruiren sucht und zweitens überall die Bedeutung, welche seine Ideen für die Gegenwart haben oder bekommen sollen, vor Augen führt. Er will durch die objective Darstellung der Tendenzen des Dichters und durch ihre Weiterbildung für die Interessen der Gegenwart die Zeit durch Schiller idealistischer stimmen und gestalten.

Die Auswahl und Anordnung des zu Besprechenden hängt von des Verfassers besonderer Werthschätzung der einzelnen Producte ab. Für die Vergegenwärtigung Schillers in angedeutetem Sinn und Zweck hält er an erster Stelle für wichtig: die Braut von Messina, als den Höhepunkt seiner dramatischen Productivität, Spaziergang und Glocke, insofern sie die Welt- und Geschäftsansicht des Dichters wiedergeben, und die Briefe über ästhetische Erziehung, die einzige und vollständige Darlegung seiner Geschichtsphilosophie. Jedoch sollen, wenn auch Jenes das Wichtigste ist, die übrigen Leistungen Schillers nicht übergangen werden. Nun konnte zwar von der Besprechung jener höchsten Schöpfungen aus auf das Naheliegende manches Streiflicht geworfen werden; allein einzelnen selbständigen Werken gebührte doch eine mehr als momentane und parergische Berücksichtigung. Es mussten noch andre Arbeiten ergänzend hinzutreten, um Schiller in seiner Totalität in die Gegenwart wirkend einzuführen. So war es z. B. nothwendig, das Verhältniss zwischen prosaischen und poetischen Arbeiten direct in's Auge zu fassen, — sowohl um Schiller vollständig zu begreifen, als auch,

was ja immer das mindestens Gleichwichtige ist — die für die Gegenwart instuctive und leitende Ansicht daraus zu entwickeln.

So entstand Stoff für mehrere Bände.

Der jetzt vorliegende 1. bespricht zunächst die Briefe, wobei der Verfasser die meiste Gelegenheit hat, das Zerstreute zusammenzuschauen, kritisch zu bessern und zu ergänzen, wie auf Zustände und Richtungen der Gegenwart Bezug zu nehmen, über die von den Schillerschen Ansichten aus Aufklärung gegeben werden kann. Zugleich ist diese Schrift für die Verwirklichung humaner Cultur, an der der Verfasser, wie er es von der ganzen Literatur will, durchaus arbeitet, so wichtig und doch zugleich so wenig gewürdigt, ihre Gedanken so wenig in die Praxis der Kunst und Pädagogik eingetreten, dass sie endlich einmal recht deutlich auf sichtbare Höhe gestellt werden musste, um das Erziehungsideal, das sie bietet, dem industriellen Schwindelgeist der Zeit entgegenzuhalten.

Aus dem Gesagten erhellt hinlänglich der Zweck des Verfassers, auch auf welchem Wege er etwa denselben zu erreichen vorhat. Machen wir jedoch zur Empfehlung des tiefgedachten Buches die Art des Verfassers an einem Beispiele noch anschaulicher!

Von §. 12 an wird der Inhalt des 6. Briefs durchgesprochen, der die Nachtheile der modernen Civilisation der griechischen Vollkommenheit gegenüber schildert. Es wird zunächst der Schillersche Gedanke vorgetragen, dass der Moderne nur ein Fragment der Menschheit darstelle, weil er seine Kräfte einseitig für einen bestimmten Beruf entwickele. Die Gesammtleistung der Gattung werde freilich durch die Beschränkung der Individuen auf einen Arbeitszweig erhöht: — aber die Menschheit selbst im Einzelnen leide Schaden.

Zunächst macht nun der Verfasser, um den Schillerschen Gedanken zu vervollständigen, darauf aufmerksam, wie Schiller vorzugsweis nur die Arbeitstheilung auf geistigem Gebiet berücksichtige, wie aber gerade der Gegensatz zwischen moderner und griechischer Bildung, auf den er so grosses Gewicht legt, doch auch von der innern Gestaltung der materiellen Production, der ökonomischen Verhältnisse abhänge.

Denn ohne die Sclaverei, wenn nicht der athenische Bürger durch dieselbe von aller Bedürfnissarbeit frei gewesen wäre, hätte es nicht dazu kommen können, dass in Attika der Einzelne seine Menschennatur voller und vollkommener ausbildete, als es heut möglich ist.

Jedoch auch Anderes muste berücksichtigt werden. Jene griechische Harmonie der menschlichen Kräfte war das Resultat einer, vorzüglich die Gymnastik nicht vernachlässigenden Erziehung, die vom Staate ausging und organisirt ward. Hiernach kann daher nicht mit Schiller die athenische Freiheit und Cultur als das glückliche Product der griechischen Natur angesehen werden, sondern hängt gar sehr von bestimmten zeitlichen und nationalen, politschen und socialen Voraussetzungen ab.

Und das Verhältniss zwischen Alten und Neuen, wie Schiller es auffasst, ist auch aus andern Gründen nicht ganz zutreffend. Wenn er der neuern Zeit allein die Arbeitstheilung vindicirt, so muss das in Beziehung auf die Bedürfnissarbeit geleugnet werden. Zwar war diese ganz in die Sphäre der bürgerlichen Rechtlosigkeit gewiesen, wie bemerkt wurde, so dass innerhalb des Kreises der Staatsangehörigen die Theilung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit wegen des Nichtvorhandenseins der einen Seite gar nicht Statt hatte: — wo aber in dem sinnlich Materiellen gearbeitet wurde, war das Prinzip der Arbeitstheilung so gut wie heut in Anwendung. Hieraus ergeben sich, — der Verfasser geht ernstlicher als Schiller auf das praktisch Mögliche und Nothwendige ein — Consequenzen belehrender Art. Hat der moderne Staat die Voraussetzung der Sclaverei, die im Alterthum jene gepriesene Bildung ermöglichte, einmal im Prinzip beseitigt, so hat er die schwierigere sociale und pädagogische Aufgabe, die freie und humane

Entwicklung der Individuen mit der Bedürfnissarbeit und der durch das wachsende Bedürfniss bedingten materiellen Arbeitstheilung zu vereinigen, ohne je die prinzipiell anerkannte Rechtsgleichheit durch erneute Sclaverei aufzuheben.

Andere historisch-praktische Folgerungen lässt der Verfasser zunächst bei Seite, um sogleich der Bemerkung Schillers entgegenzutreten, dass bei den Griechen die einzelnen Erzeugnissarten auf geistigem Gebiete, z. B. Poesie und Speculation noch nicht von einander geschieden gewesen wären, dass hier keine „Arbeitstheilung" stattgefunden habe. Freilich waren alle geistigen Thätigkeiten zuletzt durch das allgemeine Staatsinteresse in gewisser Weise concentrirt, aber wenn auch die geistigen Arbeiten wie Radien von einem Mittelpunkt ausgingen, so waren sie doch eben auch von einander geschieden.

Wenn Schiller den Zerfall der griechischen Cultur dadurch zu erklären glaubt, dass die weitere Entwicklung des mit dem Verstand gefundenen von selbst eine immer grössere Entfernung von Empfindung und Anschauung, eine im Einzelnen immer verzweigterere Gesammtthätigkeit in Anspruch nahm, bei der Jeder, um die Gründlichkeit und Tiefe des ganzen wissenschaftlichen Systems zu fördern, auf die Durcharbeitung immer kleinerer Theile gewiesen wurde — so sucht auch hier der Verfasser die Lösung der Frage tiefer. Der gewöhnliche Hinweis auf das historische Gesetz von Entwicklung, Blüthe, Verfall kann ihm freilich ebenso wenig, als die Schillersche Auskunft genügen. Einen triftigeren Grund der Zersetzung findet er schon in dem culturhistorischen Process, welcher vor sich geht, wenn ein abgeschlossener Culturstaat seine roheren Umgebungen mit seinen Bildungselementen zu durchsäuern sucht. Dabei kommt gewöhnlich eine gegenseitige Assimilation im wörtlichsten Sinne zu Stande, so dass jener von der Barbarei dieser desorganisirt, diese durch die Bildung jenes zu einer höheren Stufe geführt werden. Jedoch auch hiemit ist noch nicht Alles gesagt. Griechenland ging nicht blos unter, weil es und seit es den Orient zu gräcisiren suchte, sondern in sich selbst erwies sich seine Freiheit als unhaltbar. Schon vorher zeigten sich jene Hegemoniegelüste, jene Attentate auf die Freiheit der einzelnen Staaten, ohne die die singuläre griechische Cultur undenkbar ist.

Der Hauptgrund des Verfalls liegt in der Sclaverei, in dem Verhältniss des Staats zu der politisch indifferenten und social doch so unentbehrlichen Masse, welche die materielle Arbeitstheilung und die concentrirte Production vertrat. Die Voraussetzungen, auf denen die Freiheit erwuchs, bedingten zugleich den Mangel ihrer nachhaltigen Dauer. Freilich sind die Bedürfnissarbeiten ein Hemmniss allseitiger Bildung und geistiger Freiheit; aber das Hemmniss darf nicht umgangen, sondern muss überwunden werden, wenn man gesunde und dauerhafte sociale Verhältnisse gestalten will. Die Bedürfnissarbeit muss immer so disponirt werden, dass dabei für die grösstmögliche Cultur Aller Raum geschafft wird.

Also der freie, unbeschränkte, harmonisch schön gebildete Geist des griechischen Volks ruhte auf der Ursache seiner Vernichtung. Weil man unterliess, die Arbeitstheilung in die Aufgabe der Staatsformation, die Bildung zur praktischen Arbeit in die Aufgabe der öffentlichen Erziehung aufzunehmen: — darum fehlte es dem griechischen Wesen an Bestand und reicherer Entwicklung. —

Auf solche Weise geht der Verfasser von den geistreich hingeworfenen Sätzen Schillers aus, und sucht das darin liegende Wahre tiefer zu begründen, das Uebertriebene zu entfernen, die praktischen Consequenzen politischer, socialer, pädagogischer Art überall an der Hand des Schillerschen Gedanken auf das Gründlichste zu entwickeln.

Wenn es erlaubt ist, dabei der gediegenen Arbeit einige Bedenken gegenüberzustellen, so möchte sich fragen, ob es nicht vielleicht noch gerathener war, die reiche Fülle selbständiger culturhistorischer Gedanken für

sich, ohne die Schillersche Unterlage, systematisch zu entwickeln. Jetzt verliert man einestheils den Schillerschen Gedanken zu sehr aus den Augen, zweitens wird der Leser, da die meist selbständigen Reflexionen zu wenig durch den Ideengang der ästhetischen Erziehung, an den sie äusserlich anknüpfen, innerlich verbunden sind, peinlich hin und her gezogen, weil er nicht schrittweis einem Endresultate zugeführt wird.

Zugleich würde durch die Ablösung des prävalirenden Eignen von dem manchmal davon so verschiedenen Grundgedanken Schillers das Ganze an innerer Klarheit gewonnen haben, indem der systematische Gang grössere Explication der jetzt durch zusammengedrängte Gedankenfülle zu überladenen und dunkel gemachten Sätze mit sich geführt hätte. Bei fortschreitender Entwicklung würde der Leser in den Ideen heimischer werden. Auch der praktische Zweck, die Zeit für echt humane Cultur zu interessiren, würde vielleicht auf diese Weise nichts verloren haben. Die Darlegung der unverfälschten Schillerschen Gedanken ohne die dieselben vertiefenden und erweiternden „Randglossen" hätte dann freilich, da der Verfasser für die „biographisch-psychologisirende Erklärungsmethode" keine brennende Neigung hat, Andern überlassen werden müssen. Kurz, wie einerseits die Arbeit reich, überreich ist an den anregendsten, tiefsten und gesundesten Ansichten auf dem oben hinlänglich bezeichneten Gebiet: so hat durch das Zusammenschmelzen der Weiterbildung und Erklärung des Schillerschen sowohl Schiller wie der Verfasser Etwas gelitten; Schiller, insofern er überwuchert wird durch Gedanken, die auf gründlicherer Speculation ruhen, der Verfasser, insofern seine Ideen, für sich gegliedert und systematisch disponirt, klarer und durchsichtiger geworden wären und so nachhaltigere Wirkung versprächen.

Sollte der Verfasser nicht daher lieber den einen Theil seiner theilweis noch beabsichtigten Arbeit vorzugsweis unter dem jetzigen Titel erscheinen lassen, vorzugsweis den objectiven Zusammenhang, in welchem die Schillerschen Werke unter sich stehen, berücksichtigen, und die Bedeutung desselben für die Gegenwart in den Hintergrund treten lassen, da dabei zu grosse Gefahr ist, dass weder der Vergangenheit noch der Gegenwart, weder Schiller noch Deinhardt das volle Recht wird.

Der erste Band enthält noch eine, nach Art einer Vorlesung angelegte leichter geschriebene Abhandlung über den Spaziergang und „Randglossen" zur Glocke, die schon im Titel das Bedenken, das oben ausgesprochen wurde, erregen. — Die beiden Dichtungen folgen, weil in ihnen die geschichtsphilosophische Ansicht der Briefe poetisch erweitert und zusammengefasst ist; insofern ergänzen sich die 3 Werke.

Vorläufig sollte auch die dramatische Production Schillers schon im ersten Band berücksichtigt werden, eine erschöpfende Betrachtung über diesen Punkt hat der Verfasser vor, durch eine Abhandlung über die Braut von Messina im 2. Bande zu liefern. Die vorläufige Erörterung des ersten Bandes schliesst sich an den Demetriusplan und die frühern unvollendeten Pläne, um die Tendenz, welche sich in diesen fortschreitend befriedigt, als eine ansatzweise hervortretende, zurückgehaltene und vermittelte zu erkennen.

Mit der Abhandlung über den Spaziergang und den Demetriusplan ist das Publicum schon bekannt, da beide im Morgenblatt bereits veröffentlicht, die gerechteste und günstigste Erwähnung gefunden haben. Für das Ganze ist bei der gebildeten Welt, bei allen denen, welchen an der möglichst vollständigen Einführung der Schillerschen Ideen in's Leben Etwas gelegen ist, Gunst und Wohlwollen im vollsten Maasse zu wünschen: — und kann mit Fug erwartet werden.

L.

J. Hopf und K. Paulsieck, deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen. 2. Theil, 1. Abtheilung. (Für Tertia). Berlin 1859 (E. S. Mittler und Sohn).

Dieser zweite Theil des deutschen Lesebuchs schliesst sich würdig an den viel gebrauchten und vielfach anerkannten ersten Theil an. Vor andern ähnlichen Büchern zeichnet er sich am meisten aus durch Aufnahme von Bruchstücken epischer Gedichte und Sagenkreise des Mittelalters in neuhochdeutschem Gewande. Die Anordnung der Lesestücke nach Gattungen der Poësie und Prosa ist jedenfalls zweckmässig und führt den Schüler leicht in die Grundlagen der Poëtik und Styllehre hinein. Die Auswahl ist meist zu billigen. Seltsam erscheint, dass für die Fabel fast nur Fröhlich eintritt. Die Fabel sollte überhaupt in unsern Schulbüchern mehr cultivirt werden. Ist sie gleich keine ganz ebenbürtige Dichtungsart, so ist sie jedenfalls eine höchst zweckmässige Nahrung für jugendliche Gemüther auch noch in der Tertia, und unsre Literatur aus dem vorigen Jahrhundert ist reich an Musterstücken dieser Gattung, denen man eine Art von Classicität nicht absprechen kann. Für die dramatische Gattung scheinen uns die gewählten Musterstücke aus Uhland's Herzog Ernst und Oehlenschläger's Correggio nicht ganz zweckmässig, schon deshalb, weil das specifisch Dramatische in ihnen wenig deutlich hervortritt. Durchgängig ist auf den Gesichtskreis der Schüler in der Tertia eine verständige Rücksicht genommen, und mit Vorliebe sind Gegenstände gewählt, an denen ein patriotischer Sinn sich entzünden oder befestigen mag. Wir dürfen das auch im Aeussern gut ausgestattete Buch als ein sehr zweckmässiges empfehlen.

Rhetorik für Gymnasien. Von Karl August Julius Hoffmann. 1. Abtheilung. Die Lehre vom Styl. Clausthal, Gropesche Buchhandlung. 1860.

An desselben Verfassers Abriss der Logik schliesst sich dieses Büchlein von 44 Seiten würdig und in gleicher Brauchbarkeit an. Es ist uns nicht zweifelhaft, dass das Bewustssein über die Erfordernisse des guten Styls, das Verständniss stylvoller Schriftwerke durch eine innerhalb der rechten Grenzen gehaltene theoretische Belehrung sehr gefördert werden kann. Darum wünschen wir dieses Büchlein, das in höchst knapper, aber durchaus klarer Form das Wichtigste aus der Lehre vom sprachlichen Ausdruck des Gedankens mit zum Theil neuer und geschickter Anordnung darbietet, in den Händen der Schüler der beiden obersten Klassen nicht bloss der Gymnasien, sondern auch der Realschulen zu sehen. Grade bei diesen letzteren Anstalten, wo die strenge Zucht der lateinischen Stylistik wegfällt, ist ein näheres Eingehen in die Grundsätze des edlen Styls von besonderer Wichtigkeit, ein fast nothwendig gefordertes Bedürfniss. Für Lehren, wie diese, die dem Schüler weniger einen Stoff für das Gedächtniss, als eine Anregung geben sollen, ist die hier gewählte Form des knappen Auszugs, den der Lehrer gelegentlich erweitern und beleben mag, bei weitem die passendste. Ein versprochener zweiter Theil der Rhetorik soll die Lehre von der Erfindung und Anordnung in gleicher Form behandeln. Wir wünschen, dass die hannöverische Orthographie der Verbreitung des Büchleins keinen Eintrag thue.

Rhetorik für Gymnasien von Karl August Julius Hoffmann. 2. Abtheilung. Die Lehre von der Erfindung, von der Anordnung, von den wichtigsten Kunstformen der prosaischen Darlegung. Clausthal 1860.

So liegt denn das Buch vollständig dem Publikum vor. Seine Haupttendenz ist, ein helfender Begleiter für den deutschen Unterricht von Tertia bis Prima zu sein. Nach Richterschen Prinzipien gearbeitet, will es doch weniger mit wissenschaftlichem Maass als an dem Grade seiner praktischen Nutzbarkeit gemessen werden. Auf den verschiedenen Stufen sucht es vorzüglich zweierlei zu bewirken, 1) den Schüler geschickt zu machen, dass er auf leichte Weise die in ihm schlummernden, für ein gegebenes Thema heranzuziehenden Gedanken wecke und 2) dass er lerne, das Gesammelte logisch und natürlich zu ordnen. Die Abschnitte über die Invention und Disposition sind daher des Verfassers Hauptaugenmerk. Ueberall wird der Schüler unterwiesen, wie er zu dem nöthigen Material gelange, es werden ihm Handhaben und Winke der mannigfaltigsten Art gegeben, an Schematen wird ihm gezeigt, was zu einer vollständig gegliederten Disposition gehört, auf mustergültige Beispiele zum Nachlesen hingewiesen.

Den vorzüglichsten Nutzen kann das Buch erst in der Prima haben. Denn selbst in Secunda kann dem Schüler das Buch noch nicht in die Hand gegeben werden, da auch in dem für diese Classe berechneten Abchnitt Vieles nicht das gehörige Interesse finden und zu dem gewünschten Verständniss kommen würde. Mag's der Lehrer auch hier benutzen und das, was er glaubt, seinen Schülern zumuthen zu können, herausnehmen: — in Prima müsste es aber in die Hände der Schüler selbst kommen. Hier würde ich mir grossen Gewinn davon versprechen, vorzüglich auch deshalb weil überall auf die logischen Gesetze Rücksicht genommen ist. Das ist gerade bei unsern preussischen Gymnasien von grossem Werth. Denn, da es nun einmal so ist, dass die methodische Darstellung der Logik aus der Schule verbannt ist und doch der Anschluss der Hauptlehren derselben an einen Unterrichtsgegenstand gewünscht wird, wofür könnte wohl diese Behandlung erspriesslicher sein, als wenn sie benutzt und gegeben würde für die verständige Composition eines deutschen Aufsatzes. Wenn daher ein Lehrbuch, das, wie das vorliegende, für die Abfassung deutscher Arbeiten systematische Anleitung geben will, zugleich, so oft es geht, die logischen Termini und Gesetze heranzieht, so würde durch dasselbe am Besten der an die preussischen Schulen wegen der Logik gerichteten Erwartung entsprochen. Wenn ein geschickter Lehrer die für die aufgegebenen Themata in dem Buch passenden Stellen lebendig erklärte, so würde er zugleich Gelegenheit finden, bei Besprechung des aus der Logik Vorausgesetzten das Wichtigste dieser Wissenschaft seinen Schülern mitzutheilen. Es würde dann eins dem Andern in die Hände arbeiten, die logischen Gesetze würden sofort durch praktische Beispiele anschaulich und der Gedankenfortschritt würde mit Hilfe der logischen Regeln ein folgerichtiger.

Ich kann daher nur wiederholen, dass ich in dieser Beziehung die Einführung des fleissig und gründlich gearbeiteten Buches in alle Primen unserer preussischen Gymnasien wünschte: — die Benutzung auch in tieferen Classen kann ich nicht für gerathen erachten.

---

3 Bändchen von den Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, die in Hochhausens Verlag in Jena erscheinen, liegen vor uns: Nro. 19. 22. 23.

In Nro. 19 gibt Düntzer, der in der Goetheliteratur einen bekannten Namen und philologischerseits grosse Verdienste hat, einen Auszug aus seinem grössern Werk über Faust, 1. Theil. Es werden im 1. Abschnitte mit Gründlichkeit die verschiedenen prosaischen und poetischen Gestaltungen der Faustsage aneinandergereiht; auch die Entwicklungsstadien der Faustpuppenspiele werden beschrieben: gewiss dankenswerth für denjenigen, welchen es interessirt, das so zu sagen präexistentielle Material zu kennen, in das der dichterische Genius als bildende und belebende Form eingezogen ist; — zumal ohne die Kenntniss dieser Grundlage Vieles in dem wundersamen Drama entweder willkürlich erscheint oder zu unnöthigem allegorischem Grübeln Anlass wird.

Den 2. Abschnitt, der in biographischer Skizze über die Entstehung des Goetheschen Faust handelt, könnte man entbehren, da fast Alles später vor Besprechung der einzelnen Partikelchen wiederholt wird, wenn vielleicht am Ende eine zusammenfassende Ueberschau gegeben wäre. Die Daten für die Entstehung sind bei der Bekanntschaft des Verfassers mit der betreffenden Literatur als möglichst genaue zu betrachten.

Auch was im 3. Abschnitte steht: Goethe's Auffassung der Sage und die Darstellung derselben im 1. Theil hätte passend seinen Hauptzügen nach der Besprechung des Einzelnen nachgestellt werden können; jetzt hat Vieles zweimal gesagt werden müssen. Was der Verfasser in dem Abschnitte vorzüglich will, den Faden aufzuzeigen, ist ja auch sein Hauptaugenmerk in dem 4. Theile, der die Erläuterung der ersten Hälfte des Faust gibt.

Und zwar wird bei jedem Stückchen die Entstehungszeit möglichst genau fixirt, auch der etwaigen späteren Zusätze wird gedacht. Dann wird der Gang der Scene angegeben mit Berücksichtigung der Idee des Ganzen; in kleinen Anmerkungen am Rande werden nöthige Verbal- und Realerklärungen gegeben, — auch Druckfehler älterer Ausgaben, — die neueste Cotta'sche hat sich nicht mehr verbessert.

Von dem ganzen Stück hat der Verfasser zunächst die Meinung, dass jene Ansicht, welche den Dichter die Sage nur benutzen lässt, um an dieser Schnur einzelne dichterische Perlen willkürlich aneinanderzureihen, lautere Thorheit sei; dass vielmehr von Goethe ein G a n z e s bezweckt wurde, wenn er auch das Einzelne häufig selbständig nach Ton und Ausführung behandelt habe. — Natürlich muss auch für Düntzer die Totalität, in welcher Alles zur Einheit strebt, wo Jedes nur so viel Existenz und Raum hat, als es der Idee des Ganzen verdankt, schon nach dem eben Mitgetheilten modificirt werden. Auch harmoniren, wie er zeigt, die einzelnen Theile, wenn auch nur in Nebendingen, weder sachlich noch chronologisch überall. Und bei einem organisch gegliederten Ganzen, fügen wir hinzu, wäre sicher eine Bearbeitung, wie die des Faust, die aus den verschiedengestimmtesten Zeiten floss, wo häufig behufs des Anschlusses der neuen Scene die vorigen nicht einmal genau durchgelesen sein können, unmöglich gewesen. Die ganze Einheit, die das Stück hat, wird daher wohl das Leben, die Seele des Verfassers selber sein, dem es gefiel, sein Eignes, sein Wesen und seine Zustände und Schicksale in den wüsten Wirbel des Faustmythus hineinzugestalten Mehr daher in epischem Nacheinander als in dramatischer Concentration hat er uns mit Hanssachsischem Stil jene Lebensfahrt angedeutet, auf welcher er sich nach Art des platonischen Gespanns im Phädrus eines ätherischen, himmelanstrebenden und eines gemeinen Rosses bediente. Denn ähnlich wie dort jene Rosse sind in ihm selbst Faust und Mephistopheles zusammengeschirrt; und die Tragik, welche seine zwiespaltige Natur an sich

erlebte, hat er, häufig ohne den Zusammenhang nach hinten und vorn allzugenau zu berücksichtigen, an der Schnur der zauberhaften Faustsage entwickelt, bei deren Lectüre schon der jugendliche Geist die Verwandtschaft spürte. Daher umfasst zugleich der Faust das ganze Leben, weil die reiche Seele eines genialen Menschen ohne allseitige Verknüpfung mit den mannigfaltigsten Verhältnissen der menschlichen Gattung nicht begriffen werden kann. Ueberall muss das Bild, welches die Aussenwelt in dem Spiegel der betrachtenden und geniessenden Seele bildet, mit erscheinen.

Also wird der Faust kein künstlerisches Drama, aber eine epische Reihe dramatischer Scenen sein, deren Band die sich nach allen Richtungen hin explizirende Individualität desselben Menschen ist: — der zugleich im Stillen das Gefühl hat, wie sein Geschick nur eine Variation des grossen Thema's ist, das in der ganzen heutigen Menscheit klingt. Von Plan, von Catastrophe kann dabei nur an zweiter Stelle die Rede sein; — es war für den Dichter selbst jedenfalls nicht das, was ihn nach den verschiedensten Unterbrechungen wieder zu dem alten Stoff zurücktrieb — fast bis er die Augen schloss. Ein solches gemüthliches Interesse ist allein erklärlich, wenn der Verfasser sich selbst im Stücke wüsste; — so allein wird's begreiflich, dass er in jedem Alter am Faust zu arbeiten nicht für uneben hielt: war er doch in allem Wechsel immer dasselbe Wesen, dessen Irrgänge dort sich spiegeln sollten.

Hier und da ist Etwas in Düntzers Einzelerklärung zu beanstanden. Die Beschreibung, die der Dichter im 1. Prolog von seinem Wesen gibt, kommt nicht zum vollen Verständniss.

Die Verse:

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wie aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdriesslich durcheinander klingt,
Wer theilt die fliessend immer gleiche Reihe
Belebend ab, dass sie sich rhythmisch regt?

beziehen sich schwerlich auf den Einklang „in der rhythmisch geregelten Rede und in der Verbindung der einzelnen Theile zu einem trefflich abgerundeten Ganzen," sondern darauf, dass der Dichter aus dem unterschiedslosen Durcheinander der Wirklichkeit plastische Gestalten heraushebt. In der Natur folgt in ewigem Einerlei, absichts- und zwecklos Eins dem Andern: der Dichter greift eine interessante Entwicklung, die harmonisch geordnet einem Ziele zuführt, aus dem Chaos heraus. Er bringt das Einzelne zur allgemeinen Weihe, indem er es zu einem Typus prägt.

Wer lässt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?

Düntzer: „Die wahre Ergriffenheit zeigt sich in der klarsten, vollendetsten (!) Ausprägung der stürmischen Leidenschaft, des tiefen Gefühls für die Schönheit der Natur." Die müssigen und leeren Adjective konnten fehlen. Wenn vorher wahrscheinlich vom dramatischen Dichter die Rede war, so jetzt offenbar vom lyrischen, der in poetischem Sturm seine Leidenschaften ausdrückt, ernsten, gesammelten, gehobenen Sinnes des Abendroths Glühn betrachtet und schildert. Wenn D. S. 58 behauptet, der Faust könne auch von den Verblendetsten nicht für ein Stück gehalten werden, wie es der Director verlangt, — so muss dagegen gesagt werden, dass es durchaus den Vorschriften entspricht, wenn man humoristisch darüber sprechen will. Gewiss will aber Goethe nicht, „den weniger Einsichtigen irre führen!" Dass der Dichter am Ende schweigt, erklärt D. aus dem Umstand, dass er ja doch nicht dem Director zu Willen sein könne! Das sah er vorher und schwieg nicht; — aber die Scene soll aus sein, weil alle Gedanken, alle

möglichen Auffassungen des Stücks, die der Prolog bieten sollte, erschöpft sind. Spricht denn ein Anderer noch?

Bei Erklärung des Prologs im Himmel kommt folgender Satz vor: Für das eigentliche Element des Menschen hält er (Mephistopheles) die Sinnlichkeit, wobei dieser sich halten sollte, aber statt dessen quält sich „der kleine Gott der Welt“ mit Dingen, die ihn nichts angehen, wobei er sich des Bildes vom Grashüpfer bedient. Bei dem Referat über die Stelle: „Verfluchtes, dumpfes Mauerloch“ ist folgende Parenthese zu Mauerloch für nöthig gehalten worden: er vergleicht das Zimmer mit dem beschränkten Loche von Mäusen und andern in der Erde lebenden Thieren. Wer ist so mausartig beschränkt, dass er solche Erklärung bedarf, und wenn wir's philologisch genau nehmen, wo steht etwas von in der Erde lebenden Thieren? Mauerloch! — Das Baden der Brust im Morgenroth kann sich nur auf das in den frühesten, zur geistigen Auffassung geeignetsten Morgenstunden beginnende Betrachten beziehen! Weshalb wäre denn wohl irdisch noch zu Brust gesetzt?

S. 69 heists: Faust zweites Selbstgespräch stimmt in Manchem nicht zum Vorhergehenden, denn oben hatte er bedauert, dass Wagner ihn in der Fülle der Gesichte störe, während er ihm hier dankt, dass er ihn der Verzweiflung entrissen. Die Stelle heisst aber vollständig:

Darf eine Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für diesmal dank ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen.

Entweder auch diese nebeneinanderstehenden Verse hängen nicht zusammen, was Keiner Düntzer nachsprechen wird, oder es konnte so gut als hier kurz vorher, auch schon oben der Gedanke der beiden ersten Verse ausgedrückt werden. Trotzdem dass Wagner ein ärmlicher Wicht ist, der Erscheinungsfülle gegenüber, ist er ihm augenblicklich angenehm.

D.: „Auch entspricht die Schilderung in der unmittelbar sich anknüpfenden Strophe: „Ich, Ebenbild der Gottheit“ nicht dem im ersten Selbstgespräch geschilderten Zustand. Zwar knüpft Faust an das frühere: „Ich Ebenbild der Gottheit“ an; allein dort ist „Ebenbild der Gottheit“ im gewöhnlichen (!) Sinn genommen, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen habe; Faust beruft sich dem Erdengeist gegenüber auf den biblischen Ausspruch, während er hier damit auf die gottähnliche Wirksamkeit deutet.“

Gewiss unrichtig; — denn auch das erste Mal wird durch Aeusserungen wie: „Bin ich ein Gott?“ — „Ich mehr als Cherub“ dieselbe Meinung Faustens angedeutet.

S. 77 wird erklärt: „Golden heisst der Duft, die hohe Weltengegend, weil sie dem Faust der Erde gegenüber so herrlich dünkt; golden = trefflich;“ eher wohl = glänzend, kurz durchaus sinnlich zu verstehen. S. 81 werden die Teufelsnamen erklärt, darunter: Satan (Verläumder, Lügner), vor der Parenthese ist wohl *διάβολος* ausgefallen, denn dazu allein passt sie, zu Satan: (Widersacher). Erklärungen wie S. 83: das „Genügen der Hügel“ steht für „genügliche Hügel“ sind beleidigend für Faustleser. — Die Sonnen „funkeln“ nicht „wundervoll,“ wie es auf derselben Seite in der Erklärung des Geistergesanges heisst. — Woraus geschlossen werden kann, dass die „himmlischen Söhne“ sich zur Erde niederlassen, sehe ich nicht. Ihre Gewänder flattern nur übers Land.

Während Fausts Schlaf verschwindet Mephistopheles; Faust erwacht:

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Dass mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und dass ein Pudel mir entsprang.

Darin liegt nach D., dass Faust doch schon vom Geist des Bösen angeweht, dass seine reine Anschauung (?!) getrübt ist, so dass es jenem gar leicht sein wird, ihn auf den Pfad gemeiner Sinnlichkeit zu ziehen. — Woraus soll man dergleichen folgern?

S. 99 befinden wir uns in der Erklärung der Kellerscene. Die Studenten ziehen die Messer und gehen auf Mephistopheles los. D. hält für nöthig hier hinzuzufügen: „So endet der Spass und das Kneipen der Studenten gar häufig mit wüstem Streit, ja mit Gefährdung des Lebens.“ — Für wen diese Anmerkung?

In der Hexenküche bringen die Thiere dem Mephistopheles „mit grossem Geschrei“ eine Krone:

O sei doch so gut,
Mit Schweiss und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Sie zerbrechen sie in zwei Stücke (zufällig), mit welchen sie herumspringen.

Nun ist es geschehen!
Wir reden und (nacher) sehen,
Wir hören und reimen.

In dieser absichtlichen blödsinnigen Reimerei, in der es nur auf das Versgeklingel ankommt, das die Thiere in halber Trunkenheit an das, was sie grade vorhaben, sinnlos anschliessen, findet Düntzer (S. 102) die Hindeutung, „wie die Versuche, gewaltsam die Herrschaft zu behaupten, oft die Krone in höchste Gefahr, ja zum Sturze bringen. — Gerade durch den Gegensatz (zu den 3 letzten Versen) dürften sich die (3 ersten) Verse von der Krone als wirklich gehaltvoll herauszustellen.“ Die Thiere mögen sich bei Herrn Düntzer für die Auffindung des Verstandes in ihrem Singsang bedanken.

S. 109 sagt Düntzer von Gretchens Wunsch, den Schmuck zu besitzen, es trete hier nur die reine Unschuld, die ihren unendlichen Werth nicht erkennt, bezeichnend hervor. Ich führe das an, um an dem unendlich die häufige Wahl hyperbolischer Ausdrücke, die gerade durch ihre Uebertriebenheit matt werden, zu tadeln (So: eiskalt, die Superlative, köstliche Schilderung, gemeinsinnlich etc.) — Häufig ist der Erklärer der Fauststelle gegenüber zu sehr Philister. — Vergl. so Seite 117, wo er über die Frage spricht, warum Faust Gretchen nicht heirathe; daher ist ihm denn auch die Brunnenscene zu „niederländisch“ gehalten.

Kurz neben vielem Hübschen und Dankenswerthen, — vorzüglich in einzelnen Notizen zur Realerklärung — ist doch auch manches ungenau, willkürlich und gewöhnlich.

Aehnlich eingerichtet und beabsichtigt wie das eben besprochene sind auch die beiden andern Bändchen. In Nro. 22 erläutert Düntzer Herders Cid. Es wird dem Leser jener Romanzensammlung gewiss lieb sein, eine kurze und übersichtliche Darstellung von dem zu lesen, was Cid in der Geschichte war und was er allmälich durch die Sage wurde: — was D. im ersten Abschnitt gibt. Im 2. Abschnitt wird zunächst ein Ueberblick über das sogenannte Poema del Cid gegeben, das Heldengedicht, das, während sich schon die Romanzendichtung des Helden von Birar bemächtigt hatte, wahrscheinlich von einem Geistlichen abgefasst wurde. Dann verfolgt D. die Romanzenbearbeitungen. Die ältesten und ächtesten finden sich in der Silva de varios romances 1550. Herder benutzte die Sammlung der Cidromanzen von S. de Escobar 1612. Auch die Kellersche Sammlung wird besprochen. Um die philosophisch historische Einleitung vollständig zu machen, wird dann noch der Cid als dramatisches Süjet, wie er auf der spanischen und französischen Bühne sich zeigte, vor Augen geführt. Wenn nun auch Manches in dem Mitgetheilten nicht absolut nothwendig ist, um

die Herdersche Bearbeitung, von der dann, namentlich ihrem Zusammenhang mit den sonstigen Bestrebungen Herders im 4. Abschnitt weitläufig geredet wird, — also um diese zu verstehen, so wird es gewiss viele geben, die grade durch die Lectüre derselben Interesse für all das gewonnen haben, was hier geboten wird.

Im 5. Abschnitt werden die einzelnen Romanzen erläutert mit Heranziehung des Originals und Berücksichtigung der Entstehung und Stellung.

Das 23. Bändchen erläutert Herders Legenden (Düntzer). Im 1. Abschnitt wird eine Literargeschichte der Legendendichtung in Deutschland vor Herder gegeben; dann Allgemeines über die Herderschen Legenden, ihren Zusammenhang mit seinem Forschen nach dem Geist aller Völker und Zeiten und ihre Entstehungsgeschichte. Im 3. Abschnitt werden dann die einzelnen Legenden erklärt und auf ihre Quellen zurückgeführt.

Ueberschauen wir das Ganze, so haben wir das Gefühl, dass auch diese Bändchen einem Bedürfniss der literarischen Welt genügen werden. Auch sie geben Alles, was der Leser neben der Vertiefung in die poetische Schönheit äusserlich über Stoff und Genesis des Vorliegenden wissen möchte, in kurzer, ziemlich vollständiger Zusammenstellung. Sie werden daher wohl von selbst ihre Leser finden und bedürfen kaum unserer Empfehlung.

E. Laas.

August Boltz. Gedichte und Uebersetzungen nebst beigefügten Originaltexten. Berlin. 1860. Henri Sauvage.

Einem vielseitigen Kenner der Sprachen begegnen wir hier in diesem Büchlein als Dichter und Uebersetzer von Gedichten.

Im Einklange mit sich selbst sein ist eine prächtige Sache und so steht denn auch der Mezzofantismus des Verfassers im Einklange mit dem Mezzofantismus des vorliegenden Bändchens, in welchem nicht nur die in der Aussenwelt jetzt so abstossenden Nationalitäten in deutschem, schwedischem, dänischem, holländischem, französischem, italienischem, sicilianischem, altprovenzalischem, neuprovenzalischem, russischem, böhmischem, serbischem, ja selbst in dem in Norddeutschland sonst nur auf dem prosaischen Gebiete der Mäusefallenfabrikation bekannten slovakischem Costüme friedlich neben einander wohnen, sondern in dem auch der Verfasser als deutscher, englischer, spanischer, russischer Originaldichter und ebenso als polyglotter Uebersetzer auftritt.

Non omnia possumus omnes; auf deutsch: Wer kann alle diese Sprachen kennen? mit diesem Ausspruche möge der Verfasser entschuldigen, dass diese Zeilen, die eine Recension werden sollten, nur die Anzeige des Büchleins durch einen Incompetenten werden, die zu einigen gelegentlichen Bemerkungen Anlass geben.

Was zunächst die deutschen Originale betrifft, so bildet die Verherrlichung der Natur das Hauptmotiv, so bilden Frische und Sinnigkeit die Hauptzüge derselben; doch ergiebt sich aus der durch andre Leistungen festgestellten grossen Receptivität des Verfassers wie von selbst, dass hie und dort Anklänge an Gelesenes und Bekanntes begegnen. Es treten ferner die Gedichte in der Widmung mit so anmuthender Anspruchslosigkeit auf, dass man den Verfasser am Ende sich ungern ein Exegi monumentum errichten sieht. In einem Archiv für moderne Sprachen kann man ja getrost aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, deswegen gesteinigt zu werden, dass der grosse moderne Shakspeare solche Wechsel auf die Nachwelt nie zieht und sie ruhig dem kleinen klassischen Horaz überlässt.

In den fremdsprachlichen Gedichten überraschen die drei englischen Ge-

dichte durch den eigenthümlichen Ton; die spanischen und italienischen Zeilen sind nur Gelegenheitsreime und die russischen vermag der Unterzeichnete nicht zu lesen. Was er von den Uebersetzungen zu lesen und vielleicht zu beurtheilen vermochte — im Ganzen nur höchstens die Hälfte — da die andre, böhmisch etc. für ihn böhmisch blieb — macht in ihm den Wunsch rege, den Verfasser zu bitten, seine schöne Kraft auf eine im Allgemeinen hier wenig bekannte, vielleicht die russische Literatnr, zu concentriren und dem Publikum recht bald einmal mit einem Bande solcher Uebersetzungen aus einer Sprache zu dienen.

Die Ausstattung des Büchleins ist sehr hübsch und auf welchem Büchertisch Europa's würde dasselbe nicht einen Leser finden? Es wird in Petersburg verstanden werden können wie in Amsterdam, in Edinburg wie in (leider weiss ich in diesem Augenblicke keine Stadt, wo man von Natur slovakisch spricht), also wie im Abgeordnetenhause Oesterreichs.

Büchmann.

Die Brautfahrt der Königstochter. Gedicht in zwölf Romanzen von Andreas Munch. Aus dem Norwegisehen übersetzt von F. v. K. Berlin 1861. Haude- und Spenersche Buchhandlung (F. Weidling).

Andreas Munch gehört zu den besten neuern Dichtern Norwegens, und fängt an, auch in Deutschland sich Freunde zu erwerben. Seine Trauerspiele „Salomon de Caus“ und „William und Rachel Russel“ zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit aus, und ersteres darf die Vergleichung mit A. F. Brachvogels „Mondecaus“ nicht scheuen. Ein Theil seiner lyrischen Gedichte ist neuerlich ins Deutsche übersetzt, unter dem Titel „Leid und Trost“ erschienen, und jetzt erhalten wir aus derselben Feder die Brautfahrt Christina's, der Tochter des Königs von Norwegen Hakon im Jahr 1262, welche der Werbung des Königs von Spanien für einen beliebigen seiner vier Brüder Gehör gibt und mit einem stattlichen spanischen und norwegischen Gefolge nach der Normandie und von da durch Frankreich über Narbonne nach Spanien zieht. Unterwegs entspinnt sich eine Liebe zwischen ihr und einem ihrer spanischen Begleiter, Aimeric von Toulouse, so dass sie ihr Versprechen nicht halten kann, einen von den drei Brüdern zum Gatten zu wählen. Der Sänger Aimeric stellt sich ihr aber als der vierte dar und das Gedicht schliesst mit einem fröhlichen Hochzeitfeste. — So lernen wir denn den Verfasser nicht bloss als dramatischen und lyrischen, sondern auch als epischen Dichter und nicht zu seinem Nachtheile kennen.

Von der Uebersetzung lässt sich vielleicht eben so viel Gutes sagen, wie von der der kleinen lyrischen Sammlung „Leid und Trost.“ Doch fehlt es auch hier wie dort nicht an unreinen Reimen, z. B. S. 3. Dach und Tag, schwer und Herr, S. 8 ihm und Stimm', S. 33 Noth und Gott, S. 41 spiel und will u. s. w. — Und wenn es in der Vorrede heisst, dass die Gedanken und Empfindungen in vollkommener Treue und zwar nach dem Urtheile des Dichters selbst, wiedergegeben sind, so hat der Dichter viel Nachsicht bewiesen. Bisweilen wäre auch der Ausdruck zu verbessern. So heisst es S. 96.

Christina sank übernommen
Zu dem Geliebten hin,
So Auge in Auge gekommen,
Sahn ewige Liebe sie drin.

Zur Vergleichung setze ich Urschrift und Uebersetzung der drei letzten Strophen des Gedichtes her:

Saa Folget tilbage mod Norden gik
Og det skede, som hun havde villet:
De bragte met mangen Ridderskik
Mangt Digt og mangt Skjönhedsbillet.

Fra Kongens Gaard gik til Folket snart'
Deres Sagn om Kunsternes Glaeder,
Og Jomfru Kristinas Brudefart
Gav Norge mildere Saeder.

Thi Landet rundt, i hoer Arnekrog,
Fortaltes atter og atter
Om det underfulde Sydlandstog
Med Kong Hakons deilige Datter.

So zog das Gefolge zum Norden hin,
Und musste dort Alles schildern
Von Rittergebräuchen und südlichem Sinn,
Gesängen und Schönheitsbildern.

Vom Hofe des Königs in flüchtiger Art
Ward kund es in Volkes Mitten,
Und Jungfrau Christina's Hochzeitsfahrt
Gab Norwegen mildere Sitten.

Im Lande von Munde zu Munde sich trug
Der Name von Thorlaug Bose
Und seinem prachtvollen Südlandszug
Mit der reizenden nordischen Rose.

Hier ist „snart, bald“ durch „in flüchtiger Art“ und die zweite Zeile vom Anfang „und musste dort Alles schildern“ willkürlich übersetzt. Ich schlage vor:

Heim zog das Gefolge zu Nordens Gefild,
Es geschah auch, was sie geboten.
Mitbrachten Rittergebräuch' und manch Bild
Der Schönheit samt Liedern die Boten.

Vom Hof bald drang der Künste Lob
Hinab in des Volkes Kreise.
Norwegens rauhe Sitte zerstob
Seit Christina's bräutlicher Reise.

Ich fahre nicht fort, da mir meine beiden letzten Zeilen weniger gefallen. Die vier Schlusszeilen heissen wörtlich: „Denn rings im Lande in jedem Heerdwinkel erzählte man wieder und wieder von dem wundervollen Südlandszuge mit König Hakon's reizender Tochter.“ Auch hier ist den Worten nach nicht treu übersetzt, der Sinn aber richtig ausgedrückt. Und dies lässt sich der Uebersetzung im Ganzen nachrühmen. Einzelnes ist auch als besonders gelungen auszuzeichnen, z. B. die erste Hälfte der dritten Romanze, oder der Anfang der sechsten:

Da, wo das dunkelblaue Mittelmeer
Die Wellen schlägt an seinen krummen Strand,
Wo Weinlaub weht herab von Berges Rand,
Da leuchten hell Narbona's Mauern her. etc.

So möge denn das Büchlein viele Leser finden und bald eine zweite verbesserte Auflage nöthig werden! Der Verleger hat ihm ein sehr gefälliges Aeusseres gegeben.

K. L. K.

Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie. Fragment der vier Jahreszeiten, von Jul. Bercht. Braunschweig, Verlag von H. Neuhoff & Comp. 1861.

Wen überkäme nicht ein Grauen, wenn er eine neue Sammlung lyrischer Gedichte, und noch dazu voll Frühlingsempfindungen, dieses abgenutzte Thema mit seinem Refrain von „Liebe und Triebe," von „Sonne und Wonne," angekündigt hört! Aber ich hoffe, wer seinen Horror überwindet, wird sich durch das, was unser neuer Frühlingssänger in seinem „goldenen Mai" bietet, für den ersten Schreck vollkommen entschädigt fühlen. Denn Herr Bercht ist in seiner Lyrik so eigenthümlich neu, so frisch und kerngesund, so melodiös und plastisch, dass dieselbe einen sehr wohlthuenden Abstich gegen die sentimentale Blasirtheit der modernen Mondscheinspoesie bildet. An und für sich allerdings ist der Frühling ein verbrauchtes Thema; aber der Verfasser sagt mit Recht zu seinem eigenen Troste:

„Dass ich Neues nicht gestalte,
Kümmert mich von Herzen wenig;
Bist du selber doch der alte,
Ewig junge Dichterkönig!"

Dass unser Dichter nun die Natur zu vergeistigen, ihr menschliche Empfindungen zu leihen versteht, dass er statt einer trocknen oder gar emphatischen Naturbeschreibung, den Ausdruck der Gefühle beim Naturgenuss bietet, das eben lässt seine Poesie so neu erscheinen.

„Im Herzen ruht allein und immer
Der Erde göttlich Paradies,"

sagt der Verfasser; und so ist es vorzugsweise das menschliche Leben mit seinen wechselvollen Erscheinungen und deren stets neuen Eindrücken, was uns unter dem Bilde der Jahreszeiten vorgeführt wird. Wie die landschaftliche Darstellung des Malers nicht eine sclavische Veduten-Nachbildung, sondern eine Composition aus der unbeseelten Natur nach der Stimmung und Empfindung des Künstlers ist, so führt uns auch der Verfasser seine Naturobjecte stets in subjectiver Umstimmung vor das Auge. Vor das Auge, sage ich, um damit nochmals ausdrücklich die oben angedeutete, glückliche Begabung des Verfassers zu betonen, seine Ideen in plastischer Form zur Erscheinung zu bringen. Selbst wenn er sich auf das, der Lyrik so gefährliche Gebiet der Reflexion wagt, bleibt doch seine Betrachtung sinnlich-anschaulich. Den abstracten Gedanken der Vergänglichkeit und des Kreislaufes der irdischen Dinge kleidet er z. B. in die Worte:

„Ist der laute Tage geschwunden,
Thut sich auf die stille Nacht;
Es erscheint aus goldnen Thoren,
Schönheit strahlend, neugeboren,
Eines jungen Morgens Pracht.

Alles Weh im Menschenherzen,
Es verklärt sich noch in Lust:
Stehst du an der Erde Grenzen,
Ziehen dich mit Liebeskränzen
Selige an ihre Brust."

Ist der Gedanke in dem vorgeführten Bilde auch nicht neu, so ist die Darstellung doch ächt-poetisch. Und mag diese Kunst der Plastik auch noch so einfach erscheinen, so ist sie doch schwieriger und auch seltener, als man glaubt. Gerade aber in unserer Zeit, wo wir uns mit einer Fluth von Reflexions-Lyrik und gereimter Moral durch die Nachäffer „des west-östlichen Divans" überschüttet sehen, ist ihr Werth nicht hoch genug in Anschlag zu bringen. Dieser Richtung gegenüber macht die Anschaulichkeit in der Darstellung unsers Dichters einen wohlthuenden Eindruck. Man sieht es der Menge, Originalität, Frische und Feinheit seiner Beobachtungen an, dass er, als ächter Freund der Natur, seinen Frühling nicht am Büchertische ergrübelt haben kann, sondern unmittelbar aus erster Quelle geschöpft haben muss. Wie zart und sinnig weiss er das Leben der Thiere, wie charakteristisch und poetisch die Formen und Farbenschönheit der Pflanwelt aufzufassen. Wir wollen zum Belege nur auf die Schilderung des Maikäfers hingewiesen haben. Und neben diesen Vorzügen ist auch noch der sprachlichen und rhythmischen Schönheiten zu gedenken. Der Verfasser ist in Bewältigung der Sprache so gewandt, dass man fast sagen möchte, er habe ihr eine neue Seite abgewonnen. Ohne haarsträubende Satzverdrehungen und Wortverbindungen markirt er mit Eleganz in wenigen, aber treffenden Zügen keck und natürlich sein Object, dass der Gedanke zur reinen Erscheinung kommt und der Leser glaubt, den geschilderten Gegenstand mit Händen greifen zu können. Obenein aber bleibt bei aller ihrer Natürlichkeit die Sprache edel. Ein gleich feines Gefühl giebt sich auch in der Wahl der Rhythmen kund, die jedesmal den richtigen Ton und Takt anschlagen, und in ihrer originellen Mannigfaltigkeit das Gemüth stets frisch erhalten. Da muss man sich denn wohl ganz anders gestimmt und angeheimelt fühlen, als wenn uns der, übrigens liebenswürdige Sänger Kleist im gravitätischen Schritte des antiken Hexameters in seinem Frühlingsgarten umherführt. Und eben weil Herr Bercht gleichmässig Auge und Ohr zu fesseln und anzuregen versteht, wird mit seiner Liedersammlung sowohl dem Maler, wie dem Musiker eine reiche Fundgrube künstlerischer Motive dargeboten. Möchten doch einer etwaigen zweiten Auflage einige Früchte dieser wohlthätigen Anregung als Illustrationen beigefügt werden, und vor allen Dingen die Mitglieder des Düsseldorfer Malkastens, denen dieser Schatz gewidmet worden ist, mit den schuldigen Dankopfern vorangehen!

Bei der grossen Vollendung der Form bietet die vorliegende Gedichtsammlung allerdings nur eine spärliche Veranlassung zu Ausstellungen. Allein ob deren viele oder wenige, ob sie erheblich oder unerheblich sein mögen: je vollendeter das Kunstwerk ist, eine um so grössere Strenge der Kritik fordert dasselbe heraus, und um so würdiger ist es auch der grössten Strenge. Was die Composition einzelner Gedichte betrifft, so vermisst Ref. hin und wieder die abrundende Pointe. Dieses gilt z. B. vom „Wiesenbach," auf S. 15; vom „Gartenflor," auf S. 18; vom „Orakel des Kuckucks," S. 31 und von der übrigens reizenden Schilderung der „wilden Hummel" auf S. 47. Wollten wir diese Sächelchen auch als liebliche Naturstudien gelten lassen, so wären sie damit noch keinesweges als Kunstwerke bezeichnet. Auch die treueste und subtilste Studie des Malers ist nichts, als ein Product der Technik; die höhere Kunstweihe empfängt sie erst durch die Beseelung mittelst der Idee. Die Dichtkunst stellt nicht etwa geringere Anforderungen. — So schlösse auch auf S. 34 das Liedchen: „Vogelsang" passender mit der vierten Strophe. Der nachfolgende Schlusssatz, in welchem der Dichter die

Natursänger, weil sie seine eigenen Empfindungen verrathen und in alle Welt ausposaunt haben, vor dem Schwurgerichte verklagt und einsperren lässt, hinkt hinter dem ätherischen Anfange etwas lahm hinterher. Selbst der herrlichen Schilderung des Frühlings-Gewitters auf S. 97 hätten wir eine andere Schlusswendung gewünscht. Während der Verfasser singt:

„Da wendet sich zum Schattenreiche
Der finstre Geist mit fernem Grollen,
Im Sternenkranz, im strahlenvollen,
Geht Luna auf, die marmorbleiche,“

wäre vielleicht die Andeutung wirksamer gewesen, dass unter diesem Kampfe der Elemente der junge Lenz in's Leben getreten sei, dessen erstes Lächeln die Wehen der Geburt versüsse. Beiläufig bemerkt, schwächen auch die durchgehends weiblichen Reime dieses Gedichtes die markigen Charakterzüge der vorgeführten ernsten Naturerscheinung entschieden ab. — Dass S. VI die Blätter fall'n, klingt mindestens hart; dass S. 33 der Aal, welcher trübes Element liebt, der Forelle, welche nur im klaren Wasser gedeihet, auflauert, ist poetische Licenz; dunkel jedenfalls der Ausdruck auf S. 50, dass der Falter „melodisch aus dem Psalter in den grossen Weltaccord wiege.“ — Heisst es S. 78.

„Mit keinem König möcht' ich tauschen
Um seiner Krone Edelstein,
Wenn deine bärt'gen Häupter rauschen,
O Tannenwald im Sonnenschein,“

so fühlen wir allerdings, dass der Verfasser hat sagen wollen: „Ich tausche mit keinem Könige für den Anblick eines rauschenden Tannenwaldes;“ aber wir bedauren doch die Ungenauigkeit des Ausdruckes. Auch der Hiatus auf S. 79 „umspüre ich,“ auf S. 98: „geht Luna auf,“ ist störend; so wie auf S. 116: „Ja, stosse auf ein volles Fass.“ Warum nicht: „Ja, stoss' nur auf das volle Fass?“ Nicht eben poetisch wird S. 80 gesagt:

„Der Gräser zitterndes Geflimmer
Sieht wie Millionen Perlen aus.“

Warum sollen die flimmernden Gräser nur so aussehen, und werden nicht gleich als ein Meer von Perlen bezeichnet? Ja, selbst der „Hirte“ auf S. 99 möchte nicht ganz parnassfähig sein.

Doch genug dieser minutiösen Bemerkungen, welche nichts, als Belege für das hohe Interesse sein sollen, welches die Berchtsche Muse dem Ref. abgewonnen hat. Finden wir den „goldenen Mai“ auf dem Titelblatte als „Fragment der vier Jahreszeiten“ bezeichnet, so wollen wir hoffen, dass damit nur die Fortsetzung dieses höchst anziehenden Bruchstückes habe in Aussicht gestellt werden sollen. Möchte doch der Herr Verfasser auch selbst diesen Frühling als noch nicht vollständig abgeschlossen betrachten, um mit jedem neuen Lenze neue Blumen diesem duftenden Kranze einzuflechten. „Der Schleedorn,“ „die Maiblume,“ „die erste Rose,“ „die Aussaat,“ „die Hoffnung,“ „Waidmanns Lust,“ „der Giessbach,“ „das Ballspiel“ u. s. w. wären gewiss Stoffe, eines so kunstgeübten Griffels und dieses Ehrenplatzes würdig. Wir begleiten die vorliegende Gedichtsammlung, der auch, als einer erfreulichen Zugabe, die Sauberkeit der Ausstattung und die Correctheit des Satzes nachzurühmen ist, mit unseren besten Wünschen für eine freundliche Aufnahme von Seiten des Publikums.

Braunschweig. C. Schiller.

Das Märchen von König Drosselbart. Drama in 5 Aufzügen von Friedrich Röber.

Für den Denker und Dichter ist die Natur unbegränzt und das menschliche Herz unerschöpflich, deshalb ist Wissenschaft und Kunst unvergänglich und ewig neu, wenn sich die Poesie auch nach unwandelbaren Formen ausspricht und sie daher demjenigen, der die Poesie unbewusst auf sich wirken lässt, wie eine vertraute Bekannte vorkommt. Die Wahrheit dieses Satzes erkannten wir auch bei der Beurtheilung des Märchens von König Drosselbart von F. Roeber. Das eigentlich nach 2 Märchen gedichtete Drama hat dennoch eignes Leben, wie Shakspeare's zahlreiche Stücke, denen meist italienische Novellen zu Grunde liegen, und liefert für unsern Dichter den unbezweifelten Beweis, dass er nicht blos interessante dramatische Dichtungen, sondern wirkliche Schauspiele schaffen kann, für die der Zuschauer sich interessirt. Unverkennbar war bei der ersten Aufführung dieses Dramas in Elberfeld, der Vaterstadt des Dichters, die regste Theilnahme an der sich rasch entwickelnden Handlung und dem durch Leidenschaft und Charakter motivirten Wort, und sie ging in gerechter Würdigung auf den Dichter und die Darsteller über, welche ein Gemälde menschlicher Thorheit und menschlicher Leidenschaft, von der Liebe verklärt, vor die Augen stellten, das eben so die Seele rührt wie entzückt und durch die Pracht der Einkleidung, durch Zeit und Ort, wie durch den Zauber der Sprache in das Land der Phantasie versetzt, die wahre Heimat des Glücks. Die Intrigue des Dramas hat mit dem Parcival von Halm auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit und tritt, wie sie, an eine ästhetische und psychologische Gränze, die Roeber inne hält, da sein Philipp den Gegenstand seiner Liebe quält, um ihn zu heilen, während G. mit ihm spielt aus Uebermuth.

In der Schlusscene, die rasch und correct gespielt werden muss, um ihre Wirkung nicht zu verfehlen, konnte nach unserer Meinung, um diesen Unterschied bemerklich zu machen, der jähe Uebergang durch einige Worte, welche schildern, was im Gemüthe der Heldin vorgeht, die ihre Prüfung überstanden hat, näher erläutert, oder vielmehr vermittelt werden. Die Intrigue ist die des Grimm'schen Märchens und deshalb hat der Dichter dem Drama auch wohl den Titel König Drosselbart gegeben und nicht etwa den jedenfalls romantischeren, die Gräfin von Toulouse oder der Graf von Navarra, der dann freilich einen Land und Zeit entsprechenden Namen hätte haben müssen, wenn das Schauspiel dem Märchenreich entzogen, mehr einen historischen Hintergrund haben sollte.

Ist die Intrigue das erste im Schauspiel, so unbedingt die Charactesirung das zweite Erforderniss, und in dieser hat Röber sich vorzüglich bewährt, wenn auch, wie gesagt, der schnelle Uebergang von einer Empfindung zur entgegengesetzten bei Vater und Tochter uns nicht überall motivirt scheint und wir einzelne Gedanken und Sentenzen hinzuwünschten. Der Character Philipps ist, wie in der Natur der Sache liegt, nicht rein von dem Vorwurf einer feinen Selbstsucht, die auch die ausgesuchtesten Mittel nicht verschmäht, um glücklich zu werden, und wenn er nicht der Intriguant, sondern der Held des Stückes sein soll, so ist noch mehr zu betonen, dass er nicht sein, sondern ihr Glück sucht, indem er die ernste Komödie spielt. Der Darsteller hat auch durchscheinen zu lassen, wie sein Herz empfindet, indem er in allem Ernst gegen seine Geliebte und ihren Vater seine Rolle spielt.

Eben so durchdacht und gelungen wie Intrigue und Characteristik ist die Oeconomie des Dramas und ergreifend die Katastrophe. Die meisten unsrer jetzigen berühmten Dichter verstehen es, interessant zu exponiren und durch einen geistvollen Eingang zu fesseln, dem aber die Durchführung nicht entspricht, da sie abfällt und häufig der Ausgang Leser und Zuschauer unbefriedigt lässt. Anders bei Röber, bei dem das dramatische Interesse sich

im Verlauf der Handlung steigert, im 3 und 4 Akte culminirt und im 5 Akte ganz befriedigt und noch mehr ergreifen wird, wenn derselbe rasch verläuft, Toulouse, der Vater, mehr hervortritt, und Isabelle noch eine Gelegenheit findet, den Umschwung wie in ihrem Leben, so in ihrem Gemüthe auszudrücken. Die edle Sprache, welche im ganzen in fliessenden Jamben gedichteten Drama herscht, wird dann dort ihre Wirkung eben so wenig verfehlen, wie in der Schilderung, die Philipp von seiner Mutter macht oder Isabelle von der Falkenbeize und an allen Stellen, in denen der Dichter der Sitte und der Freiheit Worte leiht.

Dr. C. A. W. Kruse.

Licht, Freiheit, Vaterland! Von Wilhelm Ranke. Berlin, 4. März 1861. Selbstverlag des Verfassers.

Unter den Sammlungen vaterländischer Gedichte möchte sich diese auszeichnen. Sie enthält nur 58, in vier Abtheilungen zerfallende, sich auf die neuesten Ereignisse beziehende, aber treffliche, geist- und gedankenreiche, und, ich würde hinzusetzen, auch in der Form tadellose Gedichte, wenn nicht strenge Beurtheiler an einigen unreinen Reimen, z. B streichen und geigen, Juden und bluten, nach und mag, Anstoss nehmen dürften. Aber theils wird man durch ungewöhnliche, z. B. achtzig und macht sich, vierzig und irrt sich, theils und noch mehr durch den freilich eben nicht neuen, aber stets zu wiederholenden, zur That aufrufenden, leider bis jetzt noch immer erfolglosen Inhalt reichlich entschädigt, und um so stärker gedrungen, eine solche „Licht, Freiheit und Vaterland“ athmende Muse zu empfehlen und ihr in dem Herzen Deutschlands einen hellen Anklang zu wünschen.

So viel Lob verdient wohl ein paar Proben sowohl von dem Ernst, wie von der theilweise scherzhaften Einkleidung. Der Schluss des zweiten, „die Sünde“ betitelten Gedichtes heisst:

> Wacht auf, ihr Christen insgesammt! Lasst uns
> die andre Seite der Religion,
> den Frieden und die Freude, die der Engel
> bei der Geburt des Heilands allem Volk
> verkündet hat, zur Glaubenssatzung machen!
> Seid' fröhlich und getrost! Ein neuer Himmel,
> der Himmel tiefsten Seelenfriedens, wölbe
> sich über uns! Und eine Friedenserde,
> geschmückt mit Palmen, Lilien und Rosen,
> ein lieber Wohnsitz milder Christusseelen,
> begehe bald den Auferstehungsmorgen!
> Die Freude sei die gute heilige Macht,
> woraus der Glaubenskeim in uns entspriesst.
> Nur Menschenliebe, Mitleid, Hoffnung, Freude
> soll unsre Predigt, unser Opfer sein.

Dem König von Neapel sind zwei Gedichte gewidmet; das erste ist überschrieben „eine Komödie,“ deren Anfang an ein bekanntes Volkslied erinnert:

> Der König schickt den Henker aus,
> er soll Garibaldi hängen.

Freund Henker, ich gab dir viel Arbeit;
jetzt zeige deine Dankbarkeit!
Doch der Henker hängt Garibaldi nicht,
und kommt auch nicht nach Hause.

Die zweite Strophe fängt an: „der König schickt die Daumschraub' aus, sie soll den Henker schrauben;" die dritte: „Der König schickt die Zange aus." Zuletzt gibt der Dichter, oder vielmehr „eine weibliche Stimme" den Rath: „Wozu das Zwicken? | Wozu das Drücken? | Warum durch den Henker allein regiren? | Warum alle Höhen mit Galgen zieren? | Die Welt verträgt es nun einmal nicht. | Bist jung, | schäme dich nicht der Besserung! | Gebrauche deine Macht, | doch ohne Kerkernacht!" Das zweite „eine Tragödie" überschriebene Gedicht beginnt: „Er steht und wendet sich. | Im Donner der Kanonen | verliert er die Kanonenfurcht." Weiterhin heisst es: „Und neben ihm seht | die huldvolle Königin, | getroffen von Bombensplittern mit dem Lächeln eines Engels | in dunkler Kasematte weilend. | Sie ruft zum Himmel: | Hier liege mein Gebein! | Ich kenne nur Tod, nicht Flucht." — Und gegen den Schluss: „Und doch! | Tiefsinniges Schicksal! | Unglückselige Grossthat! | Das Herz seines Volkes bleibt kalt für ihn; | das Blut seiner Tapfern fliesst nutzlos dahin."

In dem Schlussgedicht „die Eiche" mögen noch die beiden ersten und die beiden letzten Strophen von den angedeuteten kleinen Fehlern wie von den grösseren Vorzügen dieser Dichtungen Zeugniss ablegen:

Altes Deutschland, morsche Eiche,
Unsers Hoffens Grab!
Neige
deine Zweige
schamvoll tief zur Erd' hinab!

Unter deinem Laub versteckten
böse Würmer sich,
heckten
und befleckten
bis hinauf zu Gipfel dich.

Junges Deutschland, Heldenwiege,
rings vom Feind umschnaubt,
kriege,
kämpf' und siege,
kränze deines Kaisers Haupt!

Dran und drauf! Und alle Glieder,
die man uns entzog,
Brüder,
holt sie wieder!
Junges Deutschland, lebe hoch!

K. L. K.

Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (G. Parthey), 1860.

Auch dieses in elegantester Ausstattung recht zum Geschenk geeignete Büchlein darf zum Beweise dienen, dass über Goethe noch nicht zu viel geschrieben worden ist und dass auf Erläuterungen durch Philologen und Schulmänner wie Düntzer und Viehoff „Deutungen" folgen müssen, welche die Tiefen der Dichtung aus genauer Kenntniss der Gesammtentwicklung jenes grossen Mannes zu erschöpfen versuchen. Herr Martin hat es übernommen, den Nachweis zu führen, dass die „vier Jahreszeiten" keine losen Distichen sind, sondern einen innern Zusammenhang haben, und zwar um die Jahreszeiten des Lebens zu schildern; es ist dieses durch eine Deutung geschehen, welche sich fast ganz fortlaufend lesen lässt, und jedenfalls die nie genug gekannte Fülle der herrlichsten Gefühle und Gedanken deutlich hervorhebt. Der Verfasser scheint uns ein Mann, der sich liebevoll in Goethe hineingelesen hat, und ist offenbar kein Parteimann auf staatlichem, kirchlichem oder pädagogischem Gebiete; vielmehr schon in vorgerückterem Alter, in welchem Ruhe der Gesinnung einzutreten pflegt, was grade die Deutung des „Winters" zu beweisen scheint. Diese Eigenschaften sind aber auch unsres Bedünkens für eine höhere Auffassung Goethe'scher Werke nöthig, denn Goethe war, was ihm die Parteimänner mit Recht verargen, weil sie eben nicht anders können, weder ein heidnischer Atheist noch ein aristokratischer Höfling. Er war kein Ernst Moritz Arndt, dessen christlichem Boden und deutscher Vaterlandsliebe entsprossene Dichtungen Deutschland liest und singt, allein trotzdem ist doch die Auffassung eines Ooferzee viel zu engherzig, welche vor dem Dichter Goethe warnen will. Das, was Goethe war und bleibend sein wird, konnte er garnicht anders als gerade so sein und in diesem Bezuge geben auch die vier Jahreszeiten die schönsten Lehren, vollends wenn sie uns erschlossen worden, wie es im vorliegenden Büchlein geschieht. Wir verweisen auf S. 83 bis 85. Die vier Jahreszeiten des Lebens gehen so vorüber wie Goethe beschreibt und nicht allein die gebildete Frau, auch der ältere Mann wird sich sagen müssen, so ausgelegt vermöge ihm die Goethe'sche Dichtung erst recht zu genügen.

Wer Distichen geschrieben hat, wie:

„Was ist das Heiligste? das was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht. —

oder wie:

„Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam und nie blicke nach oben hinauf!"

das war, wir wiederholen es, kein heidnischer Atheist, kein aristokratischer Höfling. Die Vollendung der Kunst, ein wie keine andre an Ereignissen reiche Zeit, poetisch aufzufassen, das Panorama zweier Jahrhunderte an sich vorüberziehen zu lassen, in lauterster Harmonie sich selbst sicher zu bewegen, dieses alles ist Goethe's unvergleichliche Grösse.

Einer der Versuche, recht innig in diese Tiefe des einzigen Mannes einzuführen, ist das vorliegende Buch. Philologen und Commentatoren finden nichts für sich, allein es ist ein Büchlein für Jung und Alt, für alle jene Kreise, in denen man es liebt, sich aus dem Altagsleben in reinere und edlere Regionen zu erheben.

D.

Schottische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmass des Originals übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1861.

Die Verfasserin hat schon im Jahre 1857 schwedische und im J. 1858 dänische Volkslieder der Vorzeit herausgegeben, jetzt folgen die schottischen, die isländischen, norwegischen, färöischen und holländischen werden versprochen und es soll zum Schlusse eine Auswahl deutscher Lieder folgen, um so die germanischen Volkslieder (Balladen, Weisen) in ihrer Gesammtheit der deutschen Leserwelt vorzuführen. Die 39 scottish ballads, welche wir in dieser Sammlung finden, sind mit grosser Gewandtheit übertragen, so dass man den eigenthümlichen Geist der Volksdichtung recht deutlich darin wiederfindet. Manche derselben gehören übrigens offenbar einer spätern Zeit an, in welcher das ursprünglich Epische jener Balladen schon in das mehr Lyrische überzugehen anfing, z. B. Lord Lovel (25), die beiden Raben (19). Das Wissen der Verfasserin um alle solche Gegenstände zeigen die beigefügten sehr lehrreichen Erläuterungen, deren Hauptverdienst darin besteht, dass sie die ähnlichen Dichtungen anderer germanischer Nationen vergleichen. Die schottischen Balladen theilen mit den schwedischen die Eigenthümlichkeit der Refrains, nicht allein derer am Ende, sondern oft auch in der Mitte einer Strophe und zwar scheint diese Form nicht die ältere zu sein. Da die Verfasserin durch ihre gelungenen und gediegenen Arbeiten ein Gesammtbild der germanischen Volkspoesie der Vorzeit geben will, so bietet sie hoffentlich mit dem Schlussbändchen eine Abhandlung über die Stellung, welche die verschiedenen Nationaldichtungen zu einander einnehmen, die Gleichheiten und Gegensätze derselben, die heidnischen und christlichen Elemente, die Refrains u. s. w., was gerade einem feinen poetischen Geiste am klarsten zu werden pflegt. Die Verfasserin lebt, wie wir hören, in Hamburg und ist eine jüngere Schwester des bekannten österreichischen Publizisten; das vorliegende Büchlein ist den Manen Alexander von Humboldts dargebracht, welcher die Dichterin bei einem Aufenthalte in Berlin mit liebenswürdiger Freundlichkeit empfangen hatte.

M. R.

Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und mit einem Glossar versehen von Karl Eichwald. Leipzig, 1860. Verlag von H. Hübner.

Anlage und Ausführung der vorliegenden — wenn wir nicht irren — pseudonymen Sammlung tragen mehr den Stempel eines Privatvergnügens, als den einer wissenschaftlichen That. Der Verfasser lässt uns gänzlich darüber im Dunkeln, ob er Sprichwörter aus ganz Niederdeutschland oder nur aus einem Theile desselben gesammelt und in Einen Dialect übertragen hat, ob er aus dem Munde des Volkes selbst geschöpft oder Vorhandenes nur zusammengestellt oder Beides gethan hat. Wir nehmen das Letztere an, wünschten aber wol, dass der Verfasser wenigstens seine Fundorte (wahrscheinlich meist Bremer Gegend) angegeben hätte. Vollständiger und dadurch werthvoller wäre jedenfalls die Sammlung geworden, wenn der Verfasser ausser den S. 92 angegebenen Quellen recht fleissig Dähnert's plattdeutsches und Danneil's altmärkisches Wörterbuch, Schwerin's Altmärker, Höfer's Sammlung und besonders Schütze's holsteinisches Idiotikon benutzt

hätte. Nach Dilettantismus aber besonders schmeckt das Glossar, in welchem sich allbekannte Wörter wie Emden, geck, kednhund, naber, oss, schöttel vorfinden, wogegen man nach den seltneren dübbeltje, dürkopsbrand, futikan, hartslag, quinkhlag, wuttels und noch vielen anderen sich vergeblich umsieht.

C. Schulze.

Noiré's Lehrbücher der französischen Sprache.

1. F. H. I. Albrecht's französische Grammatik, zweite Auflage, vollständig umgearbeitet und durchgängig vermehrt, von Dr. L. Noiré. Mainz, Verlag von Victor v. Zabern 1859.

Die Albrecht'schen Lehrbücher der französischen Sprache haben eine Zeit lang bei Grammatikern und Schulmännern allgemeine Anerkennung gefunden, aber auch ihre Mängel konnten denselben unmöglich entgehen und es hatte sich bald allgemein der Wunsch geltend gemacht, es möchten dieselben bei einer etwa nothwendig werdenden neuen Auflage einer gründlichen Revision unterzogen werden. Der Herausgeber dieser neuen, zweiten Auflage hat sich mit anerkennenswerthem Fleisse und bestem Erfolge der eben nicht so leichten Aufgabe, wie die Ueberarbeitung eines Lehrbuches scheinen könnte, unterzogen und dem Buche der Form und dem Inhalte nach jene Vollendung gegeben, die den Anforderungen der Gegenwart entspricht. — Von der Ueberzeugung geleitet, dass Einfachheit und Anschaulichkeit das leitende Prinzip beim Unterricht der ersten Altersstufen sein müssen, hat es der Herausgeber für angemessen erachtet, das Albrecht'sche Elementarbuch der französischen Sprache in seiner ursprünglichen, einfachen Form wieder erscheinen zu lassen, um das Fehlende und Mangelhafte in der eigentlichen Grammatik ergänzend nachzutragen. Diese eigentliche Grammatik ist es, welche eine gänzliche Umarbeitung erfahren hat. Nachdem die Regeln der Aussprache kurz aber erschöpfend angegeben sind, folgt ein Résumé alles dessen, was das Elementarbuch enthält, kurz zusammengefasst und in systematischer Ordnung. Dieser letzteren entsprechend musste aus der eigentlichen Albrecht'schen Grammatik Vieles in diesen ersten Theil der neuen Auflage aufgenommen werden, was mit dem im Elementarbuch Enthaltenen zusammengestellt, einen vollständigen, etymologischen Theil der Grammatik bildet. Es folgen diesem etymologischen Theile der Grammatik eine Reihe von Uebungsaufgaben nach, abweichend von der Anordnung im Elementarbuche und der Syntax, wo Regeln und Uebungen wechseln. Sie bilden einen Nachtrag zur Einübung der Formen und Regeln, die in dem für die ersten Altersstufen berechneten Elementarbuch nicht erschöpfend gegeben sind. — Der zweite Theil der Grammatik enthält die Syntax. War im etymologischen Theile bereits eine strengere Gliederung und Ordnung nothwendig als die Albrecht'schen Lehrbücher sie beobachten, so musste dies um so' mehr im syntaktischen der Fall sein, da er der complizirtere und schwierigere ist. Gerade im syntaktischen Theile war es, wo die Albrecht'sche Grammatik entschiedene Mängel bot, indem es ihr an gehöriger Gliederung und Uebersichtlichkeit fehlte und sie nicht auf die für die höheren Altersstufen, in's Besondere für Schüler höherer Lehranstalten, erforderliche Vollständigkeit Anspruch machen konnte. Grade in diesem Punkte zeichnet sich die 2. Auflage vor der frühern in vortheilhaftester Weise aus. Alles, was ins Gebiet der Syntax gehört, ist in diesem zweiten Theil aufgenommen worden (jedoch mit Ausscheidung der Gallicismen, Dialogen, Synonymen und jeglichen Apparates, der sonst Grammatiken zu wahren Lexiken anschwellen lässt);

aber, da strenge, systematische Ordnung das Ganze belebt, so ist das Studium der Sprache bedeutend erleichtert worden und es wird dem Zögling einer höheren Bildungsanstalt ein Leichtes sein, sich in dieser 2. Auflage zurechtzufinden, auch wenn er das Buch zum ersten Male vor sich nimmt. — Der Verfasser der ersten Auflage hat seiner Methode den Namen der calculirenden gegeben. Es sollte jedesmal nach Vorausschickung einiger Beispiele von dem Schüler die Regel aufgefunden und in bestimmter Form dann mündlich gegeben werden. Abgesehen davon, dass diese Methode nicht durch das ganze Gebiet der Grammatik durchführbar ist (wie denn auch überall, wo es nöthig war, der Verfasser der Grammatik, seine Methode aufgebend, interpretirend dem Schüler zu Hilfe gekommen ist), muss eine Grammatik auch für diejenigen brauchbar sein, welche nicht immer der Unterstützung des Lehrers sich erfreuen, oder, die etwas Vergessenes nachzuholen gedenken. Wer als praktischer Lehrer die calculirende Methode zu Grunde gelegt hat, wird aus Erfahrung wissen, dass die in Form des Gesetzes bestimmt gefasste Regel sich am besten dem Gedächtniss einprägt und dass es rathsam erscheint, in der Methode des Vortrages sich an das für die Erlernung anderer Sprachen, namentlich der alten, Geltende anzuschliessen, um für den Unterricht an höheren Lehranstalten die grösstmögliche Einheit und Uebereinstimmung zu erzielen. Der Herausgeber der 2. Auflage hat daher die calculirende Methode aufgegeben und es ist ihm gelungen, die Regeln in grösster Präcision und Bestimmtheit dem Schüler vorzuführen. — In der ersten Auflage der Albrecht'schen Grammatik waren die hie und da eingeschalteten Regeln nicht selten äusserlich gefasst und der Schüler durch mechanisches Vorgehen angewiesen, das Richtige zu finden. Im Kapitel über die Veränderlichkeit des participe passé (1. Auflage Nro. 137) waren z. B. die Sätze „je les ai vus tomber“ und „les accusés que j'ai entendu condamner“ nebeneinandergestellt und der Schüler gelehrt, im ersten Satze sei das participe veränderlich, weil der Infinitiv durch das Activ gedreht werden könne: sie fielen; im zweiten Satze sei das participe unveränderlich, weil der Infinitiv durch dass Passiv gedreht werden könne: sie wurden verurtheilt. Eine solche Art der Begründung ist eine allzu willkürliche und gewöhnt den Schüler an mechanisches Denken. Das warum so und nicht anders muss aus dem Geiste der Sprache und in logischer Begründung angegeben, das mechanische Verfahren als eine Art Erleichterung und Nebensache dem Schüler beigegeben werden. Auch hierin erhebt sich der Herausgeber der 2. Auflage über den Standpunkt des Verfassers der Grammatik und es trägt diese 2. Auflage überall den Charakter der Wissenschaftlichkeit und logischer Strenge. — Wir überlassen eine weitere Prüfung der 2. Auflage der Albrecht'schen Grammatik dem Urtheile sachverständiger Schulmänner und wollen nur noch erwähnen, dass aus der ersten Auflage der Grammatik eigentlich nur die Uebungsaufgaben, die, wenn auch nicht Alles neu und dem Lehrer zum Theil aus anderen Grammatiken bekannt war, jedenfalls mit Geschmack und im Hinblick auf die Bedürfnisse der Umgangssprache gewählt waren, aufgenommen wurden. Aber auch diese mussten hie und da vervollständigt und der neuen Fassung angepasst werden. Bei näherer Beachtung wird man bald zum Resultate gelangen, dass die vorliegende 2. Auflage der Albrecht'schen Grammatik eher eine selbständige Arbeit als eine Ueberarbeitung genannt zu werden verdient, eine Arbeit, die sich durch Vollständigkeit, systematische Ordnung, Kürze und Präcision aufs Vortheilhafteste empfiehlt.

---

2) Aufgaben zu französischen Stilübungen in vier Stufen etc. von Dr. L. Noiré. Mainz, Verlag von Victor v. Zabern. 1860.

In vorliegendem Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Französische, dessen erster Theil für die mittleren, der zweite für die obern Classen von höheren Lehranstalten berechnet ist, war es dem Verfasser einmal darum zu thun, den Schülern ein Buch in die Hände zu geben, bei dessen Benutzung sie stets auf die Regeln der Grammatik zurückgeführt würden. um jene Festigkeit und Sicherheit sich anzueignen, die unumgänglich nothwendig sind zu freien stilistischen Uebungen; aber es sollte dem Schüler zugleich ein Buch geboten werden, das dem Alter derselben und ihrer Vorbildung in anderen Gegenständen entsprechend, denselben nur Interessantes und Anziehendes bietet. Der Verfasser hat seine Aufgabe, was diesen letzten Punkt betrifft, so glücklich gelöst, dass das Buch, abgesehen von sprachlichen Zwecken, eine höchst interessante Lectüre bietet. Hierin, so wie in dem stufenmässigen Fortschreiten vom Leichtern zum Schwierigern. das in den vier Stufen mit grosser Umsicht gewahrt ist, zeichnen sich die Stilübungen des Verfassers aufs Vortheihafteste vor denen so vieler Sprachlehrer aus, die dem Grundsatz, „que la méthode soit nette et facile“ mehr in der Theorie als Praxis huldigen. Wir müssen die vorliegende Arbeit des Verfassers hauptsächlich als eine geschmackvolle bezeichnen, die ganz nach den Grundsätzen seiner Grammatik ausgeführt ist.

3) Résumé de l'Histoire de la littérature Française rédigé d'après les ouvrages de Baron, Demogeot, Villemain par Louis Noiré. Mayence, librairie de V. de Zabern. 1860.

Es ist gewiss ein Bedürfniss der Gegenwart geworden, die Schüler der oberen Gymnasialclassen mit den Hauptzügen der französischen Literatur vertraut zu machen, theils wegen des allgemeinen Interesses, theils wegen ihrer Beziehungen zur deutschen. Dieses Ziel sucht der Verfasser zu erreichen in seinem Abrisse der französischen Literaturgeschichte, der in schöner, geschmackvoller Sprache die Schüler in die Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur einführt und denselben in gedrängter Kürze die Anhaltspunkte für künftiges Selbststudium bietet. Neben den wissenschaftlichen, verfolgt der Verfasser aber noch den sprachlichen Zweck. Er will den Schülern die Materialien reichen, die dem Lehrer zugleich Gelegenheit bieten durch Erklärung und Verarbeitung mit seinen Schülern, diese anzuleiten, sich auch über einen wissenschaftlichen Gegenstand mit Takt und Sicherheit auszudrücken. Das Büchlein des Verfassers bildet gewissermassen den Schlusstein von dessen Lehrgebäude der französischen Sprache und trägt alle Eigenschaften an sich, um den Schüler zu fesseln und das Studium der Literatur einer für uns und die europäische Entwicklungsgeschichte so bedeutungsvollen Nation auch für die Zukunft zu empfehlen. —
Deutschland ist in jüngster Zeit reich geworden an Lehr- und Lesebüchern für das moderne Sprachstudium. Auf eine allseitige Bedeutung können natürlich nur jene gegründete Ansprüche machen, die den Grundsätzen wissenschaftlichen Fortschritts huldigen. Wir tragen kein Bedenken, die erwähnten Bücher des H. Dr. Noiré zu den bessern der letzten Classe zu zählen und denselben Verbreitung zu wünschen.

---

1) Auswahl französischer Gedichte von Malherbe bis auf die Gegenwart, herausgegeben v. Carl Goldbeck. A. Stein, Potsdam.
2) Album poétique pour la jeunesse par M. Meyer. H. Sauvage, Berlin.

Diese beiden Bücher sind vorzugsweise für den Gebrauch in höheren Töchterschulen bestimmt und es ist für den Ref. eine angenehme Pflicht, sie bestens zu empfehlen. Obwohl wir recht viele gute Lehrbücher bereits besitzen, bringt doch fast jeder Messkatalog eine Anzeige von neuen Sammlungen, die natürlich einem „tief gefühlten Bedürfnisse abhelfen“ sollen, wenngleich die meisten nichts weiter sind als ein Abklatsch früherer Erscheinnngen auf diesem Gebiete. Die beiden vorliegenden Bücher bringen nun aber wirklich etwas Neues. Die Sammlung von M. Meyer ist für Kinder von 7 — 11 Jahren bestimmt und bietet einen ganz vortrefflichen Stoff zum Lesen und Memoriren. Die kleinen poetischen Stoffe sind dem jugendlichen Alter ganz angemessen, rücksichtlich des Inhalts sowohl als auch des Ausdrucks; wir finden hier kurze, sehr leicht verständliche Fabeln, Gebete, Glückwünsche, Scherze u. s. w. und es muss anerkannt werden, dass die ganze Sammlung einen feinen pädagogischen Takt und recht viel Geschmack verräth; auch darf es nicht unerwähnt bleiben, dass hier die sehr bekannten und mehr oder weniger ziemlich abgenutzten Stücke sich nicht vorfinden, vielmehr fast ausschliesslich Neues geboten wird. Das kleine zierliche Büchlein, auf dessen Ausstattung grosse Sorgfalt verwendet worden, kann nicht verfehlen, recht viel Freunde zu erwerben.

Das unter Nro. 1 genannte Buch ist für eine höhere Unterrichtsstufe bestimmt und empfiehlt sich vor allem dadurch, dass es sehr viel Neues und nur Gutes bringt, das zugleich auch seiner Form wegen von den Franzosen werthgeschätzt wird; es ist dem Herausgeber überdies gelungen, recht Characteristisches zu finden, d. h. solche Stücke, welche irgend eine Seite des Volkscharacters deutlich kennzeichnen. Die in der Vorrede enthaltenen Winke zur Benutzung des Buches verdienen die vollste Beachtung und man gewinnt daraus die Ueberzeugung, dass der Verfasser ein talentvoller und zugleich erfahrener Schulmann sein muss. Dankenswerth sind auch die recht praktischen Anmerkungen und die dem Buche beigegebene Bearbeitung der Verslehre nach Quicherat. Ref. wünscht der Sammlung den besten Erfolg.

H.

---

1) Dr. Th. Gaspey. Englische Conversations-Grammatik. Sechste Auflage. Heidelberg, Groos.
2) Derselbe. Englisches Conversations-Lesebuch. Ebend. erster Theil. Für die untern und mittleren Klassen. Zweiter Theil. Für die oberen Klassen.
3) Dr. F. Otto. Französische Conversations-Grammatik. Fünfte Auflage. Ebend.
4) Derselbe. Französisches Conversations-Lesebuch. Zweite Auflage. Ebend. Erste Abtheilung. Für die untern und mittleren Klassen. Zweite Abtheilung. Für die oberen Klassen.

Die hier gerühmte Conversations-Methode besteht darin, dass in der Grammatik den Regeln Fragen und Antworten mit den Vokabeln der vor-

hergehenden Uebungsbeispiele, im Lesebuche den Lesestücken Questionnaires über den Inhalt derselben hinzugefügt sind. Herr Gaspey gerirt sich als Erfinder dieser auch von Madame Brée angewandten Methode, wird indess von seinem Nachfolger, Herrn Otto, an Geschick in der Behandlung derselben bei weitem übertroffen. Herr Otto hat selbst mit dem einfachsten Material Sätze gebildet, wie sie in der Unterhaltung verständiger Menschen vorkommen können, während Herr Gaspey Ollendorfiana zu Tage fördert, wie die folgenden: Has the mother the wine? No, she has the water. — Has the father of the boy the pot? — Are the lamps on the table? No, the forks are on the table. — Could I not sell a ewer? No, you might sell a spoon. — Should you like a sausage for dinner? Yes, if you have no soup. — und was dergleichen Consequenzen der rein synthetischen Methode mehr sind.

Beide Grammatiken erheben sich nicht über das Niveau der zahlreichen Bücher, welche ihre buchhändlerischen Erfolge dem Umstande verdanken, dass sie den Unterrichtsstoff auf das Bequemste und Vollständigste zurichten, so dass auch der schwächste Lehrer nicht durch die Nothwendigkeit einer Vorbereitung in seiner Bequemlichkeit gestört wird. Auf die Lehre von der Aussprache folgt die Grammatik, mit dem Artikel anfangend, auch sogar in der englischen Grammatik the, of the, to the, the. Die Aussprache ist mit deutschen Buchstaben bezeichnet. Die damit verbundenen Uebelstände vermeidet Herr Otto zuweilen, z. B. bei den Nasallauten schreibt er a͡u, ä͡u u. s. w. das halblaute e bezeichnet er mit einem ganz kleinen ö̊. Dagegen schreibt er règne = räj'n.

In beiden Lesebüchern ist der Stoff weniger mit Rücksicht auf Classicität als darauf ausgewählt, dass er den Schüler interessirt und von ihm mit Leichtigkeit mündlich oder schriftlich frei wiedergegeben werden kann. Da dem Lehrer häufig die eingeführten Chrestomathieen einen solchen Stoff nicht liefern, so dürfte dieses der grösste Vorzug sein, um dessentwillen die genannten Lesebücher Empfehlung verdienen.

Ueber einen Punkt haben wir noch mit Herrn Otto zu rechten. Er lässt den Bindestrich nach très weg und rechtfertigt diese allerdings häufig vorkommende Auslassung damit, dass der Gebrauch dieses Bindestrichs keinen vernünftigen Grund zur Unterlage habe. — Es lässt sich zwar nicht bei allem Bestehenden die historische Berechtigung durch einen vernünftigen Grund nachweisen; aber bei den Erscheinungen der Sprache muss man sich doch hüten, das Vorhandensein eines vernünftigen Grundes nur darum zu leugnen, weil man denselben nicht kennt. Wir meinen das tiret aus folgendem Grunde rechtfertigen zu können: très, das lateinische trans, hat vor dem französischen Adjectiv dieselbe steigernde Bedeutung wie das lateinische per, ist aber kein selbständiges französisches Wort. Würde es im Lateinischen ebenso gebraucht, so würde es mit dem Adjectiv zu einem Worte vereinigt werden. Wäre es ein selbständiges französisches Wort, so würden très und das Adjectiv getrennt geschrieben werden. Das tiret bezeichnet also hier, wie in vielen anderen Fällen eine auffallende Verbindung, in welcher das eine Glied kein selbständiges französisches Wort ist. Wir erachten das Weglassen des tiret nicht als Fehler, können aber den von Herrn Otto gegen dasselbe angeführten Grund nicht gelten lassen.

v. D.

Vollständige Schulgrammatik der englischen Sprache, von Dr. Rudolph Degenhardt, Bremen, Kühtmann, 1861, zweiter Kursus des Elementarbuches von demselben Verfasser, betitelt: Naturgemässer Lehrgang zur gründlichen und schnellen Erlernung der englischen Sprache.

Es wird namentlich denen, welche schon das anerkannt vortreffliche Elementarbuch Degenhardt's als Unterrichtsmittel benutzt haben, erwünscht sein, aus derselben Feder ein Buch in die Hand zu bekommen, welches zu einem Abschlusse führt und, als Schulgramatik, durchaus vollständig genannt werden kann. Die Einrichtung desselben ist aber der Art, dass es sich jedem beliebigen vorbereitenden Lehrgange leicht anfügen und sogar recht wohl ohne einen solchen gebrauchen lässt, weshalb wir es allgemein empfehlen dürfen.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte. Der erste besteht aus einer kurzen Einführung in den englischen Sprachbau; der zweite heisst: Erweiterte Formlehre, verbunden mit Syntax; der dritte behandelt die Wortbildung; der vierte bildet ein deutsch-englisches Wörterbuch.

Mit dem ersten dieser Abschnitte will der Verfasser namentlich denen ein Genüge thun, welche nicht im Besitze seines Elementarcursus sind und eine Brücke bieten, über die jeder vorbereitende Unterricht in den an das Buch anzuschliessenden systematischen hinübergeführt werden kann. Je nach dem Dafürhalten des Lehrers kann aber auch der erste Abschnitt (36 Seiten) ganz wegfallen.

Der zweite Abschnitt umfasst die beiden Gebiete der Etymologie und Syntax und zwar wird jeder Redetheil in Einem Kapitel, gleich in beiderlei Rücksicht erschöpfend abgehandelt. Jedes Kapitel zerfällt in mehre Abtheilungen, deren erste (eine oder mehre) das hergehörige Etymologische und deren letzte (eine oder mehre) das betreffende Syntaktische vorführen. Bei diesen Unterabtheilungen ist die Anordnung der Lectionen des Elementarbuches beibehalten, nach welcher zuerst Mustersätze zur selbständigen Auffindung der Regeln gegeben, darauf diese selbst in conciser Form aufgestellt, und schliesslich deutsche Uebungssätze oder Stücke zur Anwendung des Gelernten gegeben werden. Bei den Regeln ist das weniger Wesentliche durch kleineren Druck bezeichnet.

Der dritte und vierte Abschnitt sind nützliche Zugaben.

Wie nach dem Elementarcursus zu erwarten, hat der Verfasser auch in der Schulgrammatik etwas sehr Schätzenswerthes geboten, das sich ohne Zweifel in die erste Reihe englischer Sprachbücher stellen darf und wird. — Die Uebersichtlichkeit des Ganzen, die scharfe Begrenzung und Rundung des Einzelnen, die zweckmässige Anordnung innerhalb der Kapitel und Unterabtheilungen, die Auswahl der Mustersätze, die Fassung der Regeln und die Reichhaltigkeit des Uebungsstoffes sprechen dafür, dass hier so ziemlich alle methodischen Errungenschaften der Neuzeit zusammengekommen sind.

Dr. H. Schmick.

Six Tales from Shakspeare bey Charles and Miss Lamb. Mit grammatischen Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von Dr. F. Balty. Altenburg, Schnuphase'sche Buchhandlung.

Obiges Werk ist ein recht brauchbares Lesebuch für mittlere Klassen, welches warme Empfehlung verdient. Aus den schönen Erzählungen Lamb's hat der Herausgeber eine zweckmässige Auswahl getroffen, indem er sich auf sechs Stücke beschränkte und diese nun vollständig giebt. Das beigefügte Wörterbuch ist für den Zweck ganz ausreichend, und man kann es nur billigen, dass Herr Balty unter dem Texte mancherlei Schwierigkeiten erklärt, was dem jugendlichen Leser das Verständniss wesentlich erleichtert, ohne doch — wie man das so häufig findet — eine Eselsbrücke zu sein. Die grammatischen Erläuterungen, welche sich grossentheils auf die Syntax beziehen, sind äusserst klar und präcis. Die Ausstattung ist sehr gut.

H.

On Dr. Russel's Life of Cardinal Mezzofanti, by Thomas Watts. Berlin, Asher & Co. 1860.

Der vorliegende höchst interessante Aufsatz über den grossen Linguisten Cardinal Mezzofanti ist aus den Verhandlungen der Londoner philologischen Gesellschaft besonders abgedruckt worden und bietet eine eingehende Kritik über das bekannte Werk des Präsidenten v. Maynooth, Dr. Russel. Schon in früheren Jahren hatte H. Watts die Esquisse historique von M. Manavit, welche das Leben desselben wunderbaren Sprachkenners behandelte, scharf beleuchtet und er liefert jetzt den Beweis, dass die Arbeit von Russel jenen ersten biographischen Versuch zwar bei Weitem übertreffe, dennoch aber in einzelnen Punkten Ungenauigkeiten enthalte. Das Letztere gilt namentlich in Beziehung auf die Zahl der Sprachen, welche der Cardinal beherrscht haben soll. Die Angaben, welche wir über diesen Punkt von Dr. Minarelli haben, beruht auf den unzuverlässigsten Voraussetzungen und es muss namentlich erwähnt werden, dass sich in der betreffenden Liste viele Dialecte finden, welche als besondere Sprachen aufgeführt sind. Der Verfasser führt nun an, der Cardinal habe selbst im Jahre 1833 dem ungarischen Schriftsteller Franz Pulszky in einem Gespräche mitgetheilt, dass er damals 43 Sprachen verstehe; in ähnlicher Weise sprach er sich gegen den Grafen Mazzinghi aus und bestimmte im Jahre 1835 gegen Mad. Paget die Zahl auf 40 bis 50. Herr Watts citirt hierauf verschiedene sehr interessante Zeugnisse von berühmten Zeitgenossen, welche nach eigenen Angaben Mezzofanti's die eben erwähnte Zahl bestätigen und es wird schliesslich in überzeugender Weise nachgewiesen, dass der Cardinal kurz vor seinem Tode 60 oder 61 Sprachen redete und etwa 30 im vollsten Masse beherrschte. Ausser Mithridates, Pico von Mirandola, Jonadab Alhanar und Sir William Jones, die etwa 20 Sprachen verstanden, liessen sich, wie der Verf. meint, nur wenige Linguisten anführen, deren Wissen in gleicher Weise umfassend gewesen, und er nennt in dieser Beziehung Sir John Bowring mit 20, Elihu Burritt mit 18 Sprachen, behauptet, dass L. Augustin Prevost, ein früherer Beamter des British Museum eine ziemliche Kenntniss von etwa 40 Sprachen besessen habe und führt bei dieser Gelegenheit auch an, dass Dr. Paul de Lagarde in Berlin „has the reputation of knowing above twenty languages.“ Nach den vorliegenden Angaben scheint Mezzofanti die Sprachen vorzugsweise nach dem Gehöre aus dem Munde von Eingeborenen erlernt zu haben und sich bei

eifrigem Streben nach einer guten Aussprache vorzugsweise für die Conversation befähigt zu haben; Signor Libri giebt ihm freilich auch das Zeugniss, dass die sprachlichen Kenntnisse des Cardinals zugleich sehr gründlich und gelehrt gewesen seien. Merkwürdigerweise hat Mezzofanti in literarischer Beziehung fast gar nichts geleistet; wir besitzen von ihm nur eine Abhandlung über die Sette communi in Vicenza und eine Lobrede auf den Pater Emmanuel Aponte. welcher nach seiner Meinung die beste Methode für den Sprachunterricht besessen habe. Auch gegen die Abfassung von Briefen hatte der Cardinal die grösste Abneigung, er mochte überhaupt nicht gern die Feder ansetzen, und es ist deshalb recht dankenswerth, dass sich Herr Watts die Mühe gegeben hat, eine Anzahl von Gedichten in verschiedenen Sprachen seiner Abhandlung beizugeben, welche Mezzofanti seinen Zöglingen bei ihrem Scheiden von Rom in das Stammbuch geschrieben hatte. Man sieht daraus zugleich, dass der Ausdruck doch noch an kleinen Unvollkommenheiten leidet, z. B.

May Christ be on your lips and heart,
Show forth by facts what words impart,
That by sound words and good behaviour
You may lead others to the Saviour.

Hier würde ein Engländer nicht facts, sondern deeds geschrieben haben, denn facts ist nicht das Gegentheil von words, sondern von fictions.

H.

Urval ur Franska Litteraturen till dess venners och den studerande ungdomens tjenst efter tidsföljd utarbetadt af F. N. Staaff.

Der Verfasser der obigen französischen Anthologie, Herr Staaff, ist königlich Schwedischer Artilleriehauptmann und Lehrer der französischen Sprache und Literatur an der k. Militär-Akademie zu Stockholm. Dieselbe ist bis jetzt in 3 Bänden erschienen und umfasst die Zeit von 1600 — 1830; vorangeschickt ist eine gedrängte Skizze der Entwicklung der französischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts, die ein licencié-ès-lettres aus der französischen Schweiz, Mr. J. H. Kramer, dem Verf. geliefert, und daran schliessen sich, wie in der „France littéraire,“ einige Proben der altfranzösischen Sprache. Das letzte Werk, aus dessen Vorrede die treffenden Worte: La littérature qui est l'expression fidèle de la société doit former un ensemble qu'il faut parcourir dans son entier pour saisir le caractère particulier des diverses époques d'une langue et se faire une juste idée de l'esprit, de la mission et de l'influence des écrivains de chaque siècle, der Anthologie als Motto vorgesetzt sind, hat dem Herrn Verfasser überhaupt als Muster für die Einrichtung derselben gegolten. Um seine äussere Berechtigung zur Herausgabe eines solchen Compendiums zu erweisen, beruft er sich auf die Worte Göthe's: „Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefasst und so geistreich, dass wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt. Die grossen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles trifft einzeln und gewaltig.“ Wollen wir auch nicht behaupten, dass Göthe hiermit das richtige pädagogische Prinzip hervorgehoben, so wird doch die Berechtigung eines solchen Handbuches für die Literaturgeschichte heutigen Tages von keinem einsichtigen Schulmanne bestritten. Indem wir nun dem Herrn Verfasser von

ganzem Herzen die weite Verbreitung seines Werkes, besonders den Eingang an den Bildungsanstalten seiner Heimath wünschen, hätten wir doch demselben grade auch die Vorzüge gewünscht, durch welche sich die France littéraire auszeichnet. Bei einem solchen Handbuch kommt es vor Allem auf ein besonnenes Masshalten an, die Beobachtung des alten goldenen Spruches: non multa, sed multum! Absolute Vollständigkeit kann nun einmal nicht das letzte Ziel für das „Handbuch" einer Literaturgeschichte sein. Wem es um ein eindringenderes Studium der Sprache und des Entwicklungsganges des französischen Geistes, wie er sich in seinen literarischen Productionen manifestirt, zu thun ist, kann seine Studien nicht auf den engen Raum eines Compendium beschränken, sondern wird zu den Quellen selbst zurückgehen müssen. Das Handbuch soll also nur ein praktisches Bedürfniss befriedigen, das Bedürfniss der Schule. Für diese hat aber der Herr Verfasser mit seinem jedenfalls rühmlichen Fleisse des Guten zu viel gethan, wenn er auch III, 255. Anm. 1. selbst einräumen muss: nous allons, d'après notre plan, mentionner les auteurs de l'époque dont nous n'avons pu malgré nous donner quelques échantillons. On nous concèdera toutefois que des difficultés trop grandes existent pour rendre cette liste tant soit peu complète. Voici du moins quelques noms saillants que le lecteur a le droit d'exiger dans un ouvrage du genre de celui-ci. Herr Staff hätte deshalb lieber die einzelnen Epochen der französischen Literaturgeschichte in ihren hauptsächlichsten Momenten genauer charakterisiren sollen, als dies in der kurzen allgemeinen Einleitungen zu jedem Bande und in den Anmerkungen unter dem Text nach Vinet, Herrig et Burguy, Villemain, Biographie Universelle des Contemporains, etc. etc. geschehen ist. In das Druckfehlerverzeichniss, das im 4. und letzten Bande nachfolgen soll, dürfte u. A. III. p. 321: fragments du l'essai sur l'astronomie; ib. p. 378. Anm.: Napoléon lui chargea d'organiser le gouvernement aufzunehmen sein.

Dr. Freyschmidt.

---

1. Theoretisch-praktischer Lehrcurs der italienischen Sprache, bearbeitet von Siro Maria Zerbi, ehemaligem Professor der französischen Sprache an der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, derzeit supplicirendem Professor der italienischen Sprache und Literatur an der ständischen Akademie zu Brünn. Zweite Auflage. Brünn, 1859. In Commission bei Fr. Karafiat. Druck und Verlag von Georg Gasti. Gr. 8. 385 S.

2. Neue italienische Conversations-Grammatik. Nach Dr. Emil Otto's französischer Conversations-Grammatik bearbeitet von Carl Marquard Sauer. Heidelberg, Julius Groos, Verlag. 1857. 8. XV. und 418 S.

3. Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. Von Heinrich Wild, Professor in Mailand. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1860. 8. VI. und 206 S.

Nr 1 ist mit schönen Typen und schönem Papier gedruckt, nur nicht eben so correct. Das ziemlich reiche Druckfehlerverzeichniss liesse sich durch manchen Beitrag noch mehr bereichern, namentlich durch solche, wo

die Gesetze der Sylbentheilung gröblich verletzt sind, wie z. B. figli-uolo (S. 11), gagli-ardo (S. 12), as-pettavano (S. 13), las-ciarono (S. 13) etc. Auch wäre zu wünschen, dass Jemand das Manuscript vor dem Druck durchgesehen hätte, da der Herr Verfasser der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist. Eine Ausdrucksweise wie z. B.

> „Da jedes Vorwort von seiner Ergänzung begleitet ist, so entsteht daraus, wie nach obigen Beispielen erhellt, dass das Hauptwort in der zweiten, dritten oder vierten Endung sein kann, sonst wäre es kein Vorwort mehr, sondern ein Nebenwort" (S. 245).

sieht man nicht gern in einem Buche, welches einen wissenschaftlichen Gegenstand behandelt. Zweifelhaft bleibt freilich, ob die blosse Ungeübtheit im Gebrauch der deutschen Sprache auch solchen Sätzen zur Entschuldigung anzurechnen sei wie z. B.

> „Um das Geschlecht der Hauptwörter zu erkennen, wie bereits etc. erwähnt wurde, haben die Italiener zwei Geschlechter" (S. 48).
>
> „Dieses (nämlich das unbestimmte) Fürwort enthält mehrere andere Fürwörter, die alle unbestimmt sind (S. 141).

Schätzbar ist das Bestreben, in einer deutschen Schrift keine undeutschen Wörter gebrauchen zu wollen. Allein was uns Deutschen selber nicht überall gelingt, dürfte auch Herrn Zerbi nicht sonderlich glücken. Hauptwort für Substantiv und Aehnliches, leidet kein Bedenken; statt Vor- und Nebenwort sagt man bezeichnender Verhältniss- und Umstandswort. Geschlechtswort statt Artikel sagt kein Einsichtsvoller; denn mit dem Geschlechte hat der Artikel nicht mehr zu thun als das Fürwort, das Beiwort, das Ordnungs-Zahlwort und das Particip. Jener Ausdruck ist nur dann willkommen, wenn man sich, wie Herr Zerbi, die Mühe ersparen will, die eigentliche Bedeutung dieses Redetheiles aus einander zu setzen. Unstatthaft sind ferner Abänderung für Declination, Abwandlung für Conjugation, zurückführendes und unübergehendes für reflexives und intransitives Zeitwort; anzeigende, verbindende, gebietende, unbestimmte Art für Indicativ, Conjunctiv, Imperativ, Infinitiv; erste und zweite halbvergangene Zeit für Imperfectum und das erzählende Präteritum (Aorist). Die meisten dieser Verdeutschungen sind von Fornasari entlehnt, und ich habe die Aufnahme derselben kürzlich auch in meiner Besprechung der italienischen Sprachlehre von Mussafia zu rügen Anlass genommen. Der unglücklichste Einfall aber ist der, statt Casus oder das untadelhafte und überall gangbare „Fall" Endung zu setzen, und das grade in Ansehung des Italienischen, das (wie die übrigen romanischen Sprachen) für die Casus eben keine Endungen hat. Man sieht daraus, wie selbst das Widersinnigste in Gebrauch kommen und unbefangen immerfort nachgesprochen werden kann, ohne dass es auch nur des geringsten Nachdenkens gewürdigt würde. Es wäre interessant, die Gründe zu erfahren, warum die genannten Sprachlehrer „Endung" für vorzüglicher halten als „Fall."

Zu der Klage hinsichtlich des Nachdenkens wird man übrigens von Herrn Zerbi häufig gedrängt, selbst bei den allereinfachsten Dingen. Die Fürwörter gli und lo z. B. werden, wenn sie auf einander folgen, bekanntlich in glielo zusammengezogen. Ein Kind würde auf die Frage, was hierbei geschehen sei, in seiner Unbefangenheit antworten, es sei zwischen gli und lo ein e eingeschoben. Dasselbe lehrt (nach Fornasari) Herr Zerbi (S. 104). Wie viel Nachdenken gehört wohl dazu, erkennen zu lassen, dass gli in dem gegebenen Falle so gut wie mi, ti, si, ci, vi sein i in e verwandelt, dabei aber genöthigt ist, zum Schutze seines Suono schiacciato nunmehr ein Hilfs-i aufzunehmen? Nicht also das e, sondern das i ist in glielo das eingeschobene. Aehnlich verhält es sich z. B. mit moglie (Gattin), dessen Plural mogli Herr Professor Zerbi (mit Fornasari) für unregelmässig ansieht (S. 38), ungeachtet er eben so regelmässig ist wie figli von figlio und hundert andere. Denn der Pluralis verwandelt gesetzlich jedes e (wie jedes o) in i, und da

dieses i den Suono schiacciato ohne Weiteres bedingt: so fällt das im Singularis lediglich zu diesem Zweck gegebene als nunmehr überflüssig geworden selbstverständlich aus. Noch mehr: Herr Zerbi lehrt (ebend.) ganz richtig, dass z. B. von tempio der Plur. tempj laute, dass aber bei Wörtern wie figlio „der Gebrauch berechtige, im Plur. auch (auch!) ein einfaches i zu setzen," was doch Fornasari schon weit richtiger dargestellt hat.

Wenn nun Herr Zerbi schon so einfache Dinge, zum Theil selbst gegen Fornasari's bessern Vorgang, in solcher Weise behandelt: was wird dann in Betreff schwierigerer zu erwarten sein? Er sagt z. B. über die Nomina auf co und go und deren Plur. auf ci und gi oder chi und ghi:

> „Ueber diese Ausgänge lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen, und ihre Anwendung kann nur durch den Gebrauch gelernt werden" (S. 37).

Ueber die Stellung der Beiwörter:

> „sie ist nicht willkürlich; sie (die Beiwörter) haben eine verschiedene Bedeutung, je nachdem man sie vor oder nach dem Hauptworte setzt. So heisst un uomo povero ein Mann ohne Vermögen, und un povero uomo ein unbedeutender, elender Mensch etc. für alle Andern" (S. 55).

In Betreff der verkürzten Participia der 1. Conjugation (guastato, guasto) gibt er das Beispiel: questa serratura è guasta (dieses Schloss ist verdorben) und chi ha guastato questa serratura (wer hat d. Sch. verdorben) mit der Erklärung:

> „Nur ein geübtes Ohr ist im Stande, diesen feinen Unterschied genau zu merken" (S. 230).

Hinsichtlich der Congruenz eines Particips nach avere und den Fürwörtern mi, ti, si, ci, vi lesen wir Folgendes:

> „Da nun diese Fürwörter in der 3. so wie in der 4. Endung gleich sind, so muss man vorher wissen, in welcher Endung sie stehen, oder besser gesagt, welche Endung regiert das in Rede stehende zurückführende Zeitwort, was man in den meisten Fällen dadurch erörtern kann, indem man zu der 1. oder 2. Person einfacher Zahl seine Zuflucht nimmt. Ich sage in den meisten Fällen, da die Zeitwörter beider Sprachen oft nicht eine und dieselbe Endung regieren; dies lernt man bloss durch Uebung" (S. 232).

Doch genug davon. Es kann hiernach nicht befremden, dass z. B. über die Unregelmässigkeiten der Verba gar kein Aufschluss gegeben ist. Die unregelmässigen Verba sind mit ihrer Conjugation einfach hingestellt, mit der dürren Vorbemerkung:

> „Es waltet dabei keine andere Schwierigkeit ob, als die wenigen Unregelmässigkeiten genau zu merken, wodurch sie von der allgemeinen Regel abweichen" (S. 155).

Eben so wird man in dem, was über die Wortfügung (S. 258 flg.) gesagt ist, vergebens das suchen, was da eigentlich hingehört. Zu charakteristisch ist aber Folgendes über die „unregelmässige Wortfügung" (Inversion), als dass ich es dem geneigten Leser vorenthalten könnte:

> „Diese Wortfügung unterliegt keiner andern Regel als jener, welche ihr die Klarheit und die Harmonie auferlegen. Um diese Wortfügung zu bilden, braucht man w e n i g S t u d i u m , a b e r u m s o m e h r G e f ü h l. Da ein jeder Mensch seine eigene Art zu fühlen hat, so kann diese Wortfügung in das Unendliche variiren. Die italienische Sprache ist in dieser Hinsicht höchst vortheilhaft begabt; sie ist vielleicht die einzige, die eine unumschränkte Macht hat, nach Willkür über die Wörter zu verfügen und der Ordnung zu folgen, welche am meisten dazu beiträgt, der Rede Mannigfaltigkeit, Anmuth, Kraft und Einklang zu verleihen. Indessen hat diese Freiheit auch ihre Grenze. Nur das wohlbedachte Lesen der besten Schriftsteller der alten und neuen Zeit wird uns in den Stand setzen, die richtige Anwendung

jener Redewendungen, jener Versetzungen und aller jener kleinen Freiheiten, womit sie mit so vielem Glücke ihre Worte zu zieren wissen, uns anzueignen. Hier folgt der Auszug der Hauptregeln über die unregelmässige Wortfügung."

Der Leser ist darauf gespannt und seine Erwartung wird mit folgenden Sätzen befriedigt:

„1. Indem man der Rede den grössten Nachdruck und den schönsten Einklang zu geben trachtet, darf man ja nicht ausser Acht lassen, dass selten die Klarheit Etwas dabei gewinnt.

2. Man soll in der Anwendung der Versetzungen nicht zu leichtgläubig (leichtsinnig?) sein; wenn ich z. B. sage: Il fratello odia il cugino, so ist es deutlich, dass nicht der Vetter, sondern der Bruder ist, der hasst. Wenn ich aber sage: Il cugino odia il fratello, so ist es umgekehrt und die Person, welche früher gehasst wurde, ist hier die Hassende geworden.

3. Uebrigens entsprechen die Versetzungen durchaus nicht jeder Rede. In einem leichten, fliessenden Stile z. B. wären sie sehr unpassend, und es wäre lächerlich, wenn der Geschichtschreiber den Versetzungen des Redners und dieser denen des Dichters nachahmen wollte.

4. Unter den Schriftstellern, deren Werke man zu lesen gewählt hat, wird man hauptsächlich jene vorziehen, welche sich von der französischen Einförmigkeit und von den zu häufigen Versetzungen der lateinischen Sprache fern gehalten haben. Boccaccio und seine Nachahmer haben diesen Fehler bis zur Langweile getrieben. Uebrigens so bewunderungswürdig auch Boccaccio sein mag, bin ich weit entfernt, das Lesen desselben zu empfehlen, da es von gewissen Episoden (Zwischenhandlungen) wimmelt, welche durchaus nicht der Art sind, der Jugend gute und tugendhafte Gesinnungen einzuflössen.

5. Es ist unstreitig, dass die italienische Sprache die harmonischste unter allen jenen ist, welche man kennt. Glücklich Derjenige, den die Natur mit einem harmonischen Gehör begabt hat. Dieser Vortheil jedoch, so schön und gross er auch ist, ist nicht hinreichend; auch durch das Lesen guter Schriftsteller und den häufigen Umgang mit gebildeten Individuen der Nation kann man es im Sprachfache dahin bringen, jenen, ja sogar den höchsten Grad der Harmonie, so schlecht man auch in dieser Beziehung von der Natur begünstigt wurde, zu erlangen." (S. 268 flg.)

Dies sind die Sätze, welche über die Inversion belehren sollen! Man wird den Standpunkt, den dies Buch einnimmt, wohl zur Genüge erkennen. Wo man es aufschlägt, da ist es interessant. Auch an eigentlichen Unrichtigkeiten, Irrthümern, Halbheiten leidet es keinen Mangel. Herr Zerbi lehrt z. B., das Präsens des Conjunctiv werde

„aus der dritten Person der einfachen Zahl der gebietenden Art" (S. 85)

gebildet, anstatt dass umgekehrt diese Person des Imperativ eben selber die ist, die Herr Zerbi daraus entstehen lässt. Nach dem Bemerken, dass „man" durch si ausgedrückt werde, sagt er:

„Bei der Begegnung von zwei si (man sich, si si), was abgesehen von den Zweideutigkeiten, die dadurch entstehen könnten, schon des Wohlklanges wegen nicht gesagt werden kann, gibt man dem Satze eine andere Wendung etc." S. 99,

anstatt zu sagen, dass ein solches si si geradezu Unsinn wäre. Weiteres will ich mir und dem geneigten Leser ersparen. Nur berichten muss ich noch, dass Uebungsaufgaben (mit untergesetzten Vocabeln) zum Uebersetzen in beide Sprachen durch das ganze Buch hindurchgehen, die sich jedoch nicht über einzelne, unzusammenhängende Sätze erheben, und dass grössere,

zusammenhängende italienische Lesestücke den Beschluss machen, doch ohne Angabe der Quellen, denen sie entnommen worden mit Ausnahme einiger Fabeln (in Prosa) von Agnolo Firenzuola und Gasparo Cozzi, welche Verfasser namhaft gemacht sind. Poetische Lesestücke und Andeutungen über den italienischen Versbau fehlen ganz, so wie dem Lernenden auch keine Gelegenheit geboten wird, grössere, zusammenhängende Stücke aus dem Deutschen ins Italienische zu übersetzen.

Man sage nicht, dass ein Buch von solcher Beschaffenheit, ein Buch, das der Kritik gar keine Gelegenheit giebt, irgend welche Anerkennung oder Befriedigung, geschweige denn eine Freude über einen Fortschritt, sei es in Ansehung des Inhaltes oder der Darstellung und Behandlungsweise, auszusprechen, eigentlich unter der Kritik stehe und keinen Anspruch darauf habe, hier in Betracht gezogen zu werden. Es ist wenigstens von so zu sagen statistischem Werthe, zu sehen, wie selbst noch in unsern Tagen, wo das Studium und die pädagogische Behandlung der neuern Sprachen längst zu einer Höhe gediehen ist, die dem, was in Ansehung der alten geleistet worden, wenig nachsteht, dennoch Bücher geschrieben, gedruckt und gekauft werden — denn die erste Auflage des in Rede stehenden ist, nach der Vorrede zu urtheilen, i. J. 1858 erschienen, — in welchen sich, selbst von dem Standpunkte Fornasari's und Filippi's aus, ein unverkennbarer Rückschritt beobachten lässt. Und doch ist diese Leistung, der Vorrede zufolge, die Frucht einer 25jährigen Erfahrung!

Nr. 2 bekundet einen ungleich gebildeteren Verfasser. Dennoch findet sich auch hier Manches, was einer eingehenderen Kritik nicht Stand halten kann. Von dem, was über die Aussprache gesagt ist, will ich nur die irrige Behauptung hervorheben, dass es im Italienischen keine Diphthongen gebe (S. 4). Es giebt allerdings Wörter, welche den Diphthongen, den sie im Lateinischen gehabt, beibehalten haben, wie aura, reuma. Eigenthümlich ist nur, dass die italienische Aussprache wie die spanische und die russische die Bestandtheile des Diphthongen vereinzelt, wogegen die französische sie (übrigens zum Theil schon nach lateinischem Vorgange) zu einem einfachen Laute, z. B. au zu o, ai zu e, aufhebt oder neutralisirt, die Deutsche aber wirklich zu einem Doppellaute vereinigt.

Auf S. 9 stossen wir auf den Satz:

„Der Artikel oder das Geschlechtswort bestimmt das Geschlecht der Hauptwörter."

Ich habe dieser Ansicht schon oben Erwähnung gethan, will aber hier darauf zurückkommen. Das Geschlecht ist eine Eigenschaft des Hauptwortes, die mit der etymologischen Bildung desselben zusammenhängt, und nicht so wesentlich, dass sie zu ihrem Ausdruck eines besonderen Wortes oder Redetheils bedürfte. Die italienische Sprache lässt das Geschlecht hinreichend an der Endung des Hauptwortes erkennen und es wäre nicht abzusehen, was der Artikel hierbei noch zu thun hätte. Die griechische Sprache prägt das Geschlecht ihrer Nomina gleichfalls deutlich genug an der Endung aus und müsste deshalb den Artikel so gut wie die lateinische oder die russische, die polnische entbehren können, wenn derselbe nicht noch eine ganz andre Bestimmung hätte. Die semitischen Sprachen haben den Artikel gleichfalls, aber ohne alle Beziehung auf das nicht fehlende Geschlecht der Nomina, und eben so hält die englische Sprache, ungeachtet sie das Geschlecht der Nomina zerstört hat, den mithin auch hier geschlechtslosen Artikel dennoch fest. Und was die Anwendung betrifft: welchen Sinn hat es denn, in einem Satze wie „die Zeit ist edel" die Angabe des Geschlechts durch den Artikel nothwendig zu finden, in dem Satze „Zeit ist Geld" aber nicht? Und wäre dann nicht bei Wörtern wie Mann und Frau, Bruder und Schwester, Ochs und Kuh, deren Geschlecht sich ja von selbst versteht, der Zusatz des Artikels ein für alle Mal unnütz und ohne Sinn? Und wozu ferner die Unterscheidung eines bestimmten und unbestimmten Artikels? Es gehört doch

wirklich nicht viel Nachdenken dazu, die bodenlose Thorheit jener von irgend einem Sprachpfuscher herrührenden Behauptung zu erkennen und sich zu entschliessen, sie nicht immerfort auf's Neue nachzusprechen. Herr Sauer hätte sich zu einer Prüfung des in Rede stehenden Satzes um so eher veranlasst sehen können, als er den Fällen, wo der Artikel im Italienischen gesetzt oder nicht gesetzt wird, einen besonderen Abschnitt (S. 202 — 209) gewidmet hat; unmöglich kann es ihm entgangen sein, dass es sich da um etwas ganz Andres handelt als um die Angabe oder Nichtangabe des Genus. Oder er hätte wenigstens das festhalten sollen, was Fornasari hierüber giebt, dem er doch (S. X der Vorrede) das Compliment macht, dass sein Sprachwerk „von ächt wissenschaftlichem Geiste durchweht" sei.

„Fürwörter stehen an der Stelle der Hauptwörter" (S. 88). Dieser Satz steht ebenfalls im Widerspruche mit Fornasari und beruht auf einem Missverständniss der Benennung Für-wort, Pro-nomen. Sie vertreten nicht die Stelle des Hauptwortes — es wäre doch wunderlich, wenn die Sprache ausser den Hauptwörtern auch noch Stellvertreter derselben geschaffen hätte — sondern sie drücken gewisse Beziehungen aus, welche durch die Hauptwörter selbst nicht ausgedrückt werden. Ich, Du, Er sind nicht Personen, sondern Beziehungen derselben zur Rede; sie geben zu erkennen, dass Jemand der Redende oder der Angeredete oder der sei, von dem die Rede ist. Mein, Dein, Sein bezeichnen ebenfalls nicht Personen oder Sachen, sondern dieses, dass eine solche einer andern angehöre, und obwohl man für „sein Leben" etwa auch „das Leben des Menschen" sagen kann: so ist doch zu sehen, das „sein" nicht das Hauptwort „Mensch," sondern den Genitiv desselben, also ein Casusverhältniss vertritt. Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Fürwörtern. Der obige Satz ist auch einer von denen, die so häufig unbesehen von Hand zu Hand gehen.

Dass Herr Sauer die demonstrativen Fürwörter (questo, cotesto, quello; stesso, medesimo) so wie die possessiven (mio, tuo etc.) nur dann als Fürwörter anerkennen will, wenn sie ohne Hauptwort (also an dessen Stelle?) stehen, und sie dagegen in Verbindung mit einem solchen als Bestimmungswörter anzusehen verlangt, die man nicht zu den Fürwörtern rechnen dürfe (S. 50), ist eine so unglückliche Consequenz des so eben erwähnten Satzes, dass sie allein schon hingereicht haben sollte, ihn die Unhaltbarkeit desselben erkennen zu lassen.

Das Bestreben, die der Grammatik eigene Terminologie zu verdeutschen, hat Herrn Sauer zwar nicht so weit geführt, für Declination Abänderung zu sagen, wie Herr Zerbi; dennoch bezeichnet er die Casus (für die er beiher auch das widersinnige „Endungen" gebraucht) einzeln als Werfall, Wessenfall, Wemfall, Wenfall, Wo- und Woherfall. Dass die Fragen wer, wessen etc. aufgeworfen und theilweise mit den gemeinten Casus beantwortet werden können, leidet keinen Zweifel. Steht aber z. B. der Nominativ immer auf die Frage wer? Nur wenn man nach dem Subjecte fragt. In einem Satze wie: „Diese Blume ist oder heisst eine Rose" steht ausserdem auch das prädicative Hauptwort Rose im Nominative, aber doch wohl nicht auf die Frage wer. Noch misslicher ist es mit dem Genitiv und Dativ. Beispiele wie statua di marmo, bicchiere di vino, regno di Prussia, povero di cervello, cercare di uno — nave a vapore, andare al teatro und hundert ähnliche müssen doch wohl auch dafür angesehen werden, Genitiv- und Dativverhältnisse darzustellen, aber die Frage wessen wird sich ihnen nicht unterlegen lassen. Den Ablativ aber von der Frage „wo" abhängig zu machen, trifft nur in dem einen conventionellen Falle zu, wo die Partikel da, die ihn bezeichnet, mit Rücksicht auf die Behausung Jemandes gebraucht ist, z. B. io sono stato da lui ich bin bei ihm, d. i. in seiner Behausung oder Wohnung gewesen, und in diesem einen Falle (der übrigens nur beschränkte Anwendung leidet und bei Substantiven gern vermieden wird) ist da nichts Anderes als a, gerade so wie dove, donde, desso, davanti

u. a. nichts Andres als ove, onde, esso, avanti sind. Man muss zugeben, dass Benennungen wie Nominativ, Genitiv u. s. f. oder Infinitiv, Indicativ, Präsens u. s. f. einer Erklärung bedürfen, aber die dafür gesetzten deutschen können einer solchen auch nicht entbehren und führen ausserdem den Nachtheil mit sich, dass sie durch ihren allzulebhaft empfundenen Sinn das Verständniss an irgend ein Vorurtheil bannen, wogegen sich dasselbe bei den fremden Ausdrücken, deren unmittelbarer Wortsinn uns nicht so nahe tritt, ungestörter und unbefangener erhalten kann.

Ein von Fornasari entnommener Irrthum ist ferner, dass manche Präpositionen im Italienischen einen Genitiv, Dativ oder Ablativ regiren können (S. 22 und 136). Wie die Präpositionen di, a, da, die diese Casusverhältnisse annäherend bezeichnen, dem Haupt- oder Fürworte ohne Weiteres vorgesetzt werden, so werden es eben auch die übrigen (in, con, per, su, senza, verso etc.). Solche Partikeln aber, welche sich mit jenen Casuszeichen verbinden und sich dadurch überhaupt erst eine Beziehung auf ein Nomen geben, sind an sich Adverbien, und dass auch einzelne Präpositionen (senza, verso, contra, appo etc.) gelegentlich diesem Beispiele folgen, ist eine Ausschreitung, die theils der Gewohnheit, theils dem Belieben anheim fällt, aber kein Gesetz. Dass namentlich aber, wenn sich der Präposition ein di hinzugesellt, ursprünglich ein Wort ausgelassen (S. 136) oder der Ausdruck (nach Fornasari) elliptisch sei, ist eine reine Abgeschmacktheit, die heut zu Tage nicht mehr wiederholt werden sollte.

Die Stellung des Beiwortes, ob vor oder hinter dem Hauptworte, macht Herr Sauer „vor Allem“ von dem Wohlklange abhängig, und meint, dass im Allgemeinen das Beiwort vor dem Hauptworte stehe, wenn es weniger Sylben habe als dieses (S. 69). Wenn Herr S. nur die Lesestücke genau ansieht, die er selbst giebt, so wird er viele solche Beispiele antreffen, wie scellerato uomo (S. 82), amorevoli parole (S. 194), impareggiabil città (S. 309). Der „Wohlklang“ spielt überall da seine Rolle, wo es an der rechten Kenntniss und Beobachtung fehlt. Der Stellung der Beiwörter liegt ein völlig bestimmtes Princip zu Grunde.

Unrichtig ist auch, dass das zueignende Fürwort (mio, tuo etc.) des Artikels bedürfe (S. 227). Es schliesst denselben nur nicht aus. Die Gegenwart oder Abwesenheit des Artikels wird nicht durch das Possessivum, sondern durch Umstände bedingt, die von diesem ganz unabhängig sind.

Die Behandlung der unregelmässigen Verba pflegt ein besonderes Kriterium gründlicher oder ungründlicher grammatischer Einsicht zu sein. Herr Sauer stellt in dieser Beziehung den Satz auf, dass diese Zeitwörter ihren Stamm entweder verändern oder nicht verändern, und macht dies letztere durch das Beispiel pin-gere anschaulich, dessen Definitum (Aorist) pin-si lautet (S. 146). Er hält demnach nicht ping, sondern pin für den Stamm dieses Verbi, was etwas stark ist. Auch im weiteren Verfolg führt er Verba auf dere, ndere, rere, llere, rgere, rdere (chiudere, accendere, correre, espellere, spergere, ardere, S. 160 flg.) u. s. f. an, wo also überall der Auslaut des Stammes von diesem abgerissen und der Endung beigezählt ist. Bei einem so sachwidrigen Verfahren kann es natürlich zu keiner Einsicht in die Art und Veranlassung der unregelmässigen Bildungsweise dieser Verba kommen. S. 152 zählt Herr S. dire (lat. dicere) mit Recht nicht mehr zur dritten, sondern zur zweiten Conjugation, warum aber lässt er S. 147 fare (lat. facere) dennoch bei der ersten stehen? Ein sehr schlimmes Versehen ist, ridondare und secondare für Zusammensetzungen von dare zu halten (S. 148), da sie doch (lat. redundare, secundare) deutlich genug von unda und secundus stammen.

So findet sich noch Manches, was zu berichtigen wäre. Doch will ich mich nun zu einer andern Seite des Buches wenden, die weniger das wissenschaftliche als das pädagogische Interesse in Anspruch nimmt. Herr Sauer giebt in der (beiläufig von Wien aus datirten) Vorrede (S. VII) zu er-

kennen, dass er sein Buch vorzugsweise für die Schule bestimmt habe und tadelt umständlich und lebhaft die Methode der sogenannten synthetischen Grammatik, dass sie nämlich

> „vom Artikel bis zur Syntax des Part. pass. jeden Redetheil vollkommen erschöpfend behandelt, ihn dem Schüler als abgeschlossenes, zu erlernendes Ganze hinstellt und erst dann weiter geht, wenn dieser seine schwierige Aufgabe überwunden hat. Jede (?) Abweichung, jede sprachliche Arabeske (?) findet sich sorgfältig numerirt, klassifizirt und registrirt. Durch dieses ungeheuere grammatische Material soll der Schüler, der Anfänger sich durcharbeiten!"

Es spricht dabei auch von

> „ihrem Wuste von Regeln, Ausnahmen und Ausnahmen der Ausnahmen" — „einem Buche mit sieben Siegeln. Sie bietet ihm, (dem Schüler) Nichts als Theorie und wieder Theorie, gerade als ob der Lernende nicht Schüler, sondern Philologe wäre, benimmt ihm den Muth, ertödtet die Lernfreudigkeit und macht ihm endlich das Studium der Sprache recht gründlich verhasst"

Zu antworten ist darauf Folgendes: 1) Das „Studium" der Sprache ist, gleich jedem „Studium" wesentlich „Theorie," und die Grammatik, so weit sie überhaupt „Grammatik" ist, eben so wesentlich „Theorie" und nur „Theorie." Denn was man an Aufgaben zu praktischer Uebung des Schülers etwa hinzufügt, ist nicht „Grammatik," sondern pädagogischer Zusatz. — 2) Es ist sowohl sachgemäss als auch pädagogisch zweckmässig, jede besondre Spracherscheinung von dem ihr entsprechenden Gesichtspunkte aus wo möglich vollständig darzulegen. Herr Sauer giebt uns sein Buch eigentlich zwei Mal; er zerlegt es in zwei Theile oder Curse, die in gleicher Reihenfolge dieselben Dinge behandeln, nur eben an zwei verschiedenen Stellen und so, dass er sie an der zweiten Stelle für vorgerücktere Schüler ein Wenig (denn viel ist es nicht) ergänzt und vervollständigt, was nebenbei nicht ohne müssige Wiederholung abgeht. Er legt gerade hierauf grossen Werth und glaubt dadurch die von ihm so verachtete „synthetische" Grammatik verdienstlich zu übertreffen. Will aber der Schüler Etwas, das er vergessen hat oder reiflicher in Betracht zu ziehen wünscht, nachschlagen, so hat er von jener an sich ganz äusserlichen Einrichtung Nichts als die verdriessliche und zugleich zeitraubende Mühe, an zwei verschiedenen Stellen suchen und aus störender Zerrissenheit zusammenlesen zu müssen, was er kürzer, bequemer und deutlicher beisammen haben könnte. Soll aber, was Herr Sauer in anerkennenswerther Weise eigentlich beabsichtigt, der Schüler nicht schon beim ersten Anfange mit Dingen belästigt werden, die füglich späterer Zeit vorbehalten bleiben können: so lässt sich dafür durch Verschiedenheit des Druckes Sorge tragen welches ganz angemessenen Mittels sich jede über die unterste Lehrstufe hinausgreifende Grammatik zu bedienen pflegt. Ueberdies lernen die Schüler in der Schule nicht für sich allein, bloss nach Vorschrift des Lehrbuches, sondern unter Leitung des Lehrers, der ihnen das nöthige Pensum nach seiner Wahl und Einsicht bestimmt und dabei von der allgemeinen Bildungsstufe seiner Schüler abhängt, die nicht in allen Schulen dieselbe ist. In dieser beachtenswerthen Hinsicht ist die Einrichtung, die Herr Sauer seinem Buche geben zu müssen geglaubt hat, dem Gebrauche desselben eher hinderlich als förderlich. — 3) Wenn eine Grammatik wirklich „ein Wust von Regeln und Ausnahmen nebst weiteren Ausnahmen" ist, ist sie eigentlich auch kein Lehrbuch. Dies ist sie nur, wenn sie die an sich mannigfaltigen, ins Unendliche aus einander gehenden Erscheinungen der Sprache auf ihre Einheitspunkte, ihre einfachen Grundbestimmungen zurückzuführen versteht. Diese zu gewinnen ist die Sache des Lehrers oder dessen, der es unternimmt, eine Grammatik auszuarbeiten, und sie wird nur durch ein eingehendes, nicht an oberflächlichen, oft ganz zufälligen Merkmalen (aus diesen entspringt eben der Wust u. s. f.) hängen bleibendes,

sondern das Wesen der Sache in seiner Wurzel erfassendes Studium gewonnen — ein Studium, das leider noch bei Vielen, die sich auf dem Boden der neueren Philologie zu thun machen, vermisst wird. Gerade die Einfachheit und folglich auch die Zugänglichkeit und Fasslichkeit der Bestimmungen, die sowohl den Bedürfnissen des Anfängers als auch denen des Fortgeschrittenen entspricht, sich sowohl auf ein Minimum beschränken als auch zu weiteren Ausführungen entwickeln lässt, diese Einfachheit, die in der verzweigtesten Vielheit doch immer wieder das eine ursächliche Grundprincip aufzeigt, die allein ist das Kennzeichen einer guten Grammatik. Und nur eine solche Grammatik hat auch pädagogischen Werth und Nutzen. Denn die Schule erstrebt vor Allem Einsicht. Ein grosser Theil des Publikums macht sich hierüber ganz irrige Vorstellungen. Wozu, sagen Viele, treiben unsre Kinder die und die Sprachen in der Schule, wenn sie sie doch nicht sprechen lernen? Die Sprache sei doch eben zum Sprechen da. Von solchen Schlagwörtern muss sich kein Lehrer blenden lassen. In der Schule ist die Beschäftigung mit der Sprache vor Allem ein Bildungsmittel, und das um so wirksamer, je wissenschaftlicher sie von dem Lehrer behandelt wird. Für die italienische Sprache gilt dies um so mehr, als diese erst da an die Reihe zu kommen pflegt, wo bereits ein Unterricht im Lateinischen oder wenigstens im Französischen vorangegangen ist. Selbst die praktischen Uebungen, welche mit zu Hilfe genommen werden, dienen zunächst nur dem Zwecke, die Einsicht und das Verständniss des Schülers zu befördern. Selbst Zweck werden sie erst, wo über diese pädagogische Aufgabe hinausgegangen und im gesellschaftlichen oder geschäftlichen Interesse eine Fertigkeit auch im äusserlichen Gebrauch und Verkehr erstrebt wird, was alsdann beliebig die Sache des weiteren Privat- und Conversationsunterrichtes ist.

Dies führt uns schliesslich auf denjenigen Punkt, den Herr Sauer besonders hervorhebt. Seine Grammatik soll vorzüglich dem Interesse der Conversation dienen. Er nennt sie ausdrücklich eine Conversations-Grammatik. In diesem Sinne hat er den mit jeder Lection verbundenen italienischen (und deutschen) Uebersetzungsaufgaben noch besondere Sprechübungen hinzugefügt, welche das zuvor gelesene italienische Stück in Fragen und Antworten auflösen und in italienischer Sprache abgefasst sind. Er sagt hierüber:

> „Dieser Dialog ist so zu sagen das Resumé der durchgenommenen Partie. Ganz in der fremden Sprache geschrieben bedingt er bei dem Schüler nicht nur ein mechanisches Auswendiglernen der Antwort, sondern auch ein Verstehen der vom Lehrer gestellten Frage, ist also eine wirkliche Conversation“ (S. VIII).

Aber der Lehrer ist es ja nicht, der diese Frage stellt, sondern Herr Sauer hat sie gestellt, und ebenso ist es nicht der Schüler, der sie frei aus sich, aus seinem Verständniss heraus beantwortet, sondern er findet die Antworten vor, die statt seiner schon Herr Sauer niedergeschrieben hat und die er, der Schüler, eben nur nachträglich noch auswendig zu lernen braucht. Ist ein so vorgeschriebener, so auswendig gelernter Dialog wirklich eine Conversation? Wahr ist es, Herr Sauer hat diese Dialoge mit grossem Fleisse ausgearbeitet, und eben so wahr ist es, dass es von grossem Nutzen ist, wenn der Lehrer auch solche Uebungen mit den Schülern anstellt; aber nur dann, wenn die Schüler das, was sie auf die Fragen des Lehrars zu antworten haben, selber sagen und nicht vorher auswendig lernen oder, wozu sie eben auch Gelegenheit zu finden wissen, aus dem Buche heimlich ablesen. Mit Recht werden sich viele Lehrer Herrn Sauer zu Dank verpflichtet fühlen, dass er ihnen ein Muster solcher an das Gelesene angeknüpften Sprechübungen aufgestellt hat; für den Schüler aber sollten sie nicht mit im Buche stehen.

Nro. 3 verfährt in diesem Punkte (es sei erlaubt der Anknüpfung

halber damit zu beginnen) richtiger. Auch hier werden nach den einzelnen Capiteln und den im Anhange beigefügten Lesestücken dem Lehrer solche Fragen an die Hand gegeben, wie sie Herr Sauer aufstellt (und eigentlich jeder Lehrer sich leicht selber machen kann), aber die Antworten sind weislich dem Schüler allein überlassen.

Im Ganzen verfolgt dies Buch denselben Zweck wie das Sauersche, auch ungefähr auf dieselbe Weise und reicht auch ziemlich bis zu derselben Grenze. In letzterer Beziehung vermisst man nur einige Andeutungen über den Gebrauch der Zeitformen und des Conjunctiv. In der ersteren Beziehung aber ist lobend zu erwähnen, dass eine Spaltung in zwei Curse vermieden ist. Die Reihe der Redetheile bildet jedoch auch hier den leitenden Faden, und zwar (nach den nöthigsten Bemerkungen über die Aussprache) wie bei Herrn Sauer vom Artikel ausgehend. Jedes Capitel führt seine Uebungsaufgaben nebst deren Vocabeln mit sich; denn ein Unterschied zwischen Formenlehre und Syntax ist nach alter Weise von Herrn Wild so wenig wie von Herrn Sauer gemacht worden. Man muss dies bedauern. Denn wie viel auch von den Redetheilen, ihrer Bedeutung, Form, Flexion und Anwendung gesagt werde: von dem Satze und dem Verhältnisse seiner Glieder, die zum Theil selber Sätze sein können, ist damit noch Nichts gesagt. Lassen sich die syntaktischen Verhältnisse als selbstverständlich stillschweigend voraussetzen, oder braucht der Anfänger noch nicht auf sie aufmerksam gemacht zu werden? Um nur z. B. von den Casusverhältnissen zu sprechen, ist nöthig, sie nach denjenigen syntaktischen Beziehungen zu beurtheilen und darzustellen, in welchen sie zu den verschiedenen Redetheilen stehen, zu deren Bestimmung oder Ergänzung sie dienen und von denen sie eben zu diesem Behufe gefordert (regirt) werden. Statt dessen wird bei Herrn Wild eine Reihe von Beiwörtern (S. 34 flg.) und Zeitwörtern (S. 128), die mit diesem oder jenem Casu zu verbinden seien, nur einfach aufgezählt, ohne die mindeste Andeutung über die Bedeutung dieser Casus, obschon er nicht verschweigt, dass der Gebrauch der Casus im Italienischen nicht überall derselbe sei wie im Deutschen. Von den Partikeln di, a, da, den eigentlichen Trägern der Casusverhältnisse, sagt er Folgendes:

> „Di bezeichnet Stoff und Ursprung, Ort, Zeit, Art und Weise.
> „A zeigt an die Richtung, das Streben, die Bestimmung, die Bestandtheile, die zu einem Ganzen gehören, wenn sie als unterscheidende Merkmale dienen; die bewegende Kraft, die ein Werkzeug in Thätigkeit setzt; die Zeit, die Weise.
> „Da bezeichnet das Herkommen, das Ablösen, Trennen, die Bestimmung, den Zweck; das thätige Objekt bei der Passivform; den Anfang einer Zeitdauer; mit andare die Richtung hin, mit venire die Richtung her“ (S. 137 flg.).

Das sind lauter äusserliche (nicht einmal immer richtig erkannte oder bestimmt ausgedrückte) Merkmale, deren unzusammenhängende Anhäufung eben jenen „Wust“ etc. erzeugt, von dem Herr Sauer spricht. Einen fassbaren Begriff sucht man vergebens darin, und doch ist es eben nur dieser, der dem Schüler nützen kann Ich muss es wiederholen, pädagogischen Werth kann eine Grammatik (und die vorliegende macht als „Schulgrammatik“ ausdrücklich Anspruch hierauf) nur in dem Masse haben als sie, wenn auch in noch so beschränktem Umfange, aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelt ist. Das Beste ist für die Schule gerade das Rechte.

Noch will ich einige Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten bemerklich machen. Die Pluralbildung der Nomina betreffend, sagt Herr Wild:

> „Die Endungen ajo, ejo, ojo, cio, chio, gio, glio werfen blos das o der Endung weg“ (S. 14);

es muss heissen: Die Wörter auf cio, gio, glio geben ihr Hülfs-i vor dem i des Plurals als nunmehr überflüssig auf, und die auf ajo, ejo, ojo thun dasselbe entweder mit dem j oder dem aus o entstandenen i (librajo — librai

oder libraj), um das missfällige ji zu vermeiden. Die Endung chio ist hier zu streichen.

> „Die Namen der Länder, Provinzen und Flüsse stehen mit dem bestimmten Artikel, wenn man vom ganzen Lande, der ganzen Provinz oder irgend einem bestimmten Theile des Ganzen spricht; werden dieselben nur im Allgemeinen erwähnt, so bedient man sich bloss der Präpositionen“ (S. 23)

ist sehr unklar und zum Theil kaum verständlich.

> „Es wird die Bedeutung und Kraft des Adjectivs hervorgehoben und vermehrt, wenn dasselbe dem Hauptworte vorangesetzt wird“ (S. 28

— dies ist auf den besonderen und seltneren Fall zu beschränken, wo der Inhalt dem Adjective ein emphatisches Gewicht beilegt. Wo dies, wie in der Regel, nicht der Fall ist, ist das Adjectiv vor dem Hauptworte schwächer als dieses, wogegen es hinter demselben immer das Uebergewicht der Bedeutung sowohl, wie der Betonung hat.

> „Der vergleichende (relative) Superlativ wird durch Vorsetzung des bestimmten Artikels vor den Comparativ gebildet“ (S. 29)

— ist zur Zeit noch in allen Grammatiken (ausser der von Wiggers, s. Archiv Bd. XXVII S. 220) zu lesen, ohne dass auch nur eine die Frage in Erwägung zöge, wie der Artikel, der Nichts weiter als ein Pronomen demonstrativum ist, zu dieser Wirkung kommen solle. Selbst im Deutschen, z. B. der stärk(e)ste, liegt die superlative Beziehung nicht in dem Zusatze des Artikels — denn dieser kann eben so gut auch zum Positive und Comparative hinzutreten: Der starke, der stärkere — sondern in der Endung est, die nur in der Regel (ausser nach d und t) ihr e aufgiebt, und Ausdrücke wie gütigst, gnädigst, gehorsamst u. s. f. zeigen, dass der Superlativ auch überhaupt ohne Artikel auftritt. Das Wahre ist, dass die romanischen Sprachen an Stelle unsers Superlativs lediglich ihren Comparativ — denn etwas Anderes ist il più forte nicht — setzen und nur die Beziehung desselben erweitern; il più forte ist nicht nur der stärkere von Zweien, sondern eben so sehr auch von Allen.

Ob unser als nach dem Comparative durch che oder durch den Genitiv ausgedrückt werde, ist keinesweges gleichgültig, wie ebendaselbst und noch in allen mir bekannten Lehrbüchern angegeben wird.

Santo (S. 32) verliert seine Endsylbe nicht überall, sondern nur vor Eigennamen, denn man sagt stets santo dio, santo padre, santo sepolcro, santo paese.

Egli, ella (S. 43) beziehen sich keineswegs „nur auf Personen,“ sondern unbedenklich auch auf Sachen.

> „Das im Deutschen unpersönlich gebrauchte Fürwort es wird im Italienischen gewöhnlich weggelassen“ (S. 44)

— ist ungenau und unvollständig. Ausdrücke wie piove, nevica oder è il genero dell' avvocato, die der Herr Verfasser anführt, dürfen allerdings auch egli piove etc. oder egli è il genero etc. lauten (obwohl Letzteres nicht ganz dieselbe Beziehung hat); in dem gleichfalls angeführten vennero tutti gli operaj wäre der Zusatz egli fehlerhaft. In allen diesen Beispielen ist unser es übrigens Subject; wie verhält es sich mit denjenigen Fällen, wo es Object ist? z. B. er sagt es. Oder wäre es dann nicht „unpersönlich?“

Das Conditionale ist kein Modus (S. 67), sondern eine Zeitform, so gut wie das Futurum, dem es nachgebildet ist und dessen Stelle es bisweilen (nämlich in der indirecten Rede) geradezu einnimmt.

Die 3. Personen Singularis und Pluralis des Imperativ sind nicht dem Conjunctive entnommen (S. 71), sondern der Conjunctiv selbst. Der Imperativ hat keine 3. Person, denn einen Abwesenden kann man weder bitten noch ihm befehlen; man kann in Bezug auf ihn nur einen Wunsch oder dgl. aussprechen, was in den Bereich des Conjunctiv gehört.

Die unregelmässigen Zeitwörter sind einfach aufgestellt, ohne dass Etwas zur Erläuterung der bezüglichen Bildungsweise hinzugefügt wäre. Wenigstens einige Andeutungen hierüber sind nicht nur wünschenswerth, sondern für die Sicherheit des Erlernens auch erforderlich.

Ich schliesse hier meinen Bericht mit der allgemeinen Bemerkung, dass auch die beiden letztbesprochenen Sprachlehren über den Standpunkt Fornasari's und Filippi's nicht hinausgehen, ja denselben zum Theil nicht einmal erreichen. Von dem, was Neuere auf dem Gebiete der romanischen Sprachen geleistet, ist, so viel man sehen kann, Nichts benutzt worden.

Taschen-Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Von Dr. Francesco Valentini. Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt. Erster Theil: Italienisch-Deutsch; zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Dieses schätzbare Wörterbuch, das sich schon durch zwei Auflagen in der wohlverdienten Gunst des Publicums behauptet hat, liegt hier in einer dritten vor uns, vom Herrn Verfasser auf's Neue durchgesehen und mit sorgsamem Fleisse reichlich vermehrt. Insbesondere ist beiden Theilen dies Mal eine eigene Sammlung kaufmännischer Ausdrücke beigegeben worden, was dem betheiligten Publicum, zumal bei dem jetzt in Aussicht stehenden regeren Verkehr mit Italien, von besonderem Interesse sein wird. Wie früher nur der italienische Theil die den Deutschen wichtige Betonung der italienischen Wörter angab: so hat jetzt auch der deutsche dadurch einen bedeutenden Werth für die Italiener gewonnen, dass nun auch hier die Betonung der deutschen Wörter angegeben und am Schlusse ein vollständiges Verzeichniss der (deutschen) unregelmässigen Zeitwörter hinzugefügt worden. Eben so sind in beiden Theilen eine grosse Anzahl technischer Bezeichnungen theils neu hinzugekommen, theils genauer bestimmt worden. Von grossem Nutzen ist die schon in den früheren Auflagen beobachtete Berücksichtigung der Synonyma so wie die Angabe von Sprichwörtern oder sprichwörtlichen Redensarten; auch nach dieser Seite hin hat das Buch manche erwünschte Bereicherung erfahren. In dieser neuen, zugleich von einem sehr sauberen und gefälligen Aeusseren unterstützten Ausstattung steht das gediegene Werk, das lange Zeit das einzige seiner Art war, auch heute noch, wo sich manches ähnliche neben ihm erhoben hat, mustergültig da.

Für eine wiederholte Auflage dürfte indess der Wunsch doch erwägenswerth sein, bei den italienischen unregelmässigen Zeitwörtern nicht nur, wie bisher, das Definitum und Participium, sondern auch das Präsens und das Futurum, insoweit diese von der gewöhnlichen Bildung abweichen, mit angegeben zu sehen. Eben so wünschenswerth wäre bei Haupt- und Beiwörtern auf go und co die Angabe der Pluralform (ob gi, ci oder ghi, chi), ganz besonders aber bei Bei- und Zeitwörtern die Angabe der Rectionsverhältnisse, indem z. B. gesetzt würde degno di q. c., domandare q. c. a qd., domandare di q. c., cominciare a far q. c., privare qd. di q. c. etc. Die Vorrede weist zwar auf die Nothwendigkeit der Raumersparniss hin; doch würde ein Zuwachs von einigen Bogen dem Buche keinen Schaden bringen, zu dem gedachten Zwecke aber die Brauchbarkeit desselben unfehlbar bedeutend erhöhen.

Spanisch-deutsches Comtoir-Lexicon, diejenigen Ausdrücke der Handelscorrespondenz, Schifffahrt, Waarenkunde etc. enthaltend, welche sich nur theilweise oder zerstreut in den meisten bisher veröffentlichten Wörterbüchern vorfinden, auch wol gänzlich darin fehlen. Als Supplement aller derartigen Werke herausgegeben und mit analogen, französischen, englischen und italienischen Redensarten verglichen von G. H. F. de Castres, Professor, Mitglied der französischen Nationalacademie, Herausgeber des Thibaut'schen stereotypen Wörterbuchs, Verfasser des allgemeinen Waarenlexikons in vier Sprachen etc. Hamburg, Druck und Verlag von F. H. Nestler und Melle. 1860. gr. 8. IV und 107 S.

Der Titel enthält sogleich eine so ausführliche Angabe des Inhalts, dass in dieser Hinsicht Nichts hinzuzusetzen übrig bleibt. Das Büchlein ist mit sichtbarem Fleisse zusammengetragen und entspricht dem Zwecke, für welchen es bestimmt ist, in umfassender und befriedigender Weise.

Staedler.

Perle del Parnaso lirico italiano date in luce Lalad v. Fabio Fabbrucci. Berlino, T. Cr. Fed. Enslin.

Wir besitzen bekanntlich manche hübsche Sammlung aus französischen und englischen Dichtern, wie z. B. The British Lyre von Elwell und Le Parnasse français von Ducros, aber in ähnlicher Weise ist bisher für die italienische Lecture nichts geschehen, was um so mehr zu bedauren ist, da ja gerade von Italien her die hauptsächlichste Anregung zu lyrischer Poesie ausgegangen ist. Um so angenehmer wurde deshalb Ref. durch das Erscheinen des obengenannten reizenden kleinen Buches berührt, welches sowohl rücksichtlich der getroffenen geschmackvollen Auswahl als auch der wirklich schönen Austattung nichts zu wünschen übrig lässt. Sehr zweckmässig ist es, dass der Herausgeber von den bekannten grössten Dichtern Italiens, Dante, Petrarca und Tasso im Ganzen nur wenig in seine Sammlung aufgenommen hat, da diese bereits Jedermann zugänglich sind. Herr Fabbrucci bietet uns hier das weniger Bekannte, welches indessen wegen seiner Schönheit volle Beachtung verdient, und es ist doppelt interessant, dass er uns auch hübsche Leistungen der neuesten Zeit vorführt, welche nicht verfehlen werden, dem Buche viele dankbare Leser zu gewinnen.

Programmenschau.

Professor Dr. Wittich: Ueber die mittelalterlichen Schauspiele Frankreichs, im Osterprogramm 1861 des Karl Friedrichs-Gymnasiums zu Eisenach. Eisenach, 1861.

Von der ganzen poetischen Literatur Frankreichs ist wohl am Bekanntesten bei uns die französische Tragödie, wenn man nämlich unter Bekanntschaft häufige Nennung der Namen ihrer Hauptautoren und ein stets fertiges Urtheil über den Werth oder Unwerth derselben versteht. Dagegen wird man sich auch bei Solchen, welche der französischen Literatur mit Vorliebe zugethan sind, in den meisten Fällen vergebens nach einer gerechten Würdigung dieser Kunstgattung umsehen und keine Antwort auf die Frage erhalten, wie es denn kam, dass die Franzosen, ein doch sonst das Fremde eher abweisendes Volk, zu Nachahmern der griechischen Tragödie wurden. Die Wenigsten haben nämlich eine Ahnung davon, dass die französische Tragödie eine geschichtliche Entwickelung gehabt hat und mit den nationalen Schicksalen und Bestrebungen auf's Engste zusammenhängt. Diesen historischen Zusammenhang haben weder Lessing, noch A. W. Schlegel genau gekannt und doch sind es die Aussprüche dieser beiden, ohne Zweifel hochverdienten Literatoren über die französische Tragödie, welche bei uns massgebend geworden sind. Allerdings haben neuere deutsche Literatoren, wie Ad. Ebert, auch in Bezug auf diese so wichtige Partie der poetischen Literatur angefangen, den Weg der historischen Forschung zu beschreiten, jedoch ist von den Resultaten ihrer Arbeiten noch ziemlich wenig in das grössere Publikum gedrungen und darum ist es in der That ein verdienstvolles Unternehmen, zu dieser Verbreitung beizutragen.

Dies hat sich nun der Verf. der obigen Abhandlung: „Ueber die mittelalterlichen Schauspiele Frankreichs“ vorgenommen, welche als eine einleitende Partie zu gelten hat. Denn die allein zum Ziel führende historische Betrachtungsweise verlangt, dass man zunächst die reiche dramatische Literatur, wenigsten ihren allgemeinsten dramatischen Umrissen nach, kennen lerne, welche in Frankreich vor der Entstehung der sogenannten klassischen Tragödie, und im entschiedensten Gegensatze zu derselben, sowohl hinsichtlich der Form, als auch des Inhaltes, vorhanden war, um dann einen richtigeren Einblick in die Ursachen zu gewinnen, welche die klassische Tragödie gerade in dieser und keiner anderen Form entstehen liessen. Dabei gebührt dem Verf. das Verdienst einer ebenso lichtvollen, als anmuthigen und doch einfachen Darstellung, deren leichtem Style man das tiefe und gründliche Quellenstudium nicht ansieht, das dieselbe gekostet hat. In der Aufzählung dieser Quellen vermissen wir jedoch die Histoire du Théatre français par le Duc de la Vallière, in drei Bänden, welche allerdings nur eine Abkürzung aus dem grösseren Werke der Frères Parfais ist, aber eben darum für eine

raschere Orientirung grosse Vortheile darbietet. Die nächstfolgende Darstellung des Ursprungs der Mystères der Moralités, Soties und Farces, die Schilderung der mittelalterlichen Bühne Frankreichs, die genauere Analyse des grossen Aposteldrama und des Passionsmysteriums und die Auszüge aus dem Plaidoyer des Procureur-général, durch welche die Aufhebung der Mystères herbeigeführt wird, werden ohne Zweifel von den Freunden der französischen Literatur mit vielem Interesse gelesen werden. — Bemerkungen und Ausstellungen hätten wir im Grunde nur wenige zu machen. Zunächst stimmen wir dem Verf. vollständig bei, wenn er die Wackernagel'sche Ableitung des Wortes Mystère von ministerium verwirft und dagegen dasselbe vom griech. *μυστήριον* herleitet, indem es vorzugsweise die wunderbaren Begebenheiten der christlichen Glaubensgeschichte, Geburt und Auferstehung Christi, waren, welche in diesen geistlichen Schauspielen dargestellt wurden. Ebenso einverstanden sind wir damit, wenn bei der Erwähnung der Clercs de la Bazoche, jener Gesellschaft von jungen Rechtsbeflissenen, welche vorzugsweise die Moralités und Soties zur Aufführung brachten, das Wort Bazoche von basilica, Justizpalast, Gerichtshof hergeleitet wird. — Zur Sache können wir uns jedoch nicht damit einverstanden erklären, dass die Rohheit des Volkshaufens, vor dem die Mystères gespielt wurden, und die Rohheit der Schauspieler selbst, die allerdings meist nur Handwerksleute waren, als hauptsächliche Ursache gelten sollen, weshalb diese geistlichen Schauspiele stets auf der Stufe von Mittelmässigkeit blieben, die sie ursprünglich eingenommen hatten. Auch das Publikum, das Shakspeare vor sich hatte, war Nichts weniger, als gebildet, und seine Schauspieler standen gewiss auch nicht allzusehr über denen der französischen Mystères, auch hat er Beiden zu Liebe wohl manche Concession in seinen Stücken gemacht, wie namentlich die allzu häufigen Pageants und die vielen Klopffechtereien, die häufigen Fanfaren u. s. w. — Das Alles aber hat doch den erhabenen Aufschwung seines Genies nicht hindern können und wenn er für seine damaligen englischen Zuschauer den Ringkampf des Hamlet und Laretes in der Todtengrube auf dem Kirchhofe, die derben Spässe der beiden Todtengräber und vielleicht auch die letzte Duellscene schrieb, so hat er dagegen mit den unsterblichen Monologen des Hamlet und seinen Zwiegesprächen mit der Ophelia, der Königin, dem Polonius, u. s. w. den gebildeten Zuschauern aller Zeiten und Nationen ein unschätzbares und unvergängliches Besitzthum hinterlassen, — während dagegen die Massinger und Ford, die Beaumont und Fletcher vor eben denselben Zuschauern und mit eben denselben Schauspielern fast nur dramatische Ungeheuerlichkeiten, deren sittlicher Gehalt gewiss nicht höher steht als derjenige der Mystères, zu Stande zu bringen wussten. Gewiss ist es angenehmer und anregender vor athenischen freien Männern, den Helden von Marathon und Salamis, als vor einem mittelalterlichen pariser Strassenpöbel zu spielen, allein der wahre Grund, warum die Mystères sich nie über die Mittelmässigkeit hinaus erhoben, liegt doch wohl anderswo. Die Wahl dieser Stoffe war von vornherein eine der Entwickelung der dramatischen Kunst nicht günstige. Wenn die Mystères auch darin mit den griechischen Tragödien gleichen Ursprung hatten, dass beide in ihren Anfängen mit der Religion zusammenhingen, so ist doch sehr begreiflich, warum aus den Mystères im Laufe der Zeit Nichts weiter als ein Grand mystère in 174 Acten mit 400 Schauspielern und einer Zeitdauer der Aufführung von 40 Tagen werden konnte, während aus dem griechischen Bockspiel im Laufe der Zeit die Meisterwerke eines Aeschylus, Sophokles und Euripides hervorgingen. Die Verschiedenartigkeit der beiden religiösen Systeme, welchen diese Dichtungen entstammten, war davon die vornämlichste Ursache. Das ganz und gar in sinnliche Gestaltung ausgeprägte Griechenthum bot in seinen Mythen Stoffe dar, welche geradezu darnach verlangten, zu dramatischer Entfaltung zu gelangen, um mit ihrer vollen Kraft zu wirken — die biblischen Begebenheiten des alten und neuen

Testamentes dagegen, und namentlich die wunderbaren, wenn auch in den heiligen Urkunden selbst zum Theil dialogisch gestaltet, gehören doch, wie alles Orientalische, vornämlich in das Reich der beschaulichen Empfindung und Ahnung, und vertragen die dramatische Gestaltung nicht. Ist doch ein grosser deutscher Dichter, in dem goldenen Zeitalter der Literatur lebend, sogar mit einer epischen Bearbeitung der Geschichte des Heilandes gescheitert, und ist es doch einem anderen deutschen Dichter der Gegenwart, der als Lyriker sich einen grossen Namen gemacht hat, — Fr. Rückert – keinesweges gelungen, aus seiner Herodes-Trilogie ein wahrhaft lebensfähiges Drama zu machen! Allerdings gehört das einzige biblische Drama von ächt dichterischem Werthe — die Athalie — der französischen Literatur an, allein dieses behandelt auch eine Begebenheit, bei der die religiösen Motive nur aus der Ferne mitwirken und welche im Uebrigen auch einer Profangeschichte entnommen sein könnte.

Neubrandenburg. Dr. M. Maass.

Ueber Shakspeare und sein Zeitalter. Vom ord. Lehrer Knorr. Programm der Realschule zu Fraustadt. 1860.

Der Verfasser hat bei dieser Abhandlung den Zweck verfolgt, die Ergebnisse der neuesten Forschungen über Shakspeare grösseren Kreisen zugänglich zu machen, namentlich die Schüler mit dem Dichter bekannt zu machen. Nachdem er daher in der Einleitung über den Geist und die Form der von Frankreich nach England verpflanzten Mysterien und Moralitäten gesprochen, verfolgte er das Leben des Dichters bis zu seiner Uebersiedlung nach London und erläutert aus dem politischen Aufschwung und der zunehmenden Wohlhabenheit des Landes die geistigen Fortschritte des Volkes, die auch auf Shakspeare ihren Einfluss ausüben mussten. So kommt er auf eine Schilderung der damaligen Bühne, auf die Gesellschaft, in die Shakspeare eintrat, auf die Dichtungen, durch welche er mit der vornehmen Welt in Berührung trat, seine erzählenden Gedichte und Sonette, auf sein Freundschaftsverhältniss zum Grafen Southampton, damit auf seine grossen Dramen, und verfolgt sein Leben bis zu seinem Ende. Bei dieser Skizze sind die neueren Werke über den Dichter, hauptsächlich Gervinus und Kreyssig, verständig benutzt. Was die Erörterung der politischen Verhältnisse betrifft, so wird Berücksichtigung der englischen Geschichte von Ranke vermisst, daher das über Jakob I. und Raleigh beiläufig Bemerkte anzufechten ist.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Französische Etymologien.

I. Blague, blagueur, blaguer.

Diese Wörter befinden sich zwar noch nicht in dem Dictionnaire de l'Académie, aber in dem von Firmin Didot besorgten Supplément dazu, so wie auch in der letzten Ausgabe des grossen Wörterbuches von Mozin. Blague bedeutet Aufschneiderei, Lüge (fanfaronnade, mensonge), blagueur ein Aufschneider, Grosssprecher, Prahlhans (fanfaron), blaguer aufschneiden, prahlen, grossthun (mentir effrontément, trancher de l'homme d'importance). Sie sind aus der Volkssprache in die allgemeine Umgangs- und Schriftsprache aufgenommen und jetzt allgemein gebräuchlich geworden; ja das Substantivum blague hat schon eine Art von historischer Rolle gespielt. Als nämlich im Jahre 1840 Thiers, der Minister Louis Philipp's, bei Gelegenheit der orientalischen Verwickelungen zwischen Aegypten und der Pforte und des in Folge derselben von den vier Mächten ohne Frankreich geschlossenen Vertrages eine sehr drohende Haltung annahm und seine Niederlage durch Aufstachelung der französischen Gelüste nach der Rheingränze vergelten wollte, erklärend, dass es besser sei, am Rhein zu sterben als in einer Gosse in Paris, aber seine Pläne nicht verwirklichen konnte, indem er seine Entlassung nehmen musste, nannten ihn die Franzosen einen Napoléon de la Blague, im Gegensatz zu Louis Philipp, dem Napoléon de la Paix, und dem wirklichen Napoléon als Napoléon de la Guerre, während der jetzige Napoléon de la Paix und de l'Epée zugleich ist.

Man leitet das Wort blague gewöhnlich von blague, Tabacksbeutel, Tabacksblase ab, vessie ou petit sachet de grosse toile ou de peau, dans lequel les fumeurs mettent le tabac à fumer. Was, sagt man, giebt es wohl Aehnlicheres als eine prahlerische, eitle Rede und eine von Wind aufgetriebene Blase? Charles Nisard verwirft diese Etymologie, und behauptet, dass blagueur von dem altfranz. bragard oder bragar komme, welche bedeuten: une personne bien parée, propre en habits, fringante et glorieuse, brave et fière; man nähme es in gutem und in schlechtem Sinne, und gebrauche es auch von Sachen, z. B. une chambre bragarde. In dem alten Wörterbuche von Nicot vom Jahre 1606 ist bragard und bragueur bullatus, elegans homo, braguerie excessive lenocinium, und in dem von Cotgrave von 1650 wird bragard und bragueur erklärt durch gay, gallant, flaunting, vain, pert, dapper, braggard, bragging, braggadochio-like.

Dieses bragard und bragueur nun leitet Nisard vom celtischen braghe ab, une espèce de haut-de-chausses, caleçon ou culotte, wovon Gallia Narbonensis auch Gallia Braccata geheissen habe; von diesem celtischen braghe habe man franz. braye, und von braye brayette gemacht Zuerst ein ziemlich rohes Kleidungsstück habe der Luxus später dabei seine Prachtliebe und die Mode ihren Erfindungsgeist entfaltet, und einen Stutzer habe man bald nur an der

Form und dem Stoff seiner Hose erkannt, und dieselbe habe ihm den Character der Vornehmheit und Schönheit verliehen; indem sie aber zugleich ihren Inhaber oft aufgeblasen und eitel bis zur Unanständigkeit machte, habe sie die Verachtung auf sich gezogen und sei anstatt des früheren Lobes und der Bewunderung ein Gegenstand des Tadels und des Schimpfes, und der Träger einer Hose natürlich gleichbedeutend mit einem Grossprahler, Aufschneider und Lügner geworden. Dagegen stamme blague, dieser schnöde Tabacksbeutel, in welchen die Raucher ihren Taback thun, nachdem das Schwein dort seinen Urin distillirt habe, vom deutschen Balg, indem das l im Französischen umgestellt worden sei." Uebrigens ist die für celtisch ausgegebene Form braghe nicht ganz richtig. Im Armorikanischen ist es bragez, pl. bragon und bragézéier, lat. bracae, braccae, griech. *βρακαί*, *βράκες*, franz. braie, altfranz. brague, brae (cf. L. Diefenbach Origines Europaeae, p. 264).

So sinnreich nun auch diese Etymologie von Nisard zu sein scheint, so glaube ich dennoch nicht, dass sie die richtige ist. Es giebt im Celtischen selbst Wörter, die den unsrigen in Form und Bedeutung zugleich sehr nahe stehen, und zwar nicht in dem armorikanisch-cymrischen, sondern in dem irisch-gälischen Zweige desselben. Von der zu Grunde liegenden Wurzel blagh oder bladh (gh und dh haben denselben Laut, nämlich tief Guttural), Ruhm, Prahlerei, fame, renown, a shout, triumphant acclamation, auch flattern, kommen blagairim, I boast, bluster, bounce, blagair, a blast, puff, boast, blagaire, a boaster, a blusterer, blagaireacht, blagaireachd, a blast, a boast, boasting, blustering, bravado, bladhair, a blast, boast, a boaster, bladhach, renowned, famous, bladhmann, a boast, boasting, praise, self-complacency, bladhmannaim, I boast, bladhmannach, boasting, a boasting, bragging, verwandt mit blaodh, a shout, a loud calling, blaodhag, blaodhog, a noisy female.

Von dieser Wurzel und den davon ausgegangenen Wörtern leite ich daher viel lieber blague und blagueur ab, als von dem celtischen Worte für Hosen, von dem man den Begriff für Prahlen erst durch eine äusserst künstliche Deutung gewinnt. Auch kommt noch der Umstand hinzu, dass das Wort sich in dem zunächst liegenden gallisch-wallisischen Dialecte nicht findet, und dass es unmöglich ist, dass die irisch-gälischen Celten diese offenbar einheimischen Wörter mit zahlreichen Ableitungen und Verzweigungen von den erst jetzt in die Schrift- und allgemeine Umgangssprache eingeführten französischen Wörtern entlehnt haben.

II. Blaser, Blasé.

Blasé, abgestumpft, stumpf, theilnahmlos, partic. von blaser, abstumpfen, besonders durch sinnliche Genüsse und Ausschweifungen (on se blase par les plaisirs). Das Wort befindet sich zwar jetzt in den neueren Wörterbüchern, die älteren kennen es jedoch noch nicht. In dem etymologischen Wörterbuche von Diez fehlt es auch noch. Nach Roquefort kommt es von dem griech. *βλάζειν*, unschmackhaft oder fade machen, oder von *βλάξ*, schlaff, träge, welches Eustathius von *βλάζειν* herleitet. Auguste Scheler in seinem Dictionnaire d'Etymologie française denkt an das deutsche blasz, pâle, oder an aufgeblasen, orgueilleux, von blasen, souffler, ohne es jedoch für mehr als einen blossen Einfall auszugeben, den man den von ihm verworfenen Ableitungen von Roquefort gegenüber stellen könne. Auch steckt der Begriff orgueilleux nicht im entferntesten in blasé.

Das Wort blaser bedeutet ursprünglich und landschaftlich austrocknen, verbrennen (brûler, dessécher, nach dem Dict. etym. von Noël und Carpentier s. v. blasé; die es ebenfalls vom griech. *βλάζειν* ableiten), und ist deutschen Ursprunges von blasen, althochd. und altnord. blâsan, goth. blêsan, flare,

aber nicht mit dieser Bedeutung, sondern mit einer, die sich nur dialectisch und theilweise entwickelt hat, nämlich austrocknen, brennen, flammen. Das angelsächs. bläsan heisst zwar auch nur flare, aber es entstehen daraus bläse, flamma, fax, bläst, flatus und adustio, bläsare, incendiarius. Altnordisch ist blâsan zwar auch hauptsächlich flare, spirare, aber blâsa malm ist Metalle schmelzen, metalla coquere, und das Particip blâsinn bedeutet vento siccatus, fusus, coctus, vom Winde ausgetrocknet, geschmolzen, während blâstr nur das Blasen und Tönen, flatus, spiramen, ist. Althochd. blâst ist ebenfalls flatus, spiramen, aber mittelhochd. ist blâs und blâst (bei Ziemann) das Blasen, die Luft, die man ausathmet, und eine Kerze. (Benecke und Müller stellen blas, n., eine brennende Kerze, Fackel, auf, mit kurzem a, und trennen es, offenbar mit Unrecht, von blâsen, ohne dass sie es anderswo unterbringen können.) Im Englischen dagegen treten die Bedeutungen austrocknen, brennen und flammen sehr scharf hervor. Blaze bedeutet Flamme, besonders die helle und lodernde (gleichsam blasende) Flamme, Fackel, to blaze, flammen, fackeln, auflodern, blast ist das Blasen des Windes, der Windstoss, auf den Eisenhütten die Luftsäule, welche dem Feuer zugeblasen wird, der Schall oder Ton vom Blasen, der Trompetenstoss, der Luftstrom von schädlichem Einfluss, der Pesthauch, der Mehlthau, der Brand im Getreide und an Bäumen, die Entzündung vom Blitze, der Blitz, to blast, versengen, verbrennen, etc.

Auch im Irischen und Gälischen findet sich ein blàs, blàths, blathas, heat, warmth, warm season, blàth, blathach, warm, blàitich, blathaich, blathaim, to warm, foment, cherish, heat. Doch dürfte dieser Wortstamm mit dem germanischen nichts zu thun haben.

Dr. C. A. F. Mahn.

Prof. Dr. L. Eckardt in Luzern.

Der achtungswerthe Gelehrte, dessen Name an der Spitze dieses Artikels steht, hat im November vorigen Jahres einem Rufe nach Luzern Folge geleistet und die Professur des Deutschen daselbst übernommen. Es traf ihn das Schicksal Troxler's, indem ihn eine extreme religiöse Partei in der masslosesten Weise mit allerlei Anschuldigungen verfolgte und durch viele Stellen seiner Schriften, welche ganz aus dem Zusammenhange gerissen zusammen gelesen waren, die Abneigung und den Hass motiviren wollte, welchen man — freilich anonym — in der Presse zur Schau stellte, um dadurch die Stellung des harmlosen Mannes nach und nach völlig zu untergraben. Nach langem Schweigen hat Eckardt in einer kleinen Schrift, welche unter dem Titel: „Ein Wort zur Aufklärung“ erschienen ist, in würdiger und überzeugender Weise die schamlosen Lügen zurückgewiesen, welche gegen ihn verbreitet worden sind und Ref. muss denken, dass seine Gegner nicht ohne Erröthen das Blatt aus der Hand legen werden. Wir gehen auf die dort namhaft gemachten Punkte hier nicht weiter ein, benutzen indess diese Gelegenheit, um unsern Lesern Einiges aus einer Rede über die Stellung des deutschen Sprachunterrichts im Organismus des Gymnasiums und die Art und Weise seiner Behandlung mitzutheilen, welche Eckardt bei dem Antreten seiner Professur in Luzern gehalten hat und wodurch die Beschaffenheit seines Strebens sich am besten characterisiren dürfte. Es heisst daselbst:

Wer über das Räthsel des Menschen staunt und sich nicht erklären kann, wie in diesem Seele und Leib Eines und doch wieder zwei sind, der mag ein ähnliches Verhältniss zwischen Gedanke und Wort, Geist und Sprache beobachten. Wie innig verwachsen sind Denken und Sprechen — zwei Thätigkeiten und doch auch eine! Wer kann ihre Grenzen nachweisen, wer den Augenblick feststellen, in welchem der Gedanke zum Worte wird? Daher

kann man getrost sagen, Bildung der Sprache sei auch Bildung des Geistes. Und ist es wahr, was Jakob Grimm bestimmt ausspricht, und dem ich aus voller Ueberzeugung beipflichte, dass der Mensch in Wahrheit nur Einer Sprache mächtig sein kann — jede Vielsprachigkeit, die über ein äusseres Wissen hinausgeht, ziehe, wie man bei Grenzvölkern beobachten könne, leicht eine sittliche Einbusse und eine Zweideutigkeit des Charakters nach sich — ist Grimm's Wort also wahr, welche hohe Bedeutung hat dann die wissenschaftliche Pflege der Muttersprache als des heimischen Bodens unsers ganzen Denkens und Fühlens! In ihr erstarken heisst aus dem Geiste seiner Nation trinken, als ein gesunder Zweig im heimischen Walde zum blühenden Baume erwachsen; der Muttersprache absterben hiesse ein geistiger Fremdling mitten im Vaterlande werden, und sie missachten, sie nicht pflegen wäre geistiger Selbstmord.

Ich beuge mein Haupt in Ehrfurcht vor den ewig grossen Dichtern und Denkern des Alterthums, vor Allem Griechenlands; ich anerkenne die sittliche Tüchtigkeit, die wir aus diesen alten Republikanern schöpfen können, den freiern reinmenschlichen Sinn, der auch im Worte des Heiden den göttlichen Urquell der Wahrheit rauschen hört; ich schlage ferner die geistige Turnübung des antiken Sprachstudiums, namentlich des uns Deutschen weit näherliegenden griechischen, das nun und nimmer zurückgesetzt werden sollte, gewiss hoch an; aber über Alles theuer muss uns das heimelige Wort unserer Mutter, das geistige Erbe unserer Väter bleiben!

Der Schwerpunkt der alten Sprachen liegt in ihrer humanen, kosmopolitischen Bedeutung; das Studium des Deutschen als Schrift-, als Volkssprache hat dagegen eine nationale Bedeutung. Und wenn Ihr, meine jungen Freunde, mit Achilles Troja belagert, mit Odysseus auf der hohen See geirrt, mit Tacitus den Fall des alten Roms geschaut habt, dann lasst Euch durch heimathlichen Klang und deutsche Dichtung wieder zur Gegenwart, zu Eurem Volksgeiste zurückführen. „Sieh', das Gute liegt so nah'!"

Auf der andern Seite erfährt das klassische Sprachstudium sogar eine gewiss willkommene Unterstützung von Seite des Deutschen, wenn dieses in die Vorzeit, zu den gothischen und althochdeutschen Sprachdenkmälern zurückgreift, theils indem diese sich der Zeit nach an den Ausgang des Alterthums anschliessen, theils weil sie die Urverwandtschaft der hellenischen und römischen Sprache mit der deutschen als Kinder Indiens nachweisen. Und gleichzeitig greift selbst das altdeutsche Studium wenigstens bei uns in der Schweiz wieder in die Gegenwart hinein, indem es uns unsere Volksdialekte als ehrwürdige Ueberreste der alten deutschen Zunge erkennen lässt und uns also nicht nur vor jeder Missachtung der Volksmundart bewahrt, sondern in ihren Lauten die Töne des Nibelungenliedes, in diesen hingegen Klänge wiedererkennen, ja lieben lehrt, die stündlich unser Ohr berühren. Die Erkenntniss, dass der Dialekt als die Sprache des Hauses, der Kindheit, der idyllischen Situationen des Lebens eben so berechtigt ist wie das Schrift-Deutsch als die Sprache der Welt, der männlichen Wirksamkeit, der Wissenschaft — die fernere Erkenntniss, dass, wie oben bemerkt, die Mundart ihre Geschichte, selbst ihre Schönheiten hat, kann nur zur Erhöhung der Heimatsliebe — und was sind wir ohne diese? — in einer dem Patrioten gewiss erfreulichen Weise beitragen

Darf ich neben der erwähnten nationalen Bedeutung noch eine andere betonen, eine nicht geringere, die geistig-sittliche?

Dem Schüler des Gymnasiums eröffnen sich zahlreiche Quellen des Wissens: das Alterthum bietet ihm seine goldenen Schätze; das Christenthum ladet ihn zu philosophischer Betrachtung seiner tiefsinnigen Lehren und Bilder ein; die Naturkunde erschliesst den Kosmos; die Geschichte rollt ihre grossen Dramen mit dem ewiggleichen Stoffe auf: Kampf der Finsterniss mit dem Lichte. Alle diese zu erwerbenden Kenntnisse sollen dem Schüler nicht blos äusserlich anhaften; sie sollen sein werden. Und sein werden

sie nur, wenn er sie in seine Sprache kleidet; denn um dies zu können, muss er sie zuerst in sein Denken aufgenommen haben. So wird der deutsche Sprachunterricht, indem er den Schüler veranlasst, der ganzen Masse des aufgenommenen Denkstoffs eine eigenthümliche Form zu geben, der geistige Mittelpunkt des ganzen Gymnasialunterrichts, — wenn auch nicht das erste, doch dasjenige Fach, von dem es zu einem guten Theile abhängt, wieviel der Schüler von uns in die grosse Schule des Lebens hinausnimmt.

Das Gesagte ist nicht dazu angethan, etwa einen unberechtigten Stolz des deutschen Fachlehrers zu entzünden — im Gegentheile ihn im Hinblicke auf seine Aufgabe doppelt gewissenhaft zu machen und zu dem Bekenntnisse zu zwingen, dass er nur bei der energischen Wirksamkeit seiner verdienten Kollegen, bei regem und ausharrendem Fleisse seiner Schüler das hohe Ziel — und dann auch nur annähernd — erreichen kann.

Je einseitiger oft die Erziehung der Gegenwart ist, je mehr der Verstand auf Kosten des Gemüths entwickelt, und der Mensch, das herrliche Geschöpf Gottes, zur Maschine gemacht wird, je näher dieser moderne Materialismus selbst an unser Vaterland herantritt, es mit der tödlichen Umarmung einer seelenlosen Industrie bedrohend, um so entschiedener fühle ich mich gedrungen, es schon heute auszusprechen, dass ich die ethische Bedeutung des meinen schwachen Kräften zugewiesenen Faches fast noch höher anschlage als die wissenschaftliche; dass ich glaube, mehr als eine blosse Bereicherung des Wissens sei vielmehr die Aufgabe des deutschen Unterrichts, dem Verstande gegenüber auch das Herz, die Gesinnung, die Phantasie, diese Mutter alles Grossen, zu beleben, Denken und Fühlen zu vermitteln, auf die jungen uns anvertrauten Seelen harmonisirend einzuwirken. Was ist alles Wissen ohne Gewissen? was aller Luxus der Bildung ohne Gemüth? was glänzende Fähigkeiten ohne Gesinnung? was eine gewandte Zunge ohne Charakter? Was sind grosse Gelehrte, grosse Staatsmänner, die kleine — kleine Menschen wären?

Heil uns, dass wir deutsche Dichter und Denker haben, auf die wir unsere Jugend hinweisen können als Muster geistigen und sittlichen Ringens! Albrecht Haller — Herder, der Prediger der Humanität — Klopstock, der erste Sänger des Patriotismus — Lessing, der Bannerträger des freien Gedankens und der religiösen Duldung — Pestalozzi, der Volkslehrer und Volksbefreier — Kant — Goethe, der eigene Kämpfer des Faust-Kampfes — Troxler, den Luzern stolz seinen Sohn nennen darf und ich als meinen väterlichen Freund verehre — Theodor Körner, der Jüngling, der für das starb, was er besang . . starb . . meine jungen Freunde! . . und vor Allem der Dichter der Jugend, Euer schönstes Vorbild — er, der ewig jung bleibt, weil er ewig strebte, Friedrich Schiller!

Ja, Schiller! Von ihm wollte ich zu Euch sprechen, dessen 101. Geburtstag wir übermorgen feiern, von ihm oder richtiger von einem seiner Dramen, weil eine, freilich flüchtige Betrachtung desselben nach meiner Hoffnung einen kleinen thatsächlichen Beweis geben könnte, wie der deutsche Unterricht einen Stoff nicht bloss ästhetisch, sondern auch ethisch verwerthen könne und zwar an einer Anstalt, die nicht blos Gelehrte heranbilden soll, die selbst mit der Pflanzung redlicher Gesinnungen ihre Aufgabe noch nicht erfüllt hätte, sondern die — sprechen wir das stolze Wort aus, hochverehrte Mitlehrer — eine republikanische Jugend erziehen soll, d. h. eine, die einst in einem freien Staate leben, die Freiheit verdienen und bewahren soll. Frei werden, ist schwer; aber noch schwerer, frei sein, frei bleiben. Die Freiheit des Einzelnen wie ganzer Völker setzt Selbstbefreiung und Selbstbeherrschung voraus. Nur wer sich innerlich — von allen Vorurtheilen und Sondergelüsten — befreit hat und sich — aus eigener Kraft — beherrschen kann, ist der Freiheit würdig. Ein republikanisches Volk geht mithin keinem wilden zügellosen Taumel entgegen, sondern der grossen Kunst, sich selbst

das Gesetz zu geben — und eine republikanische Jugend wird nur die genannt werden können, welche von Menschenfurcht frei, aber voll der Achtung ist, die dem aus der Souverainität des Volkswillens gebornen Gesetze gebührt, welche das eine Gut der Freiheit bei aller Armuth höher hält als den Glanz der Kronen und entschlossen ist, dem Vaterlande mit der Selbstaufopferung zu dienen gleich den Brüdern von St. Jakob!

Ich schlage im Geiste ein Jugenddrama Schiller's:

„Don Karlos“

auf und mache es zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung, wie sie mir Ort und Zeit gestatten.

Es wird uns in dieser Tragödie der Kampf des Alten mit dem Neuen, abgelebter und aufblühender Ideen vorgeführt, in einer so anschaulichen Weise, dass man an sie wie an keine andere ein Wort über die Bedeutung der Jugend im staatlichen Leben, in den Kämpfen der Weltgeschichte anknüpfen kann. Jung sein ist schön, jung bleiben, freilich noch schöner! Die Alten sagten: „Früh stirbt, wen die Götter lieben!“ Sie sprachen damit den Preis des glücklichen Jünglingsalters aus. Und wir können ihnen beistimmen, nicht weil die Jugend eine Zeit der Freude und frei von Sorgen ist, sondern weil der junge Mensch meist gut ist, unberührt von der Rohheit des Werktaglebens, empfänglich für das Gute wie die Knospe, die sich freudig der Sonne erschliesst, während die verblühte Blume den Kopf sinken lässt und das Auge vom Licht abwendet. Doch — seien wir nicht einseitig. Eben so schwer als die Thatkraft der Jugend wiegt die Weisheit des Alters, und nicht weniger schlimm als die Halsstarrigkeit der alternden Generation ist der blinde Eifer der nachwachsenden. Und doch müssen wir Beide begreifen, wie wir überhaupt stets zu einem milden Urtheil kommen, wenn wir in Menschen und Verhältnisse tiefer blicken. Wer will es dem Greise verargen, wenn er sich an die von ihm miterkämpften Güter anklammert . . auch er war einst jung . . auch er hatte ein Ideal . . und, dasselbe festhaltend, übersieht er so leicht, dass die Welt über dasselbe hinausschreiten will, wie er seiner Zeit über das Bestehende . . Er hat ferner die Mühen solcher Kämpfe, die oft zweifelhaften Folgen derselben geschaut, Narben heimgetragen . . wohlmeinend möchte er den Frieden erhalten und das langsame Reifen dem befruchtenden, aber auch vernichtenden Gewitter vorziehen. Auf der andern Seite ist nicht aber auch die jüngere Menschheit begreiflich, die ein Ideal in ihrer Brust trägt und, weil ohne Verständniss der Geschichte, die gegebenen Verhältnisse ohne Uebergangsstufen umstürzen zu müssen glaubt? O wir verstehen sie so gut! Welche Wonne schliesst nicht für den fähigen jungen Mann der Gedanke in sich, endlich handeln zu können, wie jene grossen Männer der alten und neuen Welt, für die ihn sein Geschichtslehrer begeisterte? Wie die Männer, die er in Plutarch, in seinem Joh. Müller kennen lernte? Und er sollte dann nicht zürnen, wenn er — aus der Schule tretend, in der er nur mit grossen Männern umging — plötzlich auch auf kleine Seelen stösst? Er sollte nicht gleichsam die Aufforderung in sich fühlen, jene Zeit wieder heraufzuführen? Und wenn die Jugend rasch verfahren will, liegt es nicht tief in des Jünglings Brust begründet? In ihm lebt ja das Gefühl, ja soll leben, das Don Karlos sagen lässt: „Schon dreiundzwanzig Jahre, und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!“ — das Gefühl des Thatendranges. Unser Schluss ginge also dahin: Das bedächtige Greisenalter muss sein, damit ein Orakel bestehe, aus dessen Munde die Vergangenheit belehrend und warnend zu uns spreche; das reife Mannesalter muss sein, damit das Feld der Gegenwart seine sachverständigen Bebauer finde; aber auch die stürmische Jugend mag und muss sein, damit neben den Bedenklichen und Selbstsüchtigen die Muthigen und Opferfreudigen nicht aussterben, neben der Reflexion die Poesie immer wieder neu in die Welt hereingeboren, mit jeder neuen Generation auch von Neuem auf die

Zukunft hingewiesen werde, ohne die der Strom der Zeit zum stehenden Wasser und faul würde. Die Zeit ist der sagenhafte Riese, der mit Jünglingsblut erfrischt sein will.

Es ist ferne von mir, der Jugend mit diesen Worten einen ungerechtfertigten Stolz einflössen zu wollen. Im Gegentheile, junge Republikaner, nach Sparta blickt und steht vor dem weissen Haupte ehrfurchtsvoll auf. Bescheidenheit und Pietät gebührt und ziert Euch; denn — meine jungen Freunde — das Leben ist schwer, und mächtige Stürme ziehen über das Haupt hin, bis es weiss wird, und trefft ihr einmal ein altes starrgewordenes Herz, dann flieht dasselbe nicht, erwärmet es mit Eurer Wärme und ahnet, wie viele Enttäuschungen dieses Herz, das einst auch jugendfrisch klopfte, erfahren haben mag, bis es zu Eis gefror oder vor der Welt sich verschloss. Liebe des Alters sei Euch daher empfohlen, wie der edle Greis hinwieder die Jugend lieben wird, in der er sich wieder erkennt, freilich nur dann, wenn sie für das Gute glüht und nicht eine kostbare Zeit vertändelt. Dann ist sie ja — aber auch nur dann — unsere Hoffnung, unsere Zukunft, die Blüthe und die Sorge und die Freude eines Volkes!

In unserm Trauerspiele wird der Kampf des Alten mit dem Neuen noch dadurch verstärkt, dass die Vertreter der beiden Standpunkte — leider! — Vater und Sohn sind. Und nur die Wahrnehmung kann das trübe Bild einigermassen mildern, dass die Schuld nicht auf Seite des Sohnes liegt, der — überhaupt religiöser Gefühle voll — nach der Liebe eines Vaters sich sehnt, bis auch er endlich über die künstliche Kluft, die dunkle Geister zwischen Vater und Sohn schufen, nicht mehr hinüber kann.

Oft hab' ich mit mir selbst gerungen, oft
Um Mitternacht — —
Mit heissen Thränengüssen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gefleht . . .

Was war es wol, dem dieser Königssohn am finstern Hofe eines Philipp eine menschlichere Weltanschauung dankte? Die Wissenschaft — auf der Hochschule zu Alkala — und die Freundschaft! Jene vor Lehrern und Jüngern der Wissenschaft zu preisen, hiesse es nicht Eulen nach Athen tragen? Aber den Freundschaftsbund lasst uns einen Augenblick in's Auge fassen; denn er ist ein Hauptgrund, warum ich gerade diese Dichtung zum Vorwurfe eines einleitenden Wortes wählte. Freundschaft, die du Alle gleich machst, reich und arm, den Königssohn und den Bürger — Freundschaft, die du entspringst aus der Begeisterung für die gleichen Ideale — Freundschaft, deren höchste Wonne im Beglücken des Geliebten, in wechselseitiger Aufopferung besteht — du milde Sonne, leuchte du auch über den Herzen unserer Jünglinge, knüpfe sie für die Dauer ihres Lebens, entzünde heilige Eidschwüre gemeinsamen Strebens in ihren willigen Herzen, mache sie Eins in dem feierlichen Entschlusse, der Menschheit und ihrem schönen Vaterlande zu dienen! Wie herrlich besingt unser Dichter dieses glücklichste Gefühl der Jugend — denn arm ist, wer sich keinen Freund in das Leben hinüberrettet — und führt selbst die Schöpfung auf die Liebe zurück:

Freundlos war der grosse Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister —
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!

Und sein Julius spricht ähnlich wie sein Karlos:

Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur grossen Geistersonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang!

Freundschaft soll auch uns, meine künftigen Schüler, verbinden, wie einen älteren Bruder mit den jüngern; mit Liebe trete ich unter Euch und Liebe erwarte ich von Euch! —

Wohl dem, der wie Karlos einen Posa findet!

Man hat sonst den Schwerpunkt der Dichtung in der Scene zwischen Philipp und Posa und in diesem den eigentlichen Helden des Trauerspiels gesehen; es ist nicht meine heutige Aufgabe, dieser Ansicht gegenüber aus dem Titel, der Geschichte und der Entwicklung der Dichtung selbst nachzuweisen, dass Karlos, der Werdende, Ringende, nicht sein fertiger, in sich abgeschlossener Freund der Hauptcharakter und in dessen Verlaufe der Grundgedanke der Dichtung zu suchen sei. Er besteht nach unserm unmassgeblichem Dafürhalten andeutungsweise im Folgenden:

Das Kind ist zum Egoismus geneigt, denkt bei Allem, was es mit Wohlgefallen sieht, an sich; auch der ältere Mann kehrt nach einmal bestelltem eigenem Herde immer mehr auf sein Ich zurück. Aber zwischen dem Knaben- und dem Mannesalter, zwischen dem ersten Triebe und der Frucht des Lebens liegt eben jenes eigenthümliche, an Idealen, Träumen, goldenen Irrthümern reiche Jünglingsalter, die Büthe des Lebens. Aus dem Egoismus des Kindesalters herauswachsend, schwingt sich das junge Menschenherz zum ersten Male zum Ganzen auf und erfasst es als Vaterstadt oder als Vaterland oder sogar als Welt, Menschheit. Voll überströmender Kraft sehnt sich der junge Mann nach Hingebung für das Ganze. Aber in derselben Zeit hat die Mutter Natur, die seiner Schwärmerei lächelnd zusah, bereits ihre Anstalten getroffen, ihn wieder mit sanfter Hand aus dem Universum zurückzuführen, den ohne festgezeichnete Bahn durch die Welträume fahrenden Kometen zu bannen — durch ein anderes von Gott gleichfalls geheiligtes Gefühl, das Väter und Erzieher weder tödten noch wissentlich übersehen, sondern weise und vertrauenerweckend leiten sollen.

Don Karlos steht in dem Conflicte zweier Gefühle, von denen ihn das eine zum Ganzen, das andere zum erwählten Einzelwesen hinzieht. Wer aber dem Universum, der Menschheit treu bleiben will, muss der nicht etwa auf Liebe verzichten? Darf er einer Famile angehören, wenn er sich als Glied der grossen Familie der Menschen bethätigen soll? Auf dieser Anschauung beruht das Cölibat der katholischen Kirche und hat in ihr eine gewisse psychologische Begründung; auf derselben auch die geistlichen Ritterorden des Mittelalters, die durch Verzichtleistung auf weltliche Freuden und Bande den Heldenmuth ihrer Mitglieder erhöhen zu können glaubten. Posa, der Träger der Aufopferung für das Ganze in unserer Dichtung, ist Maltheser. Wenn man seinen universalen Zug tadelte, so vergass man diesen, vom Dichter wohlberechneten Pinselstrich im Charaktergemälde des Ritters. Schiller, der ein Trauerspiel: „die Maltheser" schreiben wollte, sagt von ihnen: „Die Ritter erscheinen als eine höhere Menschenart unter der übrigen Welt, weil sie künstliche Naturen sind und durch ihr Gelübde sich ausgeschlossen. In den Stamm schiesst der Saft, der sich sonst in den Zweigen erschöpft, und der Mensch kann zum Herrn und Halbgott werden, wenn er gewissen Menschlichkeiten abstirbt." Posa — entsagend und der Welt dienend — und Don Karlos — über das Individuum, die Königin, das Universum vergessend — so stehen sich unsere Freunde im Anfange der Dichtung gegenüber. Posa löst den Conflict, — das Wie gehört heute nicht hierher — indem er das Gefühl seines jungen Freundes weder verhöhnt noch blind bekämpft, sondern leitet und an demselben ein höheres, für die ganze Menschheit glühendes Feuer neu entzündet. Don Karlos geht reinen und geprüften Herzens, geht geläutert aus dem Kampfe hervor, geadelt durch jene Tugend, die so schwer ist und doch, Euch, werdenden Männern, in allen Lebenslagen warm empfohlen sei — durch Selbstbeherrschung.

Die Königin sagt:

— — Wie gross wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bei ihrer Uebung bricht!

Das Herz bricht nicht ruhmlos, wenn wir als Märtyrer unserer Ueberzeugung leiden und selbst enden wie die beiden vom Dichter gefeierten, im Liede unsterblichen Freunde. Graf Lerma hat ihm — dem Infanten — noch im Kerker gehuldigt und damit symbolisch angedeutet, dass die Zukunft der Idee huldigen werde, für die zwei edle Menschen gestorben.

Und diese Idee ist — ? — die Idee der Freiheit, die im „Karlos“ uns noch zuweilen wie eine Phrase anmuthen mag, aber doch einmal erst eine Phrase sein musste, um in einem andern Werke des Dichters, dem „Tell,“ zu einer gesunden That werden zu können. Wir scheiden getrost; das alte Prinzip siegt zwar, aber nur äusserlich, durch Gewalt — es ist dies der einzige arme Sieg, den es in der Welt erringen kann; der innerliche Sieg gehört dem neuen Prinzip des freien Geistes im freien Staate, für den sich beim Sinken des Vorhangs gerade die Niederlande erheben und für den ein — Königssohn stirbt. Neben dem Tyrannen steht stets ein Märtyrer; aber dieser schlägt jenen: denn eine Idee siegt, die Märtyrer findet! Es geht dann das Wort des Galilei, als man ihm einen Widerruf zumuthete, durch die Welt: „Und sie bewegt sich doch!“

Dr. Mahn scheint mir am Schlusse seiner interessanten Untersuchungen über das Wort Berlin (Herrigs Archiv 1860 Heft 3), deren Ergebniss ich beipflichte, einige Ortsbezeichnungen unrichtig erklärt zu haben.

1) Der Kak = Pranger. — Er hält's für ein niederdeutsches Wort. Es ist einfach franz. caque = ein Häringsfass, dergleichen oft zum Pranger dienten.

2) Der Krank — erklärt er mit poln. Krong = Kreis. Aber ich vermuthe, es ist dasselbe, was wir Berner Rank nennen, wovon rænka, und chrænka — was auf chrank zurückführt, gesprochen „chronweh“ — daher der Ortsname Chronwehthal (Krauchthal — Dorf zwischen Burgdorf und Bern in einem Seitenthale, am Fusse des alten Schlosses (nun Zwangsarbeitshauses) Thorberg. Das Thal bildet nemlich da eine Gabel, deren Stiel gegen Burgdorf, deren Gabel gegen Bern sieht, also: Wendung. Rank scheint verwandt mit ringen, Ring — K oder Ch ist nur Verdichtung und Schärfung. Vergleiche nicken und knicken, nagen und knacken, nüstern und knistern, rauschen und kreischen, nodus und Knoten.

3) Für ein verwandtes mit Krank halte ich Krögel, vergleiche obiges Chronweh — sofern nicht Kröwel das richtigere ist, in welchem Falle das bernische Chræuwal (= Kralle, Griff) anklingt Dass ehedem die Bezeichnungen malerischer, wenn auch oft willkürlicher waren als heute, ist bekannt. Was finden sich nicht z. B. in Zürich noch für sonderbare Ortsbezeichnungen „im Chraz“ dgl.! Bern kennt diese Poesie so gut wie nicht, weil es eigentlich burgundionischen Ursprungs ist, daher zu allen Zeiten mehr welsch als deutsch. Ganz anders St. Gallen, Basel, Zürich etc. — sie erinnern an Nürnberg u. s. f. Dass wir im ächt alemanischen Theile des Kantons Bern viel Stämme und Wurzeln haben, die sich ebenfalls im Niederdeutschen oder im Keltischen dgl. finden, steht ausser Zweifel.

4) Wie Dr. M. es wagen darf die Spree für = „lebendiges Wasser“ zu nehmen, begreife ich wirklich nicht. Ich sah sie immer für Kothwasser an, im Vergleich mit unsern klaren Bergströmen. Ueberall versteht man unter „lebendigem Wasser“ etwas ganz anderes. Ich möchte daher anders deuten. Spree bedeutet einen Staar — ahd. spra, wallon. sprew, ndl. spreuwe

— davon Sprehdrossel = gesprenkelte, gefleckte Drossel. Den Namen hat der Fluss von der Farbe: *dunkelgrau*. So ist die Spree.

5) Ueber *Molkenmarkt* kann ich einverstanden mich erklären, doch ist mir noch wahrscheinlicher: Molskenmarkt — (Molsken) von lat. *moles* = Damm, wie im bernischen Seeland eine Ortschaft *Mullen*, Mollen — heisst — nicht von molo (malen). Also molsken = kleiner Damm, nicht: kleine Mühle.

6) Die Erklärung von *Spandau* scheint verfehlt — ob es nicht mit *spannen* zusammenhängt? — verschliessen, vgl. Spunte. Es bildet ja eine Art von Schlüssel von Alters her, wenn auch erst seit 1583 Festung.

Hieran lassen Sie mich einiges *Französisches* anknüpfen. Im Journal des Débats hat Philarète *Chasles*, einer der geistreichsten franz. Gelehrten, die Proverbes von *Guitard* angezeigt, wobei er sich aber einiger Verstösse schuldig machte, die ich beispielsweise hervorheben will. Er meint, franz. *rosser* (= battre) kommt vom deutschen Rosz (= Pferd) — es heisse „schlagen“, weil man auf einen schlechten Gaul losschlage! Possierlich das. Wie wenn alle Rosse schlechte Gäule wären und des Prügelns bedürften! — ja, wenn es *Esel* wären! Aber es gilt das edle Thier, Namens Ross. Herr Chasles ist ganz auf dem Holzwege, wie etwa der gelehrte Dr. Alb. J. in B., wenn er meint, der Ortsname Abländschen im Kanton Bern komme her von Ab-Ländchen, weil es ein abgelegenes Ländchen sei!! Ein abgelegenes *Oertchen* (nicht Ländchen) ist es freilich, aber davon hat es seinen Namen nicht, sondern vom franz. avalanche — daher vor Alters *Afflāntsch*.

Doch! revenous à nos moutons! Was ist denn dieses franz. rosser (schlagen)? Allerdings kömmt es von einem deutschen Worte her, wenn nicht das deutsche von jenem. Dieses deutsche ist unser bernisches *rossen* = gar oder weich machen, *lindten*, so dass die Fasern sich *losreissen* lassen. Man *rosset* (röstet) nemlich den Flachs und Hanf, indem man ihn, nachdem er „gezogen“ ist, auf eine Wiese „ausbreitet“ und allem Wetter bloslegt, während einiger Wochen. Da macht sich derselbe Prozess der *Aufweichung* wie beim *gerben*. Man bereitet den Flachs, dass man ihn nachher *behandeln* und *ausbeuten*, nemlich *brechen* kann. Daher sagen wir Berner: einen *flachsen*, *gerben* = gehörig durchwalken, sei es zur Strafe, sei es um ihn lenksam zu machen. Bekanntlich gehörte ehemals die Fuchtel zum Erziehungssysteme wesentlich.

Einen andern Schnitzer begeht Chasles mit dem englischen Worte *silly* (= Simpel), welches er von franz. saint herleitet, während es vielmehr mit dem deutschen selig verwandt scheint, vermittelt vielleicht durch die *πτωχοὶ τῷ πνεύματι*, welche Matth. 5, 3. selig gepriesen werden. Selig aber kömmt bekanntlich von der lat. Wurzel sal (salus) = Heil. —

Ferd. Fr. Zyro.

Tennyson's Timbuctoo.

Was dem jungen Dichter gemeiniglich am schwersten fällt, ist die Wahl des Stoffes. Mit leicht-beweglicher Einbildungskraft und geringer Erfahrung wagt er sich an Gegenstände, deren rechte Darstellung dem reiferen Alter vorbehalten ist. In der Wahl des Stoffes denn sollte der geschickte Geburtshelfer junger, poetischer Talente denselben besonders an die Hand gehen. Eine gute Gelegenheit zu solch' einem Werke haben die Preisrichter, welche in den englischen Universitäten die Themata zu den alljährigen Preisgedichten, welche mit der Medaille des Kanzlers belohnt werden, ausschreiben. Die erste Anforderung, welche man an die Preisrichter machen kann, ist wohl

die, dass sie ein Thema geben, über welches der junge Bewerber möglicher Weise etwas wissen kann. Liegt die Aufgabe ausser dem Bereich seines Wissens und Könnens, so verschwindet damit der Anhalt, den der gütige Helfer geben sollte, und

Der Stoff, das Material des Gedichts,
Das saugt sich nicht aus dem Finger.

Sodann möchte man fordern, dass die Aufgabe möglichst bestimmt sei, und nicht den bereits in Ungewissheit schwebenden Schüler ganz unsicher lasse über das, was man ihn zu besingen wünscht, wodurch er unvermeidlich der hohlsten Phrasenmacherei verfallen muss. Leider scheinen die gelehrten Herren, denen diese Pflicht zu Cambridge obliegt, diese einfache Erfahrung noch nicht gemacht zu haben, oder sind der Meinung, dass die Bestimmtheit, welche in mathematischen Studien unerlässlich ist, in der Poesie nicht am rechten Platze sei. Genug, ihre Themata sind zu allgemein, und anstatt den jungen Dichter an einen bestimmten Gegenstand zu binden, zwingen sie ihn ins „Unbetretene nicht zu Betretende.“ Aufgaben wie: Australasien, Athen, Venedig, Jerusalem, Byzanz, Palmyra, die Bildhauerkunst, Luther, Mahomet, die seit dem Jahre 1813 wiederholt gegeben worden sind, bedürfen doch wohl einer näheren Bestimmung. Eine bestimmte That Luthers oder Mahomets, ein bestimmtes Ereigniss in der Geschichte von Athen oder Jerusalem würde dem leeren Declamationsstil einen starken Damm entgegensetzen, und anstatt der Phrasengebinde, welche jetzt mit der Medaille des Kanzlers belohnt werden, würde man, allerdings keine guten Gedichte, aber doch vernünftige, erträglich versificirte Prosa erhalten.

Im Jahre 1829 war das Thema „Timbuctoo,“ und Alfred Tennyson, damals Student des Trinity College, gewann den Preis. Das Gedicht ist mit Recht von dem nun hochgefeierten Dichter nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden, und ist nur in einem sehr seltnen Einzeldrucke und in der Ausgabe der Cambridge Prize Poems (London 1847) zu haben. Es besteht aus 249 reimlosen fünffüssigen Jamben, und leidet an allen den Fehlern, die man von der Behandlung eines so unglücklich gewählten Stoffes erwarten kann. Was mögen wohl die Cambridger Preisrichter im Jahre 1829 von Timbuctu gewusst haben, und welchen klaren Gedanken konnte in Tennyson der Schall des barbarischen Namens hervorrufen? Nichtsdestoweniger zeugt das Gedicht von Talent, und hat natürlich, als eins der ertsen Erzeugnisse des grossen Dichters, einen eigenthümlichen Reiz.

Im Anfange stellt sich der Dichter im Geist auf den Felsen von Gibraltar und schaut im Abendsonnenschein südwärts nach den Säulen des Herkules, denkend der Mähren von den glückseligen Inseln, welche die Herzen der Alten mit sehnsüchtigem Hoffen erfüllten (Vers 1 — 40). Wehmüthig ruft er aus, wo seid ihr, grüne Inseln, goldsandige Buchten (41 — 56) und fragt dann:

Wide Afric, does thy sun
Lighten, thy hills enfold a city as fair
As those which starr'd the night o' the elder world?
Or is the rumour of thy Timbuctoo
A dream as frail as those of ancient time?

Da erscheint ihm ein Seraph, dessen Glanz ihn blendet, und der ihn fragt, weshalb er sich auf der Bergeshöhe traurigen Träumen über die lieblichen Sagen des Alterthums hingebe (Vers 63 — 82). Er ermuntert ihn aufzusehen, und zeigt ihm:

The moon's white cities and the opal width
Of her small glowing lakes, her silver heights
Unvisited with dew of vagrant cloud,
And the unsounded, undescended depth

Of her black hollows. The clear galaxy
Shorn of its hoary lustre, wonderful,
Distinct and vivid with sharp points of light,
Blaze within blaze, an unimagined depth
And harmony of planet-girded suns
And moon-encircled planets, wheel in wheel,
Arch'd the wan sapphire. Nay — the hum of men,
Or other things talking in unknown tongues,
And notes of busy life in distant worlds
Beat like a far wave on my anxious ear. (99 — 112.)

Des Dichters Gemüth ist von den glühenden, schnell-wechselnden Gesichten verwirrt, und er weiss nicht, ob er die Erscheinungen auch recht beschreibe, da eine Fluth schneller Gedanken sich durch seinen Geist gedrängt habe.

Where is he, that borne
Adown the sloping of an arrowy stream,
Could link his shallop to the fleeting edge,
And muse midway with philosophic calm
Upon the wondrous laws, which regulate
The fierceness of the bounding element. (113 — 145.)

Der Anblick aber hat den Dichter so erhoben, dass er sich mit unaussprechlicher Kraft über die unbetretnen Felder des unbegrenzten und freien Daseins getragen fühlt, und

Then first within the South methought I saw
A wilderness of spires, and chrystal pile
Of rampart upon rampart, dome on dome,
Illimitable range of battlement
On battlement, and the Imperial height
Of canopy o'ercanopied.
Behind
In diamond light upsprung the dazzling peaks
Of Pyramids, as far surpassing earth's
As heaven than earth is fairer. Each aloft
Upon his narrow'd eminence bore globes
Of wheeling suns, or stars, or semblances
Of either, showering circular abyss
Of radiance. But the glory of the place
Stood out a pillar'd front of burnish'd gold,
Interminably high, if gold it were
Or metal more ethereal, and beneath
Two doors of blinding brilliance, where no gaze
Might rest, stood open, and the eye could scan,
Through length of porch and valve and boundless hall,
Part of a throne of fiery flame, wherefrom
The snowy skirting of a garment hung,
And glimpse of multitudes of multitudes
That minister'd around it. — — (159 — 181.)

Dieser Anblick schlägt den Dichter zu Boden. Der Engel hebt ihn auf und giebt sich als den Genius der Sage zu erkennen, in dessen Haine die sorgenden und hoffenden Menschen sich zur Erholung flüchten (182 — 224). Noch einmal zeigt er ihm die ferne Stadt und beklagt den nahenden Verfall seines Fabelreiches, da bald vor dem Auge des kühnen Entdeckers die herrlichen Dome in niedrige, schmutzige Hütten sich verwandeln müssen. Hiemit verschwindet der Genius und lässt den Dichter allein in dunkler Nacht auf der Bergeshöhe.

Zuerst fragt es sich, in wie fern das Gedicht die Aufgabe, Timbuctu zu besingen, erfüllt habe. Der Name der Stadt kommt zwar einmal im Gedichte vor, aber Nichts als das Versmass hindert uns anstatt dessen Peking, Moskau oder den Popocatepetl zu setzen. Das Gedicht möchte auf sie ebenso gut bezogen werden. Der Dichter fand vor sich einen Gegenstand, über den er kein sterbendes Wörtchen zu sagen hatte. Die Hippokrene hatten ihm die College Dons verwehrt, und ihn angewiesen in der afrikanischen Dürre Begeisterung zu trinken. Doch Tennyson vermag es nicht sich in's Leere zu begeben, bis an das Ende der alten Welt wagt er sich, aber hier will und kann er nicht weiter. Zu seiner Hülfe bringt er dann einen Deus ex machina, den er zuerst einen Seraph nennt. Wie wunderbar schnell doch immer die Unsichtbaren unbeholfenen, jungen Dichtern beistehen. Alle Jugendgedichte beinahe, die man aus alten oder neueren Zeiten liest, sind voll von Engelerscheinungen. Das junge, unbefleckte Gemüth steht allerdings der Geisterwelt näher, und sehnt sich mehr nach Umgang mit reinen Engeln als mit sündigen Menschen. — Doch selbst der Engel kann dem Dichter keine Auskunft über Timbuctu geben, obwohl er etwas vom Monde mittheilt. Nachdem der Dichter dann gezeigt, dass man mehr mit Bestimmtheit über die Städte im Mond sagen könne, als über das Innere von Africa, macht er einen verzweifelten Versuch, vom Felsen zu Gibraltar mit Hilfe des Engels Timbuctu zu sehen. In fünf und zwanzig Versen beschreibt er was Timbuctu sein möchte, aber was es wahrscheinlich nicht ist, und fällt von der Anstrengung erschöpft zu Boden. Hier kommt der Seraph ihm noch zur Hilfe und hebt ihn auf, aber:

Ach, die Noth ist gross!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!

Ebenso schnell wie Verwandlungen in Tausend und Eine Nacht vor sich gehen, verwandelt der Dichter den Seraph, der doch wohl ein jüdisch-christlicher Geist sein sollte, in den Genius der Sage, den wir jedenfalls als einen alten Heiden betrachten müssen, und der deshalb nicht so ceremoniell behandelt zu werden braucht, und seinen Abschied erhält. Der Dichter hat die vorschriftlichen 249 Verse fertig und obgleich sie nicht über das Thema sind, so hat er doch sich damit trösten können, dass er Alles, was die College Dons von Timbuctu wussten, gesagt hat.

Wie anders hat unser Freiligrath dergleichen Stoffe bearbeitet! Da sieht man die endlose, gelbe Wüste; rings im Flugsande die bleichenden Knochen umgekommener Dromedare; der lechzende Wandrer fällt vor unsern Augen nieder, die Sonne schiesst die brennend raschen Pfeile, mit wildem Satze springt der Leu und schlägt die scharfe Tatze in des Erschöpften Brust; der kühne Entdecker fällt, ehe es ihm gelungen, den Schleier von dem dicht verhüllten Angesichte der Königin zu ziehen.

Noch einen Fehler des Gedichtes müssen wir bemerken, welcher in der neuern Englischen Dichtkunst zu einer unerträglichen Unart geworden ist. Tennysons spätere Gedichte sind davon auch nicht frei, obgleich nicht so entstellt, wie die der meisten andern lebenden Dichter. Wir meinen das verzweifelte Hetzjagen nach Bildern. Nach einem „As when" oder „like" muss man sich auf wenigstens zehn Verse gefasst machen, in denen der Vergleich durchgeführt ist, ohne die geringste Rücksicht auf die harmonische Gliederung des Ganzen zu nehmen. Das Bild in einem prägnanten Worte vorzuführen und uns die Ausführung zu überlassen, scheint ihnen ein Missgriff. Doch hat wahrscheinlich Tennyson in dem besprochenen Gedicht es nur aus dem unverkennbaren Gefühl der Verzweiflung gethan, welches die Leute, die meinten, Timbuctu habe etwas mit der Poesie zu thun, in seine Brust schlugen.

Bristol. Dr. Ludwig Meissner.

Elizabeth Barrett Browning.

Die Romanze von Margaretha.

Ich pflanze einen Baum,
Dess Laub wird gleichen Eiben.
Wenn du zur Rast gewählt ihn hast
Soll er dir Früchte treiben. —
Reicht mir die Harfe von der Wand,
Drauf spielt der Sonnenstrahl.
Im Sonnenschein mag kalt man sein;
O Höret, Herzen stark und rein,
Mein mildes Lied zumal.
Margareth, Margareth!

Sitzet die holde Frau
Dicht an des Flusses Seiten,
Der rauschet davon, mit fröhlichem Ton
Ihre frohen Gedanken zu leiten.
Er rauschet durch die Bäume,
Er rauscht am Hügel hin;
Indessen einem schönern Pfad
Folgt nach der Frauen Sinn.
Margareth, Margareth!

Ihr dunkles Haar durchflicht
Die Nacht, ein schwarzes Band;
Und der Mondenschein auf der Stirne rein
Liegt wie mit Geisterhand.
Kein einz'ger Laut entfährt
Dem lächelnd offnen Mund,
Mir scheint, sie denket wohl ein Wort,
Doch giebt sie es nicht kund.
Margareth, Margareth!

Jedwedes Vögleins Haupt
Im Fittich liegt verborgen.
Der Kreatur scheint die Natur,
Selbst schlummernd, nicht zu sorgen.
Der holden Fraue Traum
Gedenkt gewiss sie nicht,
Nach den hohen kalten Sternen schaut
Ihr zartes Menschengesicht.
Margareth, Margareth!

Der Fraue Schatten ist
Auf die fliessenden Wellen gelegt.
Nicht minder er ruht in stiller Hut
Auf dem, das stets sich regt.
Gleichwie ein treues Herz
Auf falschen Glauben baut,
Wie eines Menschen Lebenslauf
Dem Tod ist angetraut.
Margareth, Margareth!

Die Fraue träumet nicht,
Sie hat sich nicht geregt.
Doch sieht sie nicht mehr, ihren Schatten quer
Hin über den Fluss gelegt.

Er schwanket ohne Wind,
Und von der Fluth er schreit't,
Und mit festem Schritt durch den Mondschein tritt
Er hin an ihre Seit.
Margareth, Margareth!

Schau ihm ins Antlitz, Frau,
In Ohnmacht falle nicht.
Mit hohem Muth und kühlem Blut
Erlausche, was er spricht.
So klingt einst deine Stimme,
Wenn kommt die Sterbezeit,
Das Antlitz dein wird gleich ihm sein,
Wenn du liegst im Todtenkleid.
Margareth, Margareth!

„Bin ich nicht ähnlich dir?"
Man konnte kaum es hören.
So leis es schallt, das spriessen im Wald
Man merken möcht' die Föhren.
„Das Gleiche meistert Gleiches. —
Durch welches Zauberwort
Das Licht vom Aug', vom Mund den Hauch
Ich darf dir saugen fort."
Margareth, Margareth!

„Mein Mund braucht deinen Hauch
Und ihm dein Lächeln fehlet.
Meinem Auge gebricht der deinen Licht,
Das vordem sich den Sternen vermählet.
Doch eines rette dich,
Und auch nur dies allein:
Dass du liebst Einen, der dich liebt
Mit Liebe sonnenrein."
Margareth, Margareth!

Wie, wenn der Schnee fällt, Wolken,
Ward ihre Wange bleich.
Doch wie wenn drein fällt Abendschein
So ward sie roth sogleich.
Der Liebe Name schon
Des Liebsten Kraft verleiht,
Dann seufzte sie den Seufzer tief,
Der von der Furcht befreit.
Margareth, Margareth!

„Fürwahr, dich fürcht' ich nicht,
Vor dir soll mir nicht grauen."
(Und der Freude Licht belebt ihr Gesicht,
Gar herrlich anzuschauen).
„Kann Land sein ohne Flüsse
Und Herzen liebeleer?
Wer ihr nicht glaubt, der ist schon todt,
Er kannte sie nimmermehr!"
Margareth, Margareth!

„Mich liebt —“ doch schnell ihr Mund
Das Wörtlein hielt verschlossen,
Und schier im Traum — man sah es kaum —
Von Lächeln übergossen.
„Mich liebt ein theurer Bruder,
Ein Ritter werth und rein,
In die Ritterschärpe stickt' ich ihm
Den eignen Namen ein.“
Margareth, Margareth!

„Dem Windspiel einen Kuss,
Den Falken gab ich Essen.
Bis zu der Hall mit Hörnerschall
Er kehrt', hab' ich gesessen.
Jagdlieder sang ich ihm,
Sein Glas füllt ich mit Wein,
Und drüber blickt er auf und sprach;
Dich lieb' ich, Schwester mein.“
Margareth, Margareth!

Ein hohl Gespensterlachen
Ging durch das Gras mit Beben,
Auf glatten Kieseln des Baches Rieseln
Stand plötzlich ohne Beben.
„Ein wackrer Held dein Bruder ist,
Doch besser sicherlich,
Liebt deinen Wein er, denn dein Lied,
Und beide mehr denn Dich!“
Margareth, Margareth!

Die Dame kümmert nicht
Des Flusses Stillestehen,
Lächelnd, da hin durch ihren Sinn
Gedanken frei noch gehen.
„Der Mutter ähnlich blüht,
Mein Schwesterlein, ihr Haar
Glätt' ich mit goldnem Kamm, dabei
Segn' ich sie immerdar.“
Margareth, Margareth!

„Ein Vöglein gab ich ihr,
Das meinen Ruf verstand;
Ich wählt' ihr aus den besten Strauss,
Zeigt' ihr, wo ich ihn fand.
Sie lehrt' ich preisen Gott
Und beten inniglich.
Sie schaute klar ins Auge mir
Und sprach: Ich liebe dich.“
Margareth, Margareth!

Ein hohl Gespensterlachen
Den Rasen überzitterte,
Die Vöglein erwacht, starrten in die Nacht,
Das Laub am Baume verwitterte.

„Dein schönes Schwesterlein
Liebt besser sicherlich
Den goldnen Kamm, denn deinen Strauss,
Und beide mehr denn dich!“
Margareth, Margareth!

Die Dame kümmern nicht
Die Blätter, die verdorrten;
Und ward ihr gleich die Stirne bleich.
Sie lächelt bei den Worten.
„Des alten Schlosses Lord,
Mein alter Vater spricht
Vor hundert Freunden seines Hofs
Zu mir das erste Wort!“
Margareth, Margareth!

„Ein hundert Ritter zählt sein Hof,
Doch les' ich ihm zu Füssen,
Und ziehn sie aus zu Spiel und Strauss,
Kaum blick' ich auf zu grüssen.
So traurig ist das alte Buch,
Doch wenn mein Werk vollbracht,
Giebt er des Vatersegens Lohn
So süss zur guten Nacht.“
Margareth, Margareth!

Ein hohl Gespensterlachen
Ging übers Gras im Dunkel,
Und Mond und Stern, ob hell ob fern,
Verloren ihr Gefunkel.
„Dein königlicher Vater
Liebt besser sicherlich
Sein altes Schloss denn seinen Freund,
Sein Schloss viel mehr denn dich.“
Margareth, Margareth!

Es kümmert nicht die Frau
Das Dunkeln der Gestirne.
Und ward ihr gleich — doch nein, nicht bleich
Ist länger ihre Stirne.
„Mehr liebt mich denn ein Freund
Der Eine in der Fern',
Und keine Stimme klingt mir süss,
Die ihn nicht nennet gern.“
Margareth, Margareth!

„Wie laut auch schlägt mein Herz,
Hör' ich sein Nahen immer,
Doch reitet er aus, den Reiherstrauss
Seh' ich vor Thränen nimmer.
Kein Ring von Gold mocht' uns
Der Treue Zeichen sein,
Doch tief ins Herz schrieb mir sein Blick:
Dich lieb' ich nur allein!“
Margareth, Margareth!

Ein hohl Gespensterlachen
Ging übers Gras hin wieder,
Und die Windsbraut sprang auf so laut,
Das klang wie Sterbelieder.
In dunkeln Flocken Schatten
Fiel anstatt Sternenschein
Auf ihre Stirne, immer noch
Von Liebe hell und rein.
Margareth, Margareth!

„Er liebte und nur dich.
Die Lieb' ist auch verloren.
Ein Geier sitzt und wühlet jetzt
Im Munde, der dir geschworen.
Wird das hohle Aug' er öffnen,
Wenn Liebe ihn beweint?
Der Todtenwurm dem Herzen sein
Ist mehr denn du vereint!“
Margareth, Margareth!

Sie fiel — kein Mensch es sah —
Von Schmerzes Uebermacht.
Doch über die See ein Jammer und Weh
Die Schiffer hörten zur Nacht.
Hoch rollte auf die Fluth
Sobald der Morgen brach.
Grün wogten Bäume drüber hin,
Wo ein bleicher Leichnam lag.
Margareth, Margareth!

Mit seinem Hund ein Ritter
Dort bei der Todten wachte.
Er streicht sein Fell, bei dess Gebell
Er schon des Waidwerks dachte.
Die Todte küsst ein zartes Kind,
Das fährt vor Schreck zurück,
Und einsam auf dem Schlosse stand
Der Lord, noch Stolz im Blick. —
Margareth, Margareth!

Die Brust ist mir beklemmt.
Hängt auf die Harfe wieder;
Nur Jammer bringt, nur Sterben singt
Die Lieb' und ihre Lieder.
O schwaches Menschenherz!
O Licht bei Nacht gesetzt!
So falsch, so lang auf Erden du,
Und taub im Tod zuletzt!
Margareth, Margareth!

Bristol. Ludwig Meissner.

Randglossen.

1) Zu Zarncke's Ausgabe des Narrenschiffs v. Brant. Unter den Werken, die von Zarncke „zum Zweck des Kommentars vollständig und genau durchgegangen sind" (s. pag. 479 b) gehören Th. Murner's Werke und J. L. Frisch teutsch-lat. Wörterbuch. Es muss danach befremden (zu 16, 76) auf S. 331 zu lesen:

„Narry, eine seltene Form, die ich mich nicht erinnere sonst gelesen zu haben."

Denn es findet sich bei Frisch 2, 8 b:

Zu viel weise ist Narrey. Teutsch. Sprichw. 254 a

und bei Murners ist das Wort sehr häufig, z. B. im Ulenspiegel (nach Lappenberg's Ausgabe):

So sie narren bei in halten, so leren sie narry. p. 188.
Wir, die sein narry annamen. 21.
Was sol ich nun mit der nary thon? 25.
Welche under euch beiden die abenteurlichste narry thut. 32.
Mit allerlei narry. 48.
Wiltu narry treiben. 76 etc.

Dazu füge ich aus Luther (Jen. Ausg.) 8, 50 b.

Las die Narrey vnd geucherey fahren etc.

Zu dem Anfang des Kap. 111:

Licht wer es, narren vohen an,
wann man ouch kündt von narrheit lan.

bemerkt Zarncke 468: „Der Sinn ist klar: ein Narr zu werden ist leicht; aber Narrheit abzulegen ist schwer. Wie aber ist das Wort narren zu erklären? Ein Verbum narren = Narr sein kommt nicht vor."

Nun ist aber das Intransitiv narren = Narretei, närrische Dinge treiben etc., ein ganz gewöhnlicher Ausdruck, sehr häufig bei Luther, z. B.

Hastu genarrt vnd zu hoch gefahren etc. Spr. Sal. 30, 22;
Sey nicht all zu Gottlos vnd narre nicht. Pred. 7, 18.
Narren sind narren vñ können nichts denn narren. Luther 5, 302 a;
So solt auch einer wol narren wider das fünfft Gebot. 88 b; 381 a;
Es ist besser, Man halte Hertzog Georgen, Das er Nerrisch mit solchem Eide fare, denn das er böslich vnd mördisch handelen sollt, Es ist ja besser genarret, denn gemordet. 6, 8 a;
Doch were es leidlich vnd treglich, Wo solche Affen vnd Geuche, narreten in geringen Sachen. 141 a;
Da er aber Gauckelt vnd narret von der künfftigen ewigen Seligkeit, das die solt sein in fleischlicher Lust etc. 8, 14 b;
In dieser anfechtung narret man zwey mal. 1, 86 b. (auch von Frisch citirt 2, 8 b);
Was narrestu denn? 171 a.
Wenn ich einmal so gelogen, falsch vnd so grob genarret [närrisch] erfunden würde. 368 b u. ä. m., z. B. auch bei Logau, s. Lessing 5, 331.

In Brant's Vorr. v. 15 werden verschiedene Schiffe aufgezählt:

Galleen, füst, kragk, nawen, parck.

Dazu bemerkt Zarncke S. 297 a:

„Kragk weiss ich sonst nicht nachzuweisen."

Ich verweise deshalb auf mein Wörterbuch 1, 868 c s. v. Karacke (u. 1006 b), wie auf das dort citierte vortreffliche Bremische Wörterbuch und führe aus Bobrik's naut. Wörterb. 375 a an:

„Karake . . ., holländ. eene kraak . ., die grösste Art der in früheren Zeiten gebräuchlichen Schiffe oder Galeonen der Portugiesen und Spanier, mit welchen sie den ostindischen Handel betrieben. Sie hatten zuweilen 7 — 8 Stockwerke über einander." etc.

In Bezug auf einige der andern Ausdr. verweise ich auf eine Stelle aus Thom. Kantzow's Pomerania (herausgeg. v. Kosegarten) 2, 231:

„Do sahen sie von ferne, das sich vnter des Türken lande wol neuen schiff erhoben, darvnter zwei grosse naven, wie sie die walen heissen, zwei subtile galeen, vnd fünf fusten, darin bei 2000 Türken.“ etc.

2) zu Lappenberg's Ausgabe des Ulenspiegel.

„Die 7 Histori sagt, wie Vlenspiegel daz weckbrot oder daz semmelbrot mit andern iungen aß etc.“

Darin heisst es von dem kargen Meier: „Er begoss da die suppen oder das weckbrot vnd der murken waren vil mer wan die kinder möchten vsessen. ... Bis sie die murken das weckbrot gar vs müsten essen.“

Das Glossar (p. 451b) erklärt murken Rüben. vgl. 231.

S. vielmehr bei Frisch 1, 675c:

„Murk, ein Brocken, frustum: Wann du isst, schneid grosse Schnitte, dicke Murken: Grobianus 135a.“

Zu der Stelle aus Brants Narrensch. 82, 15:

Es muß sin lündsch vnd mechelsch kleit

bemerkt Zarncke: „Lündsch d. h. aus Lugdunum, Leiden; die niederländischen Tuche, nam. die aus Leiden und Mecheln waren im 15. Jahrh. berühmt, vgl. Frisch 1, 628a und Ambr. Liederb. 115, 28 ff: Ach bruder liebster bruder mein, las dir die red befohlen sein, rot lindisch will ich dich kleiden. etc.“ —

Man vgl. dagegen Schmeller 2, 480:

„Lunden, ältr. Sp. London. „Lunden, Lundanea civitas in Anglia.“ Voc. v. 1419. „Nachdem aber durch die niederländischen Kriege das Tuchmachen v. Antorf (Antwerpen) nach Lunden in Engelland gezogen.“ Ueber den Tuch- und Lodenhandel in Baiern p. 16. Lündisch, lindisch-Tuech oder Scheptuech, feines Tuch, das von London in Schiffen nach Hamburg und andern Seestädten und von da nach Baiern kam. ib. p. 16; 23; 34 u. s. w.

Ferner Stalder 2, 185.

„Lündsch adj. und adv. — weich, zart, fein, zunächst von Wolle und wollenem Tuche Ehemals (besonders an der Neige des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh.) fand sich öfters in alten Rechnungen: ein alter Wamms von lündischem Tuche. Dies Tuch war meistens aus einer engl. Fabrik von London (lat. Londinum und schwzr. Lunden) oder aus einer holländ. Fabrik von Leiden (lat. Lugdunum), weil damals die besseren Tücher von daher nach Deutschland und Frankreich überbracht wurden, daher nennt man noch jetzt jede feinere Wolle, jedes feinere Tuch lündsch, wenn es schon etwa einer deutschen Manufaktur sein Dasein zu danken hat etc.“

Danach dürfte es noch fraglich erscheinen, ob lündisch bei Brant Tuch aus Leiden oder aus London bezeichnet. Die Stelle aus dem Ambr. Ldrb. beweist gar Nichts, während aus Frisch l. l. allerdings erhellt, dass in der preuss. Kammerordre von 1648 unter lündischen Tüchern niederländische verstanden werden.

Ich füge noch aus zwei nähern Zeitgenossen Brant's Stellen bei:

„Ach, wo ist die zeit geplieben, da die fürsten zu jren höhisten ehren nhur einen scharlaken rok, vnd etwar ein samit wambs vnd ein par leidischer hosen hetten etc.“

Thom. Kantzow Pomerania 2, 407.

und: Ein Schneider kauft ein Tuch von Lunden. B. Waldis Es. 4, 13, wo in der ersten Stelle niederländisches Tuch gemeint ist, in der zweiten wohl englisches; wenigstens entsinne ich mich nicht, Lunden (s. Frisch 1, 628a) als Bez. von Leiden (Lugdunum) gefunden zu haben.

Dan. Sanders.

Envoyerai.

Diez, Gr. Ausgabe 2, II, p. 236: Das Futur (der 1. Conj.) hat einen Fall unregelmässiger Bildung in enverrai. Mätzner richtiger: enverrai nach normannischem Dialekte. Jedoch nennt er mit Unrecht die Form envoierai altfranzösisch. Burguy am richtigsten: enverrai, enverrais sont des formes tout aussi régulières qu'envoierai, envoierais, dont Rabelais, Montaigne etc. font encore usage. Durch Anführung des letzteren Schriftstellers vindicirt er also bereits dem Neufranzösischen die Form envoierai. Immerhin verlegt er aber die Form damit noch bis in's Ende des 16. Jahrhunderts. Jedoch ist sie noch viel moderner. In den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte ist überhaupt die Erstarrung der Formen, Dank der französischen Akademie, gross genug, doch nicht so gross, als man gewöhnlich annimmt. Berücksichtigung finden aber diese Formen des 17. und 18. sec. bei Grammatikern leider wenig und wohl meist darum, weil wir gewöhnt sind, alle Texte der Schriftsteller dieser Zeit im modernisirtesten Akademiefranzösisch lesen zu müssen. Der Franzose selbst nimmt wohl li reis für le roi in einer Chanson de geste als richtig hin, aber er ist geneigt, ein envoierai des vorigen Jahrhunderts für einen entschiedenen Fehler zu halten. Und doch schreibt — unter vielen Andern — ein berühmter Stylist des vorigen Jahrhunderts so. Le Sage im Turcaret schreibt Act. 1, Sc 5: Je vous le renvoyerai, Act 4, Sc. 8: nous vous renvoyerons des plaisirs aux affaires, Act. 5, Sc. 3: je vous envoieray. Natürlich ist das in modernisirten Ausgaben verändert. Und so findet sich noch andres sogenanntes Altfranzösisch im Neufranzösischen.

Real, real!

Unter dieser Ueberschrift theilt Felix Liebrecht im Jahrbuche für romanische und englische Literatur II, S. 119 Belegstellen dafür mit, dass dieses gewöhnlich als den Portugiesen eigenthümlich zugeschriebene Feldgeschrei ein allgemein romanischer Schlachtruf gewesen sei, den er bei Castilianern, Provenzalen und Franzosen nachweist.

Hinsichtlich des Französischen citirt er Thomas von Canterbury ed. Becker p. 152 v. 6 ff. und den Roman d'Alixandre p. 65 v. 28 ff. ed Michelant.

Dazu füge man noch folgende Stelle, die sich in einer Handschrift des Rolandliedes der kaiserlichen Bibliothek zu Paris Cod. Colb. 658, Reg. 7227 — 5 befindet:

Roland sagt daselbst: En la grant presse m'orroiz crier Roial,
L'enseigne Karle mon seignor natural.

(Siehe La Chanson de Roland par Francisque Michel p. XXII.)

B.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Lieferung. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

W. Hoffmann, Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. 64. Heft. (Leipzig, Dürr.) $7^1/_2$ Sgr.

W. Wackernagel, Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuche. (Basel, Schweighauser.) 1 Rthlr.

Louis de Laudes, Glossaire érotique de la langue française depuis son origine jusqu'à nos jours. (Bruxelles, Flatau.) $1^1/_4$ Rthlr.

Literatur.

E. Kneschke, Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart. (Leipzig, Veit & Co.) 2 Rthlr.

B. R. Abeken, Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. (Hannover, Rümpler.) $2^1/_3$ Thlr.

F. Weber, Plattdeutsche Gedichte, herausgegeben von K. Groth. (Kiel, Homann.) 24 Sgr.

F. Steinbach, Die Schillerfeier in Wien. (Wien, Dirnböck.) 6 Sgr.

D. Nisard, Histoire de la littérature française. T. IV. (Paris, Didot.) $2^1/_6$ Rthlr.

Shakspeare's Dramen. Uebersetzt von C. Heinichen. 5. Heft, Macbeth. (Bonn, Marcus.) $7^1/_2$ Sgr.

C. Witte, De Bartolo a Saxoferrato, Dantis Alligherii studioso, commentatiuncula. (Halle, Pfeffer.) 5 Sgr.

C. Witte, Dante und die italienischen Fragen. (Halle, Pfeffer.) 8 Sgr.

Hilfsbücher.

K. Hausen, Deutsche Dichter und Prosaiker von 375 — 1860. nebst Metrik Figurenlehre und Poetik. 1. Lieferung. (Harburg, Elkau.) 10 Sgr.

G. Gurke, Deutsche Schulgrammatik. (Hamburg, Meissner.) 24 Sgr.

L. Süpfle, Theoretisch praktische Schulgrammatik der französischen Sprache, (Heidelberg, Groos.) 24 Sgr.

J. Leser, Exercices élémentaires de langue française. (Strassbourg, Levrault.) 5 Sgr.

J. Oppenheim, Die französische Sprache in 140 Lectionen, nach Robertson. (Frankfurt a. M., Hermann.) 15 Sgr.

d'Hargues, Methodischer Lehrgang für den Unterricht in der französischen Sprache, I. Curs. II. 3. Aufl. (Berlin, Schneider.) 10 Sgr.

C. F. Gnüge, Leitfaden zum Unterricht in der französischen Sprache. 13. Aufl. (Erfurt, Heyser.) 20 Sgr.

G. Ebner, Grundzüge der französischen Aussprache. (Hannover, Meyer.) 5 Sgr.

H. F. Teyssière, Die französisch-deutsche Handelssprache. (Berlin, Hoymann.) 15 Sgr.

Guide de la conversation française-italienne. (Triest, Coen.) 8 Sgr.

V. A. Pedemont, Lessons in english reading. (Wien, Braumüller) 1 Thlr. 12 Sgr.

Brennecke, Englisches Elementarbuch mit Sylbenabtheilung, Laut- und Tonbezeichnung. (Posen, Heine.) 10 Sgr.

Leben und Schriften Samuel Rogers'.

(1763 — 1855.)

Ein Beitrag zur Geschichte der englischen Literatur.

Länger als ein halbes Jahrhundert war ein nicht zu umfangreiches Haus in einem ruhigen Winkel London's der anerkannte Sitz und Mittelpunkt des feinen Geschmackes und der beneidete Versammlungsplatz von Witz, Schönheit, Gelehrsamkeit und Genie. Dort haben die hervorragendsten Dichter, Maler, Schauspieler, Künstler, Kritiker, Redner und Staatsmänner zweier Menschengeschlechter gesessen und sich im vertrauten Verkehre bewegt, umgeben von den auserlesensten Schätzen der Kunst, und in einem Lichte, welches von den Meisterwerken Guido's und Tizian's zurückgestrahlt wurde. Es war dies das Haus des Banquiers und Dichters Samuel Rogers, welches auf diese Weise ausgezeichnet, dem Besitzer, ausser dem Ruhme eines Classikers der neuern englischen Literatur, noch den eines Mäcens der Künste und Wissenschaften verlieh.

„Seitdem Monarchen nicht mehr in grossen levées die Wäsche wechseln,“ sagt ein englisches Blatt von ihm, „würden wir in Verlegenheit sein, eine gleichzeitige Berühmtheit zu nennen, deren Privatleben so der Oeffentlichkeit angehörte, wie das seine, gleichviel ob er es liebte oder nicht. Rogers kannte Jeden, und Jeder kannte ihn. Seine Gewohnheiten, seine Lebensweise, seine Liebhabereien, seine Abneigungen, seine ironischen Aussprüche, seine wohlthätigen Handlungen wurden als öffentliches Eigenthum angesehen, so lange das jetzt lebende Geschlecht zurückdenken kann. Sie sind in allen Gesellschaften

besprochen und auch gelegentlich in grösserer oder geringerer Genauigkeit veröffentlicht worden."

Berühmtheiten jeder Art, schon ausgebildete oder noch in der Entwickelung begriffene Talente, die mannigfachsten Gegensätze an Geist und Bestrebungen, kamen in seinem Hause zusammen als auf der Hochebene, wo (nach d'Alembert) Archimedes und Homer sich völlig gleichstehen. Der Mann des Geistes wurde dem Manne der That vorgestellt, und das bescheidene Verdienst, das noch seine Lorbeeren erringen sollte, machte die Bekanntschaft des Gönners, der ihm die schwierige Bahn zum Ruhme erleichterte, oder des Helden, dessen Name gleich Posaunenton erklingt. Samuel Rogers wurde am 30. Juli 1763 zu Newington Green in der Nähe von London geboren und starb am 18. December 1855 in seinem Hause zu London St. James's Place No. 22. Sein Leben erstreckt sich also über 92 der ereignissreichsten und anregendsten Jahre der Weltgeschichte, und seine Biographie heischt nothwendig die Inbetrachtnahme des Zustandes der englischen Gesellschaft, besonders in literarischer, künstlerischer und intellectueller Hinsicht, während der letzten 70 Jahre. Und dass aus der Weisheit und Erfahrung eines 92jährigen Greises, der durch die selten glückliche Vereinigung eines langen Lebens mit bedeutenden materiellen und geistigen Mitteln, gebildetem Geschmacke, edler Gastfreiheit und dichterischer Berühmtheit, so reiche Gelegenheit hatte, die Welt und die Menschen zu beobachten, Nutzen und Lehre zu ziehen sind, wer wollte das in Abrede stellen? Samuel's Vater war ein wohlhabender Banquier in London, seine Mutter eine hochgebildete Frau von tief religiösem Sinne, den sie auch auf die gesammte Familie zu übertragen wusste. Beider Väter waren intelligente Kaufleute gewesen und durch ihre Frauen mit bedeutenden Gelehrten und Künstlern verwandt. Dieser Zusammenfluss geistiger Kräfte hat gewiss viel zur Ausbildung der einzelnen Familienglieder in Newington Green beigetragen, doch sicherlich nicht Alles; denn des Menschen Anlagen und Geschmack sind nicht ein ihm nur von seinen Ahnen überkommenes Erbstück, und darum dürfen wir auch in diesem Falle den verschiedenen Lehrern des Dich-

ters ihr Theil nicht vorenthalten, müssen vielmehr ihren Einfluss auf dessen Geistesrichtung gebührend hervorheben.

Samuel genoss den ersten Unterricht in einer Dorfschule zu Hackney. Dort machte er 1773 die Bekanntschaft eines zwei Jahre jüngern Knaben, William Maltby, der nachmals Bibliothekar der London Institution wurde. Wie als Knaben, so hatten sie später als Männer gleichen Geschmack für die Dichtkunst und Liebe zu den Wissenschaften und ermuthigten einander im Streben nach Vervollkommnung. Die in der Schule geschlossene, auf gegenseitige Achtung und gleichen Geschmack begründete Freundschaft währte 80 Jahre ununterbrochen fort, und als Maltby ein Jahr vor Rogers starb, errichtete ihm dieser ein Denkmal der Freundschaft auf dem Kirchhofe Norwood. Der Dorfschule entwachsen, empfing Samuel mit seinen beiden älteren Brüdern Privatunterricht von einem Lehrer, der sich mehrfach durch schriftstellerische Arbeiten über Erziehung und Unterrichtswesen ausgezeichnet hatte. Dieser Unterricht war den Knaben von dem grössten Nutzen; denn Mr. Burgh war ein Mann von bedeutendem Verstande, grosser Belesenheit und scharfem Blicke. Seine Lehrweise war ansprechend und für die Gediegenheit des Lehrstoffes zeugen seine gedruckten Schriften. Er hatte sich ein hohes Ziel bei der Erziehung gesteckt. Die Studien seiner Schüler waren nicht auf Sprachen und Mathematik beschränkt, er liess sie weder lateinische Aufsätze und Verse machen, noch quälte er sie mit einer genauen Kenntniss der alten Sprachen, wol aber lehrte er sie, die Schönheiten der grossen Schriftsteller, die er mit ihnen las, sich zu merken, und Vortrefflichkeit und Erhabenheit sowol in Schriften als in Handlungen bewundern. In der Politik, ein Mann der Freiheit, blieb er unwandelbar fest bei seinen Ansichten, schrieb zu Gunsten der Pressfreiheit zu einer Zeit, als sie den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt war, trat für eine Reform des Parlaments in die Schranken, als dessen Mitglieder ihren Sitz zu oft durch Bestechung und Intriguen erlangten, und als der nordamerikanische Freiheitskampf England in den Krieg verwickelte, erklärte er laut, die Colonieen seien nicht mit Gerechtigkeit behandelt worden. Das war der Charakter des begabten Mannes, unter welchem Samuel Rogers seine Schulbildung vollendete

und der ihn 17 Jahr alt mit der Ueberzeugung entliess, er werde für seine fernere Ausbildung selber Sorge tragen. Kein Wunder also, dass wir in den Jugendarbeiten des Schülers vielen Gedanken aus den Schriften des Lehrers begegnen.

1776, also im 14. Jahre, verlor Samuel seine vortreffliche Mutter, welche ihre Kinder zur Güte und Sanftmuth erzogen hatte. In ihrer letzten Krankheit entbot sie dieselben zu sich und sagte ihnen, es bedeute wenig, was aus ihnen würde nach ihrem Tode, vorausgesetzt dass sie gut blieben. Sie starb, und von den zurückgelassenen acht Kindern folgte ihr eines in wenigen Monaten, und die übrigen, vier Söhne und drei Töchter, erwuchsen, um den Grundsätzen, in denen sie erzogen wurden, Ehre zu machen. Wie gross und bedeutend der Einfluss der klugen Frau auf das Familienleben war, beweist am deutlichsten der Umstand, dass sie schnell die Bekehrung ihres Gatten, der vor der Verheirathung der Hochkirche angehörte, zu ihrem eigenen, dem unitarischen Glauben, bewirkte; und als Samuel alt genug war, um von solchen Dingen berührt zu werden, zählte bereits die gesammte Familie zu den eifrigsten Anhängern des berühmten Dr. Richard Price, des Gegners von Burke. Dies war eine Thatsache von grosser Wichtigkeit, welche die ganze fernere geistige Entwickelung unseres Dichters beeinflusste. Denn die Jahrbücher der damaligen Unitarier weisen einen seltenen Reichthum von literarischen Erscheinungen auf, und Namen wie Defoe, Dr. Price, Mary Wollstonecraft, Mutter der Mrs. Shelley, Mrs. Barbauld und andere nicht minder ausgezeichnete sind eng mit der Gemeinde von Newington Green verbunden, die noch jetzt in voller Blüte unter der geistlichen Leitung des Dr. Cromwell (aus des Protectors Familie) besteht und die höchstgeachteten Verwandten unseres Dichters zu ihren Mitgliedern zählt.

Wie so oft, waren auch bei Rogers der väterliche Wille und die eigene Neigung in Widerspruch. Samuel wünschte aus Vorliebe und Bewunderung für Dr. Price Prediger zu werden, während der Vater ihn wie den älteren Bruder Thomas für den Kaufmannsstand bestimmt hatte. Der wohlerzogene Sohn ging nach kurzem Widerstreben, und vielleicht auch geleitet durch den ihm eigenen Trieb für das Nützliche,

auf des Vaters Wunsch ein, trat in dessen Bankgeschäft, entledigte sich pünktlich der ihm obliegenden kaufmännischen Pflichten, ohne jedoch seine Anlage und Neigung zur wissenschaftlichen Fortbildung zu vernachlässigen. Ja, er leistete ihnen Genüge während des jährlichen Sommeraufenthaltes in einem Seebade, welches er zu jener Zeit aus Gesundheitsrücksichten, besonders aber wegen Augenschwäche besuchen musste, indem er mit Eifer die Schriften Johnson's, Goldsmith's und Gray's studirte. Diese eingestandenen Lieblinge, von denen er besonders Gray so sehr bewunderte, dass er, nach eigenem Bekenntnisse, stets eine Taschenausgabe seiner Gedichte bei sich führte, darin jeden Morgen auf dem Wege nach des Vaters Comptoir las, so dass er sie Alle noch im hohen Alter auswendig hersagen konnte, blieben und waren die Vorbilder zu seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Zwar hatte er nur geringe classische Kenntniss in der Schule erworben, war im Lateinischen und Französischen wenig bewandert, und wusste fast nichts im Griechischen und in der Mathematik; dafür hatte er indess die meisten englischen Schriftsteller gelesen, früh den Geschmack für Poesie gewonnen und verstand die Schönheiten eines reinen, wohlgeordneten Stils in prosaischen Schriften richtig zu würdigen: es dauerte daher nicht allzulange, dass er seine eigenen Gedanken zu Papier brachte und die ersten schriftstellerischen Versuche machte.

Die Allen angenehme, für Viele berauschende Empfindung, das erste mal Etwas von sich gedruckt zu sehen, erfuhr Rogers 1781, als er 18 Jahr alt war, und seine „The Scribbler" betitelte und mit den Anfangsbuchstaben S. R. unterzeichnete Arbeit in acht Nummern des „Gentleman's Magazine" veröffentlicht wurde. Es war dies dasselbe Blatt, in welchem die Jugendarbeiten Johnson's erschienen, und wahrscheinlich war es auch dessen Einfluss, der diesem ersten schriftstellerischen Versuche die ihm eigenthümliche Form gab; denn der grosse Lexicograph gehörte zu den Idealen des Jünglings. „Mein Freund Maltby und ich," pflegte er zu erzählen, „waren von dem Wunsch beseelt, Dr. Johnson zu besuchen und uns selbst bei ihm einzuführen. Wir begaben uns nach seiner Wohnung, aber kaum hatten wir die Hand an den Thürklopfer

gelegt, als uns der Muth entfiel und wir wieder forteilten. Nach Jahren erzählte ich dies Boswell, dem Freunde des 1785 gestorbenen grossen Gelehrten, der mir sagte: Wie Schade, dass Sie nicht dreist hineingegangen, er würde Sie auf's freundlichste aufgenommen haben." *)

Doch erstreckte sich Rogers' Bewunderung nie bis auf Johnson's Stil, denn gerade die Correctheit desselben und die völlig entsprechende Kraft des Ausdruckes sind die augenfälligen Eigenthümlichkeiten des „Scribbler." Erfindung und Gedanken der in Rede stehenden Journal-Artikel sind unbedeutend und lassen sich, ohne Schwierigkeit, in den Musterbildern nachweisen, die dem Verfasser vorschwebten; trotz dem verdient der eine Artikel über „die Mode" besondere Hervorhebung, weil er mit einer Gewandtheit und einem rythmischen Flusse geschrieben, wie man es selten bei Anfängern von 18 Jahren findet. Folgendes mag als Probe dienen:

„Ob sie (die Mode) ihre Wangenröthe durch Pinsel und Schminke zu erhöhen suchte, mit engem oder fliegendem Gewande die Glieder umgab, ob sie das Haar schlicht in einen Knoten zusammenflocht oder in Locken über den Nacken fallen liess; ob sie den Würfelbecher schüttelte, die Saiten der Lyra anschlug, oder das Glas mit funkelndem Weine füllte — stets fand sie ihre Nachahmer und Anbeter, die mit einander wetteiferten an Unterwürfigkeit und Verehrung. Sie alle suchten

*) Rogers pflegte dieser Anekdote den Rath hinzuzufügen, den er einem jungen Freunde, der nach Birmingham ging und einen gleichen Wunsch hegte, Dr. Parr kennen zu lernen, statt eines Empfehlungsbriefes gab. Den Rath ersieht man aus dem Resultate. „Nun, was thaten Sie?" war die erste Frage, die ich bei seiner Rückkehr an den Reisenden richtete. „Genau so, wie Sie mir sagten. Ich klopfte kühn an Dr. Parr's Thür, fragte nach ihm und ward von dem Dienstboten in ein Zimmer zur ebenen Erde geführt. Als der Doctor erschien, sah ich ihn eine Weile starr an und sprach: Herr Dr., ich habe mir eine unverzeihliche Freiheit genommen und kann mich nicht beschweren, wenn sie mich augenblicklich aus dem Hause weisen. Als ich Ihren Namen an der Thür sah, konnte ich's nicht über mich gewinnen, an dem Hause des grössten Mannes in Europa vorüber zu gehen, ohne ihn zu sehen. Ich klopfte, wurde eingelassen und da bin ich. Der Doktor ergriff meine beiden Hände, tanzte mit mir zum frohen Willkommen das Zimmer auf und ab, und behielt mich schliesslich zur Mittagstafel bei sich."

ihre Opfer darzubringen, die Einen ihre Gesundheit, die Andern ihr Vermögen, und noch Andere ihre Unschuld. Und ob Massen auch dabei zu Grunde gingen, die Gesellschaft erhielt doch fortwährenden Zuwachs und verharrte in Glanz und Pracht. Bei meinem Eintritt gewahrte ich die mit Blumen und Federn phantastisch geschmückte Eitelkeit von der veränderungssüchtigen Gottheit mit der Einweihung ihrer Verehrer betraut. Waren diese, so fröhlich wie ihre Vorgänger, dem Cultus gefolgt, schwanden auch sie nach wenigen Augenblicken dahin, und wurden durch Andere ersetzt. Alle, welche der Aufforderung der Eitelkeit widerstanden, fielen dem Spotte anheim, dessen Pfeile man allgemein fürchtete. Selbst Literatur, Wissenschaft und Philosophie waren gezwungen, sich der herrschenden Gottheit zu unterwerfen, die nur entschlüpften unbemerkt, welche sich unter dem Schleier der Dunkelheit (obscurity) verbargen. Als ich auf diese glitzernde Scene blickte, doch die Einladung der Eitelkeit abgelehnt hatte, schoss der Spott einen Pfeil von seinem Bogen, der mein Herz traf: ich ward ohnmächtig und erwachte dann in der Heftigkeit meiner Aufregung."

Haben nun auch die Herzensergiessungen des „Scribbler" keinen bedeutenden literarischen Werth, so zeigen sie doch, wie früh in Rogers der Ehrgeiz erwachte, als Schriftsteller aufzutreten, und dass er schon damals den höchsten Endzweck des Schriftthums darin sah, die Liebe zur Tugend in den Lesern zu erwecken. „Mag ein Mensch," sagt der „Scribbler," „sein ganzes Leben der Erwerbung von Kenntnissen widmen, mag er alle Bücher lesen, die je geschrieben, alle Systeme studieren, die je aufgestellt wurden; all dies Lesen und Studieren wird ihn doch nichts Anderes lehren, als dass Tugend allein wahres Glück erzeuget." Dann schliesst er mit den Worten: „Des Menschen Glück hängt nicht von seiner Lage, sondern von ihm selbst ab; wer seine Leidenschaften beherrscht, hat den Wechsel des Geschickes nicht zu fürchten; Wohlergehen kann ihn nicht berauschen, Missgeschick ihn nicht niederbeugen; er gleicht der Eiche, die fest und aufrecht steht, ob die Sonne scheint, oder der Sturm heult."

Mit knabenhafter Spannung harrte er jeden Monat dem Tage entgegen, an welchem das Blatt erschien. Da das Magazin

des Morgens ankam, wurde es in sein Schlafzimmer gebracht, noch ehe er das Bett verlassen; und mit jedem Male, wenn er die noch feuchten Blätter aufschnitt, und fand, dass der Herausgeber seinen Aufsatz der Veröffentlichung werth erachtet, wurde sein Vorsatz, Schriftsteller zu werden, fester in ihm. So eilte er, ohne gehörige Vorbereitung, mit ungeeigneten und erborgten Waffen, in die Reihe der Kämpfer. Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf, er copirt instinktmässig das Vorbild, welches Zufall oder Laune beliebt machen, und nimmt je nach Fähigkeit, Tugend und Laster, Weisheit und Irrthum, Stil und Denkweise der herrschenden Mode ohne Auswahl an. Rogers war, beim Beginn seiner literarischen Laufbahn, keine Ausnahme hievon, daher ist zur Erkenntniss und Würdigung seiner dichterischen Entwickelung nöthig, einen Blick auf den Zustand und Charakter der damaligen englischen Literatur zu werfen.

Die in Rede stehende Periode war das Augusteische Zeitalter für Geschichtsschreiber und Novellisten. Hume, Robertson, Gibbon, Fielding, Smollet, Richardson und Goldsmith standen damals auf der Höhe ihres Ruhmes. Die von den Essayisten Samuel Johnson, Steele, Swift, Addison aufgedeckte Goldmine war erschöpft und blieb gegen das Jahr 1760 fast ganz unbearbeitet, während über der Poesie durch die Erinnerung an Pope eine eisige Decke lag. Keine Schule ist ihren Nachfolgern wohl so schädlich gewesen in Betreff der Originalität als die seine, ungeachtet oder vielleicht gerade wegen der reichen Phantasie, die dem Genie ihres Begründers eigen war, aber nicht durch Nachahmung erlangt werden kann. Der Einfluss späterer Dichterschulen war von geringer Dauer, und so wurde der eigentliche Zauber erst wieder gehoben, als Walter Scott den Geschmack für metrische Erzählungen, in denen Leidenschaft und Abenteuer gleichmässig kunstvoll behandelt werden, erregte.

Collins und Gray, „welche die Natur beseelte,“ traten zwar mit einigen schönen lyrischen Erzeugnissen, wie „die Ode auf die Leidenschaft“ und „der Barde“ hervor; im Ganzen jedoch bewegte sich die englische Dichtung über 50 Jahre nach dem Tode des Sängers von Twickenham fast ausschliesslich auf dem didaktischen, beschreibenden und elegischen Gebiete, mit

gelegentlichen Abschweifungen in das satyrische. Die didaktische Richtung war vorwaltend, und obwol einzelne hervorragende Talente dieselbe mit grossem Erfolge anbaueten und in ihren didaktisch-descriptiven Leistungen viel Schönes zu Tage förderten, so artete dieselbe doch so aus, dass man zuletzt jeden Gegenstand für geeignet hielt, auf diese Weise verherrlicht zu werden, sobald nur ein materieller Nutzen sich daraus ziehen liess. „An der Poesie," sagt Allan Cunningham, „war so lange gefeilt und geglättet worden, bis wenig mehr als Flittern übrig blieb; aus dem Munde der Muse hörte man nur noch den gedankenlosen, melodischen Ton einer modernen Sängerin . . . . . . Die Pfade der Natürlichkeit und dichterischer Leidenschaft wurden verlassen; die Muse, im gestickten Schleppkleide und künstliche Blumen im Haar, floh den waldumflossenen Wiesenplan und den Uferrand des Flusses, um ihre Saiten neben Wasserkünsten und gemachten Kaskaden, bei Nymphen von Stein und Faunen mit gespaltenen Hufen und zwischen Blumen und Sträuchen aus dem Treibhause, ertönen zu lassen. Vieles hiervon kommt auf Rechnung Johnson's, der durch eine Reihe an Wissen, Schärfe und Sarkasmen unerreichter Kritiken einen grossen Theil von dem in Misscredit zu bringen suchte, was Cowper und Burns seitdem unsterblich gemacht . . . Er unterstützte das Gekünstelte gegen das Natürliche, und machte aus der Dichtkunst eher ein mühsam eintöniges Geschäft, als den Erguss mannigfaltiger Gefühle eines innig angeregten Herzens." Nur wenige wirklich geniale Leistungen kamen zuletzt zum Durchbruch, aber selbst die talentvollsten Männer, wie z. B. Oliver Goldsmith, der nächste wichtige Vorgänger Cowper's, welche den Uebergang zu freier Natürlichkeit vermitteln, wagen doch nicht gänzlich frei die poetischen Flügel zu rühren. Es ging so weit, dass man, wie bei den späteren Alexandrinern, ordentliche Compendien in Versen schrieb und selbst die abstractesten Wissenschaften darin zu behandeln versuchte.

Im Jahre 1786 veröffentlichte Rogers das erste Bändchen Gedichte, betitelt „Eine Ode auf den Aberglauben und andere Gedichte" („An Ode to Superstition, with some other Poems"). Die Ode schildert in leidenschaftloser Verständigkeit die Macht

und Uebel des Aberglaubens, führt Beispiele und Belege dafür aus fernen Landen und vergangenen Zeiten an, spielt nur leichthin, gegen den Schluss, auf die Unduldsamkeit der eigenen Zeit an, die Hoffnung und Ueberzeugung für die Zukunft aussprechend, die Vernunft werde doch endlich über ihren alten Feind, den Aberglauben, den Sieg davon tragen.

„Canst thou, with all thy terrors crowned,
Hope to obscure that latent spark,
Destined to shine when suns are dark?"

„Vermagst du, wenngleich gekrönt mit Schrecken,
Den Funken zu verdunkeln meinen,
Bestimmt, sind Sonnen trüb, zu scheinen?"

Die Wahrheit wird uns zuletzt den Segen des Friedens und der Frömmigkeit bringen:

„Her touch unlocks the day-spring from above,
And lo! it visits man with gleams of light and love."

„Ihr Ton erschliesst den Keim der höchsten Triebe
Durchzuckt das Menschenherz mit Licht und Liebe!"

Rogers hatte schon vorher andere Verse geschrieben, doch hie er sie zur Veröffentlichung nicht gut genug. Dieses Bändchen gab er ohne seinen Namen heraus, weil er dessen günstige Aufnahme seitens des Publicums bezweifelte, nur seinen literarischen Freunden gegenüber gab er sich als Verfasser zu erkennen, und diesen machte er später folgende Mittheilung darüber: „Ich schrieb dieses Bändchen, als ich noch nicht zwanzig Jahre zählte, und legte nachher nur verbessernde Hand daran. Dem Verleger zahlte ich baar 30 Pfund, um ihn vor Verlust sicher zu stellen. Nach zwei Jahren fand sich, dass er etwa 20 Exemplare verkauft hatte, tröstete mich indess damit, dass ich in einer Kritik mich einen gewandten Schriftsteller genannt sah." Die von Dr. Enfield verfasste Kritik stand in der „Monthly Review," December 1786, und lautete: „In diesen Gedichten gibt sich die Hand eines gewandten Meisters kund. Die Ode an den Aberglauben ist mit ungewöhnlicher Kühnheit der Sprache und Kraft des Ausdruckes geschrieben. Der Verfasser hat einige der bedeutendsten geschichtlichen Thatsachen zusammengestellt, um daran die Tyrannei des von ihm an-

geredeten Dämons ins helle Licht zu stellen, und hat dies mit einer der lyrischen Dichtung angemessenen Wärme und Energie gethan." 50 Jahre später hatte Rogers das Vergnügen, von des Kritikers eigener Tochter, Mrs. Kinder, zu erfahren, wie ihr Vater seiner Familie die Ode des jungen Dichters in begeisterter Weise vorgelesen habe.

Die von Rogers bis zu dieser Zeit veröffentlichten Arbeiten, die dichterischen wie prosaischen, leiden gesammt am Mangel eines gehörig geordneten Stoffes. Der Verfasser hatte durch aufmerksames Lesen seine stilistischen Werkzeuge geschliffen und eine nicht unbedeutende Gewandtheit in ihrer Handhabung erlangt; aber ihm fehlte das Material ganz und gar. Noch hatte er nicht einen Vorrath von Gedanken, Gefühlen und Beobachtungen aufgesammelt, die der Bearbeitung und Umgiessung in eine Kunstform werth waren. Seine Versuche, diesen Mangel durch künstliches Feuer, entliehene Wendungen und erzwungenen Enthusiasmus auszugleichen, erwiesen sich als nicht sehr erfolgreich; indess war Rogers nicht der Mann, der sich durch einmaligen Fehlschlag entmuthigen liess. Wir werden sehen, dass er endlich die richtige Ader anschlug, und von dem Augenblicke, wo er entdeckte, dass es ihm nicht gegeben sei, durch heftige Leidenschaft, lebhafte Phantasie und tiefes Gefühl zu glänzen, sondern durch Anmuth, Eleganz und zarte Empfindung, hatte er sein Glück als Dichter gemacht.

Bis jetzt war das Leben des reichen Jüngers der Muse ruhig dahingeflossen. Am Tage im Comptoir beschäftigt, blieben ihm nur die Abende frei, welche er mit seinen Studien ausfüllte oder im Kreise seiner Familie verlebte, deren einzelne Glieder eng miteinander verbunden waren. Um so tiefer traf ihn daher der Tod seines achtzehn Monate ältern Bruders Thomas im Jahre 1788. Von frühester Kindheit unzertrennliche Gefährten, waltete unter den Brüdern das innigste Verhältniss, sowohl im Hause selbst, als im Geschäfte, in das sie zu gleicher Zeit eingetreten waren. Der älteste Bruder Daniel hatte das Elternhaus gegen Cambridge und Lincoln's Inn vertauscht, und der jüngere Henry war noch auf der Schule. Durch den Tod des Bruders wurden, als durch den ersten bewussten Schmerz, alle Saiten in dem Herzen unseres Dichters angeschlagen und es

trat gleichzeitig ein grosser Wechsel in seinem täglichen Leben ein. Er wurde Vertrauter und Berather des Vaters, der ihm fortan alle Geschäftsangelegenheiten überliess. Den Charakter des früh Dahingeschiedenen schildert er in „die Freuden der Erinnerung“ (worüber weiter unten) in folgenden Worten:

O Du, mit dem ich jede Sorg' und Freude
Getheilt, seitdem Vernunft uns dämmerte,
An dessen Seite — ach, umsonst! — ich hoffte,
Des Erdenglückes niedern Pfad zu wandeln!
Verbindet Deine himmlische Natur
Des Engels Mitleid und des Bruders Liebe,
So blicke auf mein Leben mild herab!
Gieb edlen Willen mir und Geistesgrösse,
Lass mich, wie Du, voll Seelenruh' und Reinheit,
Fromm, doch vergnügt, stark, doch ergeben sein!
Wie Du, der die Verstellung nie gekannt,
Der tadellose Wünsche stets beschränkte,
Lass mich, was Zeit und Glück mir auflegt, freudig,
Doch still und mit bescheid'ner Würde tragen!
Als, eh' zur Ruh Du gingst, Dein letzter Hauch
In Deines Gottes Willen sich ergab;
Als, eh' Besinnung schwand, Dein letzter Blick,
Von Hoffnung und Triumph erglänzend, strahlte;
Was gab Dir diese frohe Zuversicht
Und Siegeshoffnung über Tod und Grab?
Erinnerung an fleckenlose Jugend,
Der Wahrheit und der Unschuld Hochgefühl! *)

(Anton Günther Bruschius.)

---

*) „Oh thou! with whom my heart was wont to share
From reason's dawn each pleasure and each care;
With whom, alas! I fondly hoped to know
The humble walks of happiness below;
If thy blessed nature now unites above
An angel's pity with a brother's love,
Still o'er my life preserve thy mild controul,
Correct my views, and elevate my soul;
Grant me thy peace and purity of mind,
Devout yet cheerful, active yet resigned;
Grant me like thee, whose heart knew no disguise,
Whose blameless wishes never aimed to rise,
To meet the changes Time and Chance present,
With modest dignity and calm content.

Die Veröffentlichung des Bändchens Gedichte, die immerhin günstige Art, in der sie aufgenommen wurden und sein deutlich hervorgetretener literarischer Ehrgeiz gewannen ihm die Achtung seiner Familie und verliehen ihm eine gewisse Wichtigkeit in seines Vaters Augen. Samuel nahm jede Gelegenheit wahr, mit Männern von schriftstellerischer Bedeutung bekannt zu werden, und ward hierin vom Vater bereitwilligst unterstützt; doch blieb der Kreis seiner gelehrten Freunde noch immer beschränkt, Dr. Price, Dr. Towers, Mrs. Barbauld und Dr. Kippis zählten zu den hervorragendsten. Denn London war damals so sehr in Politik verwickelt, dass fast jede geistige Kraft sich ihr zuwandte, und so war Edinburgh, wenn auch nicht der Hauptsitz der Literatur, doch der Sammelplatz der Gelehrten-Gesellschaften geworden. Dahin machte Rogers im Jahre 1789 eine Reise, die ihm gleichzeitig Gelegenheit gab, Schottland kennen zu lernen. Er ritt, nach damaliger Sitte, zu Pferde, mit einem Diener auf einem zweiten hinter sich. Mit Empfehlungsbriefen versehen, ward er bald mit den dortigen Berühmtheiten bekannt. An einem einzigen Sonntage hatte er mit dem Geschichtsschreiber und Prediger Dr. Robertson gefrühstückt, ihn am Vormittage, Dr. Blair am Nachmittage predigen hören, mit Mr. und Mrs. Piozzi, der Freundin Samuel Johnson's, Kaffee getrunken und mit dem grossen National-Oekonom Adam Smith zu Abend gespeist. Er lernte Mr. Mackenzie, den Verfasser des „Man of Feeling“ kennen, und traf in einer Gesellschaft mit dem Chemiker Dr. Black und dem Mathematiker Playfair zusammen. Aber so gross immer das Vergnügen blieb, mit dem er sich dieses Aufenthaltes in Schottland erinnerte, und so gern er des Genusses gedachte, der ihm durch die Bekanntschaft mit diesen Männern

---

When thy last breath, ere Nature sunk to rest,
Thy meek submission to thy God expressed;
When thy last look, ere thought and feeling fled,
A mingled gleam of hope and triumph shed;
What to thy soul its glad assurance gave,
Its hope in death, its triumph o'er the grave?
The sweet Remembrance of unblemished youth,
The still inspiring voice of Innocence and Truth!“

wurde, so gross war sein fortwährendes Bedauern, dass Einer dort gelebt hatte, den er nicht gesehen. Robert Burns hatte bereits die besten seiner Gedichte veröffentlicht; aber so wenig hielt man damals von ihnen, dass keiner von Rogers Edinburgher Freunden, mit denen er sich über den einzuschlagenden Weg berathschlagte, ihn darauf aufmerksam machte, den Verfasser von Cotter's Saturday Night zu besuchen.

In demselben Jahre, als der mit poetischen Gedanken ganz erfüllte Rogers sich nach Schottland begab, um die dortigen literarischen Grössen kennen zu lernen, war Burns aus Noth gezwungen, eine Zolleinnehmer-Stelle anzunehmen: so wenig verstand man den grössten schottischen Volksdichter zu schätzen und zu würdigen. Doch mag ein Theil der Schuld der damaligen politischen Aufregung zuzuschreiben sein. Denn in jener Zeit gerade wurden die politischen Hoffnungen und Befürchtungen der englischen Nation durch die Vorgänge in Paris auf die höchste Spitze getrieben. Die französische Revolution war ausgebrochen. Das Volk hatte sich gegen die Tyrannei der Regierung und des Adels erhoben, es hatte seine Ketten gebrochen, aber sich noch nicht jene Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, welche die Freunde der Freiheit in England beunruhigten. Der Pöbel hatte die Bastille erstürmt, der König nach dem Kampfe der Schweizergarden in Versailles seine uneingeschränkte Macht abgegeben und war — fast ein Gefangener — nach Paris geführt. Erbliche Titel wurden abgeschafft und eine neue Staatsverfassung verkündet. Die Tories in England hegten die Furcht, der revolutionäre Geist könnte sich auch in ihrem Lande regen, während die Freunde der Reform Muth gewannen, und die Zeit für günstig hielten, viele Missbräuche und Uebelstände aus dem Staatsgrundgesetze zu entfernen. Die Dissenters standen auf der Seite der Hoffenden, und Dr. Price wünschte in seiner „Rede über die Liebe zum Vaterlande“ seinen Zuhörern Glück zu der Aussicht einer Verbesserung des Staatswesens, „wenn endlich die Herrschaft der Könige und Priester der Herrschaft des Gesetzes und des Gewissens weichen würde.“ Für die Sache des Königs trat Burke mit der Veröffentlichung seiner „Betrachtungen über die französische Revolution“ in die Schranken, für die des Volkes Payne mit seinen „Menschenrechten.“ Ro-

gers fühlte auf das Wärmste mit den Whigs und Dissenters und machte im Januar 1791 eine kurze Reise nach Paris, einzig von dem Wunsche geleitet, Zeuge zu sein von den ersten Schritten einer grossen Nation auf dem Pfade der Freiheit, nachdem sie so viele Menschenalter hindurch in Ketten geschlagen war. Die Kirchengüter waren vom Staate eingezogen und die Priester Gegenstände des Hasses und Spottes. In der Kathedrale zu Amiens konnte er nicht die Messe hören, denn die Capellen waren versiegelt, bis die Priester den Civileid geleistet. Einige Franzosen, an die Rogers Empfehlungsbriefe hatte, fühlten sich bereits durch die Excesse beunruhigt, welche durch Aufhebung des alten Zwanges zu folgen droheten. Rogers im Gegentheil sah mehr Grund zur Hoffnung als zur Furcht. „Es ist ein erhebendes Gefühl," schrieb er nach Hause, „so viele Tausende zu sehen, wie ihr Herz in der gemeinsamen Sache der Freiheit und des Vaterlandes in einem Pulse schlägt, wie sie sich auf jedem öffentlichen Spaziergang in Massen zusammen finden, um frei jene edlen Gefühle auszusprechen, die sie sonst kaum zu denken gewagt."

Während dieses kurzen Besuches und mitten in dieser politischen Aufregung besichtigte er nur flüchtig die Gemäldesammlung der Orleans, die einige Jahre darauf nach England gebracht ward. Er hatte bis jetzt noch nicht viel Aufmerksamkeit den Werken der Kunst zugewandt, obgleich er mit gesteigerter Theilnahme einen Monat vor seiner Pariser Reise die letzte Vorlesung von Sir Joshua Reynolds in der königlichen Akademie angehört, bei welcher Gelegenheit Burke diesen zum Schlusse mit den Worten Milton's anredete:

„The angel ended, and in Adam's ear
So charming left his voice, that he a while
Thought him still speaking, still stood fix'd to hear."

„Der Engel schwieg, in Adams Ohre klang
Die Stimme so bezaubernd, dass er selbst
Sie lang nachher noch zu vernehmen meinte,
Und starren Blickes lauschte."

Zu Anfang des nächsten Jahres, 1792, gab Rogers „die Freuden der Erinnerung" (Pleasures of Memory) heraus, welchen er sechs Jahre fleissiger Arbeit gewidmet hatte, hielt es jedoch

noch nicht sicher, sich als Verfasser zu nennen, bezeichnete ihn vielmehr als den der „Ode auf den Aberglauben." Indess diese Vorsicht erwies sich als überflüssig, denn das mit gereifter Beobachtung, schönen Schilderungen von Menschen und Sitten und feinen Bemerkungen über sociale und häusliche Verhältnisse in stylistischer Vollkommenheit und Anmuth verfasste Gedicht fand sofort die günstigste Aufnahme und allgemeinste Bewunderung. Die „Monthly Review," noch immer das Hauptorgan des Lobes und Tadels, pries es höchlich mit den Werten: „Richtiger Gedankengang, zarte Empfindung, reiche Einbildungskraft und Einklang der Verse sind die Hauptzüge, welche dieses schöne Gedicht in einem Grade auszeichnen, dass es ihm an Erfolg nicht fehlen kann." Dieser blieb denn auch in der That nicht aus; das Gedicht drang in alle Schichten der Gesellschaft, wurde zur classischen Literatur gezählt, und gehört noch heute zu den Lieblingswerken des englischen Volkes. Den also anerkannten Dichterruf genoss Rogers ungeschmälert, selbst als in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts Männer erstanden, die bedeutender waren als er und seine derzeitigen Dichtergenossen.

Die Zeit der Veröffentlichung des Gedichtes war übrigens überaus günstig, um die Aufmerksamkeit des Publicums dem Erzeugnisse des jungen Dichters zuzuwenden. Der alten Schule war man überdrüssig, und die neue mit Moore, Byron und Scott an der Spitze war noch nicht hervorgetreten. Wohl hatte Crabbe damals schon mancherlei Gutes geschrieben, aber sein Dichterruhm war noch sehr begrenzt: Darwin, Beattie, Mason und Andere hatten nie viel Talent, und Burns, unzweifelhaft das grösste Dichtergenie dieser Generation (1759—1796) wurde, wie schon bemerkt, während seines Lebens nicht nach Gebühr erkannt und anerkannt, sonst hätte man ihn einer besseren Lebensstellung als der eines Zollbeamten würdig gehalten. Cowper war der einzige Dichter, der durch frisch erworbene Volksthümlichkeit auf gleicher Höhe mit Rogers stand, dessen Gedicht glücklich die Mitte getroffen hatte zwischen dem steifen überkommenen und dem freien natürlichen Style. Kein Wunder also, dass dieses einen ausserordentlichen Erfolg hatte und dem Geschmacke des Publicums zusagte! „Das Ge-

dicht". sagt Allan Cunningham eben so wahr als schön, „ist reich an trefflichen und glänzenden Gedanken, an Stellen, welche sich dem Gedächtnisse einprägen, und die gleichwohl mehr gefallen als bezaubern, und sich des Herzens mehr im Stillen bemächtigen, als es unmittelbar in Entzücken versetzen." Freilich erinnert der Anfang und das Idyllische im Gedichte an Goldsmith und manche in's Einzelne gehende Schilderung an Crabbe; allein in der Kunst, Phantasie und Gefühl mit geschichtlichen Begebenheiten und philosophischen Gedanken in einander zu verweben, ist Rogers nie übertroffen worden.

Das Gedicht schliesst mit den Worten:

Heil Dir, Erinn'rung! Unversieglich ziehn
Die Adern Deines Schachts durch Zeiten hin!
Die Schattenbrut, die der Gedanke schuf,
Und Zeit und Ort gehorchen Deinem Ruf.
Du wehst den Einsamen mit Wonne an,
Der einz'gen, welche unser heissen kann.
Der Hoffnung Sommertraum wie Dunst entflieht,
Sobald ein Wölkchen durch den Himmel zieht;
Ein Strahl der nüchternen Vernunft — und wie
Schmilzt blum'ge Frostarbeit der Phantasie!
Doch keine Bosheit raubt, mit Macht im Bunde,
Die Angedenken einer guten Stunde;
Sie sind es, die den Pfad aus Licht gewebt
Ausbreiten, wenn der bange Geist entschwebt,
Und jenes reine Friedensreich verschönen,
Wo Siegeskränze wehn der Tugend Söhnen. *)

(Alexander Schmidt.)

*) „Hail, Memory, hail! in thy exhaustless mine
From age to age unnumbered treasures shine:
Thought and her shadowy brood thy call obey,
And Place and Time are subject to thy sway;
Thy pleasures most we feel, when most alone,
The only pleasures we can call our own.
Lighter than air, Hope's summer visions die,
If but a fleeting cloud obscure the sky;
If but a beam of sober reason play,
Lo, Fancy's fairy frost work melts away!
But can the wiles of Art, the grasp of Power,
Snatch the rich relics of a well-spent hour?
These, when the trembling spirit wings her flight,
Pour round her path a stream of living light;

Von diesen Versen pflegte Mackintosh zu sagen, sie glichen dem Schlusse der „Dunciade“ von Pope. Ein höchst gewagter Vergleich, da selbst die vollendetste Form des Styls keinesweges auf eine Stufe mit wahrer Grösse des Geistes zu stellen ist. Indessen lässt sich nicht leugnen, dass Rogers Pope gleichkam oder vielleicht ihn noch übertraf in Schilderung physischer Erscheinungen und Vorgänge, durch fein erlesenen Ausdruck, glückliche Bilderwahl und verlockende Ausmalung der Reize der Empfindung und Poesie. Als Beispiel diene folgende Stelle aus den „Freuden der Erinnerung:“

Wer nennt es, was, geläutert durch Geschmack,
Durch Wahrheit aufgeklärt, der Geist vermag?
Wenn Ohr und Auge stumpf im Alter ward,
Zum Handeln stets gespannt in seiner Art,
Erhebt es sich, und bringt mit späh'ndem Blick
Ein ihm entschwund'nes liebes Bild zurück,
Schwebt durch der alten Zeit verborg'ne Tiefen,
Löst Schatten, die in Schlummerbanden schliefen,
Reisst riesenstark die mächt'gen Pforten auf
Und führt den Flüchtling an das Licht herauf.
So eilt die bange Mutter durch den Wald
Im Dämmerlicht, auf Pfaden mannigfalt,
Bis sie durch dünnes Laub ihr Kind entdeckt,
Sanft ruhend auf dem Moose hingestreckt. *)
(Alexander Schmidt.)

And gild those pure and perfect realms of rest,
Where Virtue triumphs, and her sons are blest.“

*) „Ah! who can tell the triumphs of the mind,
By truth illumined, and by taste refined?
When age has quenched the eye, and closed the ear,
Still nerved for action in her native sphere,
Oft will she rise — with searching glance pursue
Some long-loved image vanished from her view;
Dart thro' the deep recesses of the past,
O'er dusky forms in chains of slumber cast;
With giant grasp fling back the fold of night,
And snatch the faithless fugitive to light.
So thro' the grove the impatient mother flies,
Each sunless glade, each secret path way tries;
Till the thin leaves the truant boy disclose,
Long on the wood-moss stretched in sweet repose.“

Aber gerade das mitunter ängstliche Streben nach Kürze und Eleganz und die Ueberbesorgniss für Glätte und Wohllaut des Verses thaten der Popularität des Gedichtes Eintrag, obwohl es, wie Jeder weiss, der ferneren Entwickelung der englischen Literatur durch die Reinheit der Sprache und Gediegenheit des Ausdruckes einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Campbell nahm sich's zum Muster seiner „Freuden der Hoffnung“ („Pleasures of Hope,“) in welchen sich in wohlgeründeten Versen „viel Phantasie, tiefes Gefühl, echte Auffassung des Malerischen, ein brennender Durst nach Freiheit und edler Zorn über alles Gemeine und Sklavische offenbart,“ und Lord Byron würdigte es in seinen: „Englische Barden und schottische Kritiker“ („English Bards and Scotch Reviewers“) mit den Worten:

„Melodischer Rogers, mache Dich bereit,
Zeig' uns von Neuem die Vergangenheit!
Auf! Die Erinn'rung gibt Dir frische Schwingen;
Lass Deiner Laute heiligen Ton erklingen,
Bring Phöbus wieder in sein Heiligthum,
Vertheidige Deinen und des Landes Ruhm.“ *)

(Adolf Böttger.)

1813 schreibt Byron: „Ich habe wiederum die „Freuden der Erinnerung“ und die „der Hoffnung“ gelesen und gebe noch immer den ersteren den Vorzug. Die Eleganz des Gedichtes ist wirklich wundervoll, auch nicht eine einzige Zeile hat eine vulgäre Färbung.“ Rogers scheint, wie Milton, sich's vorgesetzt zu haben „nach Ariosto's Beispiel, allen Fleiss und alle Kunst, die er zu vereinigen im Stande wäre, auf die Verherrlichung der Sprache seines Volkes zu richten,“ scheint, wie dieser, sich vorgenommen zu haben, „die besten und weisesten Dinge den Bürgern seines geliebten Insellandes in der Muttersprache zu verkünden und zu deuten.“ Und dieser Vorsatz fand allgemeine Anerkennung. Der Verkauf der „Freuden der

---

*) „And thou melodious Rogers, rise at last,
Recall the pleasing memory of the past;
Arise! let blest remembrance still inspire,
And strike to wonted tones thy hallow'd lyre;
Restore Apollo to his vacant throne,
Assert thy country's honour and thine own.“

Erinnerung" ging äusserst schnell von Statten; eine zweite, dritte und vierte Auflage in verschiedenen Formaten war bis Ende 1793 abgesetzt und hiemit ein für alle mal ein unerschütterlicher Grundstein zu der Berühmtheit des Dichters gelegt. Die neue Auflage war um zwei neue kleine Gedichte: „eine Thräne" und „ein italienisches Lied," um die „Ode auf den Aberglauben" und die kürzeren Gedichte, mit Ausnahme des einen „an eine Dame beim Tode ihres Geliebten," welches nach des Dichters Dafürhalten den anderen nachstand, vermehrt worden.

Inmitten der Bekümmerniss über des Vaters letzte Krankheit, welche 1793 mit dessen Tod endete, schrieb Rogers die Verse „In einem Krankenzimmer" („In a Sick Chamber"), deren Anfang lautet:

„Im sorgsam dicht verhängten Bette dort,
Zum Schattenbild geworden, fahl und bleich
Ein Vater schläft! . . ." *)

überliess nach eingetretener Katastrophe seinen Schwestern und dem jüngsten Bruder Henry das Haus in Newington Green und miethete sich eine Wohnung im Temple in London. Zur Zeit dreissig Jahre alt und Herr eines bedeutenden Vermögens, gewann er zwei Jahre später durch Einführung seines Bruders Henry als obersten Geschäftsführer seines Bankhauses die nöthige Musse für Literatur und Gesellschaft. Er blieb allerdings bis zu seinem 60 Jahre später erfolgten Tode in dem Geschäfte, allein die Verwaltung und Leitung desselben war während dieses langen Zeitabschnittes stets die Obliegenheit der verschiedenen auf einander folgenden Theilhaber an der Firma.

Im Jahre 1795 wurde Rogers mit der Schauspielerin Mrs. Siddons bekannt, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stehend, durch ihre Erscheinung das englische Publikum bezauberte. Lord Byron sagt von ihr: „Mit ihr starb Lady Macbeth; sie war das „beau ideal" eines theatralischen Spieles. Ich wollte Miss O'Neil nicht sehen, aus Furcht den Eindruck zu schwächen, den mir diese Königin der Tragödinnen hinter-

*) „There, in that bed so closely curtained round,
Worn to a shade, and wan with slow decay,
A father sleeps!"

lassen hatte. Wenn ich die Rolle der Lady Macbeth lese, ist Mrs. Siddons meinem Geiste gegenwärtig, ja meine Einbildungskraft ersetzt selbst die Stimme, deren Klänge übermenschlich waren und einen übernatürlichen Eindruck auf die Seele machten."

Rogers schrieb für ihre Benefiz-Vorstellung einen Epilog, der nach der Aufführung eines Trauerspieles gesprochen werden sollte, und der in gefälliger heiterer Weise das Leben einer Modedame im Style von Shakspeare's sieben Altersstufen des Menschen schildert. Er gefiel der Schauspielerin sehr; doch nahm sie sich die Freiheit, ihn, wie sie sich ausdrückte, des Bühneneffects wegen, ein wenig zu verändern und zuzustutzen.

Die Verheirathung seiner Schwester Marie im Jahre 1795 blieb nicht ohne Einfluss auf Rogers' Geschmack. Sein Schwager Satton Sharpe, obgleich dem Kaufmannsstande angehörig, liebte und pflegte eifrig die schönen Künste. In seiner Jugend hatte er in der königlichen Akademie nach der Antike und nach dem Leben gezeichnet und lebte noch immer in der innigsten Freundschaft mit den bedeutendsten Künstlern wie Flaxman, Shee, Opie, Fuseli, Bewick, Holloway und Anderen. Mit diesen Künstlern und grossen Theils auch mit der Kunst selbst machte er Rogers bekannt und weckte dessen noch schlummernde Neigung für dieselbe. Jetzt begann der Dichter, seine Zimmer mit Abdrücken und Kupferstichen nach den besten Antiken und mit Kupferstichen nach Raphael'schen Gemälden im Vatican zu schmücken, und zeigte seine Liebe zur Kunst an der geschmackvollen Ausstattung seiner Werke, indem er seinen Band Gedichte mit Stichen nach Zeichnungen von Westall und Stolhard zierte, zweien Künstlern, deren Genius er erkannte und grossmüthig unterstützte, ehe sie die öffentliche Meinung für sich hatten.

Einige Jahre später war Rogers durch seinen Freund William Maltby mit Richard Sharp bekannt geworden. Dieser war ein gescheuter, ehrgeiziger Mensch von grosser Belesenheit, vortrefflichem Gedächtniss und gesundem Urtheile, der als Kritiker und geschätzter Freund einem jungen Autor die wesentlichsten Dienste leisten konnte. In späteren Jahren wurde er ein reicher westindischer Kaufmann und Mitglied des

Parlaments. Seine Gesellschaft war, wegen seiner geistreichen Unterhaltung, sehr gesucht, weshalb man ihn oft den Conversations-Sharp nannte. Während Rogers in Newington Green wohnte, besuchte sein Freund Sharp die fashionablen und literarischen Zirkel im Westend von London und empfahl ihm eifrig, seinem Beispiele zu folgen. Dieser Umstand veranlasste die „Epistel an einen Freund" („Epistle to a Friend") in dem Geiste wie die des Horatius an Fuscus und des Sonnetes von Petrarka an Colonna. Gerade um diese Zeit hatte ein Freund des Dichters, Dr. Aikin, die Uebersetzung der Epistel des Frascatorius an Turrianus zum Lobe des Landlebens für einen Gelehrten veröffentlicht, und dieser ist die Epistel Rogers' am meisten verwandt, welche 1798 erschien, und auf die wiederum mehr als ein Lustrum fleissiger Arbeit verwandt worden war. Bieten die „Freuden der Erinnerung" einen treuen Spiegel seiner Seele im Alter von 29 Jahren, so zeigt die „Epistel" die Geistesrichtung und Anschauung des 35jährigen Mannes. Das Glück und die Annehmlichkeit des Lebens schildert er als hauptsächlich abhängig, oder doch sehr beeinflusst von der Wahl des Wohnortes, der Einrichtung, Bücher, Gemälde und Gesellschaft; er empfiehlt Einfachheit und bescheidene Zurückgezogenheit und zeigt sich als einen Mann, dem wohlfeile Vergnügen genügen, der ausserhalb der Stadt und getrennt von dem Glanze und der Herrlichkeit der Londoner Zirkel gelebt hatte. Rücksichtlich seines Geschmackes und seiner Gewohnheiten zeigt sich eine merkliche Veränderung seit der Veröffentlichung der „Freuden der Erinnerung." Während in diesen das Portrait fast das einzige Kunstwerk ist, von dem gesprochen wird, wie es denn auch das einzige in seinem Elternhause bekannte war, offenbart sich in der „Epistel" eine ungewöhnliche Kenntniss und Liebe der Künste, sowie Verständniss der Schönheiten griechischer Sculptur und italienischer Malerei. Noch hatte er indess nicht angefangen seine eigene werthvolle Gemälde- und Kunstsammlung anzulegen, und die Werke, die er in der „Epistel" zur Erwerbung empfiehlt, sind nicht Marmor und Originalgemälde, sondern Copien von der Antique in Gips und Salphor, sowie Stiche nach den italienischen Malern. Dabei bemerkt er richtig und wahr, dass Stiche und Copien an-

erkannter Gemälde und Statuen bei Weitem mittelmässigen Originalen unbedeutender Künstler vorzuziehen seien. Welch' einen empfänglichen Sinn und was für ein scharfes Auge er für Naturschönheiten hatte, beweisen folgende Verse aus der Beschreibung des Winters, in denen dieselbe zarte Phantasie waltet, wie in Pope's „Lockenraub:"

„Wenn Weihnacht unsere Welt in Schnee verhüllt,
Und rothe Beeren schenkt und Lieder mild,
Der Zaubrer Frost sein flimmernd Banner schwingt,
Mit unsichtbarem Flug die Luft durchdringt,
Auf weisses Glas die Silberblätter drückt,
Mit eis'ger Aussenzier die Traufe schmückt,
Sucht Dein verhüllter Freund das traute Stübchen." *)

Als Rogers bei einem Sonntagsfrühstück mit entschiedener Anerkennung das nachstehende Couplet Leigh Hunt's auf eine Fontaine (im „Rimini") anführte, welches Byron ebenfalls für eine der dichterischsten ihm bekannten Naturschilderungen hielt:

„Des Springquells Säule, wie steigt sie so fest, so rein,
Und löset ihr Silber zerperlend im Sonnenschein!" **)

sagte einer der Gäste: Ich gebe meine Stimme dem Verse:

„Auf weisses Glas die Silberblätter drückt." ***)

Einen Augenblick sah Rogers aus, als wollte er Dr. Parr's Empfang des schmeichelnden Besuchers in Birmingham wiederholen. —

Ein Wechsel des Geschmackes zu Gunsten des Stadtlebens machte sich indess bei dem Dichter bald geltend, und in demselben Jahre, in welchem er die „Epistel" als Schutzrede für ein literarisches Leben auf dem Lande veröffentlichte, verkaufte

---

*) „When Christmas revels in a world of snow,
And bids her berries blush, her carols flow:
His spangling shower when Frost the wizard flings,
Or, borne in ether blue, on viewless wings,
O'er the white pane his silvery foliage weaves,
And gems with icicles the sheltering eaves, —
Thy muffled friend his nectarine wall pursues." —

**) „Clear and compact, till at its height o'er run,
It shakes its loos'ning silver in the sun."

***) „O'er the white pane its silvery foliage weaves."

er das Elternhaus in Newington Green und wohnte fernerweit in London. Seit der Zeit erweiterte sich der Kreis seiner Bekanntschaft sehr schnell, und seine Gesellschaft wurde eifrig sowohl von geistreichen Frauen als von Männern der Wissenschaft gesucht. Auch sein Vater hatte in der Jugend viel in aristokratischen Kreisen gelebt, doch war dies mehr auf Wunsch des Grossvaters als aus eigenem Antriebe geschehen. In Bezug auf die vornehme Welt hatte er seinem Sohne die gemessene Weisung gegeben: „Geh' ihnen nie zu nahe, Sam!" Dennoch weigerte sich der junge wohlhabende Dichter nicht einzutreten, als ihm die Thüren der Salons geöffnet waren; ja man muss ihm noch besondere Anerkennung zollen für seine erfolgreichen Bemühungen, die künstlichen Barrieren zwischen der Aristokratie der Geburt und der des Geistes und Genies niederzureissen. Ein kurzer Blick auf die Anfangs zu überwindenden Hindernisse wird dies deutlicher darthun und zugleich manches Licht auf seinen Charakter werfen.

Moore erzählt, als Sheridan mit seiner ersten Frau nach London kam, war es ein Gegenstand eifriger Debatte, ob der Sohn eines Schauspielers in Devonshire-House aufgenommen werden könne, obgleich dieser Schauspieler durch Geburt und Erziehung ein gentleman war. Miss Berry will dies durch den Charakter der damaligen Gesellschaft, in welcher sie ihre Jugend verlebt, entschuldigen und sagt: „Schriftsteller, Schauspieler, Sänger, Componisten wurden allesammt als Vaguabunden angesehen. Selbst diejenigen, deren guter Geschmack, oder grössere Weltkenntniss zu einer Ausnahme berechtigte, verfielen derselben Kategorie. – Erst spät unter der Regierung Georg III. wurden Bildhauer, Architekten und Maler (mit alleiniger Ausnahme von Sir J. Reynolds) in die feine Gesellschaft aufgenommen und bildeten den besten und gewähltesten Theil derselben." Diese Angabe ist etwas zu grell, besonders betreffs der Schriftsteller. Doch mochte das Leben einiger der hervorragendsten, z. B. das Fielding's und die von Johnson beschriebenen Jugendkämpfe Savage's Grund zu der Beschuldigung der Lasterhaftigkeit und des Vagabundenthums gegeben haben. Unbezweifelte Thatsache bleibt es aber immer, dass erfolgreiche Schriftstellerei erst lange, nachdem Rogers

leitendes Haupt war, einen Empfehlungsbrief für die feinere Gesellschaft verlieh, und auch seine ersten vorsichtigen Versuche machte er eher als liberaler Wirth, denn als volksthümlicher Dichter. Die Einrichtung seines eigenen Hauses in St. James Place, bei welcher er nicht ohne Erfolg die in der „Epistel" ausgesprochenen Ideen zu verwirklichen suchte, bildet den eigentlichen Anfang seiner Laufbahn als Mäcenas. Von nun an gab er viele Diners und empfing viele Einladungen der höchsten Gesellschaften. Doch wurden einige seiner bedeutendsten Bekanntschaften schon in früherer Zeit geschlossen, wie dies aus folgender, von ihm selbst erzählten Geschichte deutlich hervorgeht. Sie bezieht sich auf ein Mittagbrod, das er Fox, Sheridan, Erskine, Perry und anderen Whigs gab, als er noch im Temple wohnte.

„Das Mittagbrod war in einem nahen Hotel bestellt und sollte zu bestimmter Zeit ankommen. Die festgesetzte Stunde verging und keine Schüssel erschien. Ich stahl mich aus der Gesellschaft und eilte in das Hotel. „Was ist aus meinem Diner geworden?" „„Ihr Diner ist zu morgen bestellt."" Ich stand bestürzt da, und einen Augenblick durchkreuzten selbstmörderische Gedanken mein Gehirn. Indess befreite mich der Wirth selbst aus der Verlegenheit, als er sagte, er habe soviele Diners heute auszurichten, dass, hätte man das meinige auch wirklich bestellt, es ihm ganz und gar entfallen wäre. „Also haben Sie heute viele Diners? Nun, wenn Sie mir von jedem die beste Schüssel senden wollen, bezahle ich Ihnen den doppelten Preis, wollen Sie das nicht, dann sehen Sie mich nie wieder." Da ich ein guter Kunde war, wählte er den klügern und vortheilhafteren Vorschlag, und nach einer Stunde konnten wir uns zu Tische setzen und wurden bedient." — „„Und wie war das Diner?"" „O, ganz gut; meine Gäste hatten schlechtes Essen, aber eine gute Anekdote, mich damit aufzuziehen." Der Schluss ist charakteristisch für ihn, denn er selbst fühlte sich jeder Zeit durch eine gute Geschichte für ein schlechtes Mittagbrod entschädigt.

Mit Fox war er bei einem gemeinschaftlichen Freunde bekannt geworden. Er feiert ihr Zusammensein auf dem Lande in folgenden Zeilen:

„St. Anna! Sitz, wo keine Sorgen sind,
Wie lieblich, einfach, schmucklos wie ein Kind!
Wie oft von Bank zu Bank, von Hain zu Hain
Lustwandelt' ich dort mit Dir im Abendschein;
Wir sah'n die Sonne sinken! Ach, und dann
Riefst Du, o Freund, manch' hehre Geister an.
Ein Shakspeare und ein Dryden ward gebannt,
Du trugst der Dichter Werk in Deiner Hand.
Und, wenn Du dann, zum Ruhesitz gewandt,
Mit Deines Geistes hoher Leidenschaft,
Mit Deines Tones mild erhabner Kraft
Ein grosses Sängerwerk uns neu geschafft,
Dann tauschten wir Genuss." *)

(Gustav Schwetschke.)

Mit dem Irländer Grattan wurde er bei einem Besuche von Tunbridge Wells bekannt, und er beschreibt einen Spaziergang mit ihm folgendermassen:

„Ein Gang im Lenz — o Grattan und mit Dir! —
Am Haidesaum, (wer neidet ihn nicht mir?)
Dort unter Linden, wo im Junimond
Bei Blüthenduft das Volk der Bienen wohnt;
Wenn sprechend Du, wer war so gross und weis'
Von jener Schaar im aufgeregten Kreis,
Der Deines Wortes Kraft empfunden nicht?" **)

---

*) „at St. Anne's so soon of care beguiled,
Playful, sincere, and artless as a child!
How oft from grove to grove, from seat to seat,
With thee conversing in thy loved retreat,
I saw the sun go down! Ah, then 't was thine
Ne'er to forget some volume half divine,
Shakspeare's or Dryden's, thro' the chequered shade
Borne in thy hand behind thee as we strayed;
And when we sate (and many a halt we made)
To read there with a fervour all thy own,
And in thy grand and melancholy tone,
Some splendid passage not to the unknown,
Fit them for long discoure —"

**) „A walk in Spring — Grattan, like those with thee
By the heath-side (who had not envied me?)
When the sweet limes, so full of bees in June,
Led us to meet beneath their boughs at noon;

Und wohl muss Grattan solcher Lobsprüche würdig gewesen sein, denn drei Dichter haben sich bemüht, den Ruhm des Mannes zu besingen, der mit unerschrockenem Muthe für das bedrängte Irland aufstand, und im Parlamente durch seine Rednergabe selbst die Gegner zum Schweigen brachte. Byron's schöne Verse aus dem Irish Avatara verdienen hier eine Erwähnung:

Unsterblicher Grattan! der Beste der Guten!
In Allem so gross, doch von Herzen so schlicht!
In dem des Demosthenes Gaben ruhten,
Gesteigert, und seine Gebrechen nur nicht.

Eh' Tullius' Stern Roms Pfade zu leiten
Begann, war an kleineren Geistern nicht Noth, —
Doch Grattan erstand aus dem Grabe der Zeiten,
Der erste, der letzte, ein Heiland, ein Gott!

Ein Prometheus, der Menschenseelen entzündet,
Ein Orpheus, der Thiere, die wildesten, zähmt, —
Vor dem die Gemeinheit im Staube sich windet,
Der selbst die Tyrannen rührt und beschämt.*)

(Alexander Schmidt.)

In der „Epistel an einen Freund“ beschreibt Rogers ausführlich, welchen Werth er auf die Gesellschaft und die Unterhaltung mit reichbegabten Männern legt, und spricht zugleich

---

And thou didst say which of the Great and Wise,
Could they but hear and at thy bidding rise,
Thou wouldst call up and question.“

*) Ever-glorious Grattan! the best of the good!
So simple in heart, so sublime in the rest!
With all which Demosthenes wanted endued,
And his rival or victor in all he possess'd.

Ere Tully arose in the zenith of Rome,
Though unequall'd, preceded, the task was begun —
But Grattan sprung up like a god from the tomb
Of ages, the first, last, the saviour, the one!

With the skill of an Orpheus to soften the brute;
With the fire of Prometheus to kindle mankind;
Even Tyranny listening sate melted or mute,
And Corruption shrunk scorch'd from the glance of his mind.

seine Absicht aus, sich durch reges Streben ihres Umganges würdig zu machen, sowie dessen würdig gehalten zu werden:

„Bewusst, nicht dünkelhaft,
Bescheiden-stolz ob der Genossenschaft,
Streb' ich mit eignem Trieb, wo in der Welt
Das Schicksal nur des Wirkens Kreis bestellt." *)

Hatte er in der Gesellschaft dieser begabten und ausgezeichneten Männer eine Stunde verlebt, so pflegte er öfter die gehörten Meinungen und Aussprüche, welche einer Aufzeichnung werth waren, in sein Tagebuch niederzuschreiben. Auf diese Weise hinterliess er einige ausgewählte Blätter, die seine Unterhaltungen mit Horne Tooke, Erskine, Fox, Grattan und Sheridan enthielten, und zu denen er später noch andere hinzufügte. In späteren Jahren pflegte er seinen Freunden diese Aufzeichnungen vorzulesen, und 1858 sind sie von seinem Neffen William Sharpe unter dem Titel „Recollections of Samuel Rogers" bei Moxon in London herausgegeben worden.

Da Rogers' Gesundheit noch immer sehr zart war, musste er auf Anrathen seines Arztes den Winter 1799 — 1800 in Devonshire zubringen. Auf der Hin- oder Rückreise besuchte er Gilbert Wakefield, der damals wegen einer politischen Flugschrift im Gefängnisse zu Dorchester sass. Er folgte dabei seinen aufrichtigen Gefühlen für einen literarischen Freund und gab gleichzeitig in scharfer Weise sein Missfallen über die harten Gesetze der Tory-Regierung kund, welche einen unbescholtenen, von Allen geehrten Gelehrten so behandeln konnten. Während des Aufenthaltes in Devonshire las er hauptsächlich griechische Schriftsteller in englischen Uebersetzungen und vermerkte sich in seinem Tagebuche die vortrefflichsten Stellen und Aussprüche des Thukydides, Herodotus, und Euripides. Aber er vermisste doch schmerzlich die heimatliche Gesellschaft und bemerkte, er bilde sich ein täglich weiser zu werden, nicht etwa durch Selbstvervollkommnung, sondern durch die Wahrnehmung so geringer Geistesthätigkeit um sich her. Indess

*) „Pleased, yet not elate,
Ever too modest or too proud to rate
Myself by my companions; self-compelled
To earn the station that in life I held."

machte er doch dort die Bekanntschaft eines schätzenswerthen Freundes, des berühmten Componisten und Schriftstellers William Jackson von Exeter, dess Liebe zur Literatur er bewunderte und aus dessen Unterhaltung er Belehrung zog. Jackson vermachte auf dem Todtenbette an Rogers seine Exemplare des „verlorenen Paradieses“ und der „Feen-Königin,“ beide erste Ausgaben dieser Gedichte.

Bald darauf machte er die Bekanntschaft des Lords und der Lady Holland, in deren Haus er später viel lebte. Man kann kaum eine literarische Lebensgeschichte aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schreiben, ohne dieser Beiden und ihres Hauses, in Kensington, Erwähnung zu thun. Es war während dieser langen Zeit der Sammelplatz aller zur Whigpartei gehörigen einflussreichen Persönlichkeiten und ausgezeichneten Schriftsteller, die vorzüglich die Frau des Hauses um sich zu schaaren verstand, wobei sie indess von ihrem liebenswürdigen und ehrenwerthen Gatten unterstützt ward. Rogers hatte für Letzteren eine grosse Achtung und schätzte besonders dessen Liebe zu den Wissenschaften, so wie seinen Sinn für bürgerliche und religiöse Freiheit. Als Schriftsteller trat er ebenfalls auf, aber ohne Erfolg. Doch ist es im Allgemeinen auch zu viel verlangt, dass Jemand die Gastfreundschaft eines Mäcenas entfalte und gleichzeitig der Rival seiner Gäste sei. Haus und Wirthe sind auf die vielfältigste Weise beschrieben und besprochen worden, und man braucht nur Moore's Tagebuch zu lesen, um den Einfluss zu sehen, der ihnen jedenfalls zuerkannt werden muss. Auch Macaulay hat ein rosiges Bild von der Anziehungskraft dieses Salons entworfen, und sein ganzes Talent der Wortmalerei aufgeboten, die dort gewährten geistigen und leiblichen Genüsse zu beschreiben. In diesen Räumen war Rogers ein oft und gern gesehener Gast. Eine Bank am Ende des Gartens trug die von Lord Holland verfasste Inschrift:

„An Rogers' Sitze mich hier stets beglückt
Die Freude, die sein Lied entzückt,“ *)

die Luttrell mit einigen unbedeutenden Gelegenheitszeilen vermehrt hatte. Auch Rogers widmete einige Zeilen Lord

*) Here Rogers sat and here for ever dwell
To me those pleasures that he sings so well.

Holland zu Ende des an seinen Onkel gerichteten Gedichtes, in den Worten:

„Die Stunde hat geschlagen Dir!
Indess an Deiner Stelle sehen wir dafür
'Nen, der so gleichet Dir." *)

Schöner aber charakterisirt er ihn in dem Ausspruche: „Lord Holland kommt immer zum Frühstück herunter, als wäre ihm soeben auf der Treppe ein grosses Glück zugekommen." —

Nach dem Frieden von Amiens 1802, besuchte Rogers wiederum Paris. Seit er das letzte Mal dort gewesen, hatte sich viel geändert. Der König und die Königin, die er in der Messe gesehen, waren enthauptet, der Adel war zur Auswanderung getrieben, und Buonaparte unter dem Namen erster Consul der Regent des Landes. Die Häfen Frankreichs, während der Revolution und des darauf folgenden Krieges den Engländern verschlossen, waren wieder geöffnet, und viele Reisende begaben sich nach Paris. Die Gallerien des Louvre waren damals mit den erlesensten Gemälden und Statuen Europa's gefüllt, denn die Franzosen hatten Italien, Spanien, Deutschland, Holland und Flandern geplündert und die vorzüglichsten Kunstwerke nach Paris geschleppt. Den Stolz aller dieser Länder sah man nun im Louvre vereinigt, und die bedeutendsten englischen Künstler eilten nach Paris, noch ehe ihr neu ernannter Gesandter dort accreditirt war. Rogers folgte ihnen bald und fand dort den Vorsitzenden der Akademie, West mit seinem Sohne, Fueseli, Farrington, Opie, Flaxman, Shee, die Kunstsammler Townley und Champernown, seinen Schwager Sutton Sharpe und den Alterthumsforscher Millingen, alle warme Bewunderer der Malerei und Sculptur. Er machte Bekanntschaft mit vielen französischen Künstlern, mit Denon, Gerard und Masquerier und mit dem Italiener Canova. In solcher Gesellschaft waren seine Gedanken ausschliesslich auf Werke der Kunst gerichtet, und während seines dreimonatlichen dortigen Aufenthaltes nach der Rückkehr seiner

---

*) „Thy bell has tolled!
But in thy place among us we behold
One who resembles thee."

Freunde in die Heimat brachte er die meiste Zeit im Louvre zu, um seinen Geschmack und sein Urtheil nach den besten Meistern zu bilden. Die Dichtkunst trat für den Augenblick ganz in den Hintergrund, und nur 14 Zeilen lassen sich aus dieser Zeit anführen, welche er auf den zerbrochenen Rumpf einer kolossalen Statue des Herkules, Torso genannt, schrieb. Diese Verse, die einzig versuchte Annährung zu einem Sonnet, drücken die Gefühle aus, die der warme Bewunderer antiker Kunst bei dem Anblicke dieses grossartigen Meisterwerkes empfand, das von unwissender Rohheit verstümmelt, ohne Haupt und Glieder, dennoch das Entzücken aller Künstler ausmacht, die anerkennen, dass dieser Leben athmende Stein das erhabenste Modell sei, welches sie besitzen. (Die Werke des Phidias waren damals noch nicht von Lord Elgin aus Griechenland weg, und nach dem britischen Museum geschleppt worden.) Man erzählt, dass nach dem Funde dieses Kunstwerkes der schon erblindete Michel-Angelo sich täglich zu diesem Bruchstücke habe führen lassen, um es mit den Händen zu betasten und sich an dem Ebenmasse und der Vollkommenheit der Arbeit zu laben.

Im Jahre 1803 besuchte Rogers zum zweiten Male Schottland, dieses Mal in Begleitung seiner Schwester Sarah, und traf dort mit den Dichtern Wordsworth, Coleridge und Scott zusammen, die von nun an zu seinen besten Freunden zählten. Er spricht von dieser Reise, als er 1812 wiederum dort war und zum dritten Male die graue Sonnenuhr auf dem Kirchhofe zu Luss erblickte:

„Trautalter Sonnenzeiger hier,
Der manche dunkle Stunde mass!
Geliebte Schwester, seit mit Dir
Ich dieses Steines Inschrift las.“
(Gustav Schwetschke.)

Während der Jahre 1800 — 1803 hatte sich der Dichter mit dem Bau und der Einrichtung eines eigenen Hauses beschäftigt, das er von den bedeutendsten Künstlern mit vielem

*) „That dial so well known to me!
— Tho' many a shadow it had shed,
Beloved Sister, since with thee
The legend on the stone was red.“

Geschmack und grossem Kunstsinn ausführen liess, und worin er bis zu seinem 53 Jahre später erfolgten Tode lebte. Dieses Haus erstreckt sich in einer schmalen Gasse von St. James's Place bis zum Green Park, auf welcher Seite es durch ein dreifaches Bogenfenster mit geschnitztem und vergoldetem Balcon in die Augen fällt. Es hat nur ein Vorder- und Hinterzimmer auf jeder Seite, die durch die Treppe von einander getrennt sind. Der Eingang von der Strasse führt durch einen schmalen Flur gleich in's Speisezimmer. Trat man in dieses Zimmer, so verscheuchte augenblicklich das mit Epheu überschattete grosse Fenster jedes beengende Gefühl, welches mit einem Hause in der Stadt verbunden zu sein pflegt. Dem Fenster gegenüber befand sich ein schönes, dunkel und monumental aussehendes Mahagonigestell, auf welchem eine prachtvolle Steinvase emporragte, letztere ein kostbares antikes Stück, ersteres eine Arbeit des berühmten Bildhauers Chantrey, als er noch ein Arbeitsmann war. Rechts von der Thür stand ein offenes Büffet, und auf demselben befanden sich Pope's Kopf aus terra cotta und antike gemalte griechische Vasen. Ueber dem Spiegel war ein Fresco von Giotto angebracht. In der Ecke zur Linken nach dem Kamine zu befand sich das Originalmodell aus terra cotta von Michel Angelo's Statue des Herzogs Lorenzo. Ueber dem Kamine hing die Skizze von Velasquez „Infanten Don Balthasar,“ Zwischen dem Kamine und dem Fenster stand der Schreibtisch des Dichters, und in gleicher Höhe mit seinen Augen hingen drei kleine Gemälde. Rechts Christus am Oelberge von Raphael, links die Jungfrau mit dem Kinde, angebetet von Heiligen von Ludovico Caracci und in der Mitte eine köstliche Landschaft von Claude. An derselben Seite hing auch die prächtige Skizze von Tintoretto zu seinem berühmten Gemälde „das Wunder an dem Sclaven,“ und nahe dabei eine schöne Tizianische Originalstudie, Karl V. zu Pferde. Unten, nahe dem Fenster, sah man einen der herrlichsten Köpfe von Rembrandt — sein eigenes Portrait, in welchem Farbe und Behandlung an's Wunderbare streifen. An der Wand, dem Kamine gegenüber, hing die grosse Studie von Paul Veronese zu dem berühmten Gemälde im Durozzo-Palaste, von welchem sie indess in mancher Hinsicht abwich. Rogers

kaufte sie 1816 für 90 Pfund und war über diesen Kauf ausserordentlich glücklich. Viele der grössten Gemälde konnten durch eine einfache Vorrichtung von der Wand bewegt und fast nach jeder Richtung gewendet werden.

Unmittelbar vor der Thür des Speisezimmers führte eine Wendeltreppe durch eine Thür in eine verdeckte Gallerie, die das Wohnzimmer mit einem kleinen viereckigen nach vornheraus gelegenen verband; letzteres war des Dichters berühmte Bibliothek. Die Gallerie erhielt ihr Licht durch ein Glasfenster von der Treppe aus, deren Wände mit den gewähltesten Abdrücken aus dem Parthenon geschmückt waren. Hier hing, kaum sichtbar, die prachtvolle Skizze von Tizian für seine „Gloria“ in Madrid; hier standen im Halbdunkel einige der prächtigsten gemalten griechischen Vasen und ägyptische Sculpturen, und auf einem Tische lagen einige seltene Abdrücke von Antiken, besonders ein schöner griechischer Rhyton. Auf den Bücherschränken der Bibliothek standen griechische Vasen, von denen jede einzelne durch ihre ausgezeichnete Form Bewunderung verdiente. An dem vergoldeten Holzwerke der Bücherschränke hingen in Rahmen einige der schönsten Originalskizzen von Rafael, Michel-Angelo, und Andrea del Sarto, auch ausgeführte Gemälde von Angelico da Fisole und Fouquet von Tours, so wie neuere Werke von Turner, Wilkie und Mutready. Und die Schränke bargen Bücherschätze, wie sie der Bibliophile nur erträumen mag. Des Dichters Sammlung seltener Stiche, Originalzeichnungen der alten Meister, Studien von Flaxman, Stothard und Turner, die Jeden überraschen mussten, befanden sich hier. Das schöne Gemälde „Cupido und Psyche“ von Reynolds hing über dem Kamine dieses Zimmers; über dem des Wohnzimmers, der von Flaxman mit Sculpturen versehen war, hing dagegen Rubens' Studie von Julius Cäsar's Triumphzug nach Andreas Mantegna; nach Dr. Waagen's Bemerkung eine freie Copie. Unter diesem Gemälde war eine Reihe interessanter Miniaturbilder und verschiedene Reliquien; unter Anderen, Orangenblüthen unter Glas und Rahmen, angebracht. Gegen das Fenster hin war das Hauptgemälde, Tizian's schönes Noli me tangere, über dem Sopha hingen Gemälde von Watteau, Le Nain und Jan

van Eyck, dem Fenster gegenüber ein kühnes allegorisches Bild von Rembrandt und eine weiche Mondscheinlandschaft von Rubens. Dem sculpturirten Kamine gegenüber befand sich ein Cabinet von hellem Holze, das mit Gemälden von Stothard ausgelegt war und Gegenstände aus Shakspeare's Dramen, den Pilgern von Canterbury und dem Dekameron darstellten. In diesem Cabinette standen, in Schränken sorgfältig geordnet, Proben ägyptischer, griechischer und etruskischer Zierrathen von Gold, Juwelen; geschnittene Steine, seltene alte Medaillen und anmuthige Werke aus terra cotta. Ausser Gemälden von Coreggio, Annibal Caracci und Lorenzo di Credi schmückten dieses Zimmer noch 7 ausgezeichnete von Sir Joshua Reynolds, darunter dessen berühmter Puck. Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir nur noch die wundervollen Statuetten von Rafael und Michel-Angelo und Cupido und Psyche von Flaxman erwähnen und bemerken, dass das Angeführte nur einen kleinen Bruchtheil dieser ausgewählten Kunstschätze bildete. Wie gross der Reichthum von Kunstwerken war, den dieses kleine Haus umschloss, kann man daraus ersehen, dass die prächtige Anbetung der Könige von Francesco Bassano nur am Fusse der halbdunkeln Treppe einen Platz erhalten konnte. Die beiden Schlafzimmer des Dichters und seiner Schwester, auf deren Wunsch er eine schöne Skizze von Rubens „die Schlacht von Constantine" und Proben von Andreas Montegna, Hemling und Benozzo Pazzuoli erworben, enthielten meist neuere Werke, von denen viele ihren Platz in diesem Hause nur dem Wohlthätigkeitssinne des Besitzers verdankten; doch hatte Rogers in dem seinigen auch einen von ihm werthgeschätzten Carton von Rafael. Nach seinem Tode wurde ein umfangreicher Katalog seiner Sammlungen herausgegeben, den Tausende lasen. Die Kunstschätze sind wochenlang unter jedem möglichen Nachtheile der Unordnung für Kenner ausgestellt gewesen, dennoch war der allgemeine Eindruck Erstaunen über Geschmack, Urtheil, Kennerschaft, Umsicht und Auge für Schönheit, die in jedem einzelnen Stücke waltete. Natürlich, muss man Dinge abrechnen, die, wenn sie ihm je gehört, in Schubladen und Rumpelkammern geworfen waren. Aber so mannigfach auch seine Schätze,

waren sie doch nicht aufeinander gehäuft oder in unpassende Verbindung gebracht; Gemälde, Statuen, Vasen, Medaillen, merkwürdige Bücher und kostbare Handschriften ersetzten die Stelle des gewöhnlichen Zimmerschmuckes anderer Häuser, und jeder Gegenstand, auf den das Auge fiel, war ein schätzbares Kleinod, eine gesuchte Seltenheit oder ein anerkanntes Meisterstück. Treffend bemerkt Byron in seinem Tagebuche, 22. Nov. 1813: „Rogers ist schweigsam, und man sagt, streng. Wenn er aber spricht, dann spricht er gut, und gilt es Geschmackssachen, dann ist seine Ausdrucksweise so zart wie in seinen Dichtungen. Tritt man in sein Haus, sein Empfangszimmer, seine Bibliothek, so sagt man sich unwillkürlich, hier wohnt kein gewöhnlicher Mensch. Nicht ein Kleinod, Münzstück oder Buch liegt auf dem Tische, Sopha oder Kamin, das nicht eine fast lästige Eleganz des Besitzers verriethe. Aber gerade dieser zarte Sinn muss das Elend seiner Existenz ausmachen. Wie oft im Leben mag er verletzt worden sein!"

Und dieses Haus war es, wo 50 Jahre hindurch die bedeutendsten Menschen Englands in heiterem und geistigem Verkehre zusammenlebten. In dieser Bibliothek war es, wo Wordsworth den Vertrag Milton's wegen des „verlorenen Paradieses" (1600 Abdrücke für 6 L.) in die Hand nehmend, zu seiner eigenen vollständigen Genugthuung bewies, dass gediegener Ruhm im umgekehrten Verhältnisse zur Popularität stehe, während Coleridge, mit seinem Finger auf Dryden's Vertrag über seine Uebersetzung des Virgilius, die Vortheile hervorhob, welche der Literatur erwachsen wären, wenn der herrliche John die Ilias gewählt und Pope die Aeneide überlassen hätte. In jenem Speisezimmer war es, wo Erskine die Geschichte seines ersten nnd Grattan die seines letzten Duells erzählte, wo der eiserne Herzog „Waterloo als eine Schlacht der Riesen" schilderte, wo der Bildhauer Chantrey seine Hand auf das vorherbeschriebene hölzerne Postament legend sagte: „Erinnern Sie sich, Herr Rogers, eines Arbeiters für 5 Shilling den Tag, der durch jene Thür trat, um Ihre Befehle für diese Arbeit entgegenzunehmen? Jener Arbeiter war ich!" Dort war es ebenfalls, wo Lord Byron's Freundschaft mit Thomas Moore, nach vorangegangenem Zwiste bei dem berüchtigten

Gerichte Kartoffeln mit Essig,*) begann, wo Frau v. Staël nach einer triumphirenden Beweisführung gegen Mackintosh von Sheridan in die Enge getrieben wurde. Jenes bis auf den Boden reichende und durch den Garten in den Park führende Fenster war es, von wo aus der Wirth den Winterspaziergang mit Sheridan's begabter Enkelin, Mrs. Norton machte, den diese so anmuthig und gefühlvoll geschildert hat.

Während der letzten Hälfte seines Lebens hielten es die meisten Fremden von einiger Bedeutung für eine Ehrensache, sich ihm vorzustellen oder vorstellen zu lassen, was gewöhnlich eine Einladung zum Frühstück zur Folge hatte. Dass unter diesen Gästen viele Neugierige und gar häufig auch solche sich befanden, die keinen weiteren Anspruch auf seine Aufmerksamkeit hatten, kann man leicht ermessen. Auch Lamartine war einst der Frühstücksgast unseres Dichters, der mit regem Interesse ihn fragte, was Beranger für ein Mann sei, und was er gegenwärtig thue? Lamartine, der sich wahrscheinlich für einen berechtigteren Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit hielt, antwortete kurz: „Je ne le connais pas." „Alors je vous plains!" war Alles, was Rogers erwiederte. Noch unglücklicher erging es ihm mit August Wilhelm von Schlegel, den er fragte, ob es in Deutschland in letzter Zeit ausser Goethe noch Dichter gegeben habe. „Ich bin ein Dichter" war die entrüstete Antwort. Als Frau von Staël zum ersten Male in der Blüthe ihres Ruhmes nach England kam, wurde sie zu einer grossen Abendgesellschaft in Landsdowne House eingeladen. Nachdem sie lange mit Rogers über ihr erstes Debut Rath gepflogen, bat sie ihn, sich mit ihr im Hauptsaale an einen auffallenden Platz zu stellen, damit die Londoner feine Welt sie zuerst in Berührung mit der Literatur sähe.

Wie schon Byron bemerkt, konnte Rogers' Unterhaltung

---

*) Byron soll häufig in Gesellschaften nichts oder auffallend wenig und einfache Speisen genossen haben, um eine ungewöhnliche Mässigkeit zu affectiren. „Wie lange wird Byron fortfahren dies zu thun?" fragte Moore den Wirth, als Byron die Gesellschaft verlassen. „So lange Sie fortfahren, es zu bemerken," war Rogers Antwort. Wirklich erfuhr man, Byron habe sich direct aus der Gesellschaft in ein Gasthaus begeben und dort seine Esslust gestillt.

nicht glänzend genannt werden; sie war gedrungen und epigrammatisch; auch besass er selbst nicht viel Witz, aber er schätzte und liebte ihn bei Anderen. Oft erzählte er Anekdoten aus seinem frühern Leben und Begegnisse mit ausgezeichneten Personen seiner Bekanntschaft, und zwar mit einem Tacte in der Wahl der Wörter, der seiner Eleganz im schriftlichen Ausdrucke gleichkam. Der werthvollere Theil seiner Unterhaltung bestand indess in dem feinen, mit Kenntniss der Literatur und Kunst gepaarten Sinn und besonders in dem stets sich kund gebenden regen Streben nach Vervollkommnung und der Mühe, die er sich gab, seine Freunde auf Gegenstände zu leiten, die der Unterhaltung werth waren. Das Gespräch drehte sich bei ihm hauptsächlich um Bücher, Gemälde, Sitten, Literatur, Geschichte, Dramen, geistvolle Männer und Frauen, kurz um jeden würdigen Gegenstand, nur nicht um alberne Klatschereien, wie sie die gewöhnliche und oft auch die feine Welt nur zu sehr liebt, um die Zeit auszufüllen. Ein Morgen an seinem Frühstückstische war fast nie ein verlorener; denn hohlköpfig und ungebildet musste der Mensch sein, der nicht weiser und besser fortging. Er selbst war in seinen glücklichsten Stunden nicht heiter und seine Laune immer gemässigt; lautes Sprechen und Lachen war ihm zuwider, und befand sich nicht ein ausgezeichneter Mensch oder ein hervorragender Witzling am Tische, die das Eis durchbrachen, so stockte die Unterhaltung nicht selten. Trotzdem wurden seine Gesellschaften mit Recht zu den vergnüglichsten der Residenz gezählt, wie dies die Tagebücher und Denkwürdigkeiten der bedeutendsten Männer Englands der letzten 50 Jahre und die Reiseschilderungen Auswärtiger, welche sein Haus besucht und seine Unterhaltung genossen, bezeugen. Ja, die Tagebücher und Denkwürdigkeiten von Moore und Byron enthalten allein so viel Erinnerungswerthes über Rogers' Gesellschaften, um ihm Unsterblichkeit als Amphitryon zu verleihen, und sie zeigen überdies, dass er nie in die Schwäche verfiel, grosse Diners für Personen von Rang und Stand zu geben, um närrische Männer und thörichte Frauen um sich zu sehen.

Schon 1796 hatte Rogers auf Ansuchen Aufnahme in die „royal Society" gefunden, was er that, um mit Männern der

Wissenschaft bekannt zu werden; im Jahre 1804 meldete er sich aus gleichem Grunde zur Aufnahme in den „literarischen Club," der 50 Jahre früher von Johnson und Reynolds gestiftet, neben den vorzüglichsten Staatsmännern, Gelehrten und Literaten, noch manches Mitglied aus der Stiftungsperiode zählte. Hier indess traf den Dichter eine Zurückweisung, er erhielt beim Ballotement eine schwarze Kugel, die er nur der persönlichen Feindschaft Malone's, des Herausgebers des Shakspeare, zuschreiben mochte, obgleich es wahrscheinlicher ist, dass das politische Fieber, welches der französischen Revolution folgte und zu der Zeit noch nicht gedämpft war, Grund genug abgab, ihn, den Whig, nicht in eine vorzüglich aus Tories bestehende Gesellschaft aufzunehmen, wenn selbst seine Gedanken sich schon seit Jahren der Politik abgewandt und gänzlich auf Literatur und Kunst gerichtet hatten.

Dieser Ostracismus ward indess bald vernichtet, als nur einige Jahre später London den Ausbruch des Liberalismus in Versen erfuhr, die dem vergangenen halben Jahrhundert Glanz verliehen. Das war ein goldenes Zeitalter für die Whigs, als Moore seine irischen Melodien zum Entzücken aller Musikliebhaber in London sang, wie Keiner sie bis dahin gesungen hatte; als Moore's und Byron's neue Epigramme cursirten und die Satyren, die in der Gesellschaft von Scott, Wordsworth u. A. im Holland House verfasst waren. Wie Moore, Byron und Rogers häufig zusammenkamen und vertraulich sich unterhielten, zeigen die Denkwürdigkeiten und Tagebücher dieser berühmten Männer, aber sie geben zugleich den Beweis, dass dieser freundschaftliche Verkehr durchaus nicht einen Pact gegenseitiger Schonung einschloss, wenn ein scharfer Vers geschrieben, ein witziges Wort gesprochen und ein geistreicher Brief verfasst werden sollte. Als indess Byron England verliess und Moore nicht mehr in London war, blieb der Dichter der „Freuden der Erinnerung" zurück, von Morgens bis Abends ein Mann der Oeffentlichkeit, Frühstück gebend, ausser dem Hause dinirend, dann in der Oper, einem classischen Conzert oder in einer jener Versammlungen, Gesellschaft genannt. Dessen ungeachtet wurden Geselligkeit und Unterhaltung von ihm nicht leicht genommen, sie beanspruchten eine fortwährende

Anstrengung, stete Veränderung und einen ununterbrochenen Aufwand geistiger Kräfte. Seine Gesellschaft bestand nicht aus einer Coterie alter Freunde, unter denen sich die Zeit ohne grosse Umstände verkürzen lässt; der junge Dichter oder Maler, der eben angekommene amerikanische Reisende, die neue Schauspielerin, die gefeierte Schönheit der Saison, sie alle traf man in seinem gastfreundlichen Hause. Nie war ein Wirth weniger exclusiv in seinen Zirkeln, und unzählige Thatsachen sind bekannt, wie durch seine grosse und weitherzige Gönnerschaft Personen ohne Freunde und Gelegenheit Bekanntschaften zu machen, wesentliche Dienste geleistet wurden. Seine freundschaftlichen Handlungen gegen Solche, die ihm zusagten, waren viele, heimlich und grossmüthig, wenngleich man sagen muss, dass er sich oft durch seine Sympathieen und seinen Geschmack beeinflussen liess. Er erkannte den Genius Stothard's zu einer Zeit, als der bedeutendste und anerkannteste Kunstrichter Englands, Beaumont, noch nichts von dem Maler der Canterbury Pilgerfahrt hielt; er war einer der ersten unzähligen Bewunderer Landseer's; und wenn er auch durch sein kleines Haus und sein nicht zu bedeutendes Vermögen genöthigt war, seine Erwerbungen auf Gegenstände von anerkanntem Werthe zu beschränken, so hatte er doch ein unbeirrtes Auge für zukünftigen Erfolg und spätere Berühmtheit. Er pflog vertrauten Umgang mit den Künstlern, unterschied weislich wirkliche Originalität von ruhmrediger Nachahmerei, ermuthigte die ersten schwachen Anstrengungen des bescheidenen Verdienstes und mässigte die Ausschreitungen, welche das Genie in seiner charakteristischen Eile und im Selbstvertrauen nur zu häufig begeht. Erwägt man nun, dass Rogers zu keiner Zeit überflüssigen Reichthum besass, dass vor 60 Jahren die Gönnerschaft von Kunst und Literatur auf die reichsten englischen Lords und Edelleute beschränkt war, die jährlich Tausende mit derselben Unbesonnenheit auf die Ausstattung einer Gallerie verschwendeten, wie ihre weniger gebildeten Standesgenossen es thaten, wenn es galt ein schönes Pferd zu ziehen, dass es damals keine Manchester-Kaufleute, Eisenbahnkönige und grosse Fabrikherren gab, die unmittelbar nach dem Bekanntwerden eines Kunstwerkes es zu besitzen strebten, so kann man den

wohlthätigen Einfluss eines Kunstrichters und gelegentlichen Käufers, wie Rogers einer war, nicht hoch genug anschlagen.

Die Vortheile einer solchen Stellung sind andrerseits nicht minder gross. Es ist ein beneidenswerthes Vorrecht, im täglichen und vertraulichen Verkehre mit den bedeutendsten Männern und Frauen sich bewegen und jeden Zweig des Wissens an seiner Wurzel aufsuchen zu können. Goethe sagt irgendwo, dass man am Besten den Geist gesund und den Geschmack rein erhalte, wenn man jeden Tag damit beginnt, ein gutes Gedicht zu hören und ein schönes Gemälde zu besehen: Rogers that dies buchstäblich und veranlasste auch seine Gäste, es zu thun. Häufig wenn die Gesellschaft klein war und gern noch bei dem geistigen Theile des Mahles weilte, liess er seine Lieblingsschriftsteller herbeibringen und las selbst die von ihm angestrichenen Stellen vor. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, um das Urtheil der Anderen zu vernehmen, oder vielleicht den Wechsel des eigenen kund zu thun. Erwähnte Jemand eine schöne ihm (Rogers) unbekannte Stelle, so war das stehende Wort: „Suchen Sie sie mir auf;“ und Edmund, der intelligenteste aller improvisirten Bibliothekare, wurde abgeschickt, das betreffende Buch zu holen. „Dieser Bursche,“ pflegte Rogers zu sagen, „findet nicht nur jedes Buch im Hause, sondern ich glaube fast, auch ausserhalb desselben.“

Nach dem Leichenbegängniss seines Freundes Charles James Fox, im Jahre 1806, schrieb er die „Verse in der Westminster Abbey,“ die ihm die Bewunderung für Fox als Whig-Staatsmann und Gelehrter eingab. Er bewunderte seine Reden zu Gunsten des Friedens, als England mit Frankreich Krieg führte, bewunderte seine Liebe zu Homer und Virgil und schätzte nicht minder seinen Geschmack in der englischen Poesie und seine Vorliebe für Dryden's Verskunst. Aber auch der Staatsmann hatte einen hohen Werth gelegt auf die Freundschaft mit dem Dichter, und als Rogers sein Haus in St. James's Place fertig hatte, wünschte er zur ersten Mittagsgesellschaft geladen zu werden.

In demselben Jahre war des Dichters geliebte Schwester Maria Sharpe gestorben, und er beschreibt in einem späteren

Gedichte: „das menschliche Leben" („Human Life"), was Alle bei solchem Verluste empfinden, mit den schönen Worten:

„Mein Sorgen wars — es ist wie gestern mir —,
An Deinem Morgen leben nur mit Dir,
Ach, er war Dein, Maria! sonder Harm,
Und spät zu sterben dann in Schwesterarm.
O liebes Bild, o süsse Traumgestalt!
Da, als besiegelt neu Dein Segensbund,
Gab sich Dein Tod als Liebesopfer kund
Für Deines Kindes Heil." *)

(Gustav Schwetschke.)

Im Jahre 1812 veröffentlichte er „die Fahrt des Columbus" („The Voyage of Columbus") in demselben Bande mit seinen anderen Gedichten. Das Gedicht war zwei Jahre früher als Manuscript gedruckt worden, machte die Runde unter den Freunden des Verfassers, der dadurch eine eingehende Beurtheilung hervorrufen wollte. Auf diese Weise ward es viel besprochen und von denen, die es nicht gesehen hatten, mit Sehnsucht erwartet. Als es endlich dem grössern Publicum zugänglich gemacht wurde, war man enttäuscht durch die fragmentarische Gestalt, den weniger regelmässigen Versbau und den Mangel eines eigentlichen Motivs. Er hat dies später selbst eingesehen und geringen Werth auf dieses Gedicht gelegt, welches „durch eine Reihe von Scenen, entlehnt den malerischen Begebenheiten der Reise, der Phantasie des Lesers den Ueberblick des Ganzen zu verschaffen sucht." Trotzdem aber dass das Ganze unbefriedigt lässt und wenig zu Herzen spricht,

---

*) „Such grief was ours — it seems but yesterday —
When in thy prime, wishing so much to stay,
'T was thine, Maria, thine without a sigh,
At midnight in a sister's arm to die!
Oh thou wert lovely — lovely was thy frame,
And pure thy spirit as from Heaven it came!
And when recalled to join the blest above,
Thou diedst a victim to exceeding love,
Nursing the young to health."

Das neugeborene Kind war Daniel Sharpe, berühmt als Geolog; er starb 1856 einige Monate nachdem ihm das Präsidium der Geologischen Gesellschaft in London übertragen worden.

finden sich doch einige Stellen, in denen Naturerscheinungen mit dem dem Dichter eigenen Talente geschildert werden. Zu diesen gehören die Stellen, wo er die Wasserhosen und Passatwinde beschreibt, und in denen Kühnheit des Ausdrucks und freier Schwung mächtig hervortreten.

„Und sieh! der Himmel sinkt, das Meer steigt auf,
In Säulen schiesst's zum Wolkensitz hinauf,
Die ragend stehn und wandelnd nun verwehn,
Gleichwie der Wüste heil'ge Feuer gehn
In stiller Majestät — bis trüb die Nacht
Herabsinkt und verlöscht des Bildes Pracht." *)

(Gustav Schwetschke.)

Als Rogers den „Columbus" schrieb, war Amerika noch das Land der Hoffnung für die Freunde der Civilisation, während England, durch die französische Revolution abgeschreckt, jede Staatsreform bis auf den Namen hasste. Die Engländer hatten noch nicht den Negersclaven die Freiheit gegeben und die Amerikaner ihnen nicht auf's Neue die Ketten angelegt. Rogers hatte Dr. Priestley und andere Freunde der Freiheit nach Amerika auswandern sehen, um dem Drucke der herrschenden Classe in der Heimath zu entgehen, daher schildert er es als eine Zufluchtsstätte für alle bedrückten Europäer:

„Hier ist den fremden Völkern Frieden,
Den Traur'gen Trost, den Müden Ruh' beschieden;
Des Sclaven Fessel fällt von selbst alsbalde." **)

Die letzte Veraussagung harret leider noch der Erfüllung. Aber nichts desto weniger sah Rogers Amerikaner gern in seinem Hause und liebte sie mit Parteilichkeit, theils wegen seiner Volksthümlichkeit in den Vereinigten-Staaten, theils auch

---

*) „And see the heavens bow down, the waters rise
And, rising shoot in columns to the skies,
That stand, and still when they proceed retire, —
As in the Desert burned the sacred fire,
Moving in silent majesty, till Night
Descends and shuts the vision from their sight."

**) „Assembling here all nations shall be blest;
The sad be comforted; the weary rest;
Untouched shall drop the fetters from the slave."

desswegen, weil sie ihn nicht nöthigten französisch zu sprechen, was er nie geläufig konnte, und darum nicht gern that.

In Europa hörte man damals von nichts Anderem, als von dem Ruhme und dem Elende des Krieges. Napoleon hatte die Oestreicher und Preussen geschlagen, Holland, Italien und Spanien erobert, und in Portugal kämpfte die englische Armee unter Wellington mit Löwenmuth und grosser Gewandtheit aber noch zweifelhaftem Erfolge gegen die französische. In England vermehrte man den Kriegsstand, illuminirte die Fenster, wenn man von einem Siege auf dem Festlande hörte, und füllte die St. Paul's Kirche mit Statuen und Denkmälern zu Ehren der im Kampfe Gefallenen, ob zur See oder in Spanien und Portugal. Dies war ungefähr der politische Zustand und die daraus hervorgegangene Volksstimmung, als Rogers, treu seinen Grundsätzen, den schönen Eingang zum sechsten Gesange seines „Columbus“ schrieb:

„Den Krieg, die Helden singe Andrer Sang,
Blut, Raub und Thränen und Triumphesklang,
Den Morgenheerzug, hell in Sonnenpracht,
Ein Mahl der Geier, wenn der Tag vollbracht,
Für Einen Mann so vieler Männer Schlacht.
Ihn singt mein Lied, den Dulder wunderbar,
Der rang und litt in Demuth immerdar,
Der Andern mild, sich selber streng nur war. *)

Gustav Schwetschke.

In späteren Jahren, nach seiner Bekanntschaft mit Wellington, fügte er diesen Versen eine Anmerkung hinzu, welche hervorhebt, dass nichts destoweniger das Waffenhandwerk zu allen Zeiten edle Naturen voller Selbstverleugnung aufzuweisen hatte.

---

*) „War and the great in war let others sing,
Havoc and spoil, and tears and triumphing;
The morning-march that flashes to the sun,
The feast of vultures when the day is done,
And the strange tale of many slain for one!
I sing a man, amidst his sufferings here,
Who watched and served in humbleness and fear,
Gentle to others, to himself severe.“

So wenig nun auch der „Columbus“ das Publicum und in späteren Jahren den Verfasser selbst befriedigte, so war er doch, nach dem Zeugnisse Moore's, für Byron die erste Anregung zur Idee eines Gedichtes in Fragmenten, zum Giaour. Ueberhaupt schätzte und stellte Byron Rogers sehr hoch. So schreibt er in seinem Tagebuche (24. Nov. 1813): „Walter Scott ist unzweifelhaft der Beherrscher des Parnassus und der englisch gesinnteste der Dichter. Ich würde Rogers unter den lebenden Dichtern ihm zunächst stellen (ich schätze ihn so hoch als den letzten der besten [Pope's] Schule), — Moore und Campbell in die dritte Reihe — dann Southey, Wordsworth und Coleridge, und dann die übrigen, *οἱ πολλοί*.“ An Moore schreibt er am 11. April 1817: „Ich liess Ihnen neulich eine Botschaft durch Rogers zukommen, von dem ich hoffe, dass es ihm gut gehe. Er ist der Tithonus der Dichtkunst — jetzt schon unsterblich. Sie und ich, wir müssen noch darauf warten.“ Besonders schätzte Byron an Rogers die Gabe, scharfe Epigramme in wenig Worten zuzuspitzen und führte gern als Beispiel folgendes an:

„Ward has no heart, they say; but I deny it.
He has a heart, and gets his speeches by it.“

„Man sagt, Ward habe kein Herz; doch ich leugne das. Wohl hat er eines, wie seine auswendig gelernten Reden beweisen.“*)

Das Epigramm bezog sich auf den unlängst in Indien verstorbenen Lord Dudley, damals Mr. Ward, Parlamentsmitglied und mit Rogers befreundet, der in der Quarterly Review einen scharfen Artikel über den „Columbus“ geschrieben hatte, in welchem es unter anderem hiess, das Gedicht sei allerdings für einen Banquier gut genug geschrieben, sonst aber wenig werth. Der Kritiker verdient um so mehr einen harten Tadel, als er während der Bearbeitung des Gedichtes mit dem Verfasser in freundschaftlichem Verkehre gestanden und von ihm häufig zu Rathe gezogen worden war: die Kritik war demnach herzlos und hinterlistig zugleich. Während des Zerwürfnisses

*) Das Wortspiel liegt in den Worten „by heart“ = par coeur, auswendig, die sich nicht gut deutsch wiedergeben lassen.

mit Ward wurde Rogers von einer Dame gefragt, ob er Ward lange nicht gesehen. „Welchen Ward?“ „„Nun, natürlich, unsern Ward.““ „Unsern Ward! Sie können ihn ganz allein für sich behalten.“

Dies führt uns zu einer Eigenthümlichkeit seines Charakters, welche seine Gegner — und der Whig- und Dissenter-Dichter hatte deren mehrere — als lähmendes Gegengewicht zu seinen unbestrittenen vorzüglichen Eigenschaften mit vieler Selbstgefälligkeit hervorkehrten; wir meinen den Sarkasmus, welchen Rogers in seinen mündlichen Kritiken nicht selten über die Gebühr walten liess, und zwar selbst gegen seine besten Freunde, was ihm oft später sehr leid that. Allein dieser Charakterzug erklärt sich aus des Dichters beschaulicher Natur und der Mischung seines Wesens aus Humor, feiner Ironie, wahrer Bescheidenheit und strenger Rechtlichkeit, zu dem sich noch ein meist prüfend-sinnender Blick der dunkeln Augen im bleichen Gesichte gesellte, welcher zu Zeiten eine durchbohrende Schärfe annahm, wodurch das Wort schärfer verwundete, als beabsichtigt war. Er selbst, fern von Hochmuth, fühlte sich durch Zudringlichkeit verletzt; Eitelkeit und Selbstüberhebung waren ihm eine beklagenswerthe Erfahrung, die er, leider, zu häufig an Anderen gemacht, und darum glühete er zuweilen den Schmelztigel der Kritik heisser als er sein sollte. Dazu kommt, dass bei der Beurtheilung seines Charakters und dem Abwägen der Fehler gegen die Verdienste, man nicht Gewicht genug auf die kleinliche Kritik legen kann, deren er fortwährend unterworfen war. Im Besitze eines seltenen Grades bewusster Rechtschaffenheit und ehrbaren Selbstvertrauens sprach er ohne Rücksicht zu dem ersten Besten, und der zufällige Besucher wurde so wie der geprüfte Freund zu seiner Intimität zugelassen, wenn es einen weisen Rath oder eine grossmüthige Handlung galt. Wie wenige der weisesten und besten Menschen könnten, gleich ihm, bis in das Verborgenste ihres Lebens erforscht, alle ihre Schwächen einzeln erwogen und mit Randglossen versehen werden, ohne dass man Fehler an ihnen entdeckte! Gewiss, wenn ihr Charakter und ihre Grundsätze den seinen gleichen, können sie „mit allen ihren Fehlern durch die Schatten des Todes gehen, so ruhig und heiter, wie auf dem gewöhnlichen

Pfade des Lebens." Wenn aber nicht grosse Tugenden kleine Schwächen sühnen, und freundliche Handlungen unfreundliche Worte, müssten sie die Berge anrufen, sie zu bedecken; denn wer von ihnen könnte vor dem prüfenden Blicke des Allwissenden ein reines und ganz fehlerloses Leben aufweisen?

Schön und wahr ist daher Lord Byron's

Sonnet an Rogers.

Sei mir verehrt, fiel gleich Dich ohne Schonung
Die dreiste Leerheit an und roher Witz;
Ein Heiligthum erschien mir Deine Wohnung,
Der Kunst, des Genius, der Tugend Sitz,
Du selbst der Hohepriester. Stern und Krone
Sind dort mit schüchternem Verdienst gesellt;
Dort fand oft das Talent die warme Zone,
Die frost'ge Knospen noch zu Früchten schwellt.
So hat noch Keiner wahren Werth gepriesen,
So Keinem vor herzlosem Stolz gegraut.
Wie vielen Duldern hast Du Trost erwiesen
Im Stillen! Wozu würde es auch laut?
Der Elende ist doch der Scham entwöhnt,
Der um sein Brod verdorbnen Gaumen fröhnt.*)

(Alexander Schmidt.)

Zwei Jahre nach „Columbus" erschien 1814 Rogers' Gedicht „Jacqueline" in einem Bande mit Byron's „Lara." Beide Dichter hatten sich nicht genannt, obgleich ihre Verfasser-

---

Sonnet to Samuel Rogers, Esqu.

*) Rogers! much honour'd howsoe'er assail'd
By wanton ignorance or ribald mirth,
Thy dwelling as a temple has been hail'd
Sacred to art, to genius, and to worth,
Thyself the high priest. Star and coronet
Are mated there with blushing merit; there
The frost-nipp'd bud or talent oft hath met
The warmth that nursed it till its fruit it bare.
None more than thou have true desert extoll'd,
None more than thou have scorn'd the heartless proud.
How many sufferers hast thou consoled
All silently! Nor need they speak aloud,
In hopes to shame the wretch condemn'd to carve
Food for foul stomachs, or himself to starve.

schaft kein Geheimniss war. Der Verleger, Murray, zahlte ihnen den enormen Preis von einer halben Guinea für die Zeile, und anstatt sich über dieses Geschäft zu beklagen, gestand er später, es sei sehr vortheilhaft für ihn ausgefallen. Es war dies übrigens das einzige Mal, dass Rogers nicht selbsteigen den Druck seiner Arbeit veranlasste. „Jacqueline“ ist zwar kein hervorragendes, aber doch ein sehr ansprechendes kleines Gedicht, mit ausgezeichnetem Versbau, welches, so leicht der Gegenstand ist, doch Stellen enthält, die durch das Ohr auf das Herz wirken und von Allen, deren Geschmack nicht ganz dem neuen Style mystischer Wortfügungen und schlechter Reime ergeben ist, immer werden festgehalten werden. Als Beispiel stehe hier folgende Stelle:

„Der Sonne Demantstrahl kaum drang
Durch's Fenster auf den rothen Flur,
Sang seine Lieder sie und sang,
Bis dunkel die Natur.
Tag' aus und ein, die Gott beschied,
Träumt' er und schlummerte beim Lied.
Sie starb für ihn, für Alle! still
Hängt an der Wand ihr Saitenspiel,
Und von der Stieg' und Thüre her
Erklingt ihr Feentritt nicht mehr!
Ein leerer Stuhl bei jedem Mahl
Sagt ihm, sie weile nicht im Saal.“ *)

(A. Kaiser.)

Doch, die sanfte, liebenswürdige, anmuthige „Jacqueline“ war eine unpassende Begleiterin für die finstere, geheimnissvolle,

*) „Soon as the sun the glittering pane
On the red floor in diamonds threw,
His songs she sung, and sung again,
Till the last light withdrew.
Every day, and all day long,
He mused or slumbered to a song.
But she is dead to him, to all!
Her lute hangs silent on the wall;
And on the stairs and at the door
Her fairy foot is heard no more!
At every meal an empty chair
Tells him that she is not there.“

rachsüchtige „Lara“ und wurde Veranlassung zu manchem Scherz; daher löste der Verleger die Verbindung bei der zweiten Auflage auf. Wie hoch Byron das Gedicht von Rogers stellte, besagt sein an denselben am 27. Juni 1814 gerichteter Brief, welcher mit den Worten beginnt: „Sie hätten mir kein angenehmeres Geschenk als „Jacqueline“ machen können, — sie ist ganz Grazie, Sanfmuth und Poesie. Letztere ist so vorherrschend, dass man gar nicht den Mangel der Handlung fühlt, die einfach, aber hinreichend ist. Ich wundere mich, dass Sie nicht öfter dergleichen arbeiten. Ich habe Sympathie für sanftere Regungen, wenngleich sehr wenig in meiner Weise, und Niemand kann sie so treu und glücklich malen, wie Sie.“ Und als ein Kritiker sich's herausnahm zu behaupten, „Jacqueline“ sei eine fleissig ausgearbeitete, aber etwas alberne Idylle, da sagte Byron „der Mann ist ein Narr; „Jacqueline“ ist „Lara“ so überlegen, wie Rogers mir,“ ein Ausspruch, den er übrigens mit andern Worten bereits in der Vorrede zur ersten Auflage that.

Der im Frühjahre 1814 nach der Verbannung des Kaisers Napoleon auf die Insel Elba und der Rückkehr der Bourbonen mit Frankreich geschlossene Friede hatte den englischen Reisenden wieder den Continent geöffnet, und Rogers machte sich im Herbste mit seiner Schwester Sarah auf den Weg nach Italien, ging über Paris und die Schweiz und benutzte dabei den Simplon-Pass. Er besuchte Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel, wo Murat noch als König herrschte. Von Neapel trat er die Heimreise an, bei der Ankunft in Florenz, Anfangs April 1815, erfuhr er die Flucht Napoleon's von Elba, dessen Rückkehr nach Frankreich und den bevorstehenden Wiederbeginn des europäischen Krieges. Dies beschleunigte seine Heimkehr durch Tyrol und Deutschland, wo die Nachhut der verbündeten Heere sich zu einer entscheidenden Schlacht gegen die Franzosen rüstete. Er kam durch Brüssel, als es von Wellington's Armee besetzt war, durch Gent, als Ludwig XVIII. dort residirte, und er erreichte London gerade 6 Wochen vor der Schlacht bei Waterloo.

Am 7. Juli 1818 starb Sheridan, und wieder finden wir Rogers als Helfer und Tröster, wenn alle Anderen sich zurück-

zogen. Richard Brinsley Sheridan, berühmt als Schauspieler, Dichter und Gelehrter und einer der thätigsten und beredtesten Oppositionsmänner im Parlamente, war theils durch eigene, theils durch der Seinen Schuld in die härteste Lebensbedrängniss gerathen, aus welcher ihn nur der Tod endlich ganz erlöste. Noch während seiner letzten Krankheit sollte ein Gerichtsdiener einen Personalarrest an ihm vollziehen und ihn, in Decken gehüllt, in's Gefängniss abführen, was nur auf Einspruch der Aerzte unterblieb. Um nun dem sterbenden Dichter das armselige Recht zu verschaffen, ungestört sterben zu können, schoss Rogers 150 L. vor, „nicht die erste Summe dieses Betrages" sagt Moore in seinem Leben Sheridan's. Am folgenden Sonntage wurde der grosse Todte durch ein öffentliches Leichenbegängniss in der Westminster-Abbey geehrt, welchem sich zwei Herzöge aus der königlichen Familie und viele hervorragende Mitglieder des hohen Adels anschlossen; eine Thatsache, die ihre richtige Würdigung in folgenden Versen gefunden:

„Wie stolz sie jetzt eilen zum Leichengeläute,
Obwohl sie ihn mieden in Krankheit und Sorgen;
Wie Schergen entrissen die Decke dem heute,
Dess Bahrtuch von Grafen gehalten wird morgen." *)

„Und es war interessant zu beobachten" sagt Moore a. a. O., „wie in dem Zuge von allen diesen Herzögen, Marquis, Grafen, Baronen, Ehrwürden, Hochehrwürden, Prinzen von Geburt und ersten Staatsbeamten, Seite an Seite die beiden einzigen Männer einhergingen, welche nicht darauf gewartet hatten, bis sie ihre Eitelkeit befriedigen konnten — Dr. Bain und Samuel Rogers." —

Während des Aufenthaltes in Italien betrachtete Rogers Alles, was ihm entgegentrat, mit dem Auge des Dichters und

*) „Oh, it sickens the heart to see bosoms so hollow,
And friendship so cold in the great and high-born;
To think what a long list of titles may follow
The relics of him who died friendless and lorn.
How proud they can flock to the funeral array
Of one whom they shunned in his sickness and sorrow,
How bailiffs may seize his last blanket to-day
Whose pall shall be held up by nobles to-morrow.

Malers, füllte sein Tagebuch mit genauen Aufzeichnungen über Landschaft, Klima, Volk und Sitten, brachte auch die ihn auf dem classischen Boden belebenden Ideen zu Papier, um das Ganze für ein späteres Gedicht zu benutzen; vorläufig jedoch wurde es bei Seite gelegt, da ein anderes halbfertiges Gedicht des Abschlusses harrte: wir meinen das im Jahre 1819 veröffentlichte „menschliche Leben" („Human Life"). In diesem Gedichte erreichte Rogers' Talent den Höhepunkt seiner Begabung; Gefühle, Empfindungen, häusliche Scenen und Lebensregeln sind darin mit einer Meisterschaft, Erhabenheit und Klarheit geschildert, welche selten, wenn überhaupt je übertroffen worden. Schon der Eingang des Gedichtes, welcher die Aufeinanderfolge der Lebensereignisse von der Geburt bis zum Tode beschreibt, ist ein vollendetes Kunstwerk. Er lautet:

„Der Lerche Danklied schmolz in Aetherblau,
Die Biene summte schläfrig heim zum Bau;
Doch rings im Thal blieb keine Glocke stumm,
Auf hohem Schloss geht hell die Freude um.
Dort glänzen Lichter, goldig perlt der Wein,
Und manche Freudenthräne glitzert d'rein;
Denn froh umstaunt, auf Decken hold geschmiegt,
Ein schlummernd Ebenbild des Grafen liegt. —

Ein Kurzes wohl — und jene Glocke grüsst
Durch's Thal den Tag, von Neuem lustversüsst;
Zum Jüngling ward das Kind, der Jüngling Mann,
Der Preis und Ruhm, den Vätern gleich, gewann;

„The lark has sung his carol in the sky;
The bees have hummed their noontide lullaby;
Still in the vale the village-bells ring round,
Still in Llewellyn-Hall the jests resound;
For now the candle-cup is circling there,
Now, glad at heart, the gossips breathe their prayer,
And, crowding, stop the cradle to admire
The babe, the sleeping image of his sire.

A few short years — and then these sounds shall hail
The day again, and gladness fill the vale.
So soon the child a youth, the youth a man,
Eager to run the race his fathers ran.

Dann gibt sein Lendenstück der Riesenstier,
In duft'gen Flaschen schäumt ein Meer von Bier,
Und schluchzend lässt am lodernden Kamin
Der Kindheit Bilder bunt vorüberzieh'n
Die treue Amme bis zur späten Nacht: —
„'S war dieser Schoos, wo er so oft gelacht!“ —

Und wieder klingt und schwillt es süss und weich,
Was wälzt vom Schloss sich dort? sieh, durch's Gezweig
Erglänzt ein bräutlich Weiss, die Hymne schallt,
Gestreut sind Veilchen rings, und Jung und Alt
Lugt freudig aus dem grüngeschmückten Thor,
Und Segenswünsche zieh'n zu Gott empor,
Dieweil gesenkten Blicks, zur Seit' ihm traut,
Im Spitzenschleier wallt die zarte Braut. —

Und aber, wenn ein Kurzes noch entfloh'n,
Da bebt vom Thurme dort ein and'rer Ton,
Wenn die Gemächer schwarz verhängt mit Flor,
Und Schluchzen herrscht, wo einst der Freude Chor;
Wenn langsam, feucht von frommer Kindeszähr',
Die Schwelle weicht, auf Nimmerwiederkehr,
Und ein zur Gruft der Väter geht auch Er!

Then the huge ox shall yield the broad sirloin;
The ale now brewed in floods of amber shine:
And basking in the chimneys ample blaze,
Mid' many a tale told of his boyish days,
The nurse shall cry, of all her ills beguiled,
,T was on these knees he sate so oft and smiled.

And soon again shall music swell the breeze;
Soon, issuing forth, shall glitter through the trees
Vestures of nuptial white; and hymns be sung
And violets scattered round; and old and young,
In every cottage-porch with garlands green,
Stand still to gaze, and gazing, bless the scene;
While her dark eyes declining, by his side
Moves in her virgin-veil the gentle Bride.

And once, alas, nor in a distant hour,
Another voice shall come from yonder tower;
When in dim chambres long black weeds are seen,
And weepings heard where only joy had been;
When by his children borne, and from his door
Slowly departing to return no more,
He rests in holy earth with them that went before.

So ist das Leben — flücht'ger denn der Quell,
Ein Meteor so glänzend, schön und schnell;
Wie kurz es sei, ein Lenz so hold erkeimt,
Ein Märchen däucht's so mild und süss gereimt,
Dass buntern nimmer der Indianer lauscht
Am Wigwamfeuer, wenn der Urwald rauscht,
Und fesselnder kein Lied, das gluthbeschwingt
Zur Geisterstunde aus der Harfe springt!"

(Georg Pertz.)

Aechte Weisheit und edle Gesinnung walten durch das ganze Gedicht, es lehrt Achtung der Mitmenschen, malt die Freuden und Versuchungen des Lebens und ermuthigt zum Streben nach Vervollkommnung, deren Erreichbarkeit nachgewiesen wird. Die Scenerie ist ganz englisch, und das Gedicht, schon vor der italienischen Reise begonnen, hat wenig Spuren von den Gedanken, welche dieser classische Boden in dem Verfasser erweckte, diese blieben vielmehr, wie schon bemerkt, einer späteren Arbeit vorbehalten. Die meisten Leser werden, wie auch die Kritik es einstimmig that, das „menschliche Leben" als Rogers bestes Werk ansehen; er selbst hielt es auch dafür und nannte gegenüber dieser Frucht gereiften Urtheils und reicher Erfahrung die „Freuden der Erinnerung" die Arbeit eines jungen Mannes.

Sieben und zwanzig Jahre waren seit der Veröffentlichung der „Freuden der Erinnerung" verflossen, und seit damals zählte Rogers zu den Dichtern Englands. Alle, die vor ihm sich durch ihre Arbeiten das Ohr und die Gunst des Publicums erworben, hatten zu wirken aufgehört und waren zur Ruhe gegangen. Eine neue Dichterschule, mit neuem Geschmack und neuen Kunstregeln war erstanden, und Crabbe, Scott, Wordsworth, Coleridge, Southey, Campbell, Moore und

---

And such is Human Life; so gliding on,
It glimmers like a meteor, and is gone!
Yet is the tale, brief though it be, as strange,
As full methinks of wild and wondrous change,
As any that the wandering tribes require,
Stretched in the desert round their evening fire;
As any sung of old in hall or bower
To minstrel-harps at midnight's witching hour."

Byron hatten ihre Stelle neben ihm eingenommen. Er bewunderte ihren Genius und bewillkommnete sie als Freunde, obgleich sie nicht dem Lichte folgten, das ihn geleitet. Der alten Schule Pope's, deren Ziel Kürze und Klarheit des Ausdruckes war, konnten vielleicht nur noch Crabbe und Campbell beigezählt werden, die anderen hatten sich gegen den Schulzwang aufgelehnt, einige gegen die geforderte Regelmässigkeit und sorgfältige Ausarbeitung der Verse, und einige gegen die Nettigkeit und Abrundung der Gedanken. Wäre Byron seinem eigenen Urtheile gefolgt, so hätte er sich zur alten Schule gehalten; aber da „Childe Harold“ die Leser entzückte, so schrieb er demgemäss, obgleich er selbst seine „Hints from Horace“ am höchsten stellte. „Wir befinden uns Alle,“ schrieb er 1820, „in einem falschen revolutionären Systeme, von dem Rogers und Crabbe allein frei sind. Jetzt ist Alles bei uns Horatius und Claudianus.“ So hatte denn der poetische Geschmack der ganzen Nation einen Wechsel erfahren, der sich bei den Schriftstellern wie Lesern gleichmässig kund gab, und der auch in den letzten Arbeiten Rogers', der „Fahrt des Columbus“ und dem „menschlicheen Leben“ offen zu Tage tritt. Unser Dichter lebte freilich lange genug, um noch einen weiteren Wechsel des dichterischen Geschmackes bei dem lesenden Publicum zu beobachten, das Klarheit und Gedankenordnung ferner nicht mehr verlangte; aber er tadelte nachdrücklich derartige Hohlheit und Styllosigkeit, und pflegte zu sagen, der Schriftsteller sei heutigen Tages der uneigennützigste, der sich Mühe gibt, einen einfachen Styl zu schreiben und seine Gedanken dem Verständnisse des Lesers möglichst klar zu unterbreiten. Das Publicum liebe jetzt im Allgemeinen so sehr das Dunkele, Unverständliche, dass es oft den Dichter um so weniger achte, jemehr er sich der Klarheit befleissige. Er selbst sparte nie Arbeit und Mühe beim Dichten; als er die „Epistel an einen Freund“ schrieb, pflegte er von Zeit zu Zeit das Fertige seinem Freunde Richard Sharp zu zeigen, der es höchlich lobte und sagte: „Lassen Sie es nun gut sein, es kann nicht besser werden.“ Doch Rogers war nicht so leicht zufrieden gestellt und versuchte denselben Gedanken auf die verschiedenste Weise umzuformen; las er dann wieder die betreffende Stelle Sharp

vor, so musste dieser mit noch gesteigertem Lobe anerkennen, sie sei jetzt ein etwas ganz Anderes geworden. Dieses ängstliche Feilen am Ausdruck und unermüdliche Streben, ein würdiges harmonisches Verhältniss zwischen Wort und Gedanken zu schaffen, verlieh seiner Dichtung die Zierde der Eleganz und Correctheit, lähmte aber den Flügelschlag des Ueberwältigenden. Nicht um die Stimme überstrenger Kritik zum Schweigen zu bringen, arbeitete er langsam und wählerisch, sondern um sich selbst zu genügen. „Ich habe immer mein Bestes gethan," war die aufrichtig bescheidene Beurtheilung eigener Leistung, und er pflegte zu sagen: „Was man mit Leichtigkeit schreibt, liest sich oft nur mit Schwierigkeit; worauf man überdies nur kurze Zeit verwendet, lebt nur kurze Zeit; wer die Zeit vernachlässigt, an dem rächt sie sich."

Ohne so weit zu gehen wie Byron, der eines Tages zu Moore sagte: „Meinen Sie nicht auch, das Shakspeare eine Art Humbug war?" ist es doch Thatsache, dass Rogers wenig wirkliche Bewunderung für den grössten dramatischen Dichter hegte, von dem er oft wünschte, er hätte sich in Bezug auf Eleganz mehr Mühe gegeben. Mit Nachdruck pflegte er die Stelle aus Ben Jonson's „Entdeckungen" („Discoveries") vorzulesen, wo es heisst: „Ich erinnere mich, dass Schauspieler es oft als besondern Ruhm Shakspeare's hervorhoben, er habe nie eine Zeile in seinen Schriften gestrichen von dem, was ihm einmal in die Feder floss. Ich hätte gewünscht, dass er es bei Tausend gethan!" —

Auch beim Lesen und Gesang befriedigte ihn nicht der blosse natürliche Wohllaut der Stimme. Eine Dame seiner Bekanntschaft, deren Stimme überaus volltönig und musikalisch ist, erzählt, dass er sie einst bat, einige Verse vorzulesen, welche Byron oder Moore auf das Vorderblatt eines seiner Bücher eigenhändig geschrieben hatten. Was er ihr Sing-Sang-Lesen nannte, brachte ihn so auf, dass er — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen — ihr das Buch aus der Hand riss und die Verse selbst höchst ausdrucksvoll und musikalisch vorlas. Sein musikalischer Geschmack war eine Natur-Begabung, eine Folge seiner Organisation, worauf Ausbildung nur geringen Einfluss übte. Süsse Töne, sanft klingende Weisen, mit zarten

Uebergängen und Gedankenverbindungen sagten ihm in einfachen Melodien mehr zu, als complicirte Compositionen. Daher war unter den italienischen Componisten Bellini sein Liebling; und obgleich er regelmässig den Aufführungen der alten und Kirchenmusik beiwohnte, fand er doch nur wenig Geschmack an den anerkannten Meisterwerken von Händel, Beethoven und Mozart. Wenn er allein zu Hause speiste, liess er gewöhnlich im Flur einen Italiener auf einer Drehorgel spielen, welche auf die sicilianische Seemannsarie und andere südliche Weisen eingerichtet war. Auf der Treppe und im Schlafzimmer unterhielt er vom Licht abgeschlossene Käfige mit Nachtigallen, damit sie auch am Tage singen. Des Morgens liebte er die Musik am meisten, dann konnte er Stunden lang weiblichen musikalischen Recitativen lauschen, aber nichts ärgerte ihn mehr, als seine Lieblingslieder schlecht vortragen zu hören. „Können Sie bleiben und dies anhören," äusserte er gegen einen Freund während des schlechten Vortrages eines Liedes, und fasste ihn beim Arm und führte ihn aus dem Zimmer. Bei einem andern Frühstück sang einer der Gäste ein Lied von Moore, der zugegen, und über den schlechten Vortrag sichtlich entrüstet war. „Nun," meinte Rogers, „ich habe die tapfersten meiner Zeit, Nelson, Wellington und Ney gesehen, aber Freund Moore ist der tapferste unter Allen."

Drei Jahre später, 1822, veröffentlichte Rogers, ohne sich zu nennen, unter dem Titel „Italien, ein Gedicht; 1. Theil" („Italy, a Poem; Part the First") jene auf der italienischen Reise empfangenen Eindrücke, und gestand selbst seinen Freunden die Autorschaft nicht. Um die Sache noch mehr zu verbergen, hatte er nicht nur dem Verleger das Versprechen des Geheimhaltens abgenommen, sondern war auch während der Herausgabe des Buches nicht in England und führte den Leser über den St. Bernhard nach Italien, während er den Simplonpass benutzt hatte. Das Geheimniss ward wircklich bewahrt, bis er nach England zurückkehrte und den Schleier für seine Freunde lüftete, der Lesewelt gegenüber bekannte er sich durch den zweiten Theil, 1828, der seinen Namen wieder trug, als Verfasser beider. Während der erste Theil des Gedichtes in London gedruckt wurde, besuchte der Dichter zum zweiten Male Italien,

um mit neuem Entzücken die Plätze zu untersuchen, welche er vor neun Jahren gesehen, und die noch nicht geschaueten in Augenschein zu nehmen. Er ging wieder über den Simplonpass bis nach Neapel und kehrte über Pisa, Genua, Turin und Paris in die Heimat zurück. Auf dieser Reise traf er mit Byron und Shelley, die damals in Italien lebten, zusammen, und beschreibt im „Italien" das Zusammentreffen mit Ersterem folgendermassen: *)

„Er hatte viel erlebt,
Seit wir zuletzt uns sah'n. Fünf kurze Jahre,
Viel hatten sie gethan. Die dicken Locken
Grau, keine Spur von jenem Jüngling mehr,
Der nach Abydos schwamm von Sestos. Aber
Noch süss klang seine Stimm', und wie ein Blitz
Zuckt' aus den Augen der Gedank' ihm, harrend
Auf Worte nicht. So sassen wir und sprachen
Tief in die Nacht hinein — willkommne Stunde,
Die uns vereint! — und mit der Morgenröthe
Erklommen wir den rauhen Apennin.

Noch seh' ich's vor mir, wie die gold'ne Sonne
Mit ihrem Strahl die tiefen Schlünde füllte
An unserm Weg, und wie den Berg entlang
Durch Cistus, welsche Eichen, wilde Feigen
Sein bunt Gefolge zog. Der ersten einer

---

*) „Much had passed
Since last we parted; and those five years,
Much had they told! His clustering locks were turn'd
Grey, nor did aught recall the youth that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice,
Still it was sweet, still from his eye the thought
Flashed lightning-like nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sat, conversing — no unwelcome hour,
The hour we met; and, when Aurora rose,
Rising, we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled, with its beams, the unfathomable gulphs,
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley household came. Not last nor least,

Battist, der auf der mondbeglänzten See
Venedigs ihm so eifrig, so geschickt
Gedient hatt' und sein Ruder weggeworfen,
Ihm durch die Welt zu folgen; der so lange
Das Ehrenzeichen eines Gondoliers
Im Hause eines Nobile getragen,
Werth unbegrenzten Zutrauns. Dann auch Du,
Wenn schon nicht mehr in voller Kraft und Schönheit,
Getreuer Mohr, Du bis zur letzten Stunde
Der Wächter seiner Kammerthür, und nun
Durch Missolunghi's öde, finst're Gassen
Heulend vor Schmerz!

Verlassen hatt' er eben
Die Stadt des alten Ruhms am Meeresstrand,
Ravenna, wo von Dante's heil'gem Grabe
So oft er, wie es mancher Vers bezeugt,
Begeist'rung eingesogen, wo im Zwielicht
Mit schlaffem Zügel durch den Pinienwald
Er ritt und sich verlor; da ersah er oft —
Denn was sieht eines Dichters Auge nicht? —
Des Ritters Geist, der Höllenhunde Jagd.

Battista, who upon the moonlight-sea
Of Venice, had so ably, zealously
Served, and, parting, flung his oar away,
To follow thro' the world; who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a patrician house,
Arguing unlimited trust. — Not last nor least,
Thou, tho' declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.

He had just left that place
Of old renown, once in the Adrian sea,
Ravenna; where, from Dante's sacred tomb
He had so oft, as many a verse declares,
Drawn inspiration; where at twilight-time
Thro' the pine-forest wandering with loose rein
Wandering and lost, he had so oft beheld
(What is not visible to a poet's eye?)
The spectre-knight, the hell-hounds and their prey,

Die Beute, die Zerfleischung und die Festlust
In Graun verwandelt. Dieses Thema liebt' er,
Doch And're traf die Reihe. Mancher Thurm,
Zertrümmert von dem Felsen weggerissen,
Einst eines Heldenalters Stolz und Hort,
Erschien und schwand, und manch ein Stier gejocht
Und ungejocht, indess sein Geist hinaus
In schön're Tage schweifte. Alles Freude,
Vergangenheit vergessen, wolkenlos
Die Gegenwart und Zukunft!

Und nun ruht er.
Und Preis und Tadel fällt ihm gleich in's Ohr,
Das taub im Tode. Byron, ja Du bist
Dahingegangen, wie ein Stern am Himmel
Herabschiesst und versinkt, in seinem Sturze
Verblendend und verwirrend. Doch Dein Herz
War gross und edel — edel in dem Hohn
Der kleinen niedern Dinge; nichts in ihm
Gemein und knechtisch. Wenn die Einbildung
Erlitt'ner Unbill Dich verfolgt' und drang,
Zu thun, was lange ward von Dir bereut,

The chase, the slaughter, and the festal mirth
Suddenly blasted. 'T was a theme he loved,
But others claimed their turn; and many a tower,
Shattered, uprooted from its native rock,
It's strength the pride of some heroic age,
Appeared and vanished (many a sturdy steer
Yoked and unyoked) while as in happier days
He poured his spirit forth. The past forgot,
All was enjoyment. Not a cloud obscured
Present of future.

He is now at rest,
And praise and blame fall on his ear alike,
Now dull in death. Yes, Byron, thou art gone,
Gone like a star that thro' the firmament
Shot and was lost, in its eccentric course
Dazzling, perplexing. Yet thy heart, methinks,
Was generous, noble — noble in its scorn
Of all things low or little; nothing there
Sordid or servile. If imagined wrongs
Pursued thee, urging thee sometimes to do
Things long regretted, oft, as many know,

Wer weiss nicht — Keiner so wie ich — wie gern
Auf leichtem Grund Dein dankbar Herz gebaut?
Im Leben glücklich nicht, bist Du's im Tode!
Du hast's erreicht, bist in dem Land gestorben,
Wo einst entzündet ward Dein junger Geist,
In Hellas, und in wie glorreicher Sache! —

Ach, Keiner des Gefolges um Dich her
Gedachte damals, dass, so bald sie sässen
In Trauer bei Dir und ein Volk in Trauer
Um Dich sein Freudenfest in Leichenjammer
Verwandelte, und des Geschützes Donner
Am Morgen, der beschien, was Irdisches
Von Dir geblieben, über See und Land
Ausspräch' die Zahl der Jahre Deiner Freuden
Und Leiden!

Ja, Du bist dahingegangen!
Lasst ruhen ihn und greifet ihn nicht an
Im Grabe! denn, wer von uns Allen, wer
Versucht, wie er, schon von den ersten Jahren,
Als er, ein unverdorb'ner Hochlandsknabe

None more than I, thy gratitude would build
On slight foundations: and, if in thy life
Not happy, in thy death thou surely wert.
Thy wish accomplished; dying in the land,
Where thy young mind had caught ethereal fire,
Dying in Greece and in a cause so glorious!

They in thy train — ah, little did they think,
As round we went, that they so soon should sit
Mourning beside thee, while a nation mourned,
Changing her festal for her funeral song;
That they so soon should hear the minute-gun,
As morning gleamed on what remained of thee,
Roll o'er the sea, the mountains, numbering
Thy years of joy and sorrow.

Thou art gone;
And he who would assail thee in thy grave,
Oh, let him pause! For who among us all,
Tried as thou wert — even from thine earliest years,
When wandering, yet unspoilt, a highland-boy

Umherzog, wer, wie er, ein Feuergeist,
Dem ihren Zauberbecher an die Lippen
Die Lust gedrückt, als Flaum sein Kinn noch deckte,
Wer von uns Allen mag von sich wohl sagen,
Er hätte nicht so viel geirrt? — und mehr?

(Wilhelm Müller.)

Das „Italien“ unseres Dichters ist eine in blank verse (fünffüssige ungereimte Jamben) verfasste poetische Reisebeschreibung und enthält in buntem Wechsel Schilderungen, Betrachtungen und Erzählungen, die zum Theil sogar in Prosa geschrieben sind, aber desshalb nicht weniger schätzenswerth. Denn Rogers wog in der Prosa jedes Wort mit derselben Gewissenhaftigkeit, wie im Verse, und verwandte dieselbe Zeit und Sorgfalt darauf wie auf jenen. Das Italien der Ruinen und des Weinstocks, die edleren Erscheinungen seiner verhängnissvollen Schönheit sind selten anmuthiger besungen worden, als von unserm Dichter, und wenn seine Bilder beim ersten Lesen zu schwach und sanft erscheinen, so sind doch Alle, welche die Alpen überschreiten, ganz erstaunt, wie die Wahrheit der Töne und Züge, die ruhige melodische Harmonie einzelner Verse mit der Wirklichkeit stimmt, die der Anblick des Weges bietet. Engländer und Amerikaner haben darum dieses Gedicht zum Führer auf dieser Reise ausersehen, und mit ihm in der Hand wandern sie bis zur Kerkerthür in Venedig und lesen von — „jener grausigen Kammer, die sich gierig der Beute öffnete, die enger und enger wurde, so sie das Opfer aufnahm, bis nur noch ein schmaler Raum blieb, und eine eiserne, sich nach innen drehende Thür den Unglücklichen in den Tod stürzte.“

Um Italien, das dreimal die Welt beherrschte, — durch Waffen — durch Kunst — durch den Glauben, und dessen mittelalterliche Jahrbücher voll echter geschichtlicher Romantik sind, wo Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Rom, Neapel jedes für sich einen Schatz von Gedankenbildungen

---

Tried as thou wert, and with thy soul of flame,
Pleasure, while yet the down was on thy cheek,
Uplifting, pressing, and to lips like thine
Her charmed cup — ah, who among us all
Could say he had not erred as much and more?

bietet; um dieses Land wahrhaft und ganz zu geniessen, muss der Reisende Guicciardini, Giannone, Dante, Petrarca, Boccacio, Vasari ausser Plinius, Horatius und Virgilius gelesen haben, und ein geschultes Auge für die Meisterwerke der Malerei, Sculptur und Architektur besitzen. Rogers hatte diese Kenntniss, und vielleicht deren zu viel als Dichter, und entzückt den Leser durch eine getreue, gediegene Darstellung der Wirklichkeit. Freilich muss man zugeben, dass seine Dichtung sich eigentlich nur an die Wenigen wendet, die Italien bereist haben oder durch tiefes Studium mit seinen Kunstschätzen und den Thaten seiner grossen Männer bekannt sind. Er beschreibt weniger, was er auf diesen Reisen erlebte, als die Gefühle, mit denen jeder Mensch von Bildung ein Land anzusehen wünscht, das sich durch grosse Schöpfungen ausgezeichnet hat, das uns durch classische Erinnerungen bekannt ist und dem wir so viel von unserer Civilisation verdanken. Dies der Grund, warum das Werk anfangs eine nur kühle Aufnahme gefunden, die aber der Dichter bald zu beseitigen wusste, indem er aus dem Reste der unverkauften Exemplare ein Freudenfeuer bereitete und eine neue Auflage mit Illustrationen von Stothard, Turner und anderen berühmten Künstlern vorbereitete.

1830 erschien das Prachtwerk in grossem Format und ist bis auf die Gegenwart ein ideales Muster kostbarer Ausstattung geblieben. Die beiden ersten Auflagen von „Italien" und die später mit gleichen Stichen herausgegebenen Gedichte kosteten dem Verfasser ungefähr 15,000 L., und es gab eine Zeit, wo die Speculation eine verlorene schien, was aber nachgerade nicht der Fall war. Jeder Band nahm Rogers' Aufmerksamkeit 2 bis 3 Jahre in Anspruch, während welcher er den Künstlern das nöthige Material an die Hand gab, den Fortgang ihrer Zeichnungen beobachtete, manche wünschenswerthe Veränderung andeutete und dann die Stecher ebenso beaufsichtigte, damit sie treu den Original-Zeichnungen folgten. Als das Werk fertig war, fand er sich durch den Erfolg belohnt, denn es fand sofort die beste Anerkennung und weiteste Verbreitung, und wurde als das Beste geschätzt, was in dieser Weise geliefert worden.

„Italien" war das letzte Gedicht, mit welchem Rogers

vor die Oeffentlichkeit trat, doch schrieb er noch bis in sein 80. Jahr manche schöne Verse und beschäftigte sich, so lange seine geistigen Kräfte vorhielten, unausgesetzt damit, an seinen Werken zu feilen, sie mit neuen Anmerkungen zu versehen, alte zu verbessern oder zu berichtigen. Seine eigenen Schriften hatte er immer in seinen Händen und fand ein unerschöpfliches Vergnügen darin, sie zu verbessern, was freilich denen fremd ist, die den vom Augenblick eingegebenen Gedanken für vortrefflicher halten, als den aus reifer Ueberlegung hervorgegangenen. Wordsworth erzählte ihm eines Tages, dass Southey in seinen alten Tagen das Lesen ziemlich aufgegeben und mehr die eigenen Werke als die Anderer studirt habe. „Nun, das finde ich sehr natürlich" sagte Rogers, „ich lese meine Arbeiten auch häufiger als die Anderer, und glaube, Sie thun es ebenfalls." „Ja, das thut er auch" sagte Mrs. Wordsworth, die zugegen war. „Du weisst, William, Du thust es auch."

Bemerkenswerth ist und bleibt es, dass Rogers ehemalige Vorliebe für den gereimten Vers sich bereits bei der Bearbeitung des „Italien" verloren hatte, und dass er später auch den reimlosen Vers gegen eine sorgfältig ausgearbeitete Prosa vertauschte. Das Sonnet hielt er für die schlimmste Dichtungsart, weil sein Versbau mit einer zu beengenden Regelkette belegt ist, und er selbst hat, wie bereits früher erwähnt, nur einmal ein dem Sonnet sich näherndes Gedicht verfasst. Wenn Rogers seine nicht eben verschwenderisch zugemessenen Mittel dadurch künstlerisch zu verwerthen wusste, dass er durch Einfachheit, Natur und Wahrheit, Leichtigkeit des Styls und reiche Tonwandlung seinen Gedichten eine graziöse Feinheit verlieh, so that er dies nicht minder in seinen prosaischen Arbeiten, von denen er die zehn Zeilen für die gelungensten hielt, in welchen er, nach einer ihm von dem Künstler Wilkin mitgetheilten Anekdote, des alten Paduanischen Mönches Bemerkung über das Gemälde des heiligen Abendmahls in dem Speisezimmer seines Klosters wiedergibt. Wordsworth und Monkton Milnes haben diese Anekdote in Versen und Southey hat sie ebenfalls in Prosa bearbeitet, und die nordamerikanische Review vom Juli 1842 gibt bei Vergleichung dieser vier Bearbeitungen mit Recht der

Rogers' den Vorzug, weil sie die kürzere und präcisere ist. Sie lautet:

„Sie bewundern dies Bild, sagte ein alter Dominicaner in Padua zu mir, als ich im Refectorium seines Klosters ein heiliges Abendmahl betrachtete, dessen Figuren in Lebensgrösse gemalt waren. Ich habe 47 Jahre bei meinen Mahlzeiten vor dem Bilde gesessen, und wenn ich an die Veränderungen unter uns denke, wie Viele in dieser Zeit gekommen und dahingegangen, ist es mir manchmal beim Anblick dieser Gesellschaft dort, die immer still an demselben Tische sitzt, als ob nicht sie, sondern wir die Schatten wären."*)

Rogers war überhaupt der Ansicht, dass die besten Schriftsteller gewonnen hätten, wenn sie in gedrängterer Kürze geschrieben hätten, und es war vergeblich, wenn man ihm einwandte, dass Jeremias Taylor und Burke von dem entkleiden, was er den Sinn verdunkelnde Ueberflüssigkeiten nannte, so viel heisse, als einen Baum seiner Blüthen und Blätter berauben, damit die gedrungene Rundung des Stammes zum Vorschein komme. Eines Abends zeigte er eine der schönsten Reden von Burke, die er auf weniger als die Hälfte ihres ursprünglichen Umfanges zusammengedrängt hatte und sagte: „So concentrirt, wie sie jetzt ist, würde sie eine Kathedrale in die Luft sprengen, obgleich" — fügte er nach einem kurzen Innehalten hinzu — „Burke sie nicht gern zu diesem Zwecke würde verwendet sehen."

Das Gedicht „Italien" schliesst mit einem Abschiedsworte an den Leser, in welchem der Dichter sich selbst mit grosser Wahrheit also schildert:

*) „You admire that picture, said an old Dominican to me at Padua, as I stood contemplating a Last Supper in the refectory of his convent, the figures as large as the life. I have sat at my meals before it for seven and forty years; and such are the changes that have taken place among us — so many have come and gone in the time — that when I look upon the company there — upon those who are sitting at that table, silent as they are — I am sometimes inclined to think that we, and not they, are the shadows." (Italy, p. 312.)

„Natur versagt' ihm viel,
Doch gab sie ihm, was er am meisten schätzte;
Die heisse Liebe für Musik, Sculptur und Malerei,
Für Poesie, der Götter Liebessprache,
Für alle Dinge hier, die gross und schön:
Der Sonne Glanz, der bergumschloss'ne See,
Der Geistesblitz im klugen Angesicht,
Und über Alles noch, die edle That!
Natur versagt' ihm viel, doch gab ihm mehr!
D'rum sollt' er immer, immer dankbar sein,
Wenn auch von seiner Wang' Gesundheit floh,
Eh' noch das Alter kam. In schwersten Stunden
Empfand er Freude noch, wie jetzt nicht mehr.
Noch immer konnt' er voll von Liederdurst
Parnass besteigen, wo die Musen thronen,
Der Gaben schönste, welche er besass.*)

Beim Lesen befolgte er Bacon's Grundsatz: „Viel lesen aber nicht Vieles“ multum legere, non multa. „Wenn ein neues Buch herauskommt,“ pflegte er zu sagen, „dann lese ich ein altes.“ Volksschriftsteller lud er oft ein und sprach mit ihnen von ihren Werken, ohne eine Seite davon gelesen zu haben. Seine erste Bekanntschaft mit den vielen vortrefflichen Arbeiten von Boz war Little Nelly, und eine der letzten Schriften, die er aufmerksam und prüfend vor seinem Tode las und emphatisch lobte, war „die Depesche des Herzogs von Newcastle an Lord

*) „Nature denied him much,
But gave him at his birth what most he values;
A passionate love for music, sculpture, painting,
For poetry, the language of the gods,
For all things here, or grand or beautiful,
A setting sun, a lake among the mountains,
The light of an ingenuous countenance,
And what transcends them all, a noble action.
Nature denied him much, but gave him more;
And ever, ever grateful should he be,
Though from his cheek, ere yet, the down was there,
Health fled; for in his heaviest hours would come
Gleams such as come not now; nor failed he then,
(Then and through life his happiest privilege)
Full oft to wander where the Muses haunt,
Smit with the love of song.“

Raglan über die Schlacht an der Alma.“ Seine Lieblingsschriftsteller waren und blieben Milton und Gray, er studirte sie fortwährend und führte sie selbst auf Reisen mit sich; aber er studirte sie nur wie Dante den Virgil und Reynolds den Michel Angelo, um durch sie angeregt zu werden, nicht jedoch um sie nachzuahmen; ihre Sprache sagte ihm nicht zu, weil sie nicht die des täglichen Lebens ist. Er meinte, Empfindungen, Gefühle und Gedanken lassen sich am besten in der Sprache kindlicher Einfalt ausdrücken und führte zum Beweise Verse von Mrs. Barbauld an, in denen erhabene Gedanken noch treffender und überzeugender hervortreten, weil sie in einfache Worte gekleidet sind. War er über den Gebrauch, die Anwendung und die Bedeutung eines Wortes in Zweifel, so dienten ihm Dryden, Milton und ganz besonders die autorisirte Bibelübersetzung als Richtschnur. „Welch' ein Glück für uns,“ pflegte er zu sagen, „dass die Bibel zu einer Zeit übersetzt wurde, als die englische Sprache auf dem Höhepunkte der Reinheit stand.“ Für Neuerungen in der Sprache war er nicht; wenn zwischen einem alten und einem neuen Worte, zwischen einer alten und einer neuen Wortfügung zu wählen war, zog er die alte vor, wenn sie noch irgend im Gebrauche war, „um so dem raschen Wechsel in der Sprache Einhalt zu thun.“

Die schnelle Verbreitung seiner Gedichte machte ihm grosse Freude, und er gestand, dass er nicht zu stolz wäre, den Verkauf durch Preisermässigung und Verschönerung der Illustrationen zu fördern. Häufig verschenkte er Exemplare höchst freigiebig an seine Besucher, und als einst ein Nachdruck der Gedichte in billiger Ausgabe erschien und um einen Sixpence verkauft wurde, that er dem Treiben keinen Einhalt durch gesetzliche Mittel, kaufte vielmehr selbst viele Exemplare, um sie zu vertheilen und den Kreis ihrer Leser zu vergrössern. In Frankreich und Amerika sind ebenfalls Nachdrücke erschienen, und viele einzelne Gedichte sind in's Italienische und Deutsche übertragen worden. Welche Zartheit und Feinfühligkeit des Geistes und Herzens verbunden mit edler Sinnes- und Denkweise Rogers besass, kann man daraus entnehmen, dass er niemals, nach dem Beispiele vieler Dichter seiner Zeit, von seiner poetischen Begabung

einen unwürdigen Gebrauch machte, um, wie sie, durch offene oder verdeckte Lobpreisung des Lasters die Gunst und Huldigung des Publicums zu erlangen. Nur das Lob hatte für ihn Werth, welches wahrhaft seinen guten Eigenschaften in der Poesie und im Leben gezollt ward. Gibbon hielt er für den grössten englischen Geschichtsschreiber, dennoch sagte er, wollte er nicht dessen „Geschichte des Sinkens und Falles des römischen Reiches“ geschrieben haben, weil dieses grosse Werk durch so viele Angriffe auf Religion und Moral befleckt sei.

Rogers hatte, wie er selbst gesteht, einen eingewurzelten Widerwillen gegen Briefschreiben, dessungeachtet aber sind seine im achten Bande von Thomas Moore's Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Lord John Russel, veröffentlichten Briefe wahre Muster des Styls und mit jener peinlichen Sorgfalt abgefasst, die in Allem zu Tage tritt, was aus seiner Feder floss. J. J. Rousseau's Grundsatz: „der Briefschreiber müsse beim Beginn nicht wissen, was er schreiben wird, und enden ohne zu wissen, was er geschrieben hat“ fand bei Rogers keinen Eingang, dessen Billets selbst im gewöhnlichen Tagesverkehr wahre Muster eines präcisen Styles sind. „Wollen Sie morgen mit mir frühstücken? S. R.“ war die kurze Einladung für eine witzige Schönheit. „Warum nicht? H. D.“ die lakonische Antwort. Entsprach und verrieth je die Handschrift den Charakter eines Menschen, so war es die seine; klar, rein und nicht ohne Eleganz, ein Umstand, aus dem seine Gegner folgerten, er sei kein genialer, freier Dichter. Wie frei das lange reiche Leben unseres Dichters von armseliger Engherzigkeit, von geistesleerer und fruchtloser Kurzweil, und von so manchen andern Flecken war, der oft dem Reichthume anklebt, ist zur Genüge angedeutet worden; hier sei nur noch erwähnt, dass die meisten Acte seiner Grossmuth erst nach seinem Tode allmählig an den Tag gekommen sind, und dass, obgleich er jährlich grosse Summen in dieser Weise fortgab, sein Name nur selten in Subscriptionslisten prangte. — Rogers besass keinen überflüssigen Reichthum und lebte von einer Jahresrente aus seinem Bankgeschäft: wäre diese ausgeblieben, so hätte sein Privatvermögen nicht hingereicht, ihm die Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche Alter, Gebrechlichkeit und langjährige Gewohnheit ihm zur

Nothwendigkeit gemacht hatten. Ein Diebstahl, von dem er in den letzten Jahren heimgesucht worden, schien ihn allerdings Beschwerden aussetzen zu wollen. Da aber zeigte sich das grossmüthige Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Freunde, denn kaum war der Raub bekannt worden, so stellte ihm einer 10000 L., ein anderer 30000 L. und ein dritter 100000 L. zur Verfügung. Er ertrug den ihn betroffenen Schlag, obgleich er hätte ernste Folgen haben können, was er glücklicher Weise nicht hatte, mit grossem Gleichmuthe, und meinte, diese Prüfung wäre gut gewesen, einmal um ihn die Wirkungen eines widerwärtigen Geschickes kennen zu lehren, und dann, um die guten Eigenschaften seiner Freunde an den Tag zu bringen. Mit Genugthuung erzählte er oft, wie Hoch und Niedrig sich beeilt hätten, ihm zu helfen und Theilnahme zu erweisen.

Der ungünstige Gesundheitszustand in früher Jugend hatte Rogers ungewöhnlich vorsichtig in seiner Lebensweise gemacht; er wurde mit zunehmendem Alter stärker und kräftiger und behielt nur eine krankhafte Blässe im Gesichte zurück, die seinem Aussehen etwas Kaltes verlieh. Gewöhnt an viel körperliche Bewegung, war er noch im hohen Alter ein nicht leicht zu ermüdender Fussgänger, ging er oft als Greis um Mitternacht, bei schlechtem Wetter im dünnen Anzuge, zu Fuss aus Gesellschaften nach Hause, jede Begleitung zurückweisend, wie Wellington that, als er nicht mehr sein Ross besteigen konnte. Sopha oder Lehnstuhl hatte er nicht in dem Zimmer, welches er am meisten bewohnte, und machte davon nur dann erst Gebrauch, als er im 86. Jahre durch Zufall sein Bein brach. Noch kurz vorher erzählte er, er habe im eigenen Hause eine Frühstücksgesellschaft gegeben, sei dann zu einem Hochzeitsdejeuner gegangen, von da nach Chiswik, wo er einer kaiserlichen Hoheit vorgestellt worden, darauf zum Diner, dann in die Oper, dann auf eine Weile zu einem Balle und endlich zu Fuss wieder nach Hause, und das alles in einem Zeitraume von 14 Stunden. Nichtsdestoweniger ertrug er den Unfall mit seltener Geduld und Ruhe, obgleich er nun für den Rest seines Lebens an Bett oder Stuhl gefesselt war. Nie murrte er darüber, und wenn er je davon sprach, geschah es nur mit dem Ausdrucke des Bedauerns, dass er Anderen zur Last falle und

Mühe bereite. Sich selbst aber rief er oft die Worte Galilei's in Erinnerung: „Wenn es Gott gefällt, dass ich lahm sei, wie sollte es mir nicht gefallen?" Eine Dame seiner Bekanntschaft schreibt darüber: „Als ich ihn das erste Mal nach seinem Falle wiedersah, fand ich ihn im Bette liegend, welches an das Fenster gerückt war, damit er einen freien Blick auf den Park hätte. Er nahm meine Hand, küsste sie, und ich fühlte eine Thräne darauf fallen — das war Alles, was er an Klagen und Bedauern je kund gab. Nie sprach er mit mir über sein Unglück, noch, wie ich glaube, zu einem Andern."

Als Wordsworth 1850 und Moore 1852 gestorben, blieb Rogers, 89 Jahre alt, allein von dem glänzenden Dichterkreise am Leben, der die erste Hälfte dieses Jahrhunderts zierte. Sein für Freundschaft geschaffenes Herz hatte mit den hervorragendsten von ihnen in näherer Verbindung gelebt: Campbell, Coleridge, Crabbe, Moore, Scott, Southey und Wordsworth erfreueten sich seines vertrauten Umgangs, so sehr unter den Einzelnen auch Fehde und Eifersucht herrschen mochte. Byron schreibt ihm am 26. März 1816: „Sie zählen zu den Wenigen, mit denen ich eine intime Freundschaft unterhalte;" und nun trauerte Rogers als der Letzte von Allen. Wohlwollend hatte er sich ihnen, wie jedem anerkannten oder aufstrebenden Talente, gezeigt, und stets war er mit Rath und helfender That bei der Hand, wo es eine Unterstützung oder die Abhülfe einer Verlegenheit galt. Mrs. Norton schreibt darüber folgendes: „Ich kannte den freundlichen alten Mann 25 Jahre lang. Ich sage absichtlich freundlich, weil nie ein Mensch so viele freundliche Thaten an Solchen übte, die nicht schwer arbeiten können und zu betteln sich schämen. Seiner scharfen Aussprüche blieb man eingedenk, weil sie so geistreich waren. Die Anderer sind eben so bitter, aber nicht so geistreich. Er war durch und durch ein gentleman, durch Erziehung, durch Gesellschaft, und sein Benehmen war vollkommen. . . . Er gab nicht allein aus freiem Antriebe und grossmüthig, sondern suchte nach Gelegenheiten, freundlich zu sein. Mein Vater sah ihn einmal und er fragte nach einer beiderseitigen Bekanntschaft: „Wie geht es Herrn K.?" „„So gut, wie es einem Manne mit neun Kindern und einem geringen Einkommen gehen kann.""

Den nächsten Tag schickte Rogers dem Manne eine 50 Pfundnote. — Ein Freund bat ihn einst um eine Unterstützung für einen jungen Mann, der die Universität besuchte, sofort gab er 20 L., kehrte aber bald mit der Bemerkung zurück: „Wenn nöthig, ist noch mehr Geld aus derselben Quelle zu beziehen.“ . . . Man findet ihn immer als Friedensstifter, weisen Rathgeber, grossmüthig und freundlich.“ Dies edle Gefühl der Grossmuth veranlasste ihn, derjenigen Dichter und Freunde, welche ihm gleich standen und von der Welt als seine Rivalen angesehen wurden, in seinen Werken ehrenvolle Erwähnung zu thun. Von Byron spricht er im „menschlichen Leben“ und in „Italien;“ ebendaselbst lobt er Crabbe's beschreibendes Talent; Moore nennt er einen so glücklichen Dichter, „dass er Allem, was er berührt, Glanz verleiht,“ und in morgenländischem Style schildert er ihn einem Freunde: „er sei mit einer Rosenknospe im Munde geboren und in seinen Ohren hänge eine Nachtigall.“ Ebenso anerkennend gedenkt er Scott's, Wordsworth's, Luttrell's und Anderer.

In dieser Zeit schrieb ihm Prinz Albert im Auftrage der Königin und bot ihm die Ehrenstelle des Hofdichters (poeta laureatus) an, aber Rogers verweigerte die Annahme, schützte sein hohes Alter vor, das nur noch einen Schatten seines frühern Selbst zurückgelassen; der eigentliche Grund indess war, dass er einen von hundert Pfund jährlichen Einkommens begleiteten Ehrenposten für eine sehr zweideutige Ehre hielt, und da er in günstigen Verhältnissen lebte, so überliess er die Ehre und das damit verbundene Geld einem bedürftigeren Dichter. Prinz Albert hatte ihm schon früher einen Ehrengrad der Universität Cambridge angeboten, aber er wies auch diesen zurück. Wohl aber verwaltete er drei unbesoldete und unbetitelte Aemter im Staate, die ihm wegen seiner Kunstkennerschaft verliehen waren, das eines Curators der Nationalgallerie, eines Bevollmächtigten zur Ermuthigung der schönen Künste beim Baue des neuen Parlaments und eines Verwaltungs-Vorstandes des Britischen Museums. Im hohen Alter kehrte er, wie dies häufig geschieht, zu der Erinnerung seiner Jugend zurück, aus der er fortwährend Anderen Mittheilung machte. Mehr als je liebte er in dieser Zeit die Gesellschaft seiner jüngeren Familienmitglieder, und

seine Unterhaltung war nie ansprechender, als wenn er sie mit Kindern pflog, die derselben mit Entzücken lauschten und daraus Nutzen zogen. Nun bedauerte er, in früheren Jahren nicht geheirathet und die Sorge für eine Familie auf sich genommen zu haben. Eine seiner letzten Bemerkungen zu seinen Gedichten räth den jungen Leuten, früh zu heirathen. Viel und oft besprach er die Vortheile des Ehestandes und verfolgte dieses Thema ohne Rücksicht auf die anwesenden Personen, so dass er häufig die Ehe verheiratheten Leuten empfahl. Ueber sein Junggesellenthum erzählte er folgendes: Als er noch ein Jüngling war, bewunderte er ein junges Mädchen, das er damals und noch später für das schönste hielt, welches er je gesehen, und suchte eifrig ihre Gesellschaft. Auf dem letzten Balle der Londoner Saison sagte sie zu ihm: „Ich reise Morgen nach Worthing, kommen Sie auch dahin?“ Er ging nicht. Als er einige Monate darauf in Ranelagh war, sah er die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf eine eben eintretende Gruppe gerichtet, in deren Mitte eine schöne Dame an dem Arme ihres Gemahls hing. Als er vortrat, um diese bewunderte Schönheit in Augenschein zu nehmen, fand er, dass es seine Liebe war. Sie sagte bloss: „Sie kamen ja nicht nach Worthing!“ — Oft zitirte er Goldsmith's Schilderung des Landpredigers von Wakefield, der die drei grössten Charaktere auf Erden in sich vereinigte: er war Geistlicher, Landwirth und Familienvater. Rogers wünschte, dass er selbst zu seinem Charakter als Geschäftsmann und Schriftsteller noch den eines Familienvaters hinzugefügt hätte.

Als einst im Beisein Swift's von einem schönen alten Manne gesprochen wurde, rief er in banger Vorahnung aus: „Einen schönen alten Mann gibt es nicht, wenn sein Kopf oder Herz etwas werth war, haben sie ihn abgenutzt.“ — Rogers war bis neunzig Jahren eine schlagende Ausnahme von dieser Regel, dann aber verfiel er körperlich und geistig in den Zustand, wo man die Frage aufwerfen muss, ob verlängertes Leben ein Segen oder Fluch sei. Obgleich die Eindrücke längst verflossener Ereignisse so frisch wie immer waren, vergass er doch die Namen seiner ältesten Freunde und Verwandten während sie bei ihm sassen und erzählte dieselbe Geschichte denselben

Menschen wiederholentlich. Zuweilen aber brach noch ein Sonnenblick seines Geistes in ganz ursprünglicher Schönheit, Zartheit und Innigkeit hervor. „Einst, als ich mit ihm spazieren fuhr" — erzählt eine Freundin — „fragte ich ihn nach einer Dame, auf die er sich nicht besinnen konnte. Er zog die Schnur und fragte seinen Diener: „Kenne ich Lady M.?" Die Antwort war „Ja, Sir." Dies war für uns Beide ein peinlicher Augenblick: da nahm er meine Hand und sagte: „Lassen Sie es gut sein, meine Theure, noch bin ich nicht so herunter, dass ich den Wagen halten lassen müsste, um zu fragen, ob ich Sie kenne."

Zu einer andern Freundin, mit der er kurz nachher ausfuhr, sagte er im Tone tiefer Empfindung: „Wenn Sie einem Menschen, den Sie lieben, zürnen, so denken Sie, er könne in demselben Augenblicke sterben, dann wird Ihr Unmuth sogleich schwinden."

Endlich starb er in seinem Hause am 18. December 1855 hoch in Jahren und Ehren; nur in der letzten Zeit hat er die Liebesdienste einer Nichte angenommen, die sich gern und mit Eifer ihnen weihete. Er wurde nach eignem Wunsche auf dem Hornsey Kirchhofe zur Ruhe gebracht und in dem Grabe seiner ihm vorangegangenen unverheiratheten Geschwister beigesetzt. Seine Kunstschätze, Gemälde, Zeichnungen, Stiche, Vasen, Münzen und Bücher wurden öffentlich versteigert. Der Verkauf dauerte 22 Tage und brachte eine bedeutende Summe ein, ungefähr so viel als er von seinem Vater geerbt hatte.

Rogers' Charakter blieb sich während seines ganzen Lebens treu, sei es in Religion, sei es in Politik. Dieselben freisinnigen Ansichten, welchen er in der Jugend anhing, pflegte er unentweiht bis in's tiefste Alter, ohne sich hierin durch Zeit und Mode beirren zu lassen; Reinheit des sittlichen Wollens und echt frommer, durch kein dogmatisches Flitterwerk geblendeter Sinn leiteten ihn durch's Thal des Lebens, dies bekundete er nicht bloss in Wort und Schrift, sondern durch die lautersprechende That. Was er im Alter von dreissig Jahren erstrebt, besagt deutlich der Eingang zu den „Freuden der Erinnerung."

O könnte doch mein Geist, hier abgeprägt,
Zur Leuchte sein dem spätesten Geschlecht,
In immer frischer Glut, mit vollen Händen
Ihm edelster Gedanken Schätze spenden,
Zur Tugendübung jedes Herz anfachen,
Und der Nacheifrung Thräne fliessen machen!
O könnt' er Lieb' und Gunst zu allen Zeiten
Für mich und meine Eigenart bereiten,
Und wenn des Dichters Leib in Staub zerfällt,
Verkehren mit den Besten dieser Welt!
Doch sollte meiner Muse Lieblingskind,
Wenn's durch das Leben still sich Weg gewinnt,
Ein Tröster sein nur Einem Herzensbangen,
Erwecker Einem rühmlichen Verlangen,
Nur Eine Gutthat von der Stunde stehlen,
Und Eine kranke Brust mit Freuden schwellen, —
Heil dann dem Lied, ob klein auch sein Bereich,
Und seine Dauer kurz, der meinen gleich." *)

(Alexander Schmidt.)

Und als er mit 90 Jahren die Feder niederlegte, konnte er wohl mit sich zufrieden sein. Denn durch sein ganzes Leben hat er die ihm verliehene Gabe der Dichtung nur dazu angewendet „die Welt zu bessern, um nicht umsonst darin gelebt zu haben;" und „das Wort, welches der Dichter mit der Chariten Gunst aus des Herzens Tiefe spricht, dieses Wort lebt länger als alle Thaten." (Pindar.)

Oh could my mind, unfolded in my page,
Enlighten climes and mould a future age;
There as it glowed, with noblest fenzy fraught,
Dispense the treasures of exalted thought;
To virtue wake the pulses of the heart,
And bid the tear of emulation start!
Oh could it still, through each succeeding year,
My life, my manners, and my name endear; —
And when the sleeps in silent dust,
Still hold communion with the wise and just! —
Yet should this verse, my leasure's best resource,
When through the world it steals its secret course,
Revive but once a generous wish snpprest,
Chase but a sigh, or charm a care to rest;
In one good deed a fleeting hour employ,
Or flush one faded cheek with honest joy;
Blest were my lines, though limited their sphere,
Though short their date, as his who traced them here.

Königsberg. Heinrich Jolowicz.

Zur Geschichte der russischen Literatur.

I.

Wenn man unter dem Namen Literatur den in Schriftwerken niedergelegten Ausdruck des geistigen Lebens einer Nation begreift, so müssen wir die russische Literatur von Lomonosoff, d. h. von der ersten Hälfte des XVIII s. rechnen; wollen wir nicht dazu einige Geschichtsurkunden, einzelne noch erhaltene Volkslieder, und viele der schwülstigen Reden der Geistlichkeit zählen. —

Wenn ich mit Lomonosoff anfange, so übergehe ich damit zwei Namen, die gewöhnlich in der Literatur als Vorläufer des Letzteren genannt werden; es sind die Zeitgenossen Peters des Grossen: Cantemir und Tritionowsky. Der Erste, zu seiner Zeit berühmt durch seine Satyren, ist vollkommen vergessen, er war nie ein volksthümlicher Dichter, zudem ist seine Sprache derart schwerfällig und so wenig eigen dem nationalen Geiste, dass nur in der reformatorischen Periode unserer Geschichte, zu Zeiten Peters des Grossen, wo das volksthümliche Element ganz in den Hintergrund trat, er einigen Anklang finden konnte. — Vom Zweiten, Tretionowsky, der weder Geist, noch Gemüth, noch Talent besass, aber eine bewunderungswürdige Ausdauer in Uebersetzungen aus dem Französischen an den Tag legte, ist weiter nicht der Mühe werth zu sprechen; jetzt dient sein Name mehr als Spottname — für schlechte Versemacher. (Télemaque oder Télmachide.) —

Also mit Lomonosoff fängt unsere Literatur an, er war ihr Erzeuger und Erzieher. — Dieser geniale Dichter war für die Literatur, was Peter der Grosse für Russland. — Geboren im äussersten Norden,

an dem Ufer des weissen Meeres, Sohn eines armen Fischers, schon im Knabenalter durch einen unwiderstehlichen Drang zu lernen und sich auszubilden getrieben, entschloss er sich aus dem älterlichen Hause nach Moskau in die Schule zu fliehen. — Aber zum Jüngling herangewachsen fand er auch dort keine Befriedigung; sein guter Stern führte ihm einen Gönner, den zu seiner Zeit einflussreichen Grafen Schouwaloff zu, welcher den jungen Lomonosoff nach Deutschland nach Marburg schickte, wo er seine Studien beim Professor Wolff machte. — Aus Deutschland im Jahre 1732 sendet er seine erste Ode, in welcher er den Sturm und die Einnahme der türkischen Festung Chotin besingt. — Was für eine Sprache, welcher himmelweiter Unterschied von allem, was bis zu seiner Zeit geschrieben, — was für ein neuer frischer Geist weht aus seinen Schriften; — es sind ganze Strophen, die hinsichtlich der Sprache ein Dichter unserer Zeit sich nicht schämen würde für die seinigen auszugeben. —

Nach einem bewegten Leben in Deutschland kehrt er im Jahre 1741 nach Petersburg zurück, wo er bei der erst unlängst gegründeten Akademie der Wissenschaften als Professor der Chemie und Metallurgie angestellt wird.

Ich nannte Lomonosoff den Peter den Grossen der russischen Literatur — und wirklich die Thätigkeit der beiden Männer hat viel Aehnlichkeit. — So wie Peter der Grosse war auch Lomonosoff derart von der ausländischen Cultur begeistert, dass er manches Nationale unbeachtet liess und nur darnach strebte, dem deutschen Muster nachzukommen. — Es liegt ein sonderbarer Widerspruch in seinem Styl, zuweilen ist er ganz volksthümlich, besonders in der Poesie — und dann finden wir, dass er mitunter Wendungen gebraucht, die nicht dem Charakter der russischen Sprache angemessen sind, so z. B. das Verbum an das Ende des Satzes zu stellen, oder viele Nebensätze in eine Periode einzuschieben: — man sieht hier klar den Einfluss der deutschen Sprache. — Und dennoch hat er eine für seine Zeit ausgezeichnete Grammatik der russischen Sprache geschrieben. — Einige wollen behaupten, Lomonosoff sei ein grosser Gelehrter und grosser Redner, aber kein Dichter gewesen, ich muss mich der entgegengesetzten Meinung anschliessen, die Belinsky, einer unserer besten Kritiker, ausgesprochen hat; er sagt, dass Lomonosoff ein grosser Dichter, aber schlechter Redner war. — Von seinen Reden sind besonders hervorzuheben die beiden

Lobreden auf die Kaiserin Elisabeth und auf Peter den Grossen. — Aber diese Reden sind nichts als eine Anhäufung von hochklingenden Frasen, eine Nachahmung der Alten, man fühlt nur zu sehr, dass er nicht aus dem Herzen spricht, dass die Reden auf Befehl gehalten sind. — Seine lyrischen Dichtungen hingegen tragen den Stempel des Genies. — Lomonosoff hat sich auch in dramatischen Dichtungen versucht; aber seine Tragödien sind kalt und schwerfällig und daher auch gänzlich vergessen; — demselben Schicksale und mit Recht ist seine Petriade verfallen. —

Ein Zeitgenosse von Lomonosoff ist Soumaronoff; er hat in allen Gattungen, in Versen und Prosa geschrieben und wähnte der russische Voltaire zu sein. — Aber bei sklavischer Nachahmung Lomonosoff's hat er auch nicht einen Funken seines Talentes. Seine Tragödien Holophernes, Trouvor, Pseudo-Demetrius u. a. m. hielten sich nur zu Lebzeiten des Dichters, durch seinen äusserlichen Einfluss, auf dem Theater. —

Mit der Thronbesteigung Katharina der Zweiten tritt für das russische Volk eine neue Aera ein — ihre mehr als dreissigjährige Regierung ist ein grosses Drama, welches sich so wohl durch Buntheit und durch die Mannigfaltigkeit der wirkenden Personen als durch die Rapidität der Handlungen auszeichnet, — und uns unwillkürlich zur Bewunderung hinreisst. — Katharina war, trotz mancher ihrer persönlichen Schwächen, eine Frau von hohem Geiste; sie bemühte sich und erreichte es, volksthümlich zu sein, daher auch der Charakter ihrer Regierung ein volksthümlicher war; — was ein ganzes Jahrhundert den russischen Regenten abging. — Sie besass im höchsten Grade die Gabe, sich mit talentvollen, ja genialen Männern zu umringen, die Vollstrecker ihrer grossartigen Pläne waren, ich nenne nur einige dieser Namen: Orloff, Potemkine, Souworoff, Bezborodko, Panin u. m. a. — — Es war eine Zeit der Begeisterung, hervorgerufen durch die Begebenheiten und durch den Charakter der Persönlichkeiten; allerdings haftete an diesen noch manches Rohe, mancher asiatische Zug, aber dem ohngeachtet war alles grossartig. — So eine Zeit musste auch auf literarischem Gebiete bedeutende Männer schaffen; — unter ihnen zeichneten sich besonders zwei Dichter, Derjawine und Von-Viesen aus, Derjawine, der Sänger der Macht und des Ruhmes Russlands und seiner Kaiserin, — Von-Viesen der beissende Satyriker gegen die Unwissenheit und die Missbräuche seiner Zeit. —

Derjawine, ein unbemittelter Edelmann, hatte eine etwas oberflächliche Erziehung erhalten und nur durch die Macht seines poetischen Genies sich auf die Höhe der Dichtkunst geschwungen, daher würden wir in seinen Liedern umsonst grosse Menschenkenntniss, umsonst das Streben, die Geheimnisse des Lebens zu erforschen, suchen, auch war es nicht im Geiste der Zeit, sich in derartige Forschungen zu vertiefen; noch ferner stand ihr jede Schwärmerei; es war ja die Zeit der glücklichen Kriege, wo die Heldenthaten Souworoff's und Potemkine's im Munde Aller lebten — die Zeit der feenhaften Feste der Günstlinge, die Zeit, wo Alles praktisch auf die grossartige Durchführung grossartiger Pläne gerichtet war.

Die vorzüglichsten seiner lyrischen Dichtungen sind die Ode, betitelt Gott, das Gedicht auf den Tod des Fürsten Meschtchersky, das Lied vom Wasserfalle, und dann das Gedicht der Magnat. In der ersten besingt er auf so wunderbar ergreifende Art die Allmacht und Allweisheit Gottes, die Pracht und Herrlichkeit der Natur, dass man von staunender Bewunderung des Geistes ergiffen wird, der es vermocht hat, so hohe Gedanken in Worten auszudrücken. — Im zweiten Gedichte ist das Bild des Todes erschütternd und zugleich erhebend dargestellt. Das Lied vom Wasserfalle zeichnet sich durch treffende, schöne und plastische Darstellung von Naturscenen aus. Das zuletzt genannte Gedicht der Magnat, das seiner spätern Periode angehört, ist ein getreues Bild des verweichlichten Lebens der Grossen seiner Zeit. Zu seinen grösseren lyrischen Gedichten muss man noch das Märchen „Felice“ rechnen, in welchem er die Kaiserin Katharina unter dem Namen einer fabelhaften Königin besingt und verherrlicht. — Alle diese Gedichte so wie noch viele andere sind von einer Reinheit der Sprache, die für die damalige Zeit bewunderungswürdig ist. Derjawine hat sich auch auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst versucht, aber wenig Erfolg gehabt, seine Dramen entbehren vollkommen des frischen Geistes und des poetischen Schwunges, die seinen lyrischen Gedichten so hohen Reiz verleihen. —

Von-Viesen, ein sehr talentvoller Schriftsteller, ist besonders durch seine Satyren und Komödien berühmt; seine Komödien, unter denen der „Brigadier“ und der „Landjunker“ die hervorragendsten sind, waren sehr lange Zeit die beliebtesten Lustspiele des russischen Theaters. Was das Verdienst Viesen's erhöht, ist, dass er der erste dramatische

Dichter war, der auf die Bühne eine einfache und zugleich schöne Sprache brachte. — Die erste Komödie „der Brigadier" datirt von 1764. — In den genannten beiden giebt er die Unwissenheit und die oberflächliche Bildung dem Spotte preiss; die Personen, die er uns vorführt, sind naturtreue Kopien seiner und leider auch noch späterer Zeit. — Von-Viesen war mit einem feinen Beobachtungssinne begabt, was er nicht nur in seinen dramatischen, sondern auch in den anderen Schriften bewiesen hat, von denen besonders seine Briefe aus Frankreich hervorzuheben sind; auch hat Von-Viesen fleissig in periodischen Schriften gearbeitet und überhaupt viel zur Erweckung des Sinnes für die russische Literatur beigetragen. — Nach diesem Ziele strebten alle hervorragenden Geister seiner Zeit und mit einem schönen Beispiel ging ihnen die Kaiserin voran; obgleich eine deutsche Prinzessin, kannte sie die russische Sprache sehr gut. Bei Hofe durfte an gewissen Tagen in keiner anderen als in russischer Sprache gesprochen werden; wer dies Gebot übertrat, musste zur Strafe ein oder mehrere Kapitel aus dem Telemaque von Tretiokowsky vorlesen. — Sie beschäftigte sich auch mit Schriftstellerei, Alfred dem Grossen nachahmend schrieb sie Erzählungen und Mährchen zur Unterhaltung und Bildung des Volkes. —

Ein Zeitgenosse der beiden genannten Schriftsteller war Bogdonowitsch, bekannt durch seine Bearbeitung der La-Fontaineschen Psyché; dieses Gedicht oder Märchen ist in einer leichten, anmuthigen Sprache geschrieben, wesshalb es auch mit so vielem Beifall aufgenommen wurde. —

Als dramatischer Schriftsteller dieser Zeit muss Cheraskoff genannt werden; obgleich es ihm nicht an Talent fehlte, so sind doch seine Schriften meistens vergessen, was seinen Grund darin haben wird, dass in seinen Dramen wenig Handlung und zudem die Sprache unnatürlich und schwer ist. — Cheraskoff hat auch grössere epische Gedichte, wie z. B. die Rossiade (das zum Süjet den Sturm von Kasan hat) und Wladimir (die Annahme der christlichen Religion) — geschrieben; doch sind diese wie seine anderen Werke nicht auf die Nachwelt gekommen. Ein grösseres Verdienst hat er sich dadurch erworben, dass er in seiner hohen Stellung als Curator der Universität zu Moskau die Wissenschaften und Künste protegirte. — Fast zu gleicher Zeit wie Cheraskoff beschäftigte sich mit dem Theater der Schriftsteller

Kniajnine dessen Lustspiele sich lange auf der Bühne gehalten haben. — Als Dramatiker müssen ferner noch Kapnist und Abelsimoff, obgleich der letztere einer etwas späteren Periode angehört, genannt werden; beide haben sich um das nationale Theater verdient gemacht.

Der bescheidene Fabeldichter Chemitzer ward von seinen Zeitgenossen nicht genug gewürdigt, aber die russische Literatur kann mit Stolz auf ihn weisen; seine Fabeln sind geistreich erfunden und seine Sprache einfach und volksthümlich. —

Was die russische Geschichtschreibung anbetrifft, so finden wir in dieser Periode viele ehrwürdige Namen, unter welchen sich zwei Deutsche grosse Verdienste um die russische Geschichte erworben, ich meine Müller und besonders den alten Schlötzer; von den Russen sehen wir hier den Fürsten Schtscherbatoff und Boltin; die Arbeiten des letzteren haben viel Licht in die alte Geschichte und Geographie Russlands gebracht. — Als Material zur Geschichte Peters des Grossen sind die bändereichen Schriften von Golikoff ungemein wichtig, er sammelte, obgleich ohne alle Kritik, alles was sich auf die Zeit des grossen Monarchen bezog.

Im Jahre 1755 erscheint die erste periodische Zeitschrift, gegründet von dem Historiographen Müller, unter dem Namen „Monatshefte zur Unterhaltung und Belehrung.“ — Dies Unternehmen fand sehr viel Beifall und bald auch Nachahmung, ich erwähne hier bloss des Journals „der Liebhaber des russischen Wortes,“ in welchem die besten Gedichte von Derjawine und die Aufsätze Von-Viesen's erschienen. Die Kaiserin war auch Mitarbeiterin an diesem Journal. — Als Journalisten sind hier zwei Männer besonders zu bemerken: Nowikoff und Ruban.

Mit dem Tode der Kaiserin Katharina II., d. h. mit dem Jahre 1796, können wir den ersten Abschnitt der russischen Literatur schliessen. — Die für Russland unglückliche Regierung Pauls konnte unmöglich das geistige Leben der Nation fördern, dasselbe erhält einen neuen Aufschwung erst im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, besonders nach dem vaterländischen Kriege von 1812. Unter den Schriftstellern dieser Zeit nimmt unstreitig den ersten Platz Karamzine ein. Von höchster Bedeutung ist er für die Entwickelung der russischen Sprache geworden, um ihn zu würdigen, muss man auf den Gang dieser Entwickelung

zurückblicken. — Bis vor Peter dem Grossen hatten wir in Russland so zu sagen zwei Sprachen: die eine, in welcher das Volk redete, und eine andere, die Schriftsprache — d. h. die kirchlich slavonische Sprache, in der die geistlichen Bücher und die Geschichtsurkunden geschrieben waren. Diese zwei Sprachen, die Anfangs nicht so weit auseinander gingen wie in späteren Zeiten, waren doch niemals identisch. — Mit den Reformen Peters des Grossen erhielten wir eine Menge neuer Begriffe, für die wir keine Worte hatten, auch war keine Zeit, neue dafür zu bilden; so wurden eine Masse Fremdwörter in die russische Sprache aufgenommen. — Man kann sich dieses sprachliche Chaos vorstellen, und wirklich, wenn wir officielle Schriften jener Zeit lesen, so können wir mit Recht stolz darauf sein, dass in sprachlicher Hinsicht in den hundert Jahren nach Peter dem Grossen sehr Vieles besser geworden ist. — Schon vor Lomonosoff machten Einige den Versuch, in der Volks- oder-Umgangs-Sprache zu schreiben, aber erst ihm gelang es, die Formen und Regeln der Sprache festzustellen; er war auch der Erste, der eine russische Grammatik schrieb. Lomonosoff schied die russische Sprache von der slavonischen, aber wie schon früher erwähnt wurde, führte er eine fremde Konstruktion der Rede, nach dem lateinischen und deutschen Muster ein. — Die Schüler und Nachfolger Lomonosoff's fühlten, dass in seine Schriften ein fremdes Element sich eingeschlichen hatte, aber geblendet durch seinen Ruhm und seine Autorität wagten sie nicht, von seiner Art abzuweichen. — Uebrigens muss bemerkt werden, dass Lomonosoff in seinen poetischen Arbeiten öfters slavonische Formen gebraucht, daraus hat sich mit der Zeit das Vorurtheil gebildet, dass in dem so genannten erhabenen Styl der Oden, Reden u. s. w. die slavonischen Formen gebraucht werden müssen. Auch Derjawine ist nicht ganz frei von diesem Vorurtheil, obgleich seine poetischen Schriften der Umgangs-Sprache um ein Bedeutendes näher stehen; — aber seine Prosa leidet noch stark an der Schwerfälligkeit der Lomonosoff'schen Konstruktion. — Darin liegt nun das Verdienst Karamzine's, dass er den Muth hatte, in dieser Beziehung sich gegen die früheren Autoritäten aufzulehnen; nur verfiel er Anfangs auch seinerseits in einen Fehler; — so wie Lomonosoff früher seinen Satzbau den Lateinern und Deutschen entnommen hatte, bildete Karamzine seine Rede nach dem französischen Muster; die französische Konstruktion steht der russischen um Vieles näher, ist aber noch nicht die volksthümliche; — auch suchte er so viel wie möglich

sich von dem slavonischen Elemente unabhängig zu stellen, nahm aber nach der Regel, die er aufstellte „schreibe wie Du sprichst,“ eine Menge Fremdwörter auf; gebrauchte auch nicht selten ganz französische Wendungen. — Solche Ansichten und Neuerungen hinsichtlich der Schreibart mussten Gegner hervorrufen. — Wirklich sehen wir, gleich beim Anfange der schriftstellerischen Laufbahn Karamzine's, eine ihm feindliche Partei der Literatoren sich bilden, an deren Spitze sich der moskauische Schriftsteller Schischkoff befand. — Diese Partei stellte sich zur Aufgabe, das slavonische Element in der Sprache zu verfechten, verfiel aber in das entgegengesetzte Extrem, indem sie aus der Umgangs-Sprache alle Fremdwörter verbannen und dieselben durch slavonische neugebildete ersetzen wollte; diese Partei hatte leider keine hervorragenden Kräfte, und ihre Schwächen wurden von den Gegnern ausgebeutet, um sie lächerlich zu machen. — Dessen ungeachtet hat Schischkoff und sein Anhang sehr wohlthätig auf die Literatur gewirkt, denn er setzte der Gallomanie einen Damm, auch Karamzine selber ist diesem Einflusse nicht entgangen, denn wir sehen, dass sein Styl in den späteren Schriften viel reiner wird und in seinem grossen Werke über die Geschichte des russischen Reiches eine gewisse Vollkommenheit erreicht, wozu wohl das Studium der Geschichtsurkunden und der Volks-Lieder viel beigetragen hat. — Stufenweise ging die Entwickelung und die Verbesserung der russischen Sprache, alle grossen Dichter haben ihren Antheil daran, nach Karamzine waren es Joukowsky, Griboedoff, Lermontoff und Pouschkine. —

Die hauptsächlichsten Werke Karamzine's sind folgende: Briefe eines russischen Reisenden; in welchen er seine Eindrücke aus Deutschland und der Schweiz mittheilt. —

Novellen. — Durch seine Novellen hat er das russische Publikum, welches zu seiner Zeit fast nur ausländische Schriftsteller las, daran gewöhnt, sich mit der vaterländischen Literatur zu beschäftigen. Karamzine brachte durch seine Novellen das sentimentale, gefühlvolle Element auf russischen Boden, es fand damals viel Anklang, trägt aber wiederum wohl die Schuld, dass diese weinerlichen Erzählungen jetzt sehr wenig gelesen werden. Die besseren unter dieser Art von Schriften sind: Die arme Lise; Nathalie, die Bojaren-Tochter; die Insel Bornholm. — Seine Uebersetzungen der Romane von Marmontel und Madame

de Genlis. — Ferner seine kritischen Besprechungen der russischen Schriftsteller, die zu seiner Zeit viel Aufsehen erregten. — Briefe über Volksbildung. — Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte. —

Seine Lobrede auf Katharina die Zweite. Aber sein Hauptwerk, wodurch er seinem Vaterlande den grössten Dienst erwiesen hat, ist seine Geschichte des russischen Reiches, sie besteht aus 12 Bänden und umfasst den Zeitraum von der Gründung des russischen Reiches bis zum Jahre 1611, also zwei Jahre vor der Thronbesteigung der Dynastie Romanoff.

Ich enthalte mich jeder Kritik dieses Werkes, und überlasse die Würdigung den Geschichtsforschern; will nur bemerken, dass es in Russland sehr viel zur Verallgemeinerung der Bekanntschaft mit der russischen Geschichte beigetragen hat. —

Karamzine starb im Jahre 1826, — während seiner Lebzeit wurde er sowohl vom Kaiser Alexander, als auch vom Kaiser Nikolaus sehr ausgezeichnet. —

Fast gleichzeitig mit Karamzine betrat Dimitrieff die literarische Laufbahn, er stand in vieler Hinsicht ebenbürtig seinem grossen Zeitgenossen zur Seite; wenn Karamzine der Ruhm zufällt, die russische Prosa reformirt zu haben, muss man Dimitrieff dasselbe Verdienst hinsichtlich der poetischen Sprache zuschreiben; seine Verse wurden vor dem Erscheinen von Joukowsky, Batüschkoff und Pouschkine mit Recht als Muster aufgestellt. — Es fehlte ihm nicht an poetischer Gabe, der Grundton seines Talentes war Humor und Witz, daher zu seinen besten Werken Satyren und Fabeln gerechnet werden, obgleich die letzten meistens Uebersetzungen aus dem Französischen von La-Fontaine, Florian und Arnauld sind und daher ihnen das Volksthümliche abgeht. — Reizend sind seine Märchen. — Unter seinen grösseren Dichtungen sind: Ermak, Das befreite Moskau, Die Stimme des Patrioten zu erwähnen. — Dimitrieff hat auch satyrische Novellen: Luftschlösser, die Gemahlin nach der Mode, das Bild u. m. a. geschrieben. —

Auf dem dramatischen Felde jener Zeit zeichnet sich besonders Ozeroff durch seine Tragödien aus. — Aus seinen Schriften sind die wichtigsten: Oedipus in Athen, Polyxena, Fingal, Demetrius Donskoy und Jaropolk und Oleg. — Diese Tragödien sind in der Art der fran-

zösischen Klassiker geschrieben; — es ist zu bemerken, dass die weiblichen Charaktere dem Dramatiker viel besser gelangen als die männlichen, der Grund dazu mag in dem sinnigen, etwas sentimentalen Charakter des Schriftstellers liegen. — Die Sprache bei Ozeroff ist überall schön und würdig. —

(Fortsetzung folgt.)

Tschérédéeff.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

L. Cholevius, Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Classen höherer Lehranstalten. Leipzig, 1860.

Der Verfasser gibt auf 200 Seiten 100 theils mehr, theils minder ausgeführte Dispositionen, über deren Benutzung er sich in der Vorrede, die manchen guten Wink enthält, ausspricht. Seine Themata sind von grosser Mannigfaltigkeit, viele ganz neu, keins so dürftig, dass es den Schüler zwänge, mit leeren Phrasen seine Seiten zu füllen. So bietet er den Collegen ein reiches Material, aus dessen Fülle man, auch wo das gestellte Thema nicht gefällt, erwünschte Anregung zu selbständiger Wahl einer zusagenden Aufgabe findet. Wir theilen ganz den Grundsatz des Verfassers, dass es beim deutschen Aufsatze hauptsächlich auf bewusste Reproduction ankomme, wie er denn auch, namentlich in der Secunda, auf die Besprechung der Aufgabe das grösste Gewicht legt; um so auffallender ist es, wie der Verfasser zu einigen Thematen gekommen ist, bei denen der Schüler Dinge zu behandeln hat, die er sich nie angeeignet haben kann, die als sein Eigenthum zu verwenden er also nur den Schein annehmen muss. Wenn ein geistig gesunder junger Mensch „einem kranken Freunde eine Gebirgsreise empfiehlt," so muss er sich selbst in solcher Altklugheit unnatürlich erscheinen; er kann an dieser Arbeit keine Freude haben und gewöhnt sich, im deutschen Aufsatze mit seinen Gedanken und Empfindungen Komödie zu spielen. Seite 146 wird von dem Schüler der „Entwurf zu einem Gemälde: Die Heimkehr des Vaters aus dem Kriege" gefordert, er soll einen Freund um sein Urtheil über diesen Entwurf bitten, und zum Schlusse die Hoffnung aussprechen, das Bild werde Beifall finden, da es, mit Rücksicht auf die angestammten Neigungen der Deutschen, zugleich das Interesse an der idyllischen Natur befriedige und auf eine angenehme Weise den Familiensinn anrege. Welch ein bedenkliches, pädagogisch unbedingt zu verwerfendes Raffinement! Doch dergleichen verunglückte Themata befinden sich in verschwindender Minderzahl, und wenn der Verfasser erzählt, dass ein tüchtiger Schulmann ihm einmal scherzend gesagt habe, er gebe gern für ein hübsches Thema zwei gute Groschen, so enthält die vorliegende Sammlung so viel Taugliches, ja Vortreffliches, dass jeder Käufer nach jener und auch wohl nach noch billigerer Taxe zu seinem Gelde kommen wird.

Ho.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Von Franz Pfeiffer. 5. Jahrgang, 4. Heft.

Hugo's von Trimberg Weltanschauung. Von Karl Janicke. Zusammenstellung von Stellen aus Hugo's Renner, 1) über den Verfall der Geistlichkeit, über Klosterleben und Klosterzucht, Unwissenheit der Geistlichkeit u. dgl. m., über die Stellung des Papstes zum Kaiser; — (wo S. 393, Z. 5 v. o. der sinnentstellende Druckfehler von „den beiden Schwestern“ statt „Schwertern“ auffällt), — 2) über die verschiedenen Stände, deren Ursprung, Stellung in der Welt und Lebensweise. Ob diese Zusammenstellung später weiter und bis zu einem gewissen Abschlusse fortgeführt werden soll, ist nicht angegeben.

Der Regenbogen. Von Vernaleken. Nach einem Hinweis auf die Idee des Regenbogens in der Naturreligion der Völker wie in christlicher Legende, theilt V. eine derartige Erzählung aus Oberöstreich mit.

Zur Aussprache vom mittelhochdeutschen iu. Von R. Bechstein. Der Verfasser, der sich vor einiger Zeit durch eine interessante Untersuchung über das Mhd. als ein ebenbürtiger Mitkämpfer auf dem Felde der deutschen Philologie ausgewiesen, bespricht hier nur den einen Punkt der Aussprache des mittelh. iu. Die genannte Untersuchung habe zwar hie und da Beistimmung erfahren, aber eine allgemeine eben so wenig, als einen allgemeinen Widerspruch. Er schlägt nun vor, sich allgemein dafür zu entscheiden, dass iu wie iü, nicht wie ü gesprochen werde.

Ueber Veldeke's Servatius. Von K. Bartsch. Heinrichs Servatius, bisher nur aus einer Anführung Jacob Püterichs bekannt, neuerdings in einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts aufgefunden und von Bormanns durch den Druck mitgetheilt, ist zwar keine wesentliche Bereicherung der Literatur, aber doch wichtig durch einige Angaben über die Person des Dichters, andrerseits durch die Sprache, die bei aller Uebereinstimmung doch manche eigenthümliche Abweichungen bietet. Diese werden ziemlich ausführlich dargelegt und einzelne Stellen mit Anmerkungen und Verbesserungsvorschlägen bedacht.

Die Kindheit Jesu und das Passional. Von K. Bartsch. Der Verfasser sucht zu beweisen, dass der Dichter des Passional mit dem 28, 37 ed. Hahn angeführten Büchlein: „von unseres herren kintheit“ kein anderes gemeint habe, als das bekannte Gedicht Konrads von Fussesbrunnen.

Aus der Colmarer Liederhandschrift. Von A. Holtzmann. Abdruck von vier Gedichten, denen einige Anmerkungen beigefügt sind.

Ein altes Kindergebet. Von R. Köhler. Mittheilung von Variationen des bekannten, vielverbreiteten Kinderabendgebets: („Abends wenn ich zu Bette geh, vierzehn Engelchen um mich stehn“ u. s. w.) aus vielen Gegenden Deutschlands, aus Skandinavien und England. In einer romanischen Sprache ist es Herrn Köhler nicht gelungen dasselbe aufzufinden. Wenn Fernan Caballero ein einiger Massen ähnliches hat, so kann das nicht befremden.

Zum Speculum ecclesiæ. Von K Bartsch wird der Nachweis geführt, dass die von Grieshaber (Germania I, 441 — 454) veröffentlichten Predigtbruchstücke aus dem 12. Jahrhundert mit den von Kelle unter dem Titel Speculum ecclesiæ herausgegebenen Homilien nahe verwandt sind, was Kelle entgangen ist.

Bruchstücke eines Gedichts aus dem Artuskreise. Von Reinhold Köhler. Abdruck von 144 Versen, welche auf einem Pergamentblatte in Folio stehen, das Herr Archivar Burkhardt in Weimar aufgefunden hat. Das Bruchstück stimmt in Sprache und Schreibuug mit einem von Hoffmann in den altd. Blättern II, 151 — 155 mitgetheilten ziemlich überein.

Der Bauer schickt den Jäckel aus. Von Reinhold Köhler. Mittheilung eines aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden volksthümlichen Liedes, an welche Bemerkungen und Hinweisungen über die anderwärts anders vorkommende Gestaltung desselben angeschlossen werden.

Wolfram von Eschenbach und Heinrich vom Türlein. Von Zingerle. Der Verfasser sucht darzuthun, nicht bloss, dass beide Dichter dasselbe Werk des Chrestiens de Troyes zum Vorbilde gehabt haben, sondern dass auch höchstwahrscheinlich Heinrich Wolframs Gedicht gekannt und benutzt habe.

Kleine Mittheilungen von Felix Liebrecht, über 1) die sprichwörtliche Redeweise: „sie hat ein Hufeisen verloren;“ 2) et cetera Bundschuh: 3) das Castel dell' Uovo zu Neapel; 4) der Gelübdestein zu Seligenstadt am Main; 6) Rosenblüts Disputatz eines Freiheits mit einem Juden.

Recensionen. Heinrich und Kunegunde von Ebernand von Erfurt. Zum ersten Male herausgegeben von Reinhold Bechstein, recens. von Fedor Bech; Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, von Zingerle, recens. von Vernaleken.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. Achter Jahrgang, 1861. Nro. 1—4.

Tarasp. Eine historische Skizze von Conradin von Moor in Chur. Specielle Untersuchung über die Herren von Tarasp, ein rhätisches Geschlecht, welches kaum 80 Jahr blühte und im Engadin und Vinstgau neben dem Bisthum Cur in Besitz von Land und Leuten, Zehnten, Gefällen und Rechten aller Art war.

Ueber den Ursprung des Worts Pomerellen und die pomerellische Handveste. Von Reinhold Cramer, Kreisgerichtsdirector in Bütow. Der Name Pomerellen kommt schon im 15. Jahrhundert vor. Durch eine jüngst aufgefundene Urkunde, pomerellische Handveste genannt, welche hier mitgetheilt wird, ist erwiesen, dass der deutsche Orden sich auch in der amtlichen Staats- und Urkundensprache der Benennung Pomerellen bedient hat.

Ueber den Verfertiger der Thüren am Dome zu Konstanz und der Chorstüle in demselben. Von J. Marmor, praktischem Arzte in Constanz. Manches bei der bisherigen Erklärung zweifelhaft Gebliebene wird in Folge eines glücklichen Fundes im städtischen Archiv zu Konstanz in das hellste Licht gesetzt.

Ueber einige neue Erwerbungen für die Gemäldesammlung des germanischen Museums. Mit Abbildung. Mittheilung über die Erwerbung von drei Gemälden, die wenn nicht von Dürer selbst, doch von einem Schüler desselben herrühren.

Zur Geschichte der Rugen. Von Adalbert Horand in Wien. Versuch eine corrupte Stelle des Jordanes (c. 50) über die Rugen zu erklären.

Alte Kriegsmaschinen und Geschütze. Von Ottmar Schönhuth. In einer fragmentarisch vorhandenen Handschrift des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts sind Abbildungen von Geschützen, Kriegsmaschinen, Streithämmern, u. a.: darunter bezügliche Verse. Von letzteren werden einige mitgetheilt.

Ueber den Gebrauch arabischer Ziffern und die Veränderungen derselben. Vom Oberamtmann Mauch in Gaildorf. Mit Abbildung. Mit Denzingers Untersuchung (1847), dass die arabischen Ziffern erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Deutschland bekannter geworden

sind, stimmt der Verfasser insofern überein, als er gefunden hat, dass die Beispiele arabischer Ziffern in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sehr selten sind. An öffentlichen Documenten finden sie sich zuerst unbestritten ächt in der Mitte und zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ganz allgemein wurden dieselben erst im 15. und 16. Jahrhundert, nachdem sie auf Münzen, in Urkunden und Rechnungen die römischen Zeichen verdrängt hatten. Die Ziffern werden ziemlich ausführlich im Einzelnen besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Pressmandate des Raths zu Nürnberg. Von J. Baader zu Nürnberg. — Mittheilung einiger Verordnungen des Raths zu Nürnberg über den Druck nicht zur Censur vorgelegter Bücher.

Chemische Operationen in Franciscanerklöstern. Von Dr. Reuss in Nürnberg. In den zu Rom 1501 erschienenen Constitutionen der Franciscaner findet sich eine Notiz, welche einen Beitrag zur Erklärung der so folgenreichen Entdeckung des Berthold Schwarz und der bekannten Goldtinctur liefert. „Idcirco," heisst es dort, „mandatur fratribus omnibus, ne Alchimiam, aliasque aut vanas aut damnatas artes, aquarum inhonestas distillationes et ad malum incitantes, ut sunt artes, quæ spectant ad vanum mulierum ornatum, ut sunt armillæ, odoramenta, unguenta et ejusmodi, exercere audeant."

Schöne Frauen zu Lehen. Von Dr. Häser, Universitätsprofessor in Greifswald. Zu dem Artikel derselben Ueberschrift im Anzeiger 1859, Nro. 4 bringt Herr Häser einige Beispiele bei, welche die dort mitgetheilte Vermuthung bestätigen. Er verweist ausserdem auf seine Geschichte der epidemischen Krankheiten (Jena 1859, S. 190). Ein Nachtrag zu diesem Artikel, Mr. unterzeichnet, sucht einige Belegstellen in Zweifel zu ziehen.

Die ältesten Herrn von Isenburg. Von G. Simon, Oberpfarrer in Michelstadt. — Das Geschlecht der Herrn von Isenburg, deren Stammschloss Isenburg noch jetzt unweit Neuwieds auf dem rechten Rheinufer in seinen Trümmern vorhanden, kommt schon zu Ende des 11. Jahrhunderts vor. Der Verfasser gibt ein ziemlich specielles Verzeichniss der Mitglieder dieses Geschlechts, die im 12. Jahrhundert fast ausschliesslich die Namen Rembold und Gerlach führen; der letztere Name zieht sich sogar durchs 13. und 14. Jahrhundert hindurch.

Hans Kleeberger. Nachtrag zu Nro. 12 des Anzeigers von 1860. Schon 1849 hat Massmann in Strickers Germania III, S. 252 — 255 eine Biographie Kleebergers geliefert, ohne jedoch die heftigen Angriffe Pirkheimers gegen seinen Schwiegersohn Kleeberger berührt zu haben.

Zur Geschichte des östreichischen Dichters Heinrich des Arztes von Wiener-Neustadt. Von Professor Zahn in Presburg. Mittheilung einer Urkunde aus dem Jahre 1312, die mit Bestimmtheit scheint auf den genannten Dichter bezogen werden zu müssen. Dieselbe bestätigt die schon von Wolf 1830 in den Wiener Jahrbüchern (56. Band, S. 237) geführte Nachweisung, dass der Dichter am Schlusse des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts gelebt habe.

Zur makaronischen Poesie. Von Jos. Mar. Wagner in Wien. Mittheilung von 12 Versen aus Moscherosch in dessen Philander von Sittewald (Ausgabe von 1650, I, 697) gegen das Treiben adlicher Herren. Vergl. Osk. Schade im Weimarischen Jahrbuch II, 409 — 464. und IV, 355 — 385.

Ueber die sogenannten Goldbracteaten der Urzeit. Von Lodtmann, Pastor in Osnabrück. Ueber zwei Auffindungen von Goldbracteaten im Hannöverschen hat jüngst Grotefend in der Zeitschrift des hist. Vereins für Niedersachsen ausführliche Mittheilung gemacht. Vor Kurzem ist in derselben Gegend im Meppenschen ein Stück aufgefunden, welches sich ganz genau den früher gefundenen anschliesst.

Verzeichniss der Edellgestein, Güldenring und anders, so in weiland der wohlEdlen und viel Ehrntugendreichen Frau

Barbara von Giech, Geborn Frotschin, Grab allhier in der Pfarrkirche zu Thurnau den 25. Aprilis 1628 befunden worden. Mitgetheilt aus dem gräflich Giechschen Archive zu Thurnau.

Ueber einige Arbeiten des Hans Döllinger. Beigefügt ist eine photographische Abbildung eines geharnischten Ritters auf geharnischtem Pferde, den Kaiser Ferdinand darstellend.

Zur Geschichte der Taucherglocke. Von R. von Rettberg in München. Wenn in der Regel die Auffindung der Taucherglocke in den Anfang des 16. Jahrhunderts gesetzt wird, so ist doch dagegen auzuführen' dass sie bereits um 1350 bei den Abbildungen in einer Münchener Hand schrift der Weltchronik des Rudolf von Hohenems vorkommt.

In den Beilagen sind ausser der speciellen Angabe über den Zuwachs des Museums an Geldmitteln und an Büchern und Urkunden 64 neu erschienene Bücher angezeigt, der Inhalt der wichtigsten historisch-antiquarischen Zeitschriften angegeben, auf interessante Aufsätze in Zeitschriften hingewiesen und in vermischten Nachrichten, die das ganze Gebiet der deutschen Alterthumswissenschaft bestreichen, eine mannigfaltige Anregung geboten.

Berlin. Dr. Sachse.

Alsatia, Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache, herausgegeben von August Stöber. Neue Folge. Erste Abtheilung. 1858 — 1860. Mühlhausen.

Wenn irgend ein wissenschaftliches Unternehmen Beachtung und Unter istützung des gesammten Deutschlands verdient, so ist es die Alsatia. Si st, wie es scheint, die letzte Liebesgabe der allmählich uns entfremdeten, vielleicht bald ganz abhanden gekommenen Brüder im Elsass; möglicher Weise der letzte Aufschrei und Mahnruf einer dort verkommenden, bald abgestorbenen Nationalität. Denn mögen auch einzelne Landstriche, einzelne Familien oder Individuen längere Zeit vaterländische Sprache, Sitten, Ansichten und Gewohnheiten treu bewhren, über das Ganze breitet sich doch allmählich und unaufhaltsam immer mehr, immer siegreicher die ganze Wucht der fremden Elemente aus, so dass das deutsche Wesen dort immer mehr aus der Gegenwart schwindet und bald nur noch der Geschichte angehören wird.

Darum erscheinen diese Blätter noch eben zur glücklichen Stunde, da es noch möglich ist, dass von Deutschen für Deutsche, über deutsches Leben und Schaffen in diesem vordem ganz deutschen Lande in deutscher Sprache gesprochen wird. Doch ist dies, so viel ich weiss, nur noch an wenig Orten, und kaum anders als für wissenschaftliche Zwecke möglich. Die deutschen Tagesblätter, Zeitungen, Wochenschriften. u. dgl. sind fast sämmtlich im Absterben begriffen. Sollte die Regierung in ähnlicher Weise, wie in Dänemark, noch energischer gegen das deutsche Sprachelement vorgehen, so würde dasselbe bald ganz absterben.

Nicht bloss aber von Seiten dieses Sprachverhältnisses verdient die Zeitschrift Alsatia alle und jede Beachtung, auch der wissenschaftliche Werth derselben ist von grosser Bedeutung. Das vorliegende Heft von 17 Bogen ist die erste Hälfte des siebenten Bandes, der die zweite bald nachfolgen soll. Ein kurzer Ueberblick über den Inhalt des Heftes wird genügen, meine Behauptung zu rechtfertigen.

Der erste Aufsatz „zur Geschichte des bischöflichen Krieges im Elsass 1592, 1593“ ist vom Herausgeber. In der Einleitung (S. 1 — 8) stellt derselbe die Veranlassung und den Verlauf des Krieges dar und theilt unter Anderem eine Stelle aus einer gleichzeitigen Schrift mit, deren prophetischer Inhalt sich leider nur zu sehr bewährt hat, und die auch

heute noch für das gesammte Deutschland alle Beherzigung verdient. Sie lautet so: „Soll nun also die frembde Römische Antichristliche Liga (welcher Heerführer, neben Parma, der von Lothringen ist) dermaleins durch unser faulkeit und sicherheit uberhand nehmen, so wird sie uns Teutschen ein anders stücklein zeigen, wir seyen gleich lauter oder trübe, Catholische oder Evangelische, dessen gibt das Elsassische geschäfft jetzunder gute nachrichtung. Fürwar, fürwar, liebe werthe Teutschen, wir seynd auff diese stund mit so viel geschwinden, gefährlichen Römischen Practicken umringet, als unsere Voreltern jemals gewesen. Man trennet uns erstlich von einander durch schädliche streitt in der Religion, darauf ziehet man politische Sachen darein und hetzet uns solang, biss wir einander in die Haar fallen, einander schwächen an Mannschafft, an Geld und übrigem Vermögen. Alsdann werden die Ligisten, die Röhmische, Italienische, Spanische, Lothringische, Saphoische u. s. w. Potentaten kommen, ein gertlin oder stecklin nach dem andern auss des Teutschen Reichs Wellen nemen und zerbrechen, volgend uns übrige, sampt Weib und Kindern zu eitlen Sclaven machen. Alsdann werden wir erst die Hände uber den Köpffen zusamen schlagen, einander ansehen, wie uns doch möge geschehen sein und fragen, wie jme nunmehr zu thun? dann wirdt es, besorg ich, zu lang gewartet sein, Gott helffe zum besten."

Auf (S. 9 — 51) folgt: „Chronik des Kriegs der Stadt Strassburg mit dem Cardinal Karl von Lothringen," von S. M. (1592 — 1593).

Sodann (S. 92 — 97) „Ein lustigs gespräch des Strassburgischen Rohraffens unnd Pfennig Thurns," nach einer Luzerner Handschrift abgedruckt.

Das ganze Gedicht umfasst 824 Verse, deren Verfasser, ein Katholik, unbekannt ist. Es ist für die Geschichte des Krieges selbst nicht ohne Werth, noch mehr Ausbeute liefert es in literarhistorischer und sprachlicher Hinsicht. Die unverständlichsten Ausdrücke, Anspielungen, sprichwörtliche Redensarten u. dgl. hat der Herausgeber durch zahlreiche Anmerkungen erläutert. Was den Titel betrifft, sei hier nur bemerkt, dass der Rohraffe das bekannte Greisenbild an der Orgel des Strassburger Münsters ist, welches sich zufolge eines eigenthümlichen Mechanismus durch die Blasebälge in Bewegung setzt und grelle Töne aus dem weitaufgesperrten Munde vernehmen lässt. Daher in Schriften aus dortiger Gegend, z. B. in Geilers Predigten das Wort Roraff häufig von albernen Schreiern und Tonangebern gebraucht wird. Der Pfenningthurm bewahrte, wie schon der Name vermuthen lässt, die öffentliche Stadtkasse, die wichtigsten Archive und die beiden Stadtbanner. Auch diente er oft wegen seiner Festigkeit als Gefängniss für Stadtgefangene.

Diesem grösseren Gedicht folgen auf S. 98 — 131 vier kleinere, die meistens heftige und derbe Ausfälle gegen Päpstler und Jesuiten enthalten. In dem ersten derselben kommt eine wenn gleich nicht ganz richtige, doch immer beachtenswerthe Angabe (in 16 Versen) über den Ursprung des Wortes Pasquill vor.

Der zweite Aufsatz (S. 131 — 148) behandelt die Geschichte des Fleckens Westhoffen im Unter-Elsass in alter und neuer Zeit, von Karl Hoffmann. Er verbreitet sich über Lage, Bodenbeschaffenheit, Betriebsamkeit, Lebensweise, Sitten, Aberglaube und Sprache des Fleckens von etwa 2000 Einwohnern, kurz, aber anregend und belehrend.

Die folgende grössere, für Religions- und Culturgeschichte wichtige Abhandlung: die Strassburger Beginenhäuser im Mittelalter hat K. Schmidt, Professor am protestantischen Seminar zu Strassburg, den berühmten Biographen Taulers und Verfasser vieler historisch-theologischer Schriften zum Verfasser.

Derselbe gibt eine aus den Quellen geschöpfte und durch urkundliche Beilagen erläuterte vollständige Geschichte der Entstehung des Ordens in Strassburg, der dortigen Gotteshäuser (d. h. in frommem Sinn oder zu

frommen Zwecken gestifteten Häuser, nicht etwa Kirchen oder Kapellen), der Wohnungen der Beginen, der davon verschiedenen geistlichen oder Pfründenschwestern, auch Mantelfräulein genannt (sie selbst nannten sich gewöhnlich auch Gottesfreundinnen); ferner verbreitet er sich über einzeln lebende Beginen, Klausnerinnen, Büsserinnen, und schliesst mit dem geschichtlichen Verlauf des Ordens, dem Verfall, Verruf und der gänzlichen Auflösung desselben durch die Reformation. Die 4 Beilagen sind aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert.

Der vierte Abschnitt bringt (S. 249 — 274) 26 Elsässische Sagen und Märchen, mitgetheilt von Christophorus, Fr. Otte, Fr. Flaxland, Fr. Ehrmann, A. Ingold, A. Mäder, Th. Klein, K. Berdellé, I. Ringel und A. Stöber. Manche derselben sind schon anderweitig bekannt; aber wenn sie auch dem Sagenkenner oder Sagensammler nicht immer Neues bieten, so beweisen sie eben doch das Fortleben heimischer Ideen, die nachhaltig ausdauernde Kraft des ureignen Volksgeistes, der sich einzwängen, umformen und mannigfaltiger gestalten, aber wider Willen nie ganz tilgen und ausrotten lässt.

Berlin. Dr. Sachse.

Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nach alten Handschriften gesammelt und mit einleitenden Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Studentenliedes versehen von Dr. Rob. Keil und Dr. Richard Keil. Lahr, Verlag von M. Schaumburg & Comp.

Dass die Kenntniss der deutschen Studentenlieder zu einer genaueren Kenntnis der deutschen Culturgeschichte gehöre, ist Niemandem zweifelhaft; es verdient aber ein so gründliches Buch über sie, wie das vorliegende, auch einer Erwähnung im Archiv, denn diese Studentenlieder haben doch auch ein literarhistorisches Interesse. Seit das Volkslied wieder zu Ehren gekommen ist, seit studentische Trinklieder, wie sie bei Fischart vorkommen, in deutsche Lesebücher, wie in das von W. Wackernagel, Aufnahme gefunden haben, wird sich kein Lehrer der Muttersprache vornehm gegen sie abschliessen, sondern gern ihre Geschichte verfolgen. Eine durchaus vollständige Geschichte des deutschen Studentenliedes, ja nur eine annähernd umfassende wird sich wohl nie schreiben lassen; denn vielleicht ist gerade das Beste, das Beliebteste längst untergegangen. Aber ein höchst werthvoller Beitrag ist die Vorrede des oben angezeigten Buches; sie schliesst eben alles aus, was nicht sichtlich als eigentliches Studentenlied, als aus den Studentenkreisen selbst hervorgegangen sich kennzeichnet, und legt somit einen strengeren Massstab an, als es der belesene Kenner des deutschen Volksliedes, Hoffmann von Fallersleben, zu thun pflegt. Die Verfasser beginnen mit den ältesten Liedern, die ins 15. Jahrhundert zurückgehen, und verfolgen das Studentenlied bis auf die Gegenwart, diese mit Recht ganz kurz behandelnd, da das edlere Lied der Gegenwart durch das „allgemeine deutsche Commersbuch,“ das sogenannte Bummellied aber durch das s. g. Magdeburger Commersbuch u. ä. bekannt genug ist. Die zahlreichen Proben enthalten natürlich manches urderbe Lied, charakteristisch zur Erkenntniss des Zeitgeschmacks aber sind alle, und damit ist ihr Werth anerkannt. Es sind aber auch hier nicht blos schon sonst bekannte Lieder aufgeführt, sondern auch hier erscheint manches Lied zum ersten Male viel-

leicht gedruckt. Der zweite Theil des Buches bringt die in der Ueberschrift genannten Lieder, im Ganzen 71, aus alten Handschriften, grossentheils aus Jenaischen und Altdorfer Stammbuchblättern mühsam gesammelt. Wo scheinbar bekannte mitgetheilt sind, z. B. das Lied „Geniesst den Reiz des Lebens," ist nicht der gewöhnliche Text, sondern die in den Blättern vorkommenden Varianten gegeben. Es erhellt daraus hinlänglich, dass das Buch ein nicht geringes literarhistorisches Interesse hat. Sieht man aber auch davon ab, so bietet es soviel Frisches, soviel Ergötzliches, dass nicht leicht Jemand, er müsste denn ein recht griesgrämiger Mensch sein, es ohne Behagen durchlesen wird. —

Hölscher.

Des Guiot von Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Uebersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem erklärenden Wörterbuche, herausgegeben von Joh. Friedr. Wolfart, Professor am Domgymnasium zu Magdeburg und San-Marte (A. Schulz). (Auch unter dem Titel: Parcival-Studien. Erstes Heft.)

Ueber das Religiöse in den Werken Wolframs von Eschenbach und die Bedeutung des heiligen Grals in dessen Parcival. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). (Auch unter dem Titel: Parcival-Studien. Zweites Heft).
Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1861.

Ob Guiot von Provins jener Kyôt der Provenzal, Kyôt la schantiure sei, den Wolfram von Eschenbach als den französischen Gewährsmann seines Parcivals nennt, darüber sind die Ansichten verschieden; Lachmann und Gervinus stellen es in Abrede, W. Wackernagel glaubt in den lyrischen Gedichten Guiots, die der Berner Codex enthält, einen neuen Beleg dafür zu sehen, und auch die Herausgeber vorliegender Bücher suchen diese letztere Ansicht durch eine Vergleichung des Inhalts der Bible Guiot und des deutschen Parcival in der Einleitung und den Anmerkungen zu erhärten.

Wir hätten dann hier eine Gesammtausgabe der bis jetzt bekannten Dichtungen Guiots und müssten es der Zukunft anheimstellen, uns durch einen glücklichen Fund in den Besitz seines für die Literaturgeschichte so wichtigen und bis jetzt unbekannten französischen Parcivals zu setzen.

Die Würdigung der von den Verfassern beigebrachten Gründe für die Identität Kyôts und Guiots von Provins müssen wir competenten Richtern überlassen, die wir selbstverständlich auf die Wichtigkeit der obengenannten Werke schon um des in der Parcivalforschung so rühmlich bekannten Namens des einen der Verfasser willen nicht erst aufmerksam zu machen brauchen, und beschränken uns darauf, die Bedeutung des ersten Heftes für das Studium des Altfranzösischen hervorzuheben.

In der Einleitung werden zuerst die dürftigen Nachrichten, die wir über den Dichter selbst aus der Bible Guiot (Guiots Buch, ein Name, der sich wohl an ähnliche Ueberschriften alttestamentlicher „Bücher" anlehnt) schöpfen können, übersichtlich zusammengestellt und die Abfassung der Bibel nach sicheren Daten auf die Zeit zwischen 1203 und 1208 gelegt. Dann wird in dem für die vergleichende Literaturgeschichte wichtigsten Theile der Einleitung das Verhältniss des Dichters zu Wolfram von Eschenbach erläutert,

endlich die Verwandtschaft der Bibel mit dem speculum stultorum des Brunellus Vigellus untersucht.

Von Seite 29 bis 111 folgt dann der Text der Bibel mit gegenüberstehender metrischer Uebersetzung, von Seite 113 — 126, die aus Wackernagel entlehnten und berichtigten sechs lyrischen Lieder, ebenfalls mit metrischer Uebersetzung.

Was zuvörderst die Uebersetzung betrifft, so wird man sich allerdings an jenen Stellen nicht mit derselben in Uebereinstimmung erklären können, wo man auch im französischen Texte eine andre Lesart oder eine andre Interpunktion befolgt sehn möchte, oder wo der französische Text eine unlösbare Schwierigkeit bietet, wie v. 1985. Dies abgerechnet, ist es eine Uebersetzung im besten Sinne des Wortes, wie sie nur entsteht, wenn der Uebersetzer sich so in das Original vertieft hat, dass er auch in der fremden Sprache aus dem Geiste des Verfassers herauszusprechen scheint, und ohne sich Willkürlichkeiten in der Uebertragung des Textes zu gestatten, nicht am Worte kleben bleibt. Dies gilt ebenso von der Bibel, als von der musterhaften Uebertragung der Lieder. In der Bibel hat sich der Uebersetzer häufige Brechungen der Silben erlaubt, die allerdings im Französischen ganz ungebräuchlich sind, die Monotonie des Rhythmus aber in angenehmer Weise verhindern.

Bevor wir nun auf die Behandlung des französischen Textes, die Anmerkungen und das Glossar übergehen, wollen wir in der Kürze den Inhalt der Bible Guiot angeben, was manchem Leser dieser Blätter vielleicht erwünscht sein wird, da selbst ausführlichere Literaturgeschichten gewöhnlich nur Andeutungen, mitunter auch falsche, über den Charakter dieses Werkes geben. (Zugleich werden diejenigen, denen es eben nur auf Kenntnissnahme des Inhalts ankommt, gebeten, die Parenthesen zu überspringen). Die Bibel Guiot, 2691 achtsilbige Verse in Plattreimen zählend, ist ein Lehrgedicht, in welchem der Verfasser zuerst die Fürsten, dann die Geistlichkeit von Pabst, Cardinälen und Legaten bis zu den Laienbrüdern und Laienschwestern hinab, endlich die theologischen Gelehrten, die Juristen und die Mediciner nicht gerade mit Spott, aber mit der unverholenen Aufdeckung ihrer Gebrechen geisselt. Er verkündet es laut, dass die Welt gräulich ist, er will sie tadeln, ohne doch Einen persönlich zu nennen. Mit den Philosophen der Alten will er die Pforten des Buches eröffnen. (Denn hinter v. 44 setzen wir ein Komma und hinter v. 46 einen Punkt und lesen v. 47: Voldrait ceste Bible florir.) Sie waren ja kühn wie Löwen im Tadel des Schlechten und im Lobe des Guten; wären sie Christen gewesen, niemand verdiente dann mehr Glauben.*) Wer sich ihre Worte einprägen wollte, der käme nicht zu Schanden. Die Kenntniss dieser Alten hat er auf der hohen Schule zu Arles geschöpft, auf der seltsame Dinge gelehrt wurden; denn zu den Philosophen, die er aufzählt, gehören Virgil, Lucan, Priscian, Otho, Cliger. (In der Uebersetzung wohl unrichtig Cligers.) Aber die verdorbene Welt hört dieser Männer Stimme nicht. Die **Fürsten** sind so schlecht, schlechter können sie nicht werden. Wie sollten sie da also besser werden? Sie sind so schlecht, man müsse vermuthen, es seien Wechselbälge, oder Fehlgeburten haben sie so missrathen lassen; die Mütter selbst sind nicht daran Schuld, denn den Damen ist ja der Lyriker Guiot die damals conventionelle Achtung immer schuldig. (Auch hier weiche ich von der Auffassung der Herausgeber ab, indem ich changer vom Austauschen in der Wiege deute, fausses engenreures wörtlich als Fehlgeburt fasse, und v. 153 statt tou di lese toz dis.) Ja zu seiner Zeit, Guiot ist ein eingefleischter laudator temporis acti, da gab es noch edle Fürsten und Herren, die Hof zu halten verstanden, und er zählt eine reiche Liste derselben auf. Damals

---

*) Ein bekannter Gemeinplatz der altfranzösischen Epiker, wo sie einen Heiden zu loben haben.

gab es noch grosse Leute; jetzt werden die Menschen so klein, nächstens werden sich ihrer vier in einem Topfe prügeln können. (V. 450 misce verdruckt für nisce.) Wie ein Trouvere lobt er die alte Freigebigkeit der fürstlichen Höfe (wiederum ein Zug, der dafür spricht, dass der Epiker auch Lyriker ist), aber jetzt sind sie geizig und habsüchtig und halten es mit den Wucherern und den Juden.

Nachdem er so die Fürsten abgekanzelt hat, gibt er v. 558 bis 583 so zu sagen eine kurze Uebersicht derjenigen, über die er die Schale seines Zorns noch ergiessen wird.

Dann wendet er sich zum Pabst. Der sollte sein, wie der Polarstern, zu dem sich die Magnetnadel (maniève) wendet. (Diese Stelle ist das älteste Zeugniss für den Gebrauch des Compasses im Abendlande.) Eine Krone von Pfauenfedern sollte er auf dem Haupte tragen, ganz mit Augen besetzt, um nach dem Rechten zu schauen. Aber er hat schlechte Berather um sich in den Cardinälen, Bischöfen und Erzbischöfen, überhaupt in den Römern; die Römer sind falsch und boshaft; da erschlug schon Romulus seinen Bruder, da wurde Cäsar ermordet, da tödtete Nero seine Mutter, Paulus, Petrus und Laurentius kamen da um. Warum nicht lieber einen Kreuzzug gegen die Römer, als gegen die Griechen? Die niedrige Geistlichkeit ist auch nicht viel mehr werth. Sie erliegt der Habsucht und dem Wucher, und doch wird ihr Grauwerk, Zobelpelz, Sattel und Geschirr zuletzt nichts helfen; sie werden zur Hölle müssen; schon sehen sie den Pfad. (Die Herausgeber fassen das nicht so schlimm auf, da sie hinter v. 982 ein Komma statt eines Punktes setzen.)

Allerdings macht, wie fast immer, so auch hier Guiot einen Vorbehalt für die Guten, v. 1001 sagt er: Freilich gibt es Wackere genug, aber wer auch nur einen Schlechten in ihre Reihe bringt, bringt Schimpf über die ganze Gemeinschaft. (Der Vers 1002 mes pechie fit molt le traria, im Text verdruckt de traria, enthält offenbar eine zu berichtigende Lesart. Die Versuche des Glossars, einen Sinn in den Vers zu bringen, so, wie er hier ist, scheitern. Ein provenzalisches Wort triaire hilft den altfranzösischen Text nicht erklären, und selbst das le spricht für verderbte Lesart. Wahrscheinlich ist das letzte Wort ia (ja) und für le trar ein Infinitiv zu suchen, vielleicht entrer.) — Dann geht der Dichter zum Tadel des Ordens der schwarzen (Cluniacenser) Mönche über, dem er selbst angehörte. Die drei Jungfrauen, Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit werden in dem Orden nicht mehr geehrt; an ihrer Stelle führten die Aebte drei schmutzige alte Vetteln, Verrath, Heuchelei und Simonie ein. Am Schlimmsten ist er auf die weissen (Cistercienser) Mönche zu sprechen, die er der Geldgier zeiht. Mit den Carthäusern könnte er sich schon befreunden. Sie arbeiten, haben wenig, sind zufrieden, aber eins ist ihm unerträglich, dass sie den Kranken Fleischspeisen versagen. Die Mönche von Grammont sind wohlthätig und fein von Betragen; aber sie sind habgierig, geschwätzig, eitel, namentlich auf den in drei Theile gescheitelten Bart, und die Conversen haben mehr zu sagen als die Mönche; die Prämonstratenser waren von feinem Wesen, sie hat der Hochmuth aber verdorben. Die regulirten Prämonstratenser Chorherren lässt er sich gefallen. Sie sind sauber gekleidet, haben gutes Schuhwerk, werden gut beköstigt, und können hingehen, wo sie wollen, beim Mahle sprechen sie miteinander. Wie peinlich ist es dagegen in Clugny; wie streng wird da das Gelübde gehalten, da wird gewacht, gefastet, die Nacht mit Beten zugebracht; nur im Refectorium ist Ruhe. Aber da gibt es auch nichts als stinkende Eier und Bohnen, die nicht durchgeschlagen sind. (La nos aportent hues pugnais et feves a tout le gainbais. Hier ist die Uebersetzung irrig: Für jedes Wamms schleppt man herbei stinkende Eier und Bohnenbrei; à tout heisst mit, und à tout le gainbais, mit der Hülse, wie im Glossaire auch richtig erklärt wird. Was soll auch das Wamms statt der Kutte!) Und nach dem Essen gibt es Wein, so mit Wasser gemischt, dass es für Ochsen ausreichend wäre. An solchem

Klosterwein könnte man sich nie berauschen. Der Orden der Tempelritter gefällt ihm über Alles. In ihm möchte er selbst sein, wenn nur das Kämpfen nicht wäre; lieber möchte er furchtsam und lebendig, als wegen seiner Tapferkeit hochgepriesen und todt sein. (v. 1717 ist wohl m'ennuierait zu lesen, und v. 1721: De ce ne sui-je mie foux = Je ne suis pas fou (épris) de cela „erpicht darauf" wird nicht treu genug in der Uebersetzung wiedergegeben.) Die Templer sind tapfer; alle sind Ritter, die die Welt gesehen und gekostet haben, freilich wirft man auch ihnen Habsucht und Stolz vor. — Allenthalben sehen wir unsern Mönch die Seiten hervorkehren, die jeder Trouvère zeigte. Er preist die Freigebigkeit und das alte höfische Leben; gute Kost, feine Kleider, muntres Tischgespräch haben seinen Beifall; mit Ehrfurcht spricht er von den Damen. Nur die wirkliche Ritterlichkeit jener Zeit, der Drang zum Kampf und zur Schlacht fehlt ihm. Hat ihn, dem es in Clugny so wenig bei Fasten, Wachen, Beten behagt, der Mangel jener ritterlichen Eigenschaften allein dazu bewogen, in das Kloster zu treten, für das er so wenig angelegt war, wie der Mönch von Montaudon? — Guiot fährt fort: Die Hospitaliter strafen ihren Namen Lügen; sie sind schon längst nicht mehr hospitaliers. Mit Plappern und Fasten kann man aber seine Seele nicht retten, wenn man die Liebe nicht hat. (v. 1884 möchte verständlich werden, wenn man celui als Dativ für à celui fasst, was nebenbei auch für v. 1838 vorgeschlagen werde. Er heisst dann: Nostre Sire bien le mostra à celui. Dass celui im Altfranzösischen so gefasst werden darf, ist aus andern Stellen unzweifelhaft. Im Glossaire werden aus Guiot selbst ähnliche Stellen angeführt. Dann ist die Stelle wenigstens grammatisch klar. Ihr eigentlicher Sinn wäre dann vielleicht auch von den schriftbelesenen Herausgebern aufzufinden. Ich möchte wegen en la roche demoré eher an Priester und Samaritaner als an die beiden Schächer denken.) In wenigen Worten v. 1932 — 1940 erwähnt er dann Durand, den Zimmermann, der die weissen Kapuzen verkaufte, dafür Gold und Silber erwarb, meisterhaft die Leute täuschte und so an zweimalhunderttausend Menschen betrog. — Die Hospitalbrüderschaft des heiligen Antonius schildert er im Zustande völligster Verwahrlosung und Verkommenheit. (Der unerklärliche und auch trotz des Aufwandes von Gelehrsamkeit im Glossar nicht erklärte Vers 1985 scheint irgend eine Obscönität und zugleich eine falsche Lesart zu enthalten). Endlich sagt er den Nonnen und Laienschwestern die Wahrheit, nachdem er einleitend ausgeführt hat, wie schwer es eigentlich ist, über die Frauen etwas Gewisses zu sagen. Er vergleicht sie mit den Tauben, die an der Kirche ihre Nester bauen, aber zugleich die Kirche verunreinigen und ihre Federn hineinfallen lassen. (v. 2195 nehme ich Taubenfeder ganz wörtlich, vom Erklärer abweichend, der in la plume de colomp eine Art Kopfputz vermuthet.) Die Theologen seiner Zeit (v. 2274 devenir verdruckt statt deviner) gleichen dem Mühlenbeutel, der das feine Mehl durchlässt, die Kleie aber in sich behält, den Rinnen die ihr Wasser ergiessen, aber selbst in Fäulniss übergehen, dem Licht, das zwar leuchtet, aber sich selbst verzehrt. Der Juristen Werk läuft auf Trug hinaus; nur auf Gewinn sinnen sie, aus den Quellen der Wissenschaft schöpfen sie böses Wissen. Unter den Aerzten sind viele, die von der Medicin nicht viel mehr verstehen, als er, Guiot, selbst. Sie haben keinen Freund, keinen Verwandten, den sie nicht lieber krank als gesund sähen. Er hat selbst unter ihren Händen gelitten. Schmutzig ist ihr Werk. Der Name sagt es: Fisicien beginnt mit fi. Statt ihrer Büchsen sind ihm Wein, Sauce und Kapaunen lieber, zwar gibt es auch gute Aerzte, wie Rosen unter Nesseln stehn. Einen solchen wünscht er sich, wenn er krank wird. Ist er aber wieder gesund, dann möge den Arzt und seine ganze Heilkunst ein Schiff auf Nimmerwiedersehn nach Salonichi führen. Damit endet die Bibel.

In dieser Inhaltsübersicht hat der Referent bereits angedeutet, wo er vom Texte und dessen Auffassung abweichen zu müssen glaubt; auch nimmt

er sich nicht heraus, für die von ihm gemachten Aenderungen stets den Titel Berichtigungen zu beanspruchen; dieselben seien nur als Vorschläge der Erwägung anheimgestellt.

Leider war es den Herausgebern nicht vergönnt, die Manuscripte einzusehen, und sie haben sich mit einem wörtlichen Abdruck des Méonschen Textes nebst dessen Varianten begnügt, ihre Verbesserungen des Textes dagegen unten an den Seiten angebracht. Nicht ganz einverstanden sind wir mit ihrem Streben, überall eine gleichmässige Orthographie herzustellen und die Regel des flexivischen s überall zur Anwendung zu bringen. Eine Orthographie wird sich schwerlich nur für einen der drei Hauptdialekte des Altfranzösischen je herstellen lassen, da jeder derselben wieder andre Unterabtheilungen von Dialekten umfasst, und an den Grenzen diese wiederum ineinander spielten. Eine Schriftsprache hatte sich noch nicht herausgebildet, und so schrieb ein Jeder seinen Dialekt. Dieser selbst aber konnte durch Aufenthalt in verschiedenen Landestheilen modificirt sein, und so ist es ganz natürlich, wenn es fast kein längeres Gedicht gibt, in dem nicht für dasselbe Wort verschiedene Formen vorkommen sollten. Diese Verschiedenheit entstand gewiss oft schon mit den Verfassern und braucht gar nicht erst durch den einen andern Dialekt redenden Scriben erklärt zu werden. Es kann potage neben potaige vorkommen, wie im Deutschen in demselben Gedichte gerochen und gerächt, standen und stunden, Mannen und Männer vorkommen könnte. Was aber das flexivische s betrifft, so gibt es schwerlich ein längeres altfranzösisches Gedicht, selbst der älteren Zeit, wo es durchgreifend gesetzt worden wäre.

Die höchst lehrreichen Anmerkungen zum Buch Guiots, wohl nicht Buch Guiot, fassen namentlich vier Punkte in's Auge: 1) das Verhältniss Guiots zu Wolfram von Eschenbach, 2) die Parallelstellen aus Brunellus Vigellus, 3) die Bibelstellen, die zur Erläuterung des Textes dienen, 4) die historischen Nachweisungen über Ursprung und Einrichtung der in der Bibel angeführten geistlichen Genossenschaften.

In ihnen ist in erschöpfender Weise alles zum Verständniss erforderliche Material geboten, und nur mit Hilfe derselben wurde es dem Referenten überhaupt möglich, Guiot zu verstehen und sich an die Besprechung zu wagen.

Hinsichtlich des Glossars lässt sich nur Löbliches sagen. Es ist eins der fleissigsten und gründlichsten Specialwörterbücher, die je für das Studium eines altfranzösischen Schriftstellers geschrieben worden sind. Jedem Worte ist, wo es nöthig war, die Etymologie desselben zugefügt, und es folgen alle Stellen des Buches, wo es vorkommt. (Einen andren als orthographischen Unterschied zwischen ains (ad hanc??) und ainz vermag der Referent in den angeführten Stellen nicht zu sehen. Ains mit der Negation ne heisst wörtlich vorher nicht, früher nicht und daher auch bis jetzt nicht.) Zum Belege, dass es der Wortforschung neue Anregung gibt, citiren wir nur das Wort raancler (to rankle).

Da wir noch immer kein ausreichendes Wörterbuch des Altfranzösischen haben und auch nicht bekannt ist, dass irgend einer der Berufenen sich die Anfertigung eines solchen zum Ziel gesetzt hat, so sind, wie noch kürzlich Diez, Jahrbuch II, p. 108 wiederholte, „sorgfältige Glossare über einzelne Schriftsteller um so dankenswerther: sie werden die unausbleibliche Unternehmung eines altfranzösischen Wörterbuches nicht wenig fördern.“ Diese letztere Betrachtung gibt zugleich Anlass, des ehrenvollen Nachrufes zu erwähnen, den San-Marte, der eine der Verfasser, seinem nunmehr entschlafenen Mitarbeiter Johann Friedrich Wolfart gewidmet hat. Derselbe war der Schule durch seine thèmes français seit langer Zeit vortheilhaft bekannt, auf welches Buch noch vor Kurzem van Dalen in seiner Englischen Grammatik 1860 wiederum aufmerksam machte. Hier erfahren wir, dass von demselben ein der Vollendung nahes Wörterbuch der romanischen Sprachen handschriftlich existirt, und man würde es mit dem Mitherausgeber beklagen,

„wenn diese Schätze nicht noch durch die Hand eines Sachkundigen der Wissenschaft erhalten würden.“

Nach allem Vorhergesagten ist demnach das erste Heft dieser Parcivalstudien als ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniss altfranzösischer Sprache und Literatur willkommen zu heissen und der Beachtung zu empfehlen.

Was das zweite, oben erwähnte Heft dieser Parcivalstudien betrifft, so vermag der Referent nach der Durchsicht nur zu bedauern, dass er den reichen und überaus anziehenden Inhalt desselben den Lesern nicht vorführen darf, da er in der Sache ein Laie ist. Er erlaubt sich daher nur, die Haupttheile desselben hier theilweise zu bezeichnen und damit die Besprechung sachkundiger Hände herbeizurufen.

Allgemeiner Theil. Erster Abschnitt: Zur Glaubenslehre. Gott. Jesus Christus. Engel und Dämonen. Teufel und Hölle. Paradies. Seele. Sündenfall, Erbsünde. Sacramente (Taufe, Abendmahl, Busse, Priesterweihe, Ehe). Zum Cultus. Zweiter Abschnitt: Zur Sittenlehre. Herz. Tugend. Treue, Untreue. Stäte und Unstäte. Der Falsch. Zweifel. Wankelmuth. Demuth. Schaam. Kiusche. Armuth. Hochfahrt, Gier, Saelde, Heil. Wunsch. Senen, Sûr.

Besondrer Theil: Die kirchlichen Zustände des eilften und zwölften Jahrhunderts. Der heilige Gral und sein Reich. Die Sünde des Amfortas. Die Schuld Parcivals und die unterlassne Frage. Die verbotene Frage. Christenthum und Heidenthum und ihr Verhältniss zum heiligen Gral.

G. Büchmann.

Französische Lesebücher:

1) Récits historiques par Augustin Thierry et Madame Campan. Bibliothèque choisie par Schwalb, Dr. Essen chez Baedeker, 1859.

2) Le Misanthrope, comédie de Molière avec des notes; publié par Schwalb, Dr. 2. édition. Essen chez Baedeker, 1860.

3) Choix d'esquisses biographiques de François Arago, rédigé à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne sous la direction de Ch. Vogel, Dr., directeur des écoles bourgeoises de Leipzig. Leipzig, 1859. T. O. Weigel, 1859.

4) Lectures françaises à l'usage des écoles et des colléges, recueillies et publiées par le Dr. L. Noël, professeur, membre de plusieurs réunions de savants. 3. édition. Leipsic chez Friese, 1860.

5) Premières lectures françaises. Französisches Lesebuch für die unteren Classen, herausgegeben von Dr. F. Seinecke. 2. Auflage. Hannover bei L. Ehlermann, 1859.

Nro. 1 ist das fünfte Heft der Bibliothèque de la littérature française en prose, in welcher ausserdem schon erschienen sind: I. Guizot, discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre; II, Guizot, histoire de Charles I. depuis son avénement jusqu'à sa mort; III und IV, Frédéric le Grand, lettres et poésies. Das vorliegende Heft enthält Auszüge: 1) aus den récits des

temps mérovingiens, und zwar den ersten Act des blutigen Dramas, dessen Hauptpersonen Fredegunde und Brunhild sind; und 2) aus den mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette par Madame Campan. Ausser einer biographischen Einleitung über die beiden vorgeführten Schriftsteller, ist dem Texte derselben weiter nichts hinzugefügt. Anders ist es Nro. 2, dem 3. Hefte einer zweiten Sammlung desselben Verfassers: élite des classiques français avec les notes des meilleurs commentateurs. In dieser Sammlung sind ausserdem schon erschienen: Athalie, le Cid und l'Avare, alle drei schon in zweiter Auflage, und chefs-d'oeuvre poétiques de Boileau, Horace, Lucrèce und Iphigénie en Aulide. In dem vorliegenden Hefte haben wir, ausser einem französischen Excurs über Molière als Komiker, zahlreiche Anmerkungen, die gut zusammengestellt und wohl geeignet sind, in das Verständniss nicht nur des Dichters, sondern auch seiner Zeit einzuführen. Beide Hefte sind auch äusserlich gut ausgestattet und ziemlich frei von Druckfehlern, eine Eigenschaft, die bei französischen, in Deutschland gedruckten Büchern noch sehr häufig vermisst wird.

Mit nicht geringerer Sorgfalt ist Nro. 3 behandelt, das I. Heft einer Sammlung, die beabsichtigt, der Biographie neben der politischen Geschichte in der Lectüre der höheren Classen eine Stelle zu verschaffen. Es enthält die Histoire de ma jeunesse und die Gedächtnissreden auf Molière und Cuvier, erstere 1844 bei der Einweihung des durch Nationalsubscription dem Dichter errichteten Monuments, die andere 1832 bei der in der Académie des sciences veranstalteten Gedächtnissfeier gehalten. Da das Buch dem Stoffe und der Absicht nach ebenfalls für die höheren Classen berechnet ist, so hätte der Herausgeber vielleicht etwas sparsamer mit den Anmerkungen sein können, die, meistens sprachlichen Inhalts, Verhältnisse erklären, die auf der gedachten Stufe doch schon als dem Schüler geläufig vorausgesetzt werden sollten. Zum mindesten aber müssen wir die in der table des matières gegebene alphabetische Zusammenstellung der in den Noten erklärten Wörter und sprachlichen Verhältnisse als überflüssig bezeichnen; eine derartige Zusammenstellung muss man dem Schüler selbst überlassen, und ihn zur Anfertigung derselben anleiten, nicht aber ihm Fertiges übergeben.

Ein ähnliches Bedenken ist in uns aufgestiegen bei der Besichtigung des vierten der oben genannten Bücher, welches sich dem zusammengestellten Stoffe nach besonders für die mittlere Stufe einer Realschule eignen möchte. Auch hier wird, unsrer Meinung nach, dem Schüler die Arbeit durch die Anmerkungen erleichtert, die meistens Uebertragung einzelner Wörter, zuweilen auch ganzer Sätze geben, eine Arbeit, die dem Schüler, und, wo sie diesem wirklich zu schwer wird, dem Lehrer überlassen bleiben sollte.

Das letzte der vorliegenden Lesebücher ist für den Ideenkreis acht- bis eilfjähriger Kinder zusammengestellt. In Bezug auf Inhalt und Form ist nichts aufgenommen, das über die Fassungskraft dieser Stufe hinausreicht; dabei findet aber doch ein so reicher Wechsel in Bezug auf die Gegenstände statt, dass der Lernende ein nicht unbedeutendes Sprachmaterial zu sammeln im Stande ist. Dieselbe Abwechslung ist auch noch deshalb anerkennenswerth, als sie eine fortlaufende Lectüre der sprachlich stufenmässig fortschreitenden Stücke gestattet, ohne dass eine Ermattung der Theilnahme des Kindes zu befürchten wäre. Wie es für diese Bildungsstufe nur erwünscht sein kann, ist ein Vocabulaire hinzugefügt, das seinem Umfange nach vollkommen ausreicht.

Dr. Crouze.

Programmenschau.

Die siebenbürgisch-sächsiche Bauernhochzeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Von Johann Mäz. Programm des Gymnasiums zu Schössburg. 1860.

Auch in dieser Zeitschrift verdient diese Abhandlung rühmlich erwähnt zu werden; denn die Eigenthümlichkeit der Sitte bedingt ja auch eine Eigenthümlichkeit der Sprache, und dem Forscher auf dem Gebiete seiner Muttersprache begegnet daher auf dem speciellen Felde, welches der Verf. zu seinem Gegenstande gewählt hat, viel des Interessanten. Es ist schon mehrfach in dieser Zeitschrift auf die wichtigen literarischen Erzeugnisse hingewiesen, welche die neu erwachte Liebe der siebenbürgischen Sachsen zu ihrer Heimath hervorgerufen hat. Die vorliegende Arbeit bietet uns weit mehr, als ihr Titel sagt. Ausgehend von der Beobachtung, dass die eintretende Neugestaltung des Lebens die Kenntniss des Althergebrachten zu vernichten drohe, hielt der Verf. es für seine Pflicht, auch seinerseits eifrig zu sein, wenigstens für die Wissenschaft die Reste des Volkslebens zu retten. So lernen wir zunächst eine Reihe noch üblicher, aber immer mehr verschwindender Bezeichnungen der verschiedenen Beziehungen des Familienlebens kennen, die anderwärts wohl nicht vorkommen mögen. So finden sich für die Trachten, für die Hausräumlichkeiten besondere Benennungen. Das Hauptstück des Aufsatzes behandelt in sehr dankenswerther Ausführlichkeit die Hochzeitsgebräuche, und die mitgetheilten zahlreichen Sprüche und Lieder sind ein werthvoller Beitrag zur deutschen Dialektologie. Es ist erfreulich, dass der Verfasser ähnliche Sittenschilderungen aus seiner und seiner Freunde Feder in Aussicht stellt.

Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat. Von Amand Baumgarten. Programm des Gymnasiums zu Kremsmünster. 1860.

Für die Kenntniss des deutschen Volkslebens ist vorliegende Schulschrift wichtig. In Oberösterreich hat sich noch ein gutes Stück alter Gebräuche, alten Aberglaubens, wie er sich an die einzelnen Tage knüpft, erhalten. Diese Reste volksmässiger Ueberlieferung hat der Verfasser sehr fleissig gesammelt, und wenn auch das Meiste sich anderwärts wieder findet, so ist es doch schon anziehend, das anderswo Uebliche auch hier wieder zu finden; aber auch manche Eigenthümlichkeiten bietet jener Landstrich dar. Kirch-

liche, häusliche Sitten, Räthselsprüche u. A. lernen wir in Menge kennen, so dass der Verfasser die Aufmunterung verdient, in seinem rühmlichen Sammlerfleisse fortzufahren.

Der deutsche Nebensatz, mit besonderer Berücksichtigung des Tempus, des Modus und der Zeitfolge. 1. Hälfte. Von Dr. Francke. Programm der Realschule zu Tilsit. 1861.

Die vorliegende Abhandlung ist aus der Praxis hervorgegangen. Der Verfasser behandelt im Unterricht die deutsche Grammatik gelegentlich bei der Lectüre, den Aufsätzen und dem lateinischen Unterricht, einzelne Theile der Grammatik vorzugsweise in bestimmten Zeitabschnitten; das gelegentlich Behandelte wird am Ende jedes Monats zusammengefasst, dictirt und von den Schülern gelernt. Eine solche Uebersicht über den Nebensatz ist die Grundlage der vorliegenden ausführlichen Arbeit, die sich auf den Nebensatz der gegenwärtigen Sprache beschränkt, auf die Geschichte der Sprache, sowie auf Vergleichung des Deutschen mit andern Sprachen keine Rücksicht nimmt, aber für jede einzelne Regel eine sehr reiche, von grossem Fleiss zeugende Beispielauswahl aus Schiller, Göthe und besonders Lessing gibt.

Versuch einer Geschichte der Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie. Einleitung. Von Dr. Weichelt. Programm des Progymnasiums zu Demmin. 1861.

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, dass die mancherlei Bedenken metrischer Art, die demjenigen aufstiessen, der sich mit der Nachbildung der classischen Dichtungen des Alterthums beschäftige, ihn veranlasst hätten, die Einführung der antiken Metra in die deutsche Poesie historisch zu verfolgen. Die Aufgabe ist gewiss eine sehr dankenswerthe, obgleich schwerlich die Lösung derselben die angeregten Fragen, ob im deutschen Hexameter statt des antiken Spondeus ein Trochäus stehen dürfe u. a., entscheiden wird. Dass die Arbeit mit Opitz erst zu beginnen hat, dass die bis dahin vorkommenden Hexameter nicht in Betracht zu ziehen sind, ist bekannt und gibt der Verfasser zu. Um so weniger sieht man ein, was die vorliegende Einleitung bezweckt, die von den accentuirenden Versen der Römer, von lateinischen Reimen in schlechten mittelalterlichen Gedichten, besonders ausführlich von leoninischen Versen, mit einem ausführlichen zu keinem Resultat kommenden Excurs über den Ursprung des Namens derselben und mit Emendationen unbedeutender Machwerke, u. a. handelt. Die eigentliche Abhandlung würde alles Mass überschreiten, wenn sie auf ähnliche Weise nach allen Seiten abschweifen wollte.

Zum Thier- und Kräuterbuch des mecklenburgischen Volkes. Vom Oberlehrer Dr. Schiller. Programm des Gymnasiums zu Schwerin. 1860.

Vorliegende Abhandlung ist der Anfang einer grössern Arbeit, die in mehreren Heften veröffentlicht werden und an deren Schluss ein Register der behandelten Wörter und Uebersicht über die benutzten Quellen folgen soll.

Indessen ist es nicht unzwekmässig, schon jetzt die Leser des Archivs auf das Buch aufmerksam zu machen, dessen ausserordentlich reicher Inhalt sich nicht aus dem Titel ahnen lässt. Es ist nämlich ein sehr wichtiger Beitrag zur Dialektologie und zur Kenntniss des deutschen Volksglaubens, also zu Grimm's Wörterbuch und Mythologie. Der Verfasser behandelt nämlich eine Menge von Thier- und Pflanzennamen schon in diesem ersten Heft, und zwar ist die Einrichtung diese, dass er von dem Thiere oder der Pflanze zuerst die verschiedenen mecklenburgischen, d. h. plattdeutschen Namen aufführt, dieselben sprachlich erklärt, daran die Sprichwörter fügt, in denen das Wort vorkommt, die Ansichten des Volksglaubens über den Gegenstand ausführlich mittheilt, endlich merkwürdige Vorfälle, in denen derselbe eine Rolle gespielt hat, berichtet, alles sehr genau und präcis, mit einer sehr sorgfältigen Uebersicht der sprachlichen, mythologischen, naturhistorischen und historischen Literatur, die sich bis auf Wochenblattaufsätze, auf alte, wie auf neueste Zeit erstreckt und von einer ungewöhnlichen Belesenheit zeugt. Dem Ref. ist kein Thier- oder Kräuterbuch bekannt von gleicher Sorgfalt. So sind von Thieren behandelt: Adder (Snak, coluber), Hartworm (anguis fragilis), Aeditsch (lacerta agilis), Adebar (ardea ciconia), Pogg (rana), Külpogg (Kulquabbe), Quad Pogg (rana bufo), Mullworm (talpa), Ritworm (gryllas gryllotalpa), Mänk (musteola lutreola), Swinegel (erinaceus), Brassen (cyprinus brama), Hawerblarr (scolopax gallinago), Harbull (scolopax gallinula), Pagelun (pavo cristatus), Heister (pica), Strandheister (halmatopus ostralegus), Klashan (anas glacialis), Twelstirt (faleo milvus), Zapp (fulica atra), Scharnball (scarabaens stercorarius), Sünnenworm (coccinella septempunctata), Eksäwer (melolontha), Watermöm (dytiscus), Wandlûs (Wanze).

Die Kanone nebst Familie. Vom Rector Prof. Dr. Brandes. Programm des Gymnasiums zu Lemgo. 1861.

Der fleissige Verfasser, nicht bloss als Geograph rühmlich bekannt, ergreift hier einen interessanten Gegenstand, das in allen Sprachen weite Gebiet des Worts Kanone. Er geht dabei natürlich von dem griech. *κανών* aus, dessen mehrfache Bedeutungen auf die anziehendsten Betrachtungen führen. *Κανών*, *κανοῦν*, *κάννα* werden als von demselben Stamme angesehn, der sich auch in den semitischen Sprachen findet, dies führt auf einen Excurs über die Kanophoren; die Bedeutung von *κανών* als Massstab auf den alexandrinischen Kanon, die kanonischen Schriften, die kirchlichen Canones, die Canonici; *κάννα* auf den Kanaster, auf Kaneel, canna auf Kanal, das spanische canones = Engpässe (die merkwürdigsten derselben in Nordamerika werden geschildert, S. 18. fg. die Ortsnamen aufgezählt, die sich auf die Wurzel kan zurückführen lassen). Das der Bedeutung nach mit *κάννα* verwandte *κάλαμος* gibt dem Verfasser Gelegenheit, die griechischen Städtenamen, die daher zu kommen scheinen, so wie die deutschen mit Rohr oder Ried zusammengesetzten aufzuführen. Den geograpischen Eigennamen folgen die aus kan abgeleiteten Nomina appellativa in der griechischen, lateinischen, französischen, italienischen, spanischen, englischen und holländischen Sprache.

Johannes Nasus, Franziskaner und Weihbischof von Brixen. 1534—1590. Von J. B. Schöpf. Programm des Gymnasiums zu Bozen. 1860.

„Das Jahrhundert der Reformation war das roheste und einfältigste, dessen sich das deutsche Volk zu schämen hat. Nie, zu keiner andern Zeit redete, schrieb und handelte man so unsauber und grob. Die Gelehrten, weit entfernt, dem Volk ein gutes Beispiel zu geben, gaben das allerböseste. Alle Universitäten waren Pfuhle der Gemeinheit, und die protestantischen thaten es hierin den katholischen noch zuvor. Mit wahrhaft viehischer Sittenverwilderung ging die dummste Superstition Hand in Hand, und zwar grade im Jahrhundert der Kirchenverbesserung, des freigewordenen Geistes und der vielgerühmten Wiedererweckung classischer Studien.“ Das sind Worte eines protestantischen Schriftstellers; für den Kundigen ist die Bemerkung unnöthig, dass sie Wuthausbrüche des bekannten W. Menzel sind, der auf dem Gebiete der Literaturgeschichte eine so eigenthümliche Rolle spielt. Wenn aber Jemand, der sich noch äusserlich zur protestantischen Kirche bekennt, so mit den erhebendsten Zeiten der Weltgeschichte umspringt, so darf man wahrlich einem katholischen Klostergeistlichen Tyrols es nicht übel nehmen, wenn er im Geiste der Concordatsschwärmerei über die deutsche Reformation und ihre Apostel sich in sehr ungünstigen Ausdrücken äussert. Das darf uns nicht abhalten, den vorliegenden Versuch einer Biographie eines rüstigen Polemikers der katholischen Kirche willkommen zu heissen; Nasus hat viel geschrieben, ist mit Vielen in Berührung gekommen, ist viel angegriffen, besonders von Fischart; uns ist dennoch noch wenig bekannt. Dem Verfasser sind ausser seinen Werken mehrere ungedruckte Quellen mitgetheilt, er hat alles fleissig benutzt, wenn auch einseitig zur Verherrlichung „des muthigsten Vorfechters für die theuersten Interessen der Menschheit“ und in schroffem Gegensatze gegen die destructiven Tendenzen Fischart's und ähnlicher Geister. Dies aber ist das Wichtigste aus Nasus Leben.

Johannes Nas geboren zu Eltman in Ostfranken 19. März 1534 (noch Gödecke kennt sein Geburts- und Todesjahr nicht), lernte in Bamberg das Schneiderhandwerk, ward auf seinen Wanderungen durch die Predigten der Prädikanten gegen seine eigene Kirche eingenommen, trat dann aber angeregt durch Thomas a Kempis Buch 1553 in München in den Franziskanerorden. Hierauf beziehen sich Anspielungen Fischarts im „Jesuwider, des Nigrinus u. A.“ Er fing nun Latein an und ward 1557 ordinirt. 1559 kam er nach Ingolstadt, und begann bald darauf seine Controverspredigten. Er zog im ganzen mittlern Deutschland umher, immer predigend, oft, wie sein Biograph versichert, von den Lutherischen mit dem Tode bedroht. Zuerst erschienen seine „Centurien“ 1565, gegen Erasums Alberus, Brenz, Flacius, Musculus Zacas, Chiander, Jac. Andreae gerichtet, der 2. Theil allein gegen Hesshus, hauptsächlich aber gegen die Lehren Luther's, der 3. gegen Jacob Andreae oder gegen die „Schriftverfälschungen des Luther,“ gegen dessen Lehre von den Sacramenten, der Gnade und Rechtfertigung, dem Primat; die 4. Centurie hat Fischart in seinem „Barfüsser Kutten und Sectenstreit“ angegriffen. Die aus den Schriften hier mitgetheilten Proben sind freilich ungemein derb in ihren Angriffen auf Luther, Matth. Flacius u. s. w., kommen aber an Witz Fischart bei weitem nicht gleich. Noch heftiger zieht er in der 5. gegen Cyriak Spangenberg gerichteten Centurie gegen Luther's Lebenswandel los, in der 6. aber wendet er sich besonders gegen Lucas Osiander. — Gegen ihn treten auf Nigrinus, gegen welche 1571 seine Gegenschrift erscheinen liess, dann Fischart, der „Vorgerückteste in den Begriffen religiöser Freiheit,“ in mehreren Schriften, gegen die u. a. Nasus die Practica practicarum, auch eine Verspottung der Astrologie, schrieb. Ausser

nicht polemischen Schriften schrieb er eine Postille in 2 Bänden und mehrere Predigten. 1571 machte er eine Reise nach Rom. Auf der Rückreise erhielt er in Brixen vom Domkapital ein erledigtes Benefizium und die Domkanzel, daneben die Kanzel der Hofkirche in Innsbruck, wo er mit den Jesuiten in vorübergehende Zwistigkeiten kam, er zog, wie bisher, predigend umher. 1580 ward er Weihbischoff. Er starb 16. Mai 1590 zu Innsbruck; Erzherzog Ferdinand, sein Gönner, liess ihm ein Marmordenkmal errichten. Während seines Aufenthaltes in Tyrol erschienen von ihm der Katechismus, das Hausbüchlein des Christenthums, viele Predigten und viele theologische Streitschriften, so die „Wiedereinwarnung“ 1577 gegen den „Bienenkorb“ (wahrscheinlich Fischart's), 1577 die „Widerlegung des Josua Opitz,“ das „Examen der lutherischen Concordia 1580,“ auch gegen Fischart's Jesuiterhütlein gerichtet, worüber ein Streit zwischen ihm und Nigrinus entstand, 1588 der Angelus parænetícus und in demselben Jahre Præludium in centurias hominum sola fide perditorum, alle deutsch, apologetisch und polemisch; gegen Fischart's satirische gereimte Auslegung der Steinfiguren im Strassburger Münster eine gereimte Auslegung (in Scheible's Kloster X, 1178 mitgetheilt), dann 1589 der Levita catholicus gegen den Wittenberger Georg Müller. Nas Schriften sind in der Weise der Zeit besonders reich an derben Sprichwörtern; eine Auswahl ist hier S. 70 gegeben. Der Anhang stellt die Schriften des Joh. Nas chronologisch zusammen.

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Englische Etymologien.

I. Pedigree, der Stammbaum, das Geschlechtsregister. Dieses Wort wird abgeleitet: a) Vom lat. pes, pedis, franz. pied, Fuss, und frz. degré, Stufe, Grad, welches also ein solches unerhörtes franz. Compositum wie pied-degré geben würde. b) Vom franz. père, Vater, und degré, Stufe, also père-degré, degré des pères, patrum gradus. c) Vom lat. petendo gradum, deriving the descent. d) Von franz. pied de grés, von pied, Fuss, und altfranz. gré, Stufe. e) Vom gr. παῖς und lat. gradus, engl. degree. A. Wagner. f) Von per und degré, nach Skinner, ohne weitere Motivirung. Skinner scheint mir der wahren Ableitung am nächsten gekommen zu sein, obgleich gerade die seinige von niemand, ausser Johnson, angeführt, angenommen oder gebilligt wird. Per steht altfranz. für par. Es wäre also zusammengezogen aus der Phrase par degrés, oder altfranz per degrés, was um so leichter angeht, da das r im Englischen Munde nur schwach lautet, so dass es fast stumm zu sein scheint. Ein pedigree wäre also ein Geschlechtsregister oder eine Geschlechtstafel, welche die Verwandtschaft nach Graden oder Stufen verzeichnet, oder wie man französisch sich ausdrücken könnte: une table généalogique qui marque la parenté par degrés. Das Wort muss schon sehr früh nicht mehr verstanden worden sein, weil sich bei Palsgrave (1530, geb. 1480) petygrewe findet, eine Form, die sich weniger leicht als pedigree oder vielmehr gar nicht erklären lässt. Es ist offenbar eine Umdeutung. Zuerst wollte man das pedi verständlicher machen und schloss es an petty an, und dann das gree, und schloss es an grew, imperf. von grow, an. Allmählich kehrte man zu der dem wahren Ursprung näheren Form wieder zurück, die natürlich immer neben der unrichtigern bestand, wir können bis jetzt nur keine äusseren Zeugnisse darüber beibringen; 1590 schrieb man noch pettigree, später 1611 — 1650 schon wieder pedegree (bei Cotgrave and Sharwood).

II. Peruse, durchlesen, piroóz nach Walker und Worcester, von einigen auch peroóz und peryoóz gesprochen. Ist nach Worcester of uncertain origin. Gewöhnlich wird es abgeleitet von lat. per und utor, usus. So von Minshew, Skinner und Webster. Nach anderen ist es von per und franz. user, nach Johnson von per und engl. use. Richardson warnt mit Recht vor Zusammensetzungen von Wörtern, die nicht schon in der Sprache selbst, woraus man sie ableitet, als solche gebräuchlich sind, und leitet es selbst vom franz. pourvoir, to look through, ab. Allein franz. pourvoir bedeutet gar nicht to look through, sondern to provide for, und wie aus pourvoir peruse entstehen soll, dafür liefert er keinen Beweis und kann ihn auch nicht liefern.

Das Wort scheint mir aber eine merkwürdige Corruption von einem ehemaligen pervise zu sein, von lat. pervisus, Particip. von pervidere, to look over, to look at, to consider, to examine, wie revise von revisus. Dieses

pervise wurde ehemals stets peruise geschrieben. Dadurch dass man dieses bei nicht ganz klarem Verständniss des Ursprungs ungeschickt las, nach der Analogie von pursuit oder bruise, entstand die Aussprache peruse. Ein gewiss seltener, aber deswegen nicht gerade unsicherer Fall. Auch entspricht die ursprüngliche Bedeutung genau diesem Ursprung. Diese war nämlich nicht durchlesen, sondern untersuchen, prüfen, übersehen, to examine, to survey. So bei Shakspeare und Milton. Der letztere sagt: Myself I then perus'd, and limb by limb survey'd. Auch die jetzt gewöhnliche Aussprache piroóz hat jede Etymologie gänzlich vergessen.

Dr. C. A. F. Mahn.

Italienische Etymologien.

I. Ramarro, die Eidechse, und zwar die grüne Eidechse, indem eine Eidechse überhaupt lucerta oder lucertola heisst. Das Wort kommt schon bei Dante vor, z. B. Inferno 25, 79. Come 'l ramarro, sotto la gran fersa De' dì canicular, cangiando siepe, Folgore pare, se la via attraversa. Nach Diez Wörterb. p. 426 ist es ein Wort unbekannter Herkunft. Einige Italiener leiten es vom pers. rah, via, strada battuta, und mar, serpente, ab, also serpente delle strade, weil man sie leicht auf den Wegen antreffe, wenn sie von einem Gebüsch in das andere schlüpft, oder vom pers. remarem, diversicolor, was auf die doppelte Farbe des Thieres gehe, oder vom hebr. remes, rettile. Alle diese Etymologien sind zu verwerfen, indem die Namen von den in Italien einheimischen Thieren nicht aus dem Persischen und Hebräischen abgeleitet werden können, wo sie nicht einmal in dieser Bedeutung vorhanden sind, sondern wo nur ihre möglichen Elemente zusammengesucht werden können. Man könnte an das ital. ramo, Zweig, denken, (und Menage denkt wirklich daran), indem die grüne Eidechse mit einem grünen Baumzweige, dem sie in der Farbe ähnlich ist, verglichen worden wäre. Doch scheint dieses zu gesucht, nicht natürlich genug. Die wahre Ableitung scheint mir die von rame, Kupfer, (vom lat. æramen), zu sein, mit dessen Farbe, wenn dasselbe angelaufen ist, die der grünen Eidechse die grösste Aehnlichkeit hat, daher auch bei uns dieses Thier den Namen Kupfereidechse führt. Die Suffixe arro, arra, orro, orra, urro, urra, die im Spanischen und Portugiesischen zahlreicher vorkommen, weil sie dort iberischen Ursprung haben, sind im Italienischen zwar nicht sehr häufig, jedoch kommen sie in einzelnen Wörtern vor, z. B. in bizzarro, wunderlich, tabarro, Mantel (franz. tabard), zimarra, ein langer Tuchrock, camorro, ein Bauer, camurra, ein Hauskleid, gazzarra, gazzurro, Freudenfest mit Kanonenschüssen, bazzarro, Tausch, cipporro, Taschenkrebs, gammurra, eine Art Weiberrock, cimurro, cimorro, Druse, Pferdekrankheit, mazzamurro, Gekrümel von Schiffbrot. In der Volkssprache der Romagna heisst die grüne Eidechse mar. Dies ist eine Abkürzung oder Verstümmlung von ramarro, nicht umgekehrt ist ramarro aus mar entstanden. Ram bei Diez Gr. 2, 343, ist Druck- oder Schreibfehler für mar, wie dort auch camorro, Baum, in camorro, Bauer, verbessert werden muss.

II. Pedante, ital., span. und portug., franz. pédant, deutsch und engl. Pedant, ein steifer, kleinlicher und geschmackloser Gelehrter, ein Schulfuchs. Das Wort ist ursprünglich italienisch. Ottavio Ferrari verwirft die Ableitung vom griech. *παῖς, παιδός*, und leitet es vom latein. pedaneus, zum Fuss gehörig, ab, magister pedaneus, qui cathedram non ascendit, sed *χαμαιδιδάσκαλος*, id est humi et de plano docens. Menage dagegen verwirft die Ableitung von pedaneus, und billigt die von *παῖς*. Diese letztere ist allgemein angenommen, von Diez aber dahin modificirt worden, dass das Wort nicht direct von *παῖς*, sondern von dem davon abgeleiteten *παιδεύειν* kommt, aus welchem ein lat. pædare oder ein ital. pedare entsteht, dessen Participium

pedante ist. Nun ist aber directe Ableitung von einem griech. Zeitworte im Romanischen selten und daher meistens bedenklich. Es finden sich nur wenige ganz sichere Fälle, etwa ital. agognare, gierig verlangen, von ἀγωνιᾷν, sich ängstigen, bangen, balzare, von βαλλίζειν, hüpfen, franz. moquer, von μωκᾷν, spotten, span. palear, von παλαίειν, fechten, franz. saper, span. sapar, ital. zappare, untergraben, von σκάπτειν, graben. Es ist daher im Romanischen bei Ableitungen aus dem Griechischen, wenn es sich nicht um die später eingeführten technischen und wissenschaftlichen Ausdrücke handelt, grosse Vorsicht geboten. Ich sehe daher pedante viel lieber als eine Zusammenziehung von pedagogante an, welches zwar selbst in der Sprache nicht mehr vorkommt, aber ganz genau dem latein pædagōgans, dem Participium von pædagōgare, erziehen, entspricht, welches von pædagōgus, griech. παιδαγωγός, ein Knabenführer, Hofmeister, stammt. Dies scheint mir ein einfacherer und richtigerer Weg als unmittelbar oder mittelbar von παιδεύειν, oder gar von παῖς, παιδός. Dass pedante früher und ursprünglich einen Erzieher oder Hofmeister bedeutete, ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Im älteren Italienischen hat es nur die Bedeutung Schulmeister. es ist s. v. a. pedagogo, und im älteren Englischen, z. B. bei Dryden und Shakspeare, ist diese Bedeutung ebenfalls noch deutlich nachzuweisen. Die schlimmere Bedeutung bekam es erst später. Was das lateinische und griechische pædagōgus eigentlich bedeutet, ist bekannt, aber selbst dieses Wort hat bei Sueton schon die Bedeutung eines alles schulmeisternden Pedanten. Zusammenziehungen wie pedante von pedagogante mit Ausfall von 2 bis 4 auf einander folgenden Buchstaben sind in den Sprachen eben nicht selten. Es lassen sich viele Beispiele davon anführen. Das schärfste Beispiel dieser Art ist unser Fidibus aus fidelibus fratribus, wo 11 Buchstaben in der Mitte ausfallen, wobei freilich mit in Anschlag zu bringen ist, dass hier eigentlich zwei Wörter zusammengezogen werden.

Dr. C. A. F. Mahn.

The succour of Lucknow.

On the bastion of Fort Lucknow
Are two soldier's wives sitting
Wearied, hopeless, worn and withered.
One day more, an only night more,
Thus pronounced the chiefs of warfare,
Holds the fortress, if not succoured.

There they sit, the corporal's wife
Jessie Brown the Highland's daughter
And the colonel's consort, having
In her lap the head of Jessie.
„Sleep, o Jessie! I shall rouse thee,
When relieved from bloody labour,
Is returned to thee thy husband.“
Thus the colonel's wife says soothing,
But herself she sinks in slumber.

Suddenly a yelling outcry
Rouses her; the Highland woman
Starts and screams, her arms extended,
„Look! I see! My mother's standing
On my native loch and joyful
Beckons me into my country.“

Der Entsatz von Lucknow.

Auf der Bastion zu Lucknow
Sitzen zwei Soldatenweiber
Abgehärmt und ohne Hoffnung.
Einen Tag nur, eine Nacht noch,
Sagen alle Kriegeshäupter,
Hält sich ohn' Entsatz die Veste.

Matt im Schoosse der Obristin
Ruht das Haupt der Korporalsfrau
Jessie Brown, der Tochter Schottlands.
„Schlaf nur, Jessie! Will Dich wecken,
Wenn Dein Mann, von blut'ger Arbeit
Abgelöst, zu Dir zurückkehrt.“
Also sagte die Obristin,
Doch sie selber sinkt in Schlummer.

Plötzlich weckt ein wilder Schrei sie;
Aufgesprungen ist die Schottin,
Ruft die Arme ausgebreitet:
„Sieh! Ich sehe! Meine Mutter
Steht am Rand des See's und winkt mir
Freudig in die Heimat zu sich!“

„O poor Jessie!“ says her mistress,
„What thou seest is but a phantom
And thy second sight a falsehood.
Smoke of campfires dost thou see there,
Flickering and waving to us.“
In her lap the head of Jessie
Drops again, again they slumber.

Then anew she screams in rapture
To the battery she hastens:
„Do you hear? It is the Slogan
Is the warcry of my brethren.
The Mac Gregors are approaching!“
And she sinks again exhausted.

Round her gather all the warriors,
Anxiously the women listen;
But the colonel hears the thunder
Of the cannons, not the Slogan,
Shakes his head and shrugs his shoulders.
O the wailing of the women!
O the whining of the children!

Then a third time Jessie screams out:
„Hear you? will you still deny it?
Is that not the Campbell's Pibroch?“

Yes! it is the Highland warsong!
Through the thunder of the cannons,
Through the wailing of the Seapoys,
Through the cracking of the muskets
Through the hollow tune of drumming
Sounds the Pibroch of the bagpipe,
Cutting first and full of vengeance,
Softer then as rescue's message.

From the walls: „The Queen for ever!“
Thousands shout unto the savers
And then comes the blissful answer,
Yells the Highland Marseillaise,
Roars the scottish national hymn:
„Old acquaintance, ne'er forgotten!“

On the battery of Lucknow
On their knees are thousands lying,
Mutter prayers for their rescue,
But the Highland pipers strike up:
„Old acquaintance, ne'er forgotten!“

Norden.

„Arme Jessie!“ sagt die Herrin,
„Lass' den Glauben an das Traumbild,
An das Truggesicht, das zweite.
Rauch von Lagerfeuern ist es,
Der da wankt und schwankt herüber!“
Wieder sank das Haupt der Schottin,
Wieder schlummerten die Beiden.

Abermals schreit Jessie wild auf,
Eilt verzückt zur Batterie hin:
„Hört Ihr ihn? Es ist der Slogan,
Ist der Kriegsruf meiner Brüder
Und die Mac Gregors sie kommen!“
Und sie sinkt erschöpft zur Erde.

Um sie sammeln sich die Krieger,
Stehn die Weiber ängstlich horchend;
Doch der Oberst hört den Donner
Der Kanonen, nicht den Slogan,
Schüttelt's Haupt und zuckt die Schultern.
O der Frauen lautes Jammern!
O der Kinder leises Wimmern!

Da zum dritten Mal kreischt Jessie:
„Hört Ihr's noch nicht? wollt Ihr's leugnen?
Ist das nicht der Campbells Pibroch?“

Ja! es ist der Schotten Schlachtlied!
Durch das Donnern der Kanonen,
Durch das Wehgeheul der Seapoys,
Durch das Knattern der Musketen,
Durch den dumpfen Trommelwirbel
Tönt der Hochlandspfeife Pibroch,
Schneidend Anfangs, rachedurstig,
Sanfter dann, als Rettungsbotschaft.

„Hoch die Königin!“ so schallt es
Von den Wällen zu den Rettern,
Und als Antwort schallt herüber,
Gellt die Schottenmarseillaise,
Braust des Hochlands Nationallied:
„Alte Freundschaft geht nicht unter!“

Auf der Batterie zu Lucknow
Liegen Tausend auf den Knieen,
Danken lautlos für die Rettung;
Doch die Hochlandspfeifer spielen:
„Alte Freundschaft geht nicht unter!“

Seitz,

Einige Bemerkungen zu den Beiträgen von Dr. Hoppe. XXVIII, 4.

alien. Was bed. she smiled with alien lips (wo?)?

Die Redensart ist mir allerdings nicht vorgekommen, so dass ich das wo? nicht beantworten kann. Die Erklärung derselben aber scheint mir nicht schwer, insofern darin jedenfalls nur eine freie Benutzung des „malis ridentem alienis“ bei Horat. Sat. II, 3, 72. zu erblicken ist. Der Ausdruck des lateinischen Dichters enthält bekanntlich selbst schon eine Anspielung auf das Homerische *γναϑμοῖσι γελοίων ἀλλοτρίοισι.* Od. 20, 347. Ueber die eigentliche Bedeutung dieser Worte sind freilich von den Erklärern mancherlei verschiedene Ansichten aufgestellt worden; immer wird ein „grinsendes Lachen“ (Wieland) ein „Lachen mit verstellten Geberden“ (Kirchner) gemeint sein. Wenn im Englischen „lips“ statt cheeks gesetzt ist, so verleiht das dem Ausdrucke eine noch etwas andere Färbung, deren Sinn genau nur aus dem Zusammenhange entnommen werden kann, aber kaum ein andrer sein wird als: „sie lachte gezwungen.“

broach. Die Bedeutung der nautischen Redensart to broach to findet sich nicht nur bei Grieb, Johnson, Smart sondern auch bei Lucas selbst, der ja unter broach to, eine Eule fangen = to bring back by the lea auf to bring verweist, dort aber den Ausdruck erklärt. Smart sagt kurz, es sei to turn suddenly to windward.

cap. Zur Erläuterung der Redensart: „she sets her cap at him“ mag folgende Stelle aus Chambers's Journal 1861, Nro. 379, p. 217. dienen. Miss Maria, whose personal charms were by no means enhanced by the revolving years, and who had begun to speak of matrimony as an indelicate institution, unadapted for persons of serious dispositions, set her cap, or rather put aside the cap which she had almost resolved to adopt, and set her slender tresses to entangle Mr. Frederic Charlecot.

eldrich. Das Wort fehlt allerdings bei Lucas; Grieb hat eldritch = ghastly, frightful. Der Ausdruck ist schottisch und kommt oft vor in Sir Cauline bei Percy, Rel. I, 1. Nach seiner dortigen Anwendung könnte es ursprünglich Ortsbezeichnung sein, dann von jedem haunted place gebraucht, allmählich die jetzt gewöhnliche Bedeutung spectral bekommen haben. Wenigstens weiss ich keine Ableitung zu geben.

halyard. Lucas hat das Nöthige unter halliards; nur führt er die Singularform nicht an, während bei Smart es heisst: „halliard, a rope for hoisting or lowering a sail.“

In ähnlicher Weise scheinen manche anderen Artikel von Lucas kaum der Ergänzungen zu bedürfen. z. B. game, to die game; flimsy cf. Lucas s. v. flimsies; take time by the forelock; to evaporate; Vieles dagegen bietet einen erwünschten und schätzenswerthen Nachtrag zu dem Lexicon.

Köthen. E. Müller.

Zu Schiller.

Man macht bekanntlich der Schillerschen Poesie häufig den Vorwurf eines gewissen Phrasenreichthums oder (um die Sache gleich mit dem schlimmsten Namen zu bezeichnen) den Vorwurf des „hohlen Pathos.“ Ob oder inwiefern dieser Vorwurf begründet sei, das ist eine Frage, bei deren Besprechung nicht viel herauszukommen pflegt und auf die wir uns deshalb hier auch nicht weiter einlassen wollen. Dass manche Dichtungen Schillers, besonders aus der ersten Periode, von der erwähnten Schwäche nicht frei sind, werden selbst seine wärmsten Verehrer zugeben, allein andrer-

seits gehen viele in ihrer Kritik doch auch zu weit und nicht selten sind die Vorwürfe, die man von dieser Seite dem Dichter macht, vollständig unbegründet. So wurde kürzlich irgendwo in einer Gesellschaft die Behauptung aufgestellt, selbst in den schönsten Dichtungen Schillers finde man Stellen genug, bei denen eine strenge Kritik unter der glänzenden Hülle irgend eine Verkehrtheit, etwas schiefes in Gedanken, einen Widerspruch im poetischen Bilde oder dergl. entdecken werde. Zum Beweise wurden namentlich zwei bekannte Stellen aus Wallenstein und aus der Glocke angeführt.

„Nacht muss es sein, wo Friedlands Sterne leuchten."

Das diesen Worten zu Grunde liegende Bild sei deshalb ganz verfehlt, weil — „die Sterne überhaupt immer nur bei Nacht, niemals bei Tage leuchten." Es sei also mindestens sonderbar, etwas als eine Eigenthümlichkeit von Friedlands Sternen zu bezeichnen, was ja allen Sternen gemeinsam sei. — Man sieht leicht, wie unüberlegt hier der Tadel ist und wie wenig der Dichter ihn verdient. Grade in dem, was man tadelt, liegt vielmehr das Treffende des Bildes: „Wie die Sterne nur im Dunkel der Nacht leuchten, so kann auch Friedlands strahlende Geistesgrösse sich nur in der Nacht des Unglücks zeigen." — Die andere Stelle (aus der Glocke) ist folgende:

„Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühendes Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen etc."

Man findet hier einen Widerspruch zwischen den gefüllten Scheunen und Speichern auf der einen und den wogenden Getreidefeldern auf der andern Seite. „Wenn die Scheunen gefüllt, die Ernte also beendet sei, dann könne man sich unmöglich die Felder noch mit wogendem Getreide bedeckt denken." Das klingt allerdings sehr einfach, und es könnte hier in der That so scheinen, als sei dem Dichter auf seinem erhabenen Fluge etwas Menschliches passirt, wie dies ja auch bei den grössten Dichtern hin und wieder vorzukommen pflegt; allein wenn man die Stelle genauer ansieht, so wird sich der scheinbare Widerspruch leicht genug lösen lassen. Man braucht dabei gar nicht einmal seine Zuflucht zu einer jedenfalls sehr gezwungenen Erklärungsweise zu nehmen, wonach die Scheunen und Speicher noch vom vorigen Jahre her gefüllt sein sollen, sondern man hat sich bloss daran zu erinnern, dass ja nicht alle Getreidefelder zugleich und auf einmal abgeerntet werden. Gefüllte Scheunen und wogende Getreidefelder können also sehr wohl auch neben einander bestehen. Es ist dies nur noch ein Zeichen mehr von einem überreichen Erntesegen, und ein solcher soll ja an unsrer Stelle geschildert werden. — — —

Phrasen dieser Art können wir uns also schon noch gefallen lassen, und es wäre nur zu wünschen, dass noch recht viele solche Phrasenmacher unter uns aufstehen möchten.

Luckau. Fr. Ad. Wagler.

Hebel.

Nicht mit so allgemeinem Jubel ist der 10. Mai 1860 gefeiert, wie der 10. November 1859, aber weit verbreitet ist im deutschen Vaterlande auch die Liebe zu Hebel. Ist er ja doch einer der innigsten lyrischen Dichter, rührt und ergötzt er zugleich, ein echter Humorist, und ist der rheinische

Hausfreund noch immer ein Lieblingsbuch für Jung und Alt. Seine nächste Heimath hat freilich zunächst Interesse an der genauen Kenntnis seines Lebens, aber über diese hinaus interessirt man sich doch auch für die äussern Verhältnisse des Dichters. Es war daher eine würdige Festgabe, dass die am hundertjährigen Geburtstage Hebels in der Hauptstadt des badischen Oberrheins, zu Freiburg im Kaufhaussaale gehaltene Festrede, welche das Leben Hebels in ansprechender Form schildert, einer Sammlung ungedruckter Briefe beigefügt wurde.*) Diese Briefe sind aber theils solche, welche an Hebels langjährigen Freund, den Kirchenrath Engler geschrieben sind, theils an die Familie Hanfer in Strassburg gerichtet. Sie sind ein werthvoller Beitrag zur Kenntniss Hebels, sie enthalten nämlich einerseits Aufklärungen über die Entstehungsgeschichte einzelner Aufsätze Hebels, namentlich über den schönen Statthalter von Schopfheim, andrerseits sind sie reich an schönen Sprüchen, heitern und ernsten Sinnes, wie sie wohl in Hebels Werke aufgenommen zu werden verdienten. So schreibt Hebel an seinen geistlichen Freund ganz in Jean Paulscher Weise: „Schicken Sie mir doch bei guter Zeit ein fruchtbares Thema für die Gründonnerstags-Nachmittags-Predigt oder lieber Ihre fertige Predigt ganz. Ich habe seit 11 Jahren den armen Pilatus schon so scalpirt und geschunden, dass kein Schakal aus der Wüste mehr eine geniessbare Faser an ihm herunternagen könnte, und die paar Schulterbeine und Hüftknochen, die ich noch übrig habe, kann ich in Gottes Namen nicht weich kochen. Ich muss sie den Zuhörern, so hart sie sind, an den Kopf werfen und sagen: Da! das ist das letzte und über's Jahr kommt mir nimmer!“ Und diese humoristische Betrachtungsweise ist sehr schön auf die Sprache, auf das unschuldige Wort „zwar“ angewendet, von dem Hebel sagt: „Ich rechne es zu den vielen andern Vorzügen der deutschen Sprache, dass sie dieses Wort, das immer etwas abzwackt und immer etwas einengt und in die schönste An- und Aussicht einen langen Schatten wirft, so hart und kurz als möglich ausdrückt. Ja es sieht mir nicht einmal recht deutsch, sondern eher wendisch oder Czaarisch aus, und ich will gern glauben, dass wir ursprünglich kein eigenes Wort dafür hatten, sondern ein fremdes einschwärzen mussten, weil das deutsche Gemüth so gerne zu allem Guten und Schönen, besonders zu so einer Einladung ein freies frohes Ja sagen möchte.“ Wie leuchtet auch aus diesen Worten das tiefe Gemüth des Dichters hervor, so dass solche Bruchstücke wohl in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen zu werden verdienten. —

Hölscher.

Deux vieux couplets en l'honneur de la Sainte-Vierge.

Dans l'église de Saint-Mesme de Chinon il y a plusieurs peintures murales qui datent du XVe siècle, comme M. le Comte de Galembert, inspecteur des monuments historiques d'Indre-et-Loire, membre de plusieurs académies et ce qui vaut encore davantage pour le sujet en question, peintre aussi renommé que savant archéologue, l'a prouvé incontestablement par son excellent Mémoire sur les peintures de l'église Saint-Mesme de Chinon, lu à la Société Archéologique de Touraine, le 28. novembre 1851 (à Tours chez Guilland-Verger, rue royale, 43. 1855). Le sujet d'une de ces peintures est un crucifiement traité d'une manière mystique plutôt qu'historique, sur lequel il faut écouter le célèbre auteur lui-même.

„Ici le Christ“ dit-il p. 19 et 20 „est douloureusement appendu à l'arbre de la croix: il vient de mourir; ce n'est point sa mère et saint Jean qui

*) Aus Hebels Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860 Freiburg, Wagnersche Buchhandlung, 1860. 10 Sgr.

recueillent son dernier soupir, comme cela eut lieu en effet, ainsi que celui-ci nous l'apprend dans son évangile; mais de chaque côté de la croix, deux saintes, célèbres par leur pénitence, se tiennent debout; à gauche sainte Marie-Madeleine portant un petit vase de parfums, à droite sainte Marie l'Égyptienne enveloppée pour tout vêtement dans sa longue chevelure et tenant à la main une bandelette où se lit une légende en caractères gothiques. C'est bien là une composition basée sur une idée symbolique, préférée volontairement à la vérité historique; mais ce qui en complète le sens, c'est la fontaine qui occupe le milieu du tableau. Le rocher de Golgotha est devenu un bassin rectangulaire dans lequel le pied de la croix baigne dans le sang du Christ, s'échappant de chacune de ses plaies par quatre jets continus. Un second bassin, plus grand, reçoit le sang contenu dans le premier par quatre mascarons qui représentent les attributs caractéristiques des quatre évangélistes, le lion, l'aigle, le boeuf et l'ange, dont les têtes appliquées sur la face du premier bassin complètent l'idée symbolique que l'artiste a voulu exposer et que je formulerais ainsi: Le sang de N. S. I.-C. répandu et réservé dans la suite des âges, pour la rémission des péchés, s'épanche sur le monde par la parole dont les évangélistes gardent le précieux dépot afin de le transmettre aux générations humaines. Je terminerai cet exposé de la partie morale de cette composition, en transcrivant ici les légendes par lesquelles les deux saintes expliquent elles-mêmes la pensée de l'auteur.

Voici d'abord celle de sainte Marie-Madeleine:

O vous pecheurs querans a Dieu pardon
De vous peches. Voesy la vraie fontaine
De laquelle sourt grace a grant bandon
Ou chacun peut laver sa coulpe vaine
Comme j'ai fait Marie-Magdelaine
Qu'estoye souillee de peches les et ors.
Nette j'en suis de tout point save et saine.
Venez y donc et croyez mes recors.

Voici maintenant la seconde que sainte Marie l'Égyptienne tient à la main:

C'est ici eun chacun doet venir
Laver de coeur en grant devocion
Tout ses peches pour net en devenir
A la fontaine qu'est de remission
Comme j'ai fait en grant devoxion
Moy Egyptienne qui de pechez avoye
Tant que c'estoit abbominacion.
Or, en suis nette, si vous montre la voye.

On voit encore une troisième légende, dans le bas du tableau, près de sainte Marie l'Égyptienne, mais elle est indéchiffrable."

J. W.

Randglossen.

Etymologisches.

In Adelung's Wörterbuch findet sich:

„Mos, plur. car. ein nur in den niedrigen Sprecharten im Scherz zuweilen übliches Wort, welches ohne Artikel gebraucht wird und Geld bedeutet. Es ist aus dem jüdisch-deutschen (?) Mesum, Geld,

verderbt und wird zuweilen auch Moses gesprochen.*) Mos haben, Geld."

Das Wort ist vielmehr die Mehrzahl zu dem aramäisch-chaldäischen מָעָה, Geld (nach der bei Juden gewöhnlichen Aussprache mooh), s. Buxtorf Lexic. chaldaic. (1639) col. 1239:

„obolus, numulus, pecunia, מָעָה, מָעָא, מְעָא."

Ein andres aus derselben Quelle stammendes Wort ist das bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts häufige besebeln, besefeln = bescheissen, betrügen (z. B. auch bei Heine im Tanzpoem Faust). Grimm, der im Wörterbuche 1, 1609 richtig angibt, dass in der rothwelschen Gaunersprache (nach allen Verzeichnissen) besebeln und besefeln — concacare, wie sefeln — cacare, sefel — merda bezeichnet, irrt doch sehr in der Etymologie dieser Wörter, welche er, da sie „keinen hebräischen Ursprung haben," auf deutsche Stämme zurückzuführen sucht. Man sehe vielmehr Buxtorf l. l. col. 641, wo sich findet:

„stercus, fimus, זֶבֶל, זִבְּל,"

z. B. in der chaldäischen Bibelübersetzung 2 Kön. 6, 25 (bei Luther „Taubenmist"); 9, 38 („Koth"); Jerem. 9, 22 („Mist"), wie auch

„stercorare agrum, fimo pinguefacere זַבֵּל," — und

„stercoratio זִבּוּל."

S. auch M. J. Landau rabbin.-aram.-deutsch. Wörterb. 3, 556a.

Damit fällt natürlich das von J. Grimm über die Etymologie hingestellte übern Haufen. Uns aber mag vergönnt sein, auf das in Fromman's Mundarten 6, 222 Ausgesprochne hinzudeuten und den Wunsch hinzuzufügen, dass recht bald sich ein Berufner finden möge, der „die Einwirkungen der Juden auf die deutsche Sprache" gründlich und eingehend entwickle.

Strelitz. Dan. Sanders.

*) S. mein Wörterbuch.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. Morel et E. Gérimont. L'esprit des Allemands. Pensées, maximes, sentences et proverbes tirés des meilleurs écrivains allemands. (Leipzig, Dürr.) $^1/_6$ Rthlr.

Lexicographie.

W. Wackernagel, Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuche. (Basel, Schweighauser.) 1 Rthlr.
D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 16. Lieferung. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.
W. Hoffmann, Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache. 64. Heft. (Leipzig, Dürr.) $7^1/_2$ Sgr.
M. A. Becker, Deutsches Wörterbuch in kürzester Form mit Rücksicht auf Rechtschreibung, Biegung und Abstammuug. (Wien, Wallishausser.) 28 Sgr.

Grammatik.

A. A. Wittig, Die zwei Hilfsverba und drei activen Conjugationen des französischen Dialects. (Sagan, Crusemann.) 15 Sgr.

Literatur.

M. Rieger, alt- und angelsächsisches Lesebuch nebst altfriesischen Stücken mit einem Wörterbuche. (Giessen, Ricker.) $2^2/_3$ Rthlr.
Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. 3. Ausgabe. (Hannover, Rümpler.) $2^2/_3$ Rthlr.
R. Virchow, Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. (Berlin, Hirschwald.) 12 Sgr.
K. H. Meding, Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. (Dresden, Adler & Dietze.) 8 Sgr.
K. Fischer, Schiller als Komiker. (Frankfurt, Verlag für Kunst und Wissenschaft.) Sgr.
Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herder's Nachlass. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. (Leipzig, Dyk.) 2 Rthlr.
Mélanges de Schiller, précédés du Visionnaire. Traduction nouvelle par Ad. Regnier. (Paris, Hachette.) 6 fr.

Shakspeare's Gedichte. Deutsch von W. Jordan. (Berlin, Reimer.) $1^2/_3$ Rthlr.

J. P. Schmitz, Perlenkranz spanischer Poesie. Aus Dichtern älterer und neuerer Zeit gesammelt und im Versmasse der Originale übersetzt. (München, Lindauer.) $1^5/_6$ Rthlr.

Hilfsbücher.

F. E. Mettin, Aufgaben und Stoffe für den Unterricht im schriftlichen Gedankenausdruck. (Zeitz, Webel.) $7^1/_2$ Sgr.

Fränkel's Stufenleiter. Erste Uebungen zum Uebersetzen aus dem französischen in's Deutsche. Neu bearbeitet von S. Fränkel und M. Strack. (Berlin, Klemann.) 10 Sgr.

A. Ricard, Leçons françaises graduées, extraites des meilleurs auteurs. (Prag, Credner.) $1^1/_3$ Rthlr.

H. Barbieux, le livre des demoiselles. Französisches Lesebuch für Mädchenschulen. 2 Curse. (Leipzig, Teubner.) 1 Rthlr.

Brandt dit Grierin, Phraseologie oder praktisches Handbuch der französischen Umgangssprache. 4. Aufl. (Potsdam, Riegel.) $^5/_6$ Rthlr.

J. C. A. Winkelmann, Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen. 2. Theil. Die Syntax. (Hannover, Hahn.) 18. Sgr.

O. Busch und H. Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 2. Aufl. (Leipzig, Violet.) 1 Rthlr.

V. A. Pedemont, Lessons in english reading. (Wien, Braumüller.) $1^1/_2$ Thlr.

W. E. Peschel, Vollständige englische Sprachlehre für Schulen. (Dresden, Kuntze.) $1^1/_3$ Rthlr.

J. Lewis, Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische. (Wien, Seidel.) 15 Sgr.

